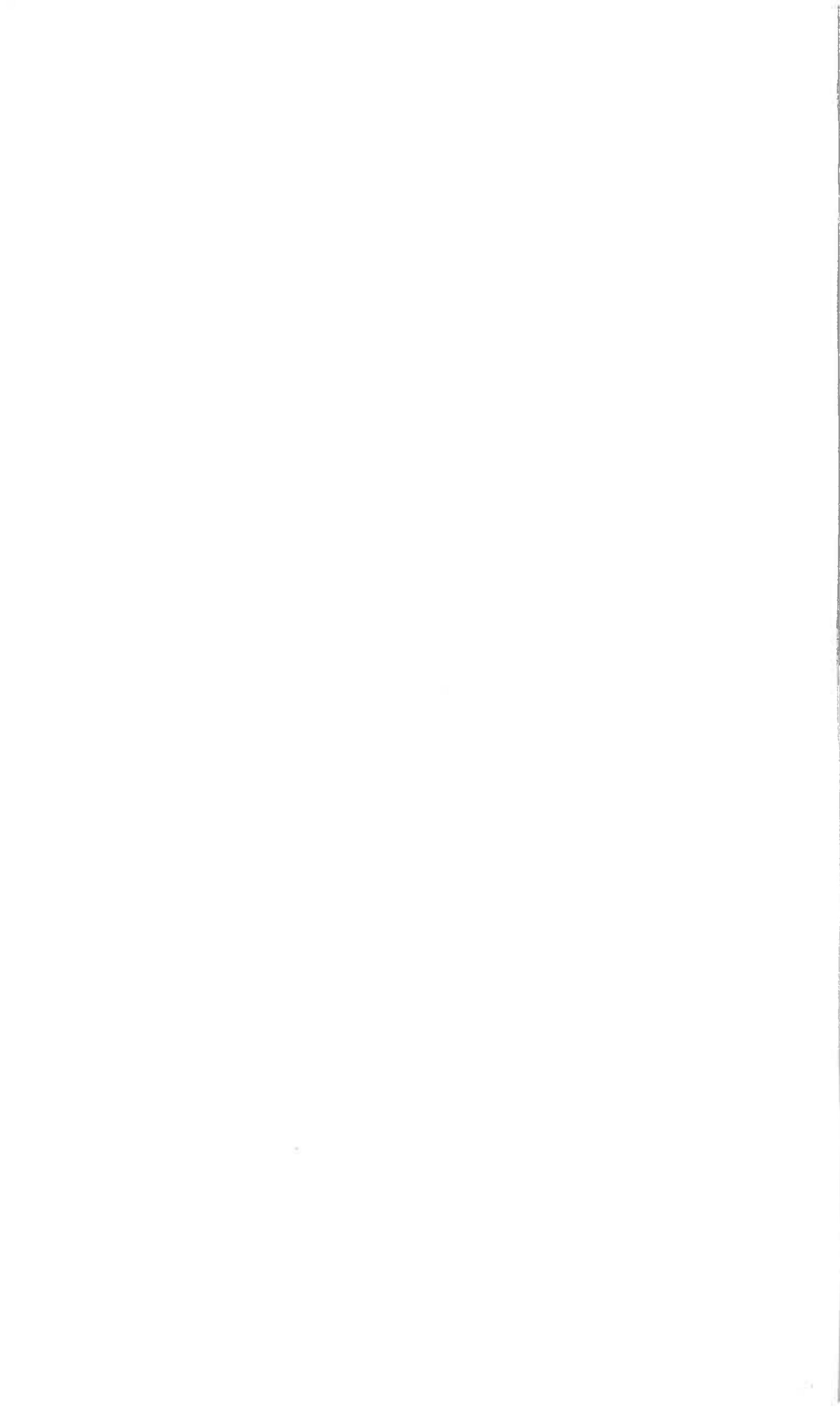




Carlyle / Friedrich der Große



Thomas Carlyle

Geschichte Friedrichs des Zweiten

genannt der Große

Neu herausgegeben und bearbeitet
auf Grund der Originalübersetzung
von
Georg Dittrich

Zweiter Band

1928

F. W. Hendel Verlag in Meersburg am Bodensee



Sechstes Buch

Das Doppelheiratsprojekt und der Kronprinz treiben im Sturme

Erstes Kapitel / Fünfte Krisis in des Kaisers Spukjagd

Da des Kronprinzen junges Leben durch widriges Geschick nun einmal in jene närrische Frage seiner englischen Heirat verflochten war und gleichsam darin aufging, so bleibt uns leider nichts anderes übrig, als in unserem traurigen Amte fortzufahren und weiter mühsam, was an Spuren von ihm sich vorfindet, aus jenem unglückseligen bettelhaften Elemente herauszufischen und zu einer authentischen Form zurückzubringen — bis er, lebendig oder tot, wieder daraus befreit worden ist. Die Winde (teilweise durch Zauberei heraufbeschworen) erheben sich stürmisch über dem Heiratsprojekt und ihm, und was die See oder allgemeine Flut europäischer Politik anlangt — doch der Leser sehe mit eigenen Augen.

Im Frühjahr 1727 bricht unerwartetermaßen Krieg aus; die Spanier beginnen wirklich Gibraltar zu beschießen; zu London schickt man aufgebracht den kaiserlichen Gesandten fort. Der Ursachen des Krieges waren mancherlei: 1. Der Herzog von Ripperda — dieser berühmte diplomatische Bullenbeißer, in Madrid nun gestürzt — suchte ein Asyl in dem Hause des englischen Botschafters, und man respektierte das Asyl nicht: das ist eine Ursache. 2. Sodann: ihr Engländer, was meint ihr mit euren Kriegsflotten in Westindien, im Mittelländischen Meere, an der Küste von Spanien selbst? Wir fordern, daß ihr sie sofort heimkehren lasset — dem kann nicht gewillfahrt werden. 3. Aber vor allem fordern wir Gibraltar von euch — dem kann noch weniger gewillfahrt werden. Xanthippe Elisabeth ist auf Gibraltar versessen: das ist, in dem günstigen Moment, den die unerwartete Stellung der Wagschalen ihr gerade bietet, die eigentliche Ursache des Kriegs.

Abtretung Gibraltars: der Kaiser hatte vor Jahren vage Versprechungen gemacht; ja Georg selber, damals noch ein Neuling in England, soll die Sache für möglich gehalten haben. — „So tue man es gleich!" sagte und wiederholte die Xanthippe-Königin mit steigender Emphase — und als ihr doch nicht im geringsten gewillfahrt wurde, ließ sie Laufgräben vor dem Platz eröffnen und hat Krieg und heftiges Feuern dort begon-

nen[1]; diesem waren Protokolle, Debatten im Parlament und die üblichen Phänomene vorausgegangen. Es ist dies die fünfte große Krisis in des Kaisers Spukjagden, die fünfte Veränderung in der Farbe des großen Welthummers, der in dieser absonderlichen Weise abgekocht wird — zweites Sprühen wirklichen Krieges.

Was sich als durchaus nichtig erwies und nunmehr in der menschlichen Erinnerung eine glatte Null ist — wenn nicht etwa wiederum der folgende kleine Bruch zählbar sein sollte:

Kriegessprühen — will sagen: Belagerung von Gibraltar. Eine Belagerung, die völlig undenkwürdig ist und ohne das allergeringste Interesse für die jetzige Menschheit in ihrer undankbaren Laune — es wäre denn wiederum dies, daß der Vater des Tristram Shandy dabei war: noch immer Infanterieleutnant, der arme Kerl; munter, klein, hitzig, warmherzig, ‚fähig, sich des Tages zehnmal anführen zu lassen, wenn neunmal nicht hinreichen sollte'. Er war bei dieser Belagerung; zu Schiffe an den Felsen gebracht, um da Posto zu fassen, würde er auch mit den Kühnsten standgehalten haben — wäre er nicht in ein Duell geraten (er war hitzig, wiewohl so unschuldig wie ein Lamm) und durch den Leib gestochen worden, nicht gänzlich zu Tode, aber sein Leben hing an einem Haar, und er war unfähig zum Dienst, solange dieses Sprühen dauerte. Der kleine Lorry ist noch am Leben, in die Schule in Yorkshire gegangen, nach genug wilden Streichen und Unfällen — halb ertrunken ‚bei dem Mühlenwettschwimmen zu Annamoe in Irland' unter anderem[2]. Der arme Vater Leutnant starb bald darauf als Soldat in Westindien, und wir werden seiner nicht wieder erwähnen. Aber die Geschichte sollte sich dessen erinnern, daß er ‚Onkel Toby' ist, dieser arme Leutnant, und ihre Maßregeln danach nehmen! — Die Belagerung von Gibraltar, wir werden es noch mit Augen sehen, war an sich nichts.

Es hätte freilich eine allgemeine Kriegsflamme daraus werden können. Aber dazu sind immer zwei Parteien nötig, und der friedliebende Georg mochte nicht die zweite Partei dabei sein. Georg, von dem friedliebenden Walpole geleitet, von dem friedliebenden Fleury unterstützt, beantwortet das heftige Feuer mit phlegmatischer Geduld und Protokollen, nicht mit Gegenfeuer, es sei denn etwa ganz nach seiner Bequemlichkeit aus Kaperschiffen, hie und da aus Kriegsschiffen und in mürrischer Verteidigung von Gibraltar aus selbst. Die Xanthippe wird mit all dem Feuer, das sie hat, gegen Gibraltar wohl wenig ausrichten. Darauf beruhte Georgs Hoffnung; und deswegen griff die Kriegsflamme, vorläufig nur in gewissen spanischen Batterien auf der Spitze von San-Roque glühend, bisher nicht um sich — wenngleich alle Sterblichen, und Friedrich Wilhelm so gut wie irgendeiner, die drohende Wahrscheinlichkeit dafür sehen können. Welch ein Kapitalstreich der Politik, unter solchen Umständen Friedrich Wilhelm von dem hannöverschen Bündnis losgerissen und zu dem unsrigen herübergebracht zu haben? Ist nicht Grumb-

[1] 22. Februar 1727 (Schöll II. 212). Salmon, Chronological Historian (London 1747, ein sehr unkorrektes finsteres Buch, nur nützlich in Ermangelung eines bessern) II. 173; Coxe, Memoirs of Walpole I. 260. 261, II. 498—515.

[2] Lawrence Sternes Autobiographie (oben angeführt).

kow seines Jahrgeldes wert? „Grumbkow dient ehrlich." Der unschätzbare Seckendorff mag ausharren.

Der Kronprinz in Dryasdusts Spiegel dunkel gesehen.

Kenntnis von des Kronprinzen persönlichen Lebensweise in jenen Jahren zu haben, zu wissen, wer seine Freunde, Gesellschafter, was seine Beschäftigungen, Erfahrungen waren, wäre uns sehr erwünscht; aber außer dem bereits gegebenen Umriß findet sich wenig Bestimmtes aufgezeichnet. Er wohnt nun für gewöhnlich in Potsdam, ob der Hof da sei oder nicht, und versieht pünktlich seinen Dienst im Riesenregiment; nur gelegentlich, vornehmlich wohl zur „Karnevalszeit", kommt er nach Berlin, um an den Lustbarkeiten der Gesellschaft teilzunehmen. Wer sein Umgang da oder in Potsdam war? Suhm, der sächsische Resident, ein gebildeter Mann mit literarischer Neigung, berühmt als sein Freund in kommender Zeit, ist bereits auf seinem diplomatischen Posten in Berlin, ein schwieriger Posten eben jetzt; aber ich weiß nicht, ob sie bereits näher miteinander bekannt sind[1]. Dies wissen wir, daß der Kronprinz bereits anfängt, wegen seines aufgeweckten Verstandes, seiner Liebe zur Literatur, seines geistreichen Wesens Aufmerksamkeit zu erregen. Alles, was bei Hof oder in andern Kreisen Geist besitzt, zieht ihn an und wird von ihm angezogen. Die Roucoulleschen Soireen — für uns völlig zu Steifleinen geworden, wiewohl einstmals so lebhaft in ihren hohen Perücken und Spekulationen — sind mittwochs. Wann die Finkensteinschen und die übrigen sind? — Seine Königliche Hoheit weiß das ohne Zweifel. Im Tabakskollegium erscheint er zuweilen aus Pflicht; aber, wie Seckendorff und sonst etliche, raucht er bloß scheinbar, und seine Pfeife ist nur weißer Ton. Ebensowenig wie der narkotische Dampf, der da herrscht, ist das gesellschaftliche Element anziehend für den jungen Prinzen — wiewohl es ratsam für ihn ist, seine Gefühle hierüber zu verbergen.

Auch draußen in Potsdam geht das Leben einen sehr schwerfälligen Gang; die geflügelte Psyche ist fast eingekerkert in jenem Gamaschenelement, ein Raub der Leerheit und vielen Langeweile und Sehnsucht. Täglich kehrt der Riesendrilldienst wieder, und täglich muß er mit strengster Vollkommenheit geleistet werden. — „Das also wäre die Summe unseres Daseins, das?" Geduld, junger „Mensch von Genie", wie dich die Zeitungen heutzutag nennen würden; es ist nichtsdestoweniger unerläßlich heilsam! Unseren Widerwillen hinunterschlucken und redlich die häßliche anbefohlene Arbeit verrichten, ohne mit Fleisch und Blut daran beteiligt zu sein: wisse, daß „Genius" überall in der Natur vor allem dies bedeutet, daß er ohne dies nichts bedeutet und in der Regel sogar noch weniger. Und sei dankbar für deine Potsdamer Grenadiere und ihren Gamaschendienst! —

[1] Preuß: Friedrich mit seinen Verwandten und Freunden S. 24.

Zum Glück hat er seine Bücher zur Hand, seine Flöte: auch Duhan ist noch da, mehr oder weniger didaktisch in einigen Fächern; allezeit belehrend und umgänglich für ihn. Der Kronprinz liest sehr viel; sehr viele französische Bücher, alte und neue, liest er — unter den neuen zweifelsohne die Henriade des Monsieur Arouet junior (der sich nun Voltaire nennt), die in diesen Jahren wie ein Stern erster Größe aufgegangen war[1]. Ein unvergleichliches Stück, vom englischen Hofe begünstigt, das Entzücken aller gleichgesinnten Höfe. Der leichte tanzende Marsch dieses neuen „Epos" und der frische Klang der Zimbelmusik, der darin ertönt, hat, wie sich später ergibt, den jungen Jüngling sehr gefesselt. So wäre denn doch nicht alles Gamaschendienst und starrer Formalismus; hoch über den Trebern der Alltäglichkeit erglänzt der Schimmer einer sternenhaften Herrlichkeit, verkündend — o wieviel!

Aus Büchern, Gerüchten und Erfahrungen schafft sich die junge Einbildungskraft ein Bild von der Welt, wie sie ist, wie sie war. Der Vorhang dieses seltsamen Lebenstheaters rollt empor, höher und höher — wunderbar, wie das bei allen jungen Gemütern geschieht; aber wie eigentümlich, mit welchen Stimmungen oder Erscheinungen von Licht und Dunkel das bei dieser jungen Seele vor sich ging, das ist in keinem Stücke für uns aufgezeichnet. Von den „frühen Briefen an Wilhelmine, die in großer Anzahl vorhanden sind", hätte man Erläuterung gehofft: aber diese hat der gelehrte Herausgeber vorläufig „als unnütz gänzlich vorenthalten". Man hebe sie sorgfältig auf für den Fall, daß jemand erstehe, für den sie Nutzen haben dürften! —

Das schlimmste Anzeichen dieser Jahre ist Friedrich Wilhelms Unzufriedenheit mit ihm. Ein Kronprinz, der kläglich in Ungunst bei dem Herrn Papa steht. Dies war seit langem schon im Zunehmen, und diese Doppelheiratsirrungen, um der neumodischen französischen Richtungen („Blitzfranzosen!") nicht noch einmal zu gedenken, verschlimmern die Sache sehr und steigern die Schnelle des Zunehmens. Schon leuchtet ihm das väterliche Antlitz nicht mehr, sondern flammt oft und donnert gar schrecklich — und schlimmere Tage sind im Anzug.

[1] London 1723; auf Subskription (König, Prinz und Prinzessin von Wales an der Spitze), die 8000 Pfund Sterling eintrug. S. Voltaire, Oeuvres Complètes XIII. 408.

Zweites Kapitel / Tod Georgs I.

Gibraltar sprüht noch immer fort; heißes unwirksames Bombardieren von der einen Seite, und ab und zu mürrischer, schwerfälliger Stoß der Erwiderung von der andern: aber das Feuer greift nicht um sich und wird nicht um sich greifen, hoffen wir. Zwar sind Schweden und Dänemark dieses Frühjahr dem hannöverschen Vertrag beigetreten und haben Truppen aufgestellt und erhalten Geld dafür; aber Georg ist friedliebend, Gibraltar stark: die Spanier mögen ruhig ihr Pulver daran verschießen.

Was den Kaiser anlangt, der ist schrecklich arm, kriegsunfähig für sich allein. Und zu Ende dieses selbigen Mai 1727 hören wir, daß seine Hauptverbündete, die Zarin Katharina, gestorben ist — armes braunes kleines Weib, litauisches Stubenmädchen, russische Autokratin, es ist nun alles eins — sie ist tot und kann nichts mehr tun. Der Kaiser wird wohl still sitzen? Der Kaiser sitzt still, die Augen auf Gibraltar geheftet oder fragend und besorgt umherrollend in erhabener kaiserlicher Rundschau über die Welt; die Kriegsaussichten sind für ihn seit Ende Mai sehr düster geworden.

Ach was für eine ganz andere Hiobspost erreichte zu Ende des Juni Berlin und die Königin Sophie: daß Georg I., ihr königlicher Vater, plötzlich gestorben ist! Mit der Sonnenwende, Sonnensommerpause, 21. oder 22. Juni, es ist fast ungewiß wann, pausierte die Majestät Georgs I. ebenfalls — in seiner Kutsche auf dem Wege nach Osnabrück — um sich nie wieder zu regen. Worauf unter einfältigen Leuten Gerüchte von Vorbedeutungen, übernatürlichen Erscheinungen, für und gegen, entstanden: wie die verzweifelte Megäre von Gemahlin sterbend ihn vorgeladen habe (wie sich vermuten ließ), mit ihr vor dem großen Richterstuhl innerhalb Jahr und Tag zu erscheinen, was hier nun geschehen sei. Andererseits wieder wollte man bemerkt haben, wie „die Nachtigallen in den Herrenhausener Gärten, in der Nacht da er starb, alle zu schlagen aufgehört" — aus purer Loyalität seitens dieser kleinen Vögelein natürlich[1].

[1] S. Köhler: Münzbelustigungen X. 88.

Was wir wissen, ist, daß er sich eben wieder auf der Reise gen Hannover befand, in der Hoffnung, ein wenig in der Göhrde zu jagen, und daß er beabsichtigte, auf der Durchreise Osnabrück und seinen Bruder, den dortigen Bischof, zu besuchen. An jenem Tag, 21. Juni 1727, getrieben von irgendeinem besonderen Gefühle, war er in großer Hast, nach Osnabrück zu gelangen, jagte mit Extrapferden vorwärts ohne eigentliche Ursache als Gemütsdrang. Er hatte seine arme alte Hopfenstange von Mätresse jenen Morgen an der holländischen Grenze zurückgelassen, damit sie in Bequemlichkeit ihm nachfolge. Unterwegs hatte er einen Schlaganfall — Arme erschlafft, zeitig am Tage, Kopf eingenommen und schwer; augenscheinlich ein bedenklicher Fall. Aber er wollte nirgends anhalten lassen; verweigerte allen ärztlichen Beistand, der nicht augenblicklich geleistet werden konnte. „Osnabrück, Osnabrück!" rief er wiederholt aus, während es sichtbar mit ihm schlimmer wurde. Zwei hannöversche Herren von untergeordnetem Range, „Geheimrat von Hardenberg, Kammerherr von Fabrice, waren mit ihm im Wagen"[1]. Der König, nahezu betäubt und zuletzt in Fabrices Arme gestützt, sagte einmal: „C'est fait de moi (Es ist aus mit mir)!" Und „Osnabrück! Osnabrück!" wiederholte er in halbem Schlafe: Nach Osnabrück, wo mein armer alter Bruder, Bischof nennen sie ihn, einst ein kleiner Knabe, der munter auf meinem Knie ritt, menschliches Erbarmen mit mir haben wird! So jagten sie, wie im Galopp, dahin den ganzen Tag, sein geringes Gefolge und er; und als die Schatten der Nacht herabsanken und die Sprache den armen Herrn nun verlassen hatte, gurgelte er noch immer etwas, das wie „Osnabrück" lautete — in Fabrices Armen hängend und nun sichtbar im Verscheiden. Welch ein Galopp, jagend durch die schlummernde Welt: nach Osnabrück, Osnabrück!

Mitten in der Nacht (früh um 1 Uhr, sagen einige) erreichen sie Osnabrück. Und der arme alte Bruder — Ernst August, einst der jüngste von sechs Brüdern, von sieben Geschwistern nun der einzige Überbleibende, hat sicher menschliches Mitleid in der Brust. Aber Georg ist tot, es rührt ihn nun nicht mehr[2]. Nach siebenundsechzig Jahren hat er seine großen Lasten — englische Krone, hannöversche Krönlein, Grämlichkeiten, Zornausbrüche, magere Weiber und fette, und irdische Widersprüche und Wirren — sämtlich abgeworfen und liegt da.

Der Mann hatte seine großen Lasten, sogenannte große Ehren, deren einige recht absurd waren in dieser Welt; aber er trug sie mit einer gewissen Würde und Diskretion: ein Mann von mehr Rechtlichkeit, Einsicht und

[1] Gottfried: Historische Chronik (Frankfurt, 1759) III. 872; Boyer: The Political State of Great Britain, vol. XXXIII. p. 545, 546.

[2] Coxe (I. 266) „verdankt seinem Freunde Nathaniel Wraxall" diese Einzelheiten — dem seitdem bekannten Sir Nathaniel, in dessen (unklaren, aber nicht lügenhaften, nicht unverständigen) Denkwürdigkeiten sie nun umständlicher kundgegeben sind. S. dessen Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden etc. (London 1799) I. 35—40, sowie auch Historical Memoirs (London 1836) IV. 516—528.

menschlicher Fähigkeit überhaupt, als man es jetzt anerkennen will. Sein Wort war ihm heilig. Er besaß den Mut eines Welfen oder Löwenmenschen, ruhig königlich in dieser Hinsicht wenigstens. Sein Gefühl für Billigkeit, für das, was wahr und ehrenhaft ist in Menschen und Dingen, blieb in einem achtbaren Grade unerloschen — und fürwahr, es hatte vielem widerstanden. In wilderem Moder schlammiger Betörungen, von außen und von innen, wenn wir es recht bedenken — unversöhnlicher Widersprüche, bodenloser allgemeiner Heucheleien, ihm anerzogener und ihm auferlegter Fehler — hatten wenig Adamssöhne bisher gelebt.

Er war, mit einem Wort, der erste unserer hannöverschen Reihe englischer Könige, jener bisher einzigen Sorte, die sich in der Weltgeschichte wirklich seltsam ausnimmt. Von ihnen ist in den englischen Annalen bis jetzt kein Bild zu haben, nichts als ein leeres Gekleckс von widersprechendem Unsinn und müßigen, meist ärgerlichen Federschnörkeln als Bild. Als die englische Nation ihren alten puritanischen Schwert- und Bibelglauben in den Kotpfuhl geworfen — oder vielmehr, als sie ihren Bibelglauben ohne Schwert, aber dafür mit reichlichen Einkünften auf die Orgelempore gesetzt hatte, um allda nach Belieben zu predigen und zu orgeln, unter der stehenden Bedingung, daß ihn keines Menschen Tun und Wollen sonst etwas angehen dürfe — da hielt sie dies (so groß war ihr Irrtum) für ein ganz hübsches Abkommen; fand jedoch binnen kurzem, daß es damit haperte. Sie mußte ihre schönen Nell-Gwynschen Glaubensverteidiger[1] fortjagen, sie ebenfalls in den Kotpfuhl werfen und war in Verlegenheit, was sie zunächst anfangen sollte. „Wo ist denn unser eigentlicher König? Wer soll uns denn himmelwärts führen, die Edleren unter uns einigermaßen um sich versammeln und die übrigen und ihre Dinge retten, daß sie nicht teufelwärts gehen?" — Als die englische Nation sich dergestalt hinsichtlich der Könige in einiger Verlegenheit befand, erhaschte sie den ersten besten, der ihr zur Hand kam: „Hier ist unser König!" sagte sie — abermals im Irrtum, noch immer in ihrem alten Irrtum befangen. Und, was absonderlich war, sie rächte sich damit, daß sie den so erhaschten armen unrechten König verspottete, verleumdete, erbittert über ihn sprach, schrieb und lachte! — Es ist hohe Zeit, daß die Engländer sich offen und mit allem Ernste fragen: was es denn eigentlich war, was sie vor Gottes und der Menschen Angesicht bei jener und der früheren Gelegenheit taten? Und vor allem: was sie jetzt infolgedessen zu tun gedenken! Nach Goldstufen graben und die Unedlen unter uns um sich sammeln? —

Georgs arme magere Mätresse ward, als sie tags darauf langsamer nachreiste, unterwegs von der traurigen Nachricht betroffen. Sie sprang

[1] Nell-Gwyn, die Lieblingsmätresse Karls II.; „Glaubensverteidiger", Fidei Defensor, ist bekanntlich ein Titel der englischen Krone — Heinrich dem Achten für seine Schrift gegen Luther vom Papst verliehen. Anm. des Übersetzers.

aus der Kutsche in den Staub der Straße, zerraufte ihr Haar (oder ihren Kopfputz) halb wahnsinnig, nannte sich eine ruinierte Frau — und fuhr geradeswegs nach Berlin, um da ihr altes Gemüt zur Ruhe zu bringen. Sie war am dortigen Hofe nicht übel gelitten, hatte ihre Konnexionen in der Welt. Feldmarschall Schulenburg, der einmal die Ehre gehabt, sich (nicht zu seinem Vorteil) mit Karl XII. zu schlagen, und seitdem durch seine antitürkischen Taten im venetianischen Dienst berühmt wurde, ist ein Bruder dieser armen Hopfenstange; und sie hat dort einen Neffen, einen von Friedrich Wilhelms Stabsoffizieren, dem wir noch begegnen werden. Sie hat sich schon gelegentlich der Königin Sophie gefällig erwiesen; beide können nun herzlich miteinander weinen. Sie kehrte, glaube ich, nach England zurück, wo sie Herzogin von Kendal mit schwerem Jahrgehalt war, und „beobachtete fortan die Vorschriften der Religion nach der deutsch-protestantischen Form mit großer Pünktlichkeit". Arme alte Seele, was ist diese Welt mit all ihren Herzogtümern! —

Die andere oder fette Mätresse, „Katarakt flüssigen Talgs", Gräfin Darlington, von der ich annehme, daß sie eigentlich eine Halbschwester gewesen, saß kummervoll zu Isleworth und pflegte viele Jahre lang einen schwarzen Raben, der ihr zugeflogen war, den sie irgendwie für die Seele oder für verwandt mit der Seele Seiner hochseligen Majestät hielt[1]. Du Himmel, welche fette flüssig-talgige Dummheit und schmutzige Unwissenheit wohnt unter Menschen und wird gelegentlich auf die höchsten Höhen erhoben, wie zum Vorbild! —

Friedrich Wilhelm weinte weichherzig vor Brigadier Dubourgay, dem englischen Gesandten zu Berlin (einem alten Militär von diplomatischem Verdienst, der nicht fest in seiner Orthographie ist), bei einer Unterredung über diesen traurigen Gegenstand. Mein armer alter Onkel, er war so gut gegen mich in meiner Kindheit, in jenen alten Tagen, als ich Vetter Georg die Nase blutig schlug! Nicht ungütig, ach, nur stolz und traurig; und ward mürrisch geheißen, weil er wortkarg und sorgenvoll war. Ach, Euer Exzellenz, wenn die kleinen Nachtigallen alle verstummt sind, was sollte nicht ich, sein Sohn und Neffe, tun? Und die ungeschlachte Majestät heulte mit großer Weichherzigkeit[2], denn er hatte in seinem Felsenherzen auch Tränenquellen, die nicht ein jeder geahnt hatte.

Ich füge nur noch hinzu, daß der Fabrice, der den armen Georg jene Nacht in seinen Armen hielt, ein bemerkenswerter Mann ist. Derselbe Fabrice (Fabricius oder vielleicht Goldschmidt auf deutsch), der als holstein-gottorpischer Gesandter zu Karl XII. nach der Türkei ging und dort ein oder zwei Jahre, in der Tat bis zur Katastrophe, bei der schwedischen Majestät verweilte. Seine amtlichen B r i e f e von jenem Schauplatz

[1] Horace Walpole, Reminiscences.
[2] Dubourgays Gesandtschaftsberichte im Staatsarchiv.

sind seit langem gedruckt, obschon ziemlich vergessen[1]; ein kleines Büchlein, das viele große Bücher aufwiegt, die über jenen Gegenstand herausgegeben worden sind. Derselbe Fabrice, in hannöverschem Dienste nachher, kam im Laufe der Dinge nach London und tat daselbst etwas anderes Denkwürdiges: er machte nämlich Bekanntschaft mit dem Monsieur Arouet, damals ein junger französischer Verbannter, Arouet der Jüngere („le Jeune oder l. j."), der — durch ein geschicktes Anagramm, das er in seiner Entrüstung über jene Verbannung ersann — sich fortan Voltaire schreibt; der eine Henriade geschrieben und sonst allerlei getan hat. Es geschah nun nach gehörigem Ausfragen dieses Fabrice und emsigem Auspumpen von Fabrices Gedächtnis — daß M. de Voltaire ein weiteres Buch schrieb, das viel mehr vom „Epos" an sich hat als Henri IV. — nämlich eine Geschichte Karls XII.[2], die ich für das bestgeschriebene aller seiner Bücher halte und dem nichts mangelt als Wahrheit (freilich ein gewaltiger Mangel), um es zu einem Besitz für immer zu machen. Voltaire, wenn du schöne Darstellung verlangst; Adlerfeld und Fabrice, wenn du die tatsächlichen Züge schauen willst: diese drei sind noch immer die Bücher über Karl XII.

Seine preußische Majestät hat einen seiner hypochondrischen Anfälle.

Bereits vor dieser Begebenheit befand sich Seine Majestät in düsterer Gemütsverfassung, und besondere Verdrießlichkeiten waren noch hinzugekommen. Zeitig im Frühjahr war ein arger Zwist, das Ende vieler schon lange bestehender Mißhelligkeiten, mit seinem Nachbar von Sachsen ausgebrochen, der Majestät von Polen, August, von dem wir früher gehört haben. Ein hervorragender Souverän in jenen Tagen, der sogar seinerzeit von einigen „August der Große" genannt wurde. Heutzutage aber wird seiner hauptsächlich wegen seiner Tapeziererpracht, seines ungeheuren Aufwandes für Getränk und anderes, auch wegen seiner dreihundertvierundfünfzig Bastarde (wohl das Maximum, das je ein König in diesem Fache geleistet) gedacht, und er heißt August der Starke, der physisch Starke. Dieser musterhafte Souverän konnte nicht gut ein Mann nach Friedrich Wilhelms Sinne sein, und so hatten sie auch dann und wann ihre Zwiste und kleinen Zusammenstöße: jene wegen des protestantischen Direktoriums und der Heidelberger Protestanten zum Beispiel; in der Tat handelte es sich meistens um den Protestantismus, und noch vor kurzem hatte man laute Worte und Schriften gewechselt wegen der „Protestanten von Thorn" (einer schlimmen Tragödie von Jesuiteneindrängung und

[1] Anecdotes du Séjour du Roi de Suède à Bender, ou Lettres de M. le Baron de Fabrice pour servir d'éclaircissement à l'histoire de Charles XII. (Hambourg 1760. 8).

[2] S. Voltaire, Oeuvres Complètes II. 149. XXX. 7. 127. Erschien 1731. (Das. Avant-Propos, p. 11.)

polnischer Wildheit, die 1724 dort aufgeführt wurde)[1] — gegen welchen traurigen Handel Friedrich Wilhelm loyal auftrat, wennschon der britannische Georg hochseligen Andenkens und andere sich nur flau zeigten; und es war nichts auszurichten. Nichts als ärgerlicher Schriftenwechsel mit König August, sehr erbitternd für den armen Mann, der nur dem Namen nach mit der Thorner Katastrophe zu tun hatte, da er einzig und allein von seinem störrischen Reichstag dahinein getrieben worden war.

Im Grunde war August mit seinen glitzernden Augen und seiner vortrefflichen Leibesbeschaffenheit ein sehr gutmütiger Patron, äußerst angenehm in Gesellschaft und durchaus nicht gewillt, jemanden zu hintergehen oder in Geschäften zu beeinträchtigen — es wäre denn, daß seine Bedürfnisse, die oft groß waren, ihn dazu zwängen. Aber Friedrich Wilhelm hatte allezeit ein scharfes Auge für solche Dinge und hatte selber keinerlei Schaden von dem lebenslustigen leichtverdauenden Belialsohne erlitten, weder in der alten stralsundischen Mitgenossenschaft noch sonst. So daß, wenn diese protestantischen Händel — und leider noch eine andere kleine Ursache — nicht gewesen wären, Friedrich Wilhelm den Physisch-Starken hätte ruhig seinen Weg ziehen lassen und in gutem Vernehmen mit ihm hätte bleiben können. Jene andere kleine Ursache — ach, es ist die alte Geschichte der Werbehändel, und unser armes Steckenpferd hat abermals Anstoß gegeben! Werbebeschwerden waren nichts Neues; man hatte in Sachsen strenge Gesetze gegen diese Seelenverkäufereien erlassen, und auf den Reichstagen, allemal wenn der Gegenstand aufs Tapet kam, war August besonders laut in seinen Anklagen. Das war unfreundnachbarlich, wiewohl nicht unerwartet. Nun aber, im Frühjahr 1727, hat sich ein schlimmerer Fall als je ereignet.

Hauptmann Natzmer, von ich weiß nicht welchem preußischen Regiment, „Sachsen-Weimarischen Kürassieren"[2] oder sonst einem, hatte sich nach Sachsen geschlichen, um zu sehen, ob nicht ein paar lange Kerle da aufzufischen wären. Fischte wirklich einen oder zwei lange Kerle, ja sogar einen oder zwei Ausreißer (zum Desertieren verlockte sächsische Soldaten) da auf; da er aber fand, daß seine Umtriebe ruchbar geworden, zog er sich schleunigst in das brandenburgische Gebiet zurück. Sächsische Beamte folgten ihm auf das brandenburgische Gebiet, haschten ihn zurück in das sächsische, richteten ihn daselbst nach sächsischem Gesetz — das sächsische Gesetz, bündig in solchem Falle, verdammt ihn zum Strange, und so wird dies Urteil über ihn gesprochen.

„Hauptmann Natzmer hängen? Dazu noch auf brandenburgischem Gebiet ergriffen und mir nicht die geringste Nachricht davon gegeben?" Friedrich Wilhelm braust zur flammenden Windsbraut auf, schickt eine hohe Amtsperson, einen gewissen von Katsch, zu Seiner Exzellenz Baron von

[1] Berichtet in Buchholz I. 98—102.
[2] Militärlexikon III. 104.

Suhm (des Kronprinzen gebildeten Freund), mit folgender erschreckender Botschaft: „Wenn Natzmer gehängt wird, werde ich bestimmt das Wiedervergeltungsrecht brauchen; Sie selber sollen hängen!" Worauf Suhm in panischem Schrecken über die Marschen zu seinem Herrn floh, der ihm seine kleinmütige Angst verwies und mit entrüstetem Erstaunen Friedrich Wilhelm um Erklärung anging: „Was um's Himmels willen eine solche absichtliche Verletzung des Völkerrechts und Beleidigung der Majestät der Könige habe bedeuten sollen?" Friedrich Wilhelm, nachdem die erste Wut vorüber, sieht, daß er sich vergriffen hat, stellt die Drohung der Wiedervergeltung in Abrede. „Botschaft falsch bestellt von meinem Minister, dem stupiden Katsch; hatte nimmermehr die Absicht, Suhm zu hängen, o nein", mit anderem weitläuftigen Schriftenwechsel[1] — und ärgert sich sehr über sich selber und über den Natzmerschen Handel, der ihn in diese Patsche gebracht: in offenbare Unziemlichkeit und in Gefahr eines völligen Bruches, wäre König August von streitsüchtiger Anlage gewesen. Aber König August war nicht streitsüchtig, und dann waren auch Seckendorff und das Tabaksparlament eifrig dabei, das Feuer zu löschen — in des Kaisers Interesse, der pragmatische Sanktion und noch sonst allerlei aus diesen zwei Königen heraushaben will und unter keiner Bedingung zulassen kann, daß sie sich bei gegenwärtigen Zeitverhältnissen entzweien. König August ließ Natzmer ziehen; Suhm kehrte auf seinen Posten zurück[2], und die Dinge wurden wieder in einen unbehaglichen Stand des Stillschweigens vertuscht — unbehaglich insbesondere für die empfindliche Einbildungskraft Friedrich Wilhelms. Dies ist sein schlimmster Zusammenstoß mit seinem Nachbar von Sachsen und kommt wiederum von unserem Steckenpferde her! —

Diese Kümmernisse, der Tod Georgs I. und dazu Besorgnisse über Georg II. und den Weg, den er nehmen werde: dies, glaubte man, drücke auf das Gemüt Seiner Majestät. — Wilhelmine sagt freilich, „die häufigen Zechgelage bei Seckendorff" waren die Ursache, und es habe hauptsächlich mit dem königlichen Verdauungsapparat zusammengehangen. Wohl wahrscheinlich — oder vielleicht mochte auch beides zusammenwirken. Es ist sicher, daß Seine Majestät um diese Zeit in eine von seinen Hypochondrien verfiel, von „Abdanken" und andern trüben Dingen sprach und in gar düsterer Stimmung befangen war. So daß Seckendorff und Grumbkow anfingen sich zu beunruhigen. Vor etlichen Monaten hatte er Franke, den hallischen Pietisten bei sich, der ihm geistlichen Rat erteilte; Seine Majestät ließ sich bei der Tafel keine Zeitungen mehr vorlesen und hörte statt dessen den trübseligen Ermahnungen Frankes zu. Haben englische Leser je von Franke gehört? Sie mögen eine flüchtige Bekanntschaft mit dem berühmten deutschen Heiligen machen. August Hermann Franke, ein

[1] In Mauvillon (II. 189—195) mehr davon, als irgendeiner lesen möchte.
[2] Pöllnitz II. 254.

Lübecker, geboren 1663, Professor der Theologie, der hebräischen Sprache, biblischer Lektor; ein wandernder, verfolgter, frommer Mann. Gründer der „Pietisten", einer Art deutscher Methodisten, die noch jetzt eine namhafte Sekte dort darstellen, und des Hallischen Waisenhauses, aus Beiträgen errichtet, die Franke zusammenbettelte, welches gleichfalls noch besteht. Ein ehrwürdiger Herr, gar trübselig von Ansehen, nun vierundsechzigjährig und zur Zeit in Berlin, von ewigen Dingen auf eine, wie es Wilhelminen scheint, sehr trübselige Art redend. Sei es; sicherlich aber auf eine sehr ernsthafte Art! Die Schatten des Todes umgaben bereits diesen armen Franke, und ein paar Wochen darauf war er selbst verschieden [1]. Doch hören wir Wilhelmine, was sie von ihrem und des jungen Grenadiermajors Benehmen bei diesen traurigen Anlässen erzählt. Seckendorffs Schmäuse betrachtet sie als deren Ursache, alle seelischen Leiden nur als eine Nebensache, die nicht der Rede wert sind. Sicher ist:

„Seine Majestät fing an unpaß zu werden, und die Hypochondrie, die ihn plagte, stimmte ihn sehr melancholisch. Monsieur Franke, der bekannte Pietist, Gründer des Waisenhauses bei der Universität Halle, trug nicht wenig dazu bei, das letztere Übel zu verschlimmern. Dieser hochwürdige Herr unterhielt den König damit, daß er ihm Skrupel über die unschuldigsten Dinge weckte. Er verdammte alle Vergnügungen; samt und sonders verdammlich seien, sagte er, selbst Jagd und Musik. Man durfte von nichts als dem Wort Gottes reden, jedes andere Gespräch war verboten. Er selber führte immer das erbauliche Wort bei Tafel, wo er das Amt des Vorlesers ausfüllte, als wäre es ein Mönchsrefektorium gewesen. Der König gab uns alle Nachmittag eine Predigt zum besten; sein Kammerdiener verlas einen Choral, den wir alle sangen: auf die Predigt mußte man so andächtig aufpassen, als hielte sie ein Apostel. Mein Bruder und ich hatten arge Lust zu lachen; wir gaben uns alle Mühe, es zu verbeißen, brachen aber doch oft damit heraus. Hierauf setzte es Verweise, die nebst allen Bannflüchen der Kirche auf uns geschmettert wurden, was wir mit demütigem, reuevollem Gesicht, das nicht so leicht auf der Stelle zu machen war, hinnehmen mußten. Kurz, dieser Hund von Franke" (er starb innerhalb weniger Monate, die arme Seele, ce chien de Franke) „ließ uns ein Leben wie Trappistenmönche führen.

Diese übertriebene Bigotterie erweckte noch bizarrere Gedanken im Könige. Er beschloß, der Krone zugunsten meines Bruders zu entsagen, sprach davon, wie er 10 000 Taler jährlich für sich behalten und sich mit der Königin und seinen Töchtern nach Wusterhausen zurückziehen wolle. Da, fügte er hinzu, will ich zu Gott beten und Landwirtschaft treiben, während meine Frau und Mädchen den Haushalt besorgen. Du bist geschickt, sagte er zu mir, du sollst die Aufsicht über das Weißzeug haben, sollst es flicken und in Ordnung halten und dem Waschen vorstehen. Friederike" (gegenwärtig dreizehn Jahre alt, in zwei Jahren an Ansbach verehelicht), „die genau ist, soll die Aufsicht über die Vorräte des Hauses führen. Charlotte" (gegenwärtig elf Jahre alt, nachmals Herzogin von Braunschweig) „soll auf den Markt gehen und unsere Lebensmittel einkaufen; und meine Frau soll die kleinen Kinder besorgen und die Küche", sagt Friedrich Wilhelm [2].

[1] Starb 8. Juni 1727.

[2] Die kleinen Kinder sind: 1. Sophie Dorothea, nun acht Jahre alt, die den Markgrafen von Schwedt heiratete und unglücklich war, 2. Ulrike, ein ernsthaftes kleines Wesen von sieben Jahren, nachmals Königin von Schweden, 3. August Wilhelm, fünfjährig nun, ward Vater eines neuen Friedrich Wilhelm, der mit der Zeit König ward und die jetzt herrschende Königsfamilie erzeugte, 4. Amalie, nun

Armer Friedrich Wilhelm; welch eine unschuldige Idylle — nicht ausführbar für einen König. „Er hatte sogar angefangen, an einer Instruktion oder einem abschiedlichen Rat für meinen Bruder zu arbeiten" und auf verschiedene Schritte hinzudeuten, die Grumbkow und Seckendorff im höchsten Grade beunruhigten[1].

„Abdankung", mit einem Kronprinzen, der bereit ist, England in die Arme zu fallen, und ein plötzliches Garaus unserer Schwarzkunst, das kann Seckendorff und Grumbkow gar nicht behagen! Und doch, hier ist der Winter im Anzug; das einsame Wusterhausen, von Nebelwinden umpfiffen, wird die Sache noch schlimmer machen: irgend etwas muß getan werden, aber was? Die zwei bereden, nachdem sie es sich überlegt, den Feldmarschall Flemming in Warschau drüben (Augusts des Starken Hauptperson, der Flemming von Voltaires Charles XII., von Geburt ein Preuße, obschon seit langem in sächsischen Diensten), daß, wenn der Feldmarschall gerade jetzt wie von ungefähr einen kleinen Besuch in seinem vaterländischen Brandenburg abstatten würde, solches von guter Wirkung auf jene aufgestiegenen berlinisch-warschauischen Wolken sein dürfte. Der Feldmarschall, einverstanden damit, bewerkstelligt den kleinen Besuch, indem er die polnische Majestät leicht überredet, und zerstreut flugs die Wolken — da ihn Friedrich Wilhelm gut aufnahm und das Tabaksparlament ihm nach Kräften sekundierte. Draußen zu Wusterhausen wird alles behaglich ausgeglichen. Ja, Madame Flemming, jung, glänzend und direkt vom Sitz der Mode kommend, sie war es, die zuerst Wilhelmines Haar nach richtigen Grundsätzen „aufbaute" und etwas Leben in ihre Erscheinung brachte[2]. Und nun deutet der Feldmarschall (auf Anregung des Tabaksparlaments) ferner an: „Wenn Seine Preußische Majestät aus purer Großmut plötzlich in Dresden erscheinen würde, sowie sein königlicher Freund sich demnächst dort befinde — welch ein Durchbrechen der Sonne nach Wolkendüsternis würde das nicht sein, und wie willkommen der polnischen Majestät!" — „Hm, na, wirklich?" — Die polnische Majestät läßt keinen Zweifel übrig; sendet ausdrückliche Einladung für die bevorstehende Karnevalszeit, und Friedrich Wilhelm will demzufolge Dresden und ihn zu dieser festlichen Gelegenheit besuchen[3]. Zu jener Zeit bedeutet Karneval soviel wie „Saison", die Jahreszeit, da der Landadel sich in der Hauptstadt einfindet und gesellschaftliche Lustbarkeiten vor sich gehen; und in protestantischen Ländern bedeutet es sonst nichts.

Dies in der Hauptsache war der eigentliche Ursprung von Friedrich Wilhelms plötzlichem Besuche in Dresden, der im folgenden Januar die Welt in Staunen setzte. Er spielt in den alten Büchern eine große Rolle.

vier Jahre alt, geboren auf die Weise, wie wir sahen, und 5. Heinrich, der noch im Arm getragen wird und eben zu laufen anfängt. Es folgt noch ein sechstes und sonst keines (Sohn dieses sechsten, ein Berliner Roué, ward 1806 bei der Schlacht von Jena oder einige Tage vorher getötet); aber noch ist das sechste nicht da.

[1] Wilhelmine: Mémoires de Bareith I. 108.

[2] Wilhelmine I. 117.

[3] Das. I. 108. 109; Pöllnitz II. 254; Faßmann S. 374.

Er erleuchtete den Dresdener Karneval und den Physisch-Starken für den Augenblick zu gewaltigem Glanze und erwies sich als die Besiegelung guten Einverständnisses und selbst einer Art Freundschaftlichkeit zwischen diesem Paar verschieden gearteter Souveräne — wenn einem jetzt was an diesen Dingen gelegen wäre. Uns kümmert nur der Anteil unseres Kronprinzen daran, und das dürfte ein besonderes Kapitel verdienen.

Drittes Kapitel / Besuch in Dresden

Eines der wichtigsten Abenteuer für unsern jungen Kronprinzen war sein und Papas Besuch in Dresden zum Karneval 1728. Ein Besuch, der, wie wir gesehen haben, von Seckendorff und Konsorten veranstaltet ward, um des Königs Melancholie zu zerstreuen, und der ohne allen Bezug auf den Prinzen war. Der Kronprinz, nun sechzehnjährig und nicht in großer Gunst bei seinem Vater, sollte anfangs nicht mitgehen, sondern in Potsdam bleiben und fleißig exerzieren: nichtsdestoweniger kam eine Stafette von seiner galanten polnischen Majestät für ihn — Wilhelmine hatte ein Wort mit dem guten Suhm gesprochen, der an seinen König schrieb, und die gastfreundliche Botschaft erfolgte. Friedrich zögerte nicht — nach Dresden sind nur zwanzig Meilen, eine starke Tagereise. — Er traf am Morgen nach seinem Vater dort ein; der König „am 14. Januar 1728", notiert Faßmann, „der Kronprinz am 15.", was, wie ich finde, an einem Donnerstag war. Der Kronprinz wohnte bei dem Feldmarschall Flemming; Friedrich Wilhelm, der nicht zu einem Staatsbesuch gekommen war, lehnte König Augusts Drängen ab und nahm sein Quartier bei „dem Generalfeldmarschall Wackerbarth, Kommandant in Dresden" — einem gefälligen alten Militär, der ehemals mit ihm zusammen Stralsund belagert hatte. Außer Grumbkow, Derschau und einem oder zwei von geringerem Range, nebst dem nötigen Minimum von Dienerschaft, hatte er kein Gefolge mitgebracht; der Kronprinz hatte Finkenstein und Kalkstein, Ober- und Unterhofmeister, dienstleistend mit sich. Und er wohnt bei dem alten Grafen Flemming und dessen geistreicher fashionabler Gemahlin — dem emsigen, aber von nicht viel Erfolg gekrönten Flemming, einem Hofmann von feinster Höflichkeit, wenngleich jähzornig und „mit einer Leidenschaft für das Verträgeschließen", den wir von Karls XII. Zeiten her kennen.

Unter den übrigen Herrlichkeiten, die nun stattfanden, bot sich Friedrich Wilhelm fast zu allererst durch Naturzufall das Schauspiel eines brennenden Hauses dar — ein etwas symbolisches Schauspiel in dieser Region. — Mitten in der Nacht vom Samstag, oder eigentlich Sonntag früh um

zwei, stand Wackerbarths großes Haus, durch Nachlässigkeit irgendwo in den Dachstuben in Brand geraten, in hellen Flammen; es konnte nicht gelöscht werden und ging mit seinem endlosen Tapeziererkram, mit einer schönen Bibliothek sogar, in Flammen auf: so daß „Seine Majestät, der kaum noch die Zeit hatte, seine Schatulle zur Seite bringen zu lassen, sich im Schlafrock eiligst flüchten mußte" — hinüber zu Flemmings, wo sein Sohn war, und wo sie fortan beide blieben. Das war die einzige rauhe Berührung inmitten all des Süßen, das vor sich ging. Aber auch in dieser Berührung war eigentlich kein Leid, beinahe eher das Gegenteil, außer für den armen Wackerbarth, dessen schönes Haus dadurch in Trümmern lag.

Der Besuch dauerte bis zum 12. Februar. Niemals noch waren solche dreimal herrliche Karnevalsbelustigungen wie diese dagewesen: Illuminationen, Kanonensalven und Feuerwerke, Opern, Komödien, Redouten, Sauhetzen, Fuchs- und Dachshetzen, Paraden, Ringstechen — Tafelfreuden von undenklicher Qualität, die aber, da sie tägliches Ereignis waren, keiner ausdrücklichen Erwähnung bedürfen.

Für den jungen Soldatenlehrling bildete das alles natürlich einen angenehmen Kontrast gegen das Potsdamer Wachhaus; und es wird angenommen, daß Friedrich Wilhelm selbst wenigstens die Mahlzeiten und die artige Höflichkeit, den leichten Tafelwitz und die außerordentlich gute Laune des Wirts gern gehabt habe. Ein gelungener Besuch; brennt ab wie ein gelungenes Feuerwerk, ein Stück nach dem andern: und was ist weiter darüber zu sagen? Von all diesem nichts — und auch, wenn wir anders umhin könnten, nichts von einem anderen kleinen Umstand, von dem nichts in den Zeitungen oder in Faßmann steht, in welchem aber für u n s die ganze Bedeutung dieses Besuches nun liegt. Es ist ein Gegenstand, von dem sich schwer reden läßt. Ein englischer Verfasser, der sich ungern mit dergleichen befaßt, will lieber zwei Zeugen, beide glaubhaft, wenn sie auch keine Augenzeugen waren, sprechen lassen und es so dem Leser anheimstellen. Der schwatzhafte Pöllnitz ist der erste Zeuge, nachdem er der großen Eß- und Trinkherrlichkeiten dort erwähnt hat, sagt er folgendes aus:

„Eines Tages begaben sich die beiden Könige nach der Tafel in Domino auf die Redoute. August wollte diese Gelegenheit benutzen, um sich selbst davon zu überzeugen, ob der Widerwille gegen das schöne Geschlecht, den man dem Könige beilegte, wirklich vorhanden sei. Er hatte zu diesem Zwecke eine junge Person von außerordentlicher Schönheit in ein Nebenzimmer führen lassen. Sie lag auf einem Ruhebette in einem sehr reizenden und nachlässigen Gewande und ließ, obgleich sie maskiert war, doch so viele Reize sehen, daß man auf die, welche versteckt waren, nur sehr günstige Schlüsse ziehen konnte. Der König von Polen näherte sich ihr mit dem galanten Wesen, das ihm soviel Glück beim Frauenzimmer verschaffte. Er bat sie, die Maske abzunehmen; sie weigerte sich aber anfänglich, es zu tun. Er gab sich hierauf zu erkennen und sagte ihr, er hoffe, sie werde zweien Königen, die sie darum bäten, diese Gefälligkeit erweisen. Sie nahm hierauf sogleich die Maske ab und zeigte eines der schönsten Gesichter auf der Welt. August schien ganz bezaubert davon zu

sein und sagte zu ihr, gleichsam als wenn er sie zum erstenmal in seinem Leben sähe, er begreife gar nicht, wie so viele Reize ihm bis jetzt hätten unbekannt bleiben können.

Friedrich Wilhelm konnte nicht umhin, seine Blicke auf sie zu richten. Er sagte zum König von Polen: ‚Sie ist sehr schön, das muß man gestehen'. Zu gleicher Zeit aber wendete er die Augen wieder von ihr und verließ das Zimmer sowohl als die ganze Redoute unverzüglich, ging nach Hause und verschloß sich in sein Zimmer. Er ließ hierauf den Herrn von Grumbkow holen und beklagte sich bitterlich gegen ihn, daß der König von Polen ihn habe verführen wollen. Der Herr von Grumbkow, der weder so keusch noch so gewissenhaft wie der König war, wollte aus der ganzen Geschichte einen Spaß machen; allein der König nahm einen sehr ernsthaften Ton an und befahl ihm, dem Könige von Polen in seinem Namen zu sagen, ‚daß er ihn sehr bitte, ihn dergleichen Vorfällen nicht weiter auszusetzen, wenn er nicht wolle, daß er Dresden auf der Stelle verlasse'. Der Herr von Grumbkow entledigte sich seines Auftrags. Der König von Polen lachte herzlich darüber, ging sogleich zu Friedrich Wilhelm und entschuldigte sich bei ihm. Der König von Preußen veränderte aber seine ernsthafte Miene nicht, so daß August abbrach und ein anderes Gespräch anfing [1]."

So lautet Pöllnitzens Zeugnis, zusammengelesen aus den Zuflüsterungen der Tabagie oder Gerüchten der Hofzirkel; es kann wohl im ganzen als unbestreitbar angenommen werden. Wilhelmine, aus ähnlichen Quellen schöpfend und ebenso ungewiß in den Einzelheiten, malt mehr artistisch; auch hat sie die Folgen vergessen, die es für ihren Bruder gehabt hat, was nun eigentlich die Hauptsache dieses Vorgangs ausmacht.

„Eines Abends, als man wacker gezecht hatte, führte der König von Polen den König" (meinen Vater) „nach einem sehr reich verzierten Gemach, dessen Möblierung und Ausstattung vom ausgesuchtesten Geschmack waren. Der König, entzückt von dem was er sah, stand stille, um all das Schöne zu betrachten, als sich plötzlich ein Vorhang erhob und einen Anblick der außerordentlichsten Art darbot. Es war ein Mädchen im Zustande unserer ersten Eltern, nachlässig auf einem Bette ausgestreckt. Dies Geschöpf war schöner, als man Venus und die Grazien malt; sie ließ eine Gestalt wie von Elfenbein erblicken, weißer als Schnee und reizender geformt als die mediceische Venus zu Florenz. Das Kabinett, das diesen Schatz enthielt, war mit so vielen Kerzen erleuchtet, daß deren Schimmer die Augen blendete und der Schönheit der Göttin neuen Glanz verlieh.

Die Anstifter dieser Komödie zweifelten nicht daran, daß der Gegenstand einen Eindruck auf das Herz des Königs machen würde; aber es kam ganz anders. Kaum hatte er seine Augen auf die Schönheit geworfen, als er sich entrüstet umdrehte, meinen Bruder, der hinter ihm stand, barsch zum Zimmer hinausstieß und dieses auf der Stelle selbst verließ, sehr aufgebracht über den Auftritt, den man ihm bereitet hatte. Er sprach noch am selben Abend in starken Ausdrücken mit Grumbkow davon und erklärte bündig, daß, wenn man dergleichen Späße mit ihm wiederholen sollte, er augenblicklich abreisen würde.

Mit meinem Bruder war es anders. Ungeachtet des Königs Bemühen hatte er einen vollen Anblick jener Kabinettsvenus gehabt und ward nicht so davon mit Abscheu erfüllt wie sein Vater [2]." — Sehr wahrscheinlich nicht! — Und in der Tat: ‚er erhielt sie von dem König von Polen auf eine etwas sonderbare Weise (d'une façon assez singulière)' — sagbar, in gedrängter Form, wie folgt:

[1] Pöllnitz II. 256.
[2] Wilhelmine I. 112.

Wilhelmine sagt, ihr Bruder sei bereits bis über die Ohren von einem flatterhaften jungen Wesen, einer Gräfin Orzelska bezaubert worden, einer sehr vornehmen feinen Gräfin, deren Geschichte sich nur dann, wenn man dazu genötigt ist, und gleichsam nur mit der Zange anrühren läßt — dreimal berühmt, wie sie an diesem sächsischen Hofe Beelzebubs einst war. Sie war des Königs August natürliche Tochter; eine französische Putzmacherin in Warschau hatte sie ihm dort geboren. Zu gehöriger Zeit hatte ein männliches Mitglied der Dreihundertvierundfünfzig, ein gewisser Rutowski, Soldat von Profession, von dem wir wieder hören werden, sie zur Mätresse genommen, unbekümmert um die natürliche Halbgeschwisterschaft, die ihm vielleicht unbekannt war. Der bewunderungsvolle Rutowski, gern mit anderen teilend, führte sie nach einiger Zeit bei seinem und ihrem geehrten Vater ein; von welchem zunächst — Himmel, die menschliche Sprache ist der Geschichte solcher Dinge nicht gewachsen! Und in dieser Eigenschaft glänzt sie nun erhaben am sächsischen Hof; den armen jungen Fritz beäugelnd und toll machend — welches Phänomen der Beelzebub Vater-Liebhaber mit Qual und Eifersucht bemerkte, wie es scheint.

„Seine polnische Majestät distinguierte sie außerordentlich", sagt Pöllnitz[1], „und besuchte sie sehr oft, so daß man" — das unsägliche Obige daraus folgerte. „Sie war sehr gut gewachsen, hatte etwas Großes in ihrem Anstande und eine allerliebste Laune. Sie erschien sehr oft in Mannskleidern, die ihr sehr artig standen. Man sagte, daß sie sehr wohltätig sei"; eine Eigenschaft, die allerdings auch der Beelzebub Vater-Liebhaber besaß (wenn er bei Gelde war), und gegen sie war er zu dieser Zeit grenzenlos freigebig. Wahrlich, ein verführerischer Anblick für den Teufel, diese kostspielige Orzelska: es ist etwas Schönes an ihr, wenn es keine Gesetze in diesem Universum gibt; weniger schön, wenn es deren gibt! Aber jedenfalls besaß sie genug, um einem armen Kronprinzen, wenn sie gewillt ist, eine Zeitlang den Kopf zu verdrehen. Er ist eben sechzehn vorüber, einer der hübschesten und lebhaftesten Jünglinge; ganz offenbar ist seine Huldigung diesem Geschöpf nicht unangenehm. Daher nimmt der eifersüchtige August seine Maßregeln; gibt Fritzen direkt oder durch diskrete diplomatische Winke und Andeutungen zu verstehen, daß er die Kabinettsvenus (Formera war ihr Name, von der Opernsängerinnengattung) haben könne — hoffend, daß dadurch die Orzelska künftighin unangetastet bleibe. Eine „façon assez singulière" für einen königlichen Souverän und Beelzebub Vater-Liebhaber, meint Wilhelmine.

Dergestalt ist unser armer Fritz in die Spur Beelzebubs geraten und ist nicht auf gutem Wege. Unter solcher und nicht besserer Leitung, in dieser unerlaubten vorzeitigen Weise, wird ihm seine Einführung in das Paradies der Welt. Die Formera, schön wie ein bemaltes Chaos; ja, sie — und warum nicht, nach einer Weile, die Orzelska ebenso? — Ein wun-

[1] Memoiren II. 261.

dervoller Armidagarten, allerdings. Und kann man die gemalten göttlichen Schönheiten darin (lieblich wie gewisse Äpfel des Toten Meeres) nicht eine Zeitlang anbeten? — Das Elend, das all dies auf Jahre hinaus in sein Dasein brachte — in sein Verhältnis zu einem Vater, der streng in Grundsätzen, und zu einer Weltordnung, die noch strenger — war nicht gering, nicht klein. Und dies ist das Hauptergebnis der Dresdner Besuche für ihn und uns.

Große Freundschaftspfänder werden zwischen den zwei Königen ausgetauscht; der Kronprinz wird mit dem sächsischen Adlerorden, oder mit dem, was sie sonst als höchste Auszeichnung hatten, dekoriert; Rutowski wird mit nach Berlin genommen, um Krieg und Waffenübung zu erlernen, bleibt aber nicht lange: und es scheint wirklich eine gewisse Zuneigung zwischen den zwei verschieden gearteten Individualitäten entsprungen zu sein, was vielleicht in naturgeschichtlicher Hinsicht, wenn nicht sonst, erinnernswert ist. Ein weiteres kleines Resultat des Besuches gehört der Kunst an. In der berühmten Dresdner Galerie hängt noch ein großes Bild, auf welchem der sächsische Hofmaler, auf Friedrich Wilhelms Befehl, sagt man, bald nach diesen glücklichen Vorgängen die beiden Majestäten in Lebensgröße mit ihren charakteristischen Kostümen und Zügen (kurzer Potsdamer Grenadieroberst und langer sächsischer Darius oder Sardanapal) darstellt, wie sie sich einander die Hand geben; symbolisch vergangenen Groll begrabend und sozusagen ewige Freundschaft gelobend[1].

Der Besuch endigte am 12. Februar, wie die Zeitungen bezeugen. Lange vor Tagesanbruch, früh um drei, war Friedrich Wilhelm, „der tags zuvor von Mittag bis neun Uhr geraucht" und von jedermann Abschied genommen hatte, auf dem Weg; war aber erstaunt, den König August und den Kurprinzen zu sehen, die zu diesem Zwecke insgeheim die ganze Nacht aufgeblieben waren und es sich nicht nehmen lassen wollten, ihn an den Wagen zu begleiten[2]. „Große Freundschaftsbeweise", den Zeitungen bekannt, fanden statt, und ein Beweis, der noch nicht bekannt: ein Versprechen von seiten des Königs August, daß er dies ewig denkwürdige Kompliment persönlich in Potsdam und Berlin in wenigen Monaten erwidern wolle. Auf Wiedersehen also!

Was den armen Kronprinzen anlangt, dem sein Vater bereits abhold war, so verfiel er nun, in dieser und anderer Hinsicht, in abstrusere Verhältnisse als je. Schlechter Gesundheitszustand, ein Anfall gefährlicher schleichender Krankheit, bald nach seiner Heimkehr, war eine der ersten Folgen. Häufige Anfälle von Kränklichkeit während der nächstkommenden Jahre; mit verhängnisvollen Gerüchten, ärztlichen Beratungen und Berichterstattungen an die väterliche Majestät, die wenig Erquickung da

[1] Förster I. 226.
[2] Boyer XXXV. 199.

gaben. Die traurige Wahrheit, dunkel angedeutet, ist hinlänglich sichtbar: sein Wandel während der nächstfolgenden vier oder fünf Jahre war „äußerst ausschweifend". Armer Jüngling, er ist auf unheilvolle Bahn geraten; gesellt sich hauptsächlich zu liederlichen jungen Kerlen, wie die Leutnants Katte, Keith und andere von gleichem Schlag, die ihn auf Wege führen, die weder seinem Vater genehm, noch den Gesetzen dieses Universums gemäß sind. Gesundheit, des Leibes oder Geistes, ist bei seinem jetzigen Lebenswandel nicht zu erwarten. Die lichte junge Seele wühlt mit ihren schönen Kräften und Gaben wie ein Rhinozeros im Schlammbad! — Manche sagen, es sei gesund für die menschliche Seele; wir nicht!

All dies ist nur zu gewiß. Es erreichte seinen Gipfel in den Jahren, wo wir nun halten, und hört noch vier oder fünf Jahre lang nicht auf: und der Leser kann sich all dies denken und kann erwägen, ob die Wirkungen davon gut waren oder nicht. Friedrich Wilhelms Ungunst von altem Datum schlägt in offenen Abscheu und Widerspruch um, oftmals in Ausbrüche von Schmerz, Wut und Verzweiflung seinem unglücklichen Sohne gegenüber — und es erscheint zweifelhaft, ob diese lichte junge menschliche Seele, vergleichbar jetzt einem im Kotbade wühlenden Rhinozeros, von dem nichts als die Schnauze sichtbar und ein schmutziges Kollern der einzige Laut den es von sich gibt, je wieder daraus hervorkommen wird oder nicht.

Die rhinozerossische Seele kam wieder hervor, aber nicht unbeschädigt; ach nein! bitter befleckt, ihr schöner Glanz tragisch verdunkelt für ihr ganzes übriges Leben. Der ausgezeichnete Sauerteig sagt in seinen „Springwurzeln" diese Worte: „Die göttlichen Düfte und offenbar himmlischen Elemente mit wahnsinniger Vergeudung aus unserem Dasein hinwegbrennen; unser Allerheiligstes in einen Tummelplatz der Prasserei verwandeln; die Seele selber hart, gottlos, unfruchtbar machen! Sicher kommt ein Tag, da man wieder wissen wird, welche Kraft in Reinheit und Enthaltsamkeit des Lebens liegt, wie göttlich die Schamröte auf jungen Menschenwangen ist, wie hoch, heilsam, ernst unerbittlich, wenn vergessen, die nicht nur den Frauen allein, sondern jedwedem Geschöpf auferlegte Pflicht in dieser Beziehung ist? Wohl! wenn ein solcher Tag nie wiederkäme, dann, merke ich wohl, wird auch so manches andere nie wiederkommen. Hochherzigkeit und Erkenntnistiefe werden nie wiederkommen; heldenmütige Reinheit des Herzens und Auges; edle fromme Tapferkeit, um uns und das Zeitalter von Bronze und Firnis zu heilen, wie können sie je kommen? Das schimpfliche Bronze-Firnis-Zeitalter hungriger Tierheit, geistiger Ohnmacht und Lügenhaftigkeit muß seinen Lauf gehen, bis die Hölle es verschlinge." —

In Friedrichs Fall ist es sicher, daß ein solcher Tag niemals völlig kam. Das „Zeitalter von Bronze und Firnis", so wie es damals eben stand — gestützt freilich von einem Rückgrat aus tüchtigem spartanischen

Eisen (von rechtem Schlachtstahl, wenn nötig): dies war alles, was er von einer Welt träumte. Sein Ideal, verglichen mit dem etlicher anderer, war nur niedrig; sein Dasein ein hartes und dürres, wennschon ein echtes, und nur in Abwesenheit eines besseren besonderer Erinnerung wert. Genug von all dem.

Der Physisch-Starke macht seinen Gegenbesuch.

August der Starke stattete seinen Gegenbesuch in dem folgenden Mai ab. Dieses großartigen Ereignisses, erstaunlich wie es zur Zeit für die Zeitungsschreiber war, würden wir jetzt nicht erwähnen, geschähe es nicht wegen seines Zusammenhanges mit gedachten Sachen — und namentlich wegen eines törichten Gerüchtes bezüglich des Prinzen Fred und der Doppelheirat, welches bei dieser Gelegenheit entstand. Da die Pracht dieses Besuches und Empfanges so außerordentlich war — König August kam zum Beispiel unter Trompeten- und Oboenklang in seidenen Flottillen, lustiger als jene der Kleopatra, die Elbe herabgesegelt — so ergoß sich gen Berlin ein Zudrang des, wir wollen es nicht den Abschaum, sondern müssen es den Schaum der Menschheit nennen, ein Zudrang der müßigen begüterten Leute aus allen Ländern, und es war ein solches Gedränge da während der drei Wochen, wie man es selten gesehen. Allerorten wird der Schaum aufgerührt und ermuntert, sich auf den Weg zu machen.

Prinz Friedrich von Hannover und England, „Herzog von Edinburg" wie sie ihn nun nennen, nicht mehr „Herzog von Gloucester", wie es scheint, und auch nicht „Prinz von Wales" — dieser schäumig wie andere, dachte daran zu kommen; und das Gerücht davon stieg sehr hoch in Berlin — wie hoch, dafür liegt noch ein sonderbarer Beweis vor. Hier ist eine von der geschäftigen höfischen Phantasie Berlins in jener Zeit ausgebrütete Mythe, die Pöllnitz hernach als eine sichere Tatsache aufgezeichnet hat und die aus ihm müßigerweise in Coxe[1] und anderen englischen Büchern abgeschrieben worden ist. Wir kürzen den wässerigen Pöllnitz ab, indem wir aufbewahren, was er an Sinn enthält. Hier ist das, was damals in gewissen hochfrisierten Köpfen umlief und einigen wenigen Bevorrechteten, dem Gewährsmann Pöllnitzens unter anderen, in das Ohr gesagt wurde, bis sich eine Mythe daraus bildete. Friedrich, Herzog von Edinburg, zweite Hoffnung Englands zu dieser Zeit. Er ist der Held.

Es scheint, dieser lockere junge Herr, der bei seinem souveränen Vater nicht in Gunst stand, war noch gar nicht drüben in England gewesen, da der königliche Vater ihn lieber nicht vor Augen sah; und lebte müßig in Hannover, voll Eifers für seine Verheiratung mit Wilhelminen, als einer und gegenwärtig der vornehmsten Hilfsquelle seines Daseins. Es ist nun Mai 1728, und Friedrich, Herzog von Edinburg, ist einundzwanzig Jahre alt. Er schreibt an seine Tante und mutmaßliche Schwiegermutter, Köni-

[1] Coxes Walpole (London, 1798) I. 520.

gin Sophie (das Datum nicht genau auf den Tag zu ermitteln, Billett verbrannt, sobald gelesen): „Daß er dies qualvolle Zögern nicht länger ertragen könne; solch endloses Hökern um die höchste Seligkeit, über die man in der Hauptsache eins sei, möge für andere ein Spiel sein, für ihn sei es der Tod; daß er ohne weiteres insgeheim kommen wolle, um seine Wilhelmine zu heiraten und somit der Sache ein Ende machen; die großen Perücken mögen alsdann das Weitere nach Belieben und Vermögen ordnen.“ Hierauf läßt Sophie Dorothea, hoch erfreut, Dubourgay, den englischen Gesandten, holen (Brigadier Dubourgay, den ehrbaren alten Herrn, der Schreibfehler macht und der allezeit eifrig für die Doppelheirat ist), um ihm die schöne Nachricht und die Antwort, die sie geschickt, mitzuteilen. Der ehrbare Dubourgay hört schweigend zu, mit sich verlängerndem Gesicht: „Ew. Majestät, wie unglücklich, daß gerade ich dies erfahre! Ich muß auf der Stelle einen Kurier mit der Nachricht nach London absenden!“ Und der ehrbare Mann, stoisch taub gegen Ihrer Majestät Bitten, gegen alle anderen Rücksichten als die der offenbaren Pflicht, schickt den Kurier — zerknickt jene hübsche hannöversche Spekulation in der Knospe, sieht Prinz Friedrich unmittelbar nach England abberufen und erzeugt verschiedene andere Wirkungen. Auf Untersuchen der Urkunden [1] stellt sich dies fast gänzlich als Mythe heraus.

Pöllnitz seinerseits fügt noch zwei Umstände hinzu, die ziemlich unmöglich sind: erstlich, daß Friedrich Wilhelm freudig seine Einwilligung zu dieser verstohlenen Heirat gegeben habe und eifrig darauf harrte; zweitens, daß Georg II. ebenfalls insgeheim das Vorhaben begünstigt oder sogar eingegeben habe, da er im stillen gern der Plackerei von Botschaften an das Parlament ausgewichen, seinen Sohn zu falschem Schritt verleitet hätte, und ich weiß nicht was noch mehr [2]. Die Teilchen Tatsache in der Geschichte zerfallen ebenfalls in zwei: erstens, daß Königin Sophie, und durch sie das Hofpublikum überhaupt, die hannöversche Hoheit, die vermutlich wirklich im Sinne hatte, Berlin und seine Zukünftige zu besuchen, bei dieser Gelegenheit erwartete; Dubourgay meldet täglich Gerüchte, wie man die Königliche Hoheit vorübergehend dort „gesehen“ haben wolle; und Wilhelmine sagt, ihre Mutter rechnete so fest auf ihn, „sie hielt jeden Esel oder Maultier für Seine Königliche Hoheit“ — Wilhelminen ist das herzlich gleichgültig. Dies ist das eine Teilchen Tatsache. Das zweite ist, daß ein Offizier in Seiner Königlichen Hoheit Gefolge, ein gewisser Lamothe von Hannover, der um diese Zeit in Berlin erschienen war, nicht lange hernach eingesperrt wurde, man wußte nicht für welches Vergehen — man vermutete, weil er die ausschweifende Königliche Hoheit in wilden Anschlägen ermunterte. Und so wuchs die Mythe und lag fertig da für Pöllnitz und seine Nachfolger. Die Königliche Hoheit kam nach England

[1] Dubourgays Gesandtschaftsberichte, im Staatsarchiv.
[2] Pöllnitz II. 272—274.

herüber, nicht damals, wie die Mythe besagt, sondern neun Monate nachher im folgenden Dezember, und fand andere Mittel, den befehlshaberischen, dünkelhaften, reizbaren und etwas närrischen kleinen Vater immer mehr aufzubringen. „Sehr kalt am Hof empfangen", heißt es: scheel angesehen von Walpole und den Machthabenden, da er nur allzu wahrscheinlich ein Werkzeug der Opposition dort werden dürfte.

Der Besuch indessen fiel, obgleich kein Herzog von Edinburg als Zuschauer kam, über die Maßen sublim aus; denn die polnische Majestät war die Herrlichkeit selber, und der frugale Friedrich Wilhelm erleuchtete seinen blassen Hof bis zu unübersteiglichem Glanz, ohne Rücksicht auf Kosten; so daß sogar das Rauchparlament (welchem August dann und wann beiwohnte) lichthell wurde. Der Kronprinz, der die letzten Monate in einem elenden kränkelnden Zustande, der seinen Ärzten in gewisser Art von schlimmer Vorbedeutung schien, auf seinem Zimmer oder ans Bett gefesselt, hingeschmachtet hatte, war nun glücklicherweise wieder auf den Beinen — und Wilhelmine zeichnet einen Umstand auf, der viel zu seiner Genesung beitrug: daß nämlich die schöne Orzelska ihren natürlichen oder (unnatürlichen) Vater bei dieser Gelegenheit begleitet habe und, so dünkt es Wilhelminen, ungemein gütig gegen den Kronprinzen war. Der Erbprinz von Sachsen, ein schweigsamer, harmloser, etwas blöde aussehender Herr, der nun sein dreißigstes Jahr hinter sich hat und seit langem zur Papisterei übergegangen ist, in der Absicht, einmal König von Polen zu werden (was, wie sich zeigen wird, auch eintraf), war ebenfalls hier: desgleichen Graf Brühl, noch in sehr untergeordneter Eigenschaft, und andere, die wir und der Kronprinz noch kennenlernen sollen. Des Erbprinzen Gemahlin (eine wirkliche Kaisersnichte, des verstorbenen Kaisers Joseph Tochter, eine strenge österreichische Dame, mehr hochmütig als liebenswürdig) war daheim in Dresden geblieben.

Hier aber, aus erster Hand, ist ein oberflächlicher Blick auf jene einzige polnische Majestät, den sächsischen Menschen der Sünde, den sich der Leser aus müßiger Neugierde, wenn aus keinem besseren Grunde, gern gefallen lassen wird. Wir kürzen ab aus Wilhelmine[1], zu deren Berichtigung, wo es nötig, Faßmann, zu dreifacher Genauigkeit durch diese große Affäre entzündet, zur Hand ist[2]: „Der König kam bei uns in Berlin am 29. Mai an", erzählt Wilhelmine; war zu Potsdam, unter Friedrich Wil-

[1] I. 124.

[2] Des glorwürdigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Augusti des Großen Leben und Helden-Thaten, von D. F. (David Faßmann). Frankfurt und Leipzig, 1734. 12. p. 1040. Ein mit aufgehobenen Augen fußfälliger Bewunderung für „Dero Majestät August den Großen" geschriebenes Buch; auch genau, sich aber nur mit den Kleidern der Sache, und welch einer Sache! befassend: ein Werk, das, außer unter Zwang, unlesbar für den stupidesten Sterblichen ist. Derselbe Faßmann, der auf der Messe zu St. Germain war, der zuweilen bei dem Potsdamer Riesen logierte und dessen Lebensweise dunkel für uns geworden ist.

helms Obhut, bereits seit drei Tagen gewesen: Samstagnachmittag, 29. Mai 1728, das ist mit Genauigkeit das ewig denkwürdige Datum.

Er erschien denselben Abend für einen Augenblick in Ihrer Majestät Gemächern zur Begrüßung; stattete aber seinen förmlichen Besuch erst tags darauf ab. Sehr grandios. Getragen von zwei funkelnden bunten Geschöpfen, sogenannten Heiducken, durch doppelte Reihen von lauter Herrschaften und Sublimitäten, in einer sublimen Sänfte (da er lahm auf einem Fuße, zwei Zehen sind kürzlich amputiert worden, und die Wunde ist noch offen): „in einer Sänfte von rotem mit Gold bestickten Sammet", sagt der andächtige Faßmann mit zitternder Genauigkeit, „die Haupttreppe hinauf, die große Galerie entlang", in welcher erhabenen Region (Gemächer des verstorbenen Königs Friedrich prunkreichen Andenkens) Ihre Majestät sich für diesen Anlaß befindet. „Die Königin empfing ihn an der Türe ihres dritten Vorzimmers", sagt Wilhelmine; dritten oder äußersten Vorzimmers, Ende jener großen Galerie und ihrer Herrschaften und funkelnden Geschöpfe: „er gab der Königin seine Hand und führte sie hinein. Wir Prinzessinnen waren dabei, wenigstens die Erwachsenen von uns. Alle stehend außer der Königin. „Er weigerte sich lange, Platz zu nehmen, stoisch Holdseligkeiten sprechend und auf den Schmerz am Fuße nicht achtend; und er leistete Ihrer Majestät Bitten nicht eher Folge, als bis längeres Weigern hätte unartig erscheinen können. „Wie unhöflich!" bemerkte er lächelnd gegen uns Jüngere. „Er hatte eine majestätische Haltung und Physiognomie, eine leutselige höfliche Miene begleitete all seine Bewegungen, all sein Tun." Eine Art stereotypes Lächeln auf dem Antlitz, nichts von jener innerlichen Düsterkeit, die an unserem Karl II. und ähnlichen Menschen der Sünde zu sehen ist. Er blickte oft nach Wilhelmine und war auffallend artig — aus Gründen, die Wilhelmine nicht errät. Im übrigen war er „sehr gebrechlich für sein Alter", da die schrecklichen Ausschweifungen (les débauches terribles) ihre Wirkung auf ihn ausgeübt hatten. Er ist voriges Jahr Witwer geworden. Seine arme Gemahlin war eine brandenburgisch-bayreuthische Prinzessin, eine religiös gesinnte Frau, die dem Unabänderlichen mit strengem Ernste zusah. Er hat es weit gebracht mit seinen dreihundertvierundfünfzig; geht nun in das fünfundfünfzigste Jahr — ist lahm auf einem Fuß, wie wir sehen, was der große Petit aus Paris nicht heilen kann, weder er noch sonst ein Chirurg; nur Erleichterung können sie ihm bringen durch das Abnehmen zweier Zehen. Ein Muster feiner Höflichkeit ohne Zweifel, aber im übrigen der seltsamste schadhafte Rumpf eines zweifüßigen Tiers ohne Federn; wahrscheinlich sogar die hauptsächlichste Natureigenheit unter der Sonne in damaliger Epoche — außerordentlich artig gegen uns Prinzessinnen, gegen mich ganz besonders. „Er verließ Ihrer Majestät Gemächer, nachdem er sich eine Stunde lang unterhalten: sie stand auf, ihm das Geleit zu geben, aber er wollte das durchaus nicht erlauben" — und verschwand so, ohne Zweifel

wieder weggetragen von den funkelnden Geschöpfen. Darauf stattete der Kurprinz seinen Besuch ab; er war aber ein trockenes Subjekt im Vergleich, von dem keine Prinzessin viel sagen kann. Prinz Friedrich wird ihn späterhin besser kennen.

Der junge Moritz, „Graf von Sachsen", hernach berühmt als Maréchal de Saxe, ist ebenfalls hier mit seiner Halbschwester Orzelska und den übrigen, im Gefolge des väterlichen Menschen der Sünde, und macht Bekanntschaft mit Friedrich. Er ist Sohn der weiblichen Königsmark namens Aurora („die einzige unter allen Sterblichen, die Karl XII. zur Flucht veranlassen konnte"), Neffe also jenes männlichen Königsmark, der vor langer Zeit zu Hannover niedergemacht und im Kamin begraben wurde. Er gleicht seinem Vater an Stärke, Lebhaftigkeit, vor allem an wüstem Leben und Nichtbeachtung der Finanzen. Sie verheirateten ihn in den gehörigen Jahren mit irgendeiner armen reichen Frau; aber mit ihr ist er bereits fertig, mit ihr und vielen anderen. Kurland, Adrienne Lecouvreur, Anna Iwanowna mit der dicken Backe — der Leser hat vielleicht für sich selbst diese Dinge aus den dämmrigen Geschichtsbüchern herausgesucht — oder vielleicht ist es besser für ihn, wenn er es nicht getan? Das Herzogtum Kurland, in nahen Beziehungen zu der polnischen Souveränität und nun im Begriff erledigt zu werden, war der Anlaß zu einem von Graf Moritzens großen Sprüngen in der Welt. Adrienne Lecouvreur, die törichte französische Schauspielerin, lieh ihm all die 40 000 Livres, die sie sich, indem sie der Natur den Spiegel vorhielt und sonstwie, verdient hatte, für die Betreibung dieser kurländischen Unternehmung, die sich am Ende doch als unmöglich für ihn erwies. Er war waghalsig genug, dreist genug, focht gut; aber die Aufgabe war, sich in die verwitwete Anna Iwanowna, Kusine des Zaren Peter II. zu verlieben, ein dickes keckes russisches Weib (solch eine B a c k e geben ihr die Bilder, sie ist an Größe und ein wenig auch im Ausdruck einem westfälischen Schinken ähnlich!), welche die Witwe des verstorbenen tätigen Herzogs war — und dies, trotz seiner waghalsigen Dreistigkeit, vermochte Graf Moritz nicht. Die dicke Witwe ward gewahr, daß er westfälischen Schinken in dieser besonderen Form nicht liebe; daß er bloß vorgebe, er liebe ihn: worauf sie ihm mit gerechtem Unwillen den Laufpaß gab; und da sie nicht lange hernach Zarin ward und Biron, den Kurländer, zum Liebhaber nahm, machte sie Biron zum Herzog, und Kurland ward unmöglich für Graf Moritz.

Jedoch auch er ist ein flotter junger Geselle; „kreisrunde schwarze Augenbrauen, Augen hellfunkelnd, teils von animalischer Lebendigkeit, teils von geistiger"; ist sechs Fuß hoch, bricht Hufeisen mit seinen Händen; ist voll unregelmäßiger Geschicklichkeit und Dreistigkeit; hat fast von seiner Geburt an das Soldatenhandwerk getrieben und versteht sich auf vielerlei, obgleich er der schlechteste je bekannte Orthograph ist. Auch von ihm ward Fritz angezogen: Er, die Blüte der unehelichen dreihundert-

vierundfünfzig und vermutlich die Hauptleistung des sächsischen Menschen der Sünde in dieser Welt, wo er sich soviel Mühe gegeben. Friedrich und er unterhielten nachmals einen gelegentlichen Briefwechsel miteinander; aber aus Friedrichs Anteil daran (bloßen höflichen Beglückwünschungen wegen Fontenoy und dergleichen) zu urteilen, muß er von der äußersten Leerheit gewesen sein, und für uns ist er nun völlige Null, wenn auch noch so klar und sprachrichtig abgedruckt[1].

Etwa drei Wochen, nachdem er einen solchen Lichtglanz in Berlin angezündet, wie man dergleichen nie zuvor oder seitdem unter Friedrich Wilhelms Regierung gesehen, zog der Physisch-Starke wieder seines Weges — „gen Polen zum Reichstag“, es kümmert keinen von uns, wohin oder weshalb. Hier in Berlin ist er sublim genug gewesen. Einige der Phänomene überstiegen alles, was Wilhelmine je gesehen hat: solche Fluten und Reihen glänzender Personen strömten zur Tafel herein; und sie konnte nicht umhin, den Glanz des polnischen Gefolges samt ihren Federbüschen und Draperien mit den knapp ausstaffierten preußischen Würdenträgern zu vergleichen, die alle in schlichter Soldatenuniform waren, „blauem Rock, weißleinenen Stiefeletten“, ohne Luxus, nicht einmal bei den Epauletten und roten Aufschlägen. Bei der Tafel, sagt sie, tranken sie viel, sprachen wenig und langweilten sich sehr.

Von den vier Königen der Prinzessin Wilhelmine und anderen unwirksamen Freiern.

Die schadhafte polnische Majestät, bemerkten wir, war außerordentlich aufmerksam gegen Wilhelmine, und diese konnte noch lange nachher nicht ermitteln, was eigentlich die Ursache davon gewesen war. Viel später erst ermittelte Wilhelmine, daß man bei jenen Ewige-Freundschaft-Gelöbnissen den seltsamsten Plan besprochen oder so gut wie fertig gemacht hatte, nichts anderes nämlich, als sie, Wilhelmine, nun eine schlanke, in das neunzehnte Jahr gehende Jungfrau, an diesen schadhaften sächsischen Menschen der Sünde zu verehelichen, der in das fünfundfünfzigste geht (oder hinkt), gebrechlich infolge von débauches terribles ist (unter anderem von Strömen von Champagner und Tokaier), und der voriges Jahr Witwer geworden! Sie hatten den Plan ganz fertig, erfährt Wilhelmine: Friedrich Wilhelm sollte soundso viel Geld als Mitgift und dann noch weiteres als Anleihe für die Bedürfnisse Seiner polnischen Majestät liefern, die sehr mannigfaltig sind; Wilhelmine sollte die Lausitz zum Leibgedinge erhalten, die

[1] Völlig mitgeteilt in Oeuvres de Frédéric le Grand XVII. 300—309. Sehe ferner, wer neugierig danach ist: Preuß, Friedrichs Lebensgeschichte III. 167—169; Espagnac, Vie du Comte de Saxe (ein gutes militärisches Büchlein. Deutsch übersetzt. Leipzig, 1774. 2 Tle.); Cramer, Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora von Königsmark (Leipzig 1836) usw.

Lausitz sollte zugleich auch Friedrich Wilhelms Unterpfand sein; und noch andere verwickelte Bedingungen[1]: Was würde Wilhelmine dazu gesagt haben? Man schaudert sich es zu denken, hofft, daß es größtenteils nichts als eitles Hirngespinst und Hofgerede war und niemals zu einer Tatsache abgemacht wurde.

Gewiß ist, daß, da Seine schadhafte polnische Majestät Witwer geworden war, Fragen wie diese auftauchen mußten: Wird er sich wieder vermählen? Und mit wem? Gewiß auch, daß er Friedrich Wilhelms Bündnis braucht, da er große Anschläge im Werke hat, die kitzlich und gefahrvoll sein dürften — Pläne einer „Teilung Polens", nichts Geringeres; nämlich: die äußeren Teile Polens abzutrennen, sie den benachbarten Fürsten als Sühne oder Preis ihrer Zustimmung zu überlassen und den Überrest erblich in seiner Familie zu machen. Beitritt zur pragmatischen Sanktion würde wohl den Kaiser willfährig machen? Deshalb, und sonst noch aus anderen Gründen, behält die polnische Majestät diese Karte in der Hand. Friedrich Wilhelms Bündnis, mit einem solchen Kriegsheer und solchem Schatz, die Vorteile davon sind Seiner polnischen Majestät augenscheinlich. — Durch des Himmels Gnade ist jedoch aus seiner Heirat mit Wilhelminen nie was geworden: sein Kurprinz tat Einsprache gegen die Leibgedinge und Abtrennungen, leise, standhaft, und man mußte das Projekt fallen lassen, ehe Wilhelmine etwas davon erfahren hatte.

Und dieser Mann ist wohl einer der „vier Könige", die um sie werben sollten? Ein schwedischer Offizier, der sich auf Chiromantie verstand, blickte vor Jahren einmal in ihre unschuldige kleine Hand und weissagte: „Daß sie vier Könige zu Freiern haben und doch keinen davon ehelichen würde." Wilhelmine zählt sie in ihren reiferen Jahren auf. Der erste wird jedermann überraschen — Karl XII. von Schweden — der nie viel Freier gewesen sein kann, um so weniger, da die Dame damals erst sechs Jahre alt war; von dem aber doch vorübergehend von dritter Seite in jenen alten Stralsunder Zeiten wohl die Rede gewesen sein mochte. Der zweite — können wir nicht erraten, wer der zweite ist? Der dritte ist dieser August, der schadhafte Starke. Was den zweiten anlangt, so sieht Wilhelmine bereits, in gläubigen Augenblicken, daß es der hannöversche Fred sein mag, den sie ebenfalls nie ehelichen wird — und sieht nicht (sah auch nicht zu der Zeit, da sie ihre Denkwürdigkeiten niederschrieb, „im Jahr 1744" sagen die Bücher), daß Fred niemals zum Königtum gelangen würde und daß die Chiromantie in diesem Punkt unvollständig war. Der vierte wiederum ist offenbar der junge Zar Peter II., der vorübergehend auf das Tapet kam, kurze Zeit nach diesem Projekt mit dem schadhaften dritten. Aber auch das kam zu nichts; der arme Junge starb

[1] Wilhelmine I. 114.

fünfzehnjährig; ja er war bereits „verliebt in seine Tante Elisabeth" (infâme Catin du Nord in kommender Zeit) und hatte die preußische Aussicht aufgegeben [1].

Aus all diesem würde sich Wilhelmine, wandelnd „in sittsamer Betrachtung, liebefrei", nichts oder weniger als nichts machen — wenn nicht Papa und Mama und die lästige tückische Umgebung wären, die allerdings ein Wesen daraus machen! In keinem Roman oder Theaterstück ist jemals eine junge Dame ohne ihre Schuld oder Zutun so geplagt worden, um unter die Haube zu kommen — während sie selber die ganze Zeit über passiv ist, bloßer Ton in des Töpfers Hand und das Universum anflehend, es möge doch die große Güte haben, sie in Ruhe zu lassen!

So war auch, mit im Gefolge des Königs August bei diesem Berliner Besuche, ein gewisser Militär in sächsischen Diensten, Herzog von Sachsen-Weißenfels, Johann Adolf mit Namen, ein armer nachgeborener Vetter des Hauses Sachsen — auch so eine ältliche Königliche Hoheit von geringer Möglichkeit — besonders aufmerksam gegen Wilhelmine, nun und bei späteren Anlässen. Titularherzog von Weißenfels, Bruder des wirklichen Herzogs und noch nicht einmal der Nachfolge gewiß; aber von König Augusts Sold zehrend, nicht ohne Fähigkeit im Trinken und dergleichen, sagen einige — im übrigen bloß ein betitelter, bequasteter ältlicher Militär von keinen besonderen Eigenschaften, weder guten noch schlimmen — der oft wieder auftauchen wird in dieser Geschichte, uns aber niemals einen Eindruck hinterläßt, als den einer Durchlauchtigen Hoheit in abstracto; untadelige Menschenmaske, von höflichem Benehmen, mit Titeln behangen und zweifelsohne mit einem Magen inwendig. Dieser war jetzt und später bei allen Anlässen beharrlich in seinen Aufmerksamkeiten gegen Wilhelmine. Man konnte lange nicht erraten, was er eigentlich damit wolle; bis endlich Königin Sophie, als sie dessen gewahr ward, ihn darüber ins Gebet nahm und ihn mit kalter Strenge erinnerte, daß gewisse Dinge einem zuständen und gewisse Dinge nicht. Dem beugte er sich demütig und zog sich rücklings aus dem dreisten Unterfangen zurück: Würde sich so etwas nie auch nur im Traum unterstanden haben, hätte Seine preußische Majestät es nicht gutgeheißen; wolle nun, da I h r e Majestät so dächten, sich stillschweigend zurückziehen und in der Vergessenheit leben, wie es einer obskuren Königlichen Hoheit in abstracto (obschon kürzlich verwitwet) geziemt. Und somit war wenigstens dieser Sache ein Ende, läßt sich hoffen — wenngleich

[1] Es war des großen Peters Enkel (nachdem der Sohn einen tragischen Weg gegangen); Zar Mai 1727 bis Januar 1730: Anna Iwanowna (des großen Peters Nichte, älteren Bruders Tochter), unsere kurländische Bekannte mit der dicken Backe, sukzedierte bis an ihren Tod, Oktober 1740: sodann nach geringer Revolutionserschütterung die ebenerwähnte Elisabeth, welche eine Tochter des großen Peter mit seiner kleinen braunen Zarin Katharina war, der wir einmal begegnet sind. Mannstein (Memoirs of Russia. London, 1770) S. 1—23, enthält einige Auskunft über Peter II., und der übrige Teil des Buches eine wirklich verständliche Geschichte dieser Anna, wenigstens ihrer Kriege, an denen Mannstein gewöhnlich selbst beteiligt war.

sie in Wirklichkeit noch jahrelang dann und wann von seiten Papas in seinen tollen Launen aufs Tapet gebracht wurde.

Sodann ist da der Markgraf von Schwedt, Friedrich Wilhelm mit Namen, oberster Prinz von Geblüt, Seiner Majestät Vetter und des Alten Dessauers Neffe; nicht der allerliebenswürdigste Mensch, genau betrachtet. Dieser und seine verwitwete Mutter, des Dessauers Schwester, eine hoch hinaus wollende, schweigend hartnäckige alte Markgrafenwitwe (die sich, wenn ich mich nicht irre, in schreiende Farben kleidet), behelligen Wilhelmine sehr. Die schreiende Dame — versteht sich, sie hätte „Königinmutter" sein können, hätten Papa und mein Bruder nur aus der Welt geschafft werden können! — nimmt ihre Zeit wahr und ist emsig bei jeder Gelegenheit.

Viertes Kapitel / Das Doppelheiratsprojekt ist nicht tot

Und die Doppelheirat, müssen wir sie unter solchen Umständen als tot betrachten? In der Seele der Königin Sophie und derer, auf die sie einwirken kann, lebt sie flammenhell: aber bei allen anderen ist sie in einen sehr blassen Zustand versunken. Friedrich Wilhelm ist im stillen noch willig, wünscht es vielleicht in gewissem Grade; aber die Zögerungen, die anmaßenden Hintansetzungen haben ihn sehr verdrossen, und er hegt mittlerweile jene neuen Spekulationen. Georg II., niemals ein Liebhaber der preußischen Majestät, noch auch geliebt von diesem, hat sich seit seiner Thronbesteigung sehr stolz und vornehm, fast beleidigend gebärdet. Auch er, heißt es, soll lau gewillt zu dem Dinge sein, gewillt genug, möchte es nur so gefällig sein, sich von selber zu machen, ohne daß er davon behelligt würde. Aber die Aussteuer, die Maßnahmen beim Parlament — und das alles für diesen widerspenstigen Fred, der unliebsam geworden ist und unser königlich Gemüt verbittert? Georg schiebt den Gegenstand immer wieder auf, wenn er vor ihn gebracht wird. Höhere Gedanken beschäftigen die Seele des kleinen Georg. Kongreß von Soissons, Konvention von Pardo [1], Vertrag von Sevilla; eine Rolle spielen auf dem großen Welttheater, mit Beifallsbezeigungen überhäuft, mit Neidesblicken angesehen, fast von den Halbgöttern selber? Große Kaiser, die die Natur mit ihren pragmatischen Sanktionen, ihren außernatürlichen Diplomatien überschatten und das irdische Gleichgewicht herüber- und hinüberschwanken machen, können wir durch behenden Griff fassen! Und vielleicht kann dann das Gleichgewicht wiederhergestellt werden? Preußische Doppelheirat! —

Eine königliche Seele ist da, die niemals zugeben will, daß die Doppelheirat sterbe: Königin Sophie. Sie hat sie bei sich beschlossen; sie war eine sehr eigensinnige Frau gegenüber einem ebenso eigensinnigen Manne. „Je bouleverserai l'Empire", schreibt sie einmal, ich will das deutsche Reich

[1] Oder eigentlich „Vertrag von Madrid", 6. März 1728. Dies war die Vorrede zu Soissons, in der die Xanthippe endlich da, „in ihrem Palast des Pardo", einwilligte (nachdem der Kaiser und die ganze Welt sie seit zehn Monaten dazu gedrängt), den Frieden anzunehmen und die vergebliche Belagerung Gibraltars einzustellen (Coxe I. 303).

wegen dieser Sache umstürzen, wenn man mich dazu treibt[1]. Welche geheimen Manöver und Bestrebungen seitens der königlichen Sophie beständig im Gange waren, brauchen wir nicht erst zu sagen; noch auch in welch schlimmem Element von Dunkelheit und Lügenhaftigkeit, von Lauschereien, Gerüchten, heimlichen Ränken das Geschäft sich nun bewegte. Sie wechselt Briefe darüber mit der Königin Karoline von England; sie hält ihre Kinder fest dabei, insbesondere das wichtigere, ihren Sohn.

Kronprinz Friedrich schreibt gewisse Briefe.

Königin Sophie stürzte zwar das Reich nicht um, aber sie stürzte beinahe ihr eigenes und ihrer Familie Dasein um durch diese ihre Manöver, die in ihrer Lage nicht weise waren. Es ist sicher, daß sie den Kronprinzen Friedrich, der allezeit seiner Mutter Söhnlein war und bei dieser Gelegenheit wohl nicht sehr gebeten zu werden brauchte, überredete, „an die Königin Karoline von England zu schreiben: einen oder mehrere Briefe; dreimal gefährliche Briefe, darlegend (in ihrem wesentlichen Inhalt): seine unsterbliche Liebe für jene Schönheit der Welt, Ihrer Majestät göttliche Tochter, die Prinzessin Amalie (ein wahres Urbild von Jungfrau, nach ihrem Porträt und unserer eigenen Einbildungskraft zu urteilen); und ebenso den festen Entschluß, den er, Kronprinz Friedrich, gefaßt habe, und das Gelöbnis, das er hiermit ablege, entweder dies himmlische Wesen, wenn ihm vergönnt, oder aber keine andere von Evas Töchtern zu ehelichen. Kongresse von Soissons, Rauchparlamente, Besprechungen von Pardo und Verträge von Sevilla mögen gehen wie sie wollen. Gehen sie gut, so ist es gut, wenn nicht, so ist hier mein Gelöbnis, feierliches Versprechen und unveränderlicher Entschluß; dies in den Tafeln Ihres königlichen Herzens zu bewahren und sich dessen, wenn üble Tage kommen sollten, zu erinnern, ist Ihre allergnädigste Majestät demütigst gebeten! —

Es ist offenbar, daß solche Briefe gesandt wurden; unter welchem Datum zuerst, wissen wir nicht; möglicherweise schon vor diesem? Gewiß sind die Dinge nicht gleich auf einmal bis zu dem Gelübdegipfel gestiegen. Einen Brief, von höchst gefährlicher Art, wenn er bekannt werden sollte, hat Wilhelmine für uns abgeschrieben[2] — in offiziellem Stil (denn diesen hat die Mutter verfaßt) und ohne Datum dazu — das mutmaßliche Datum ist zwei Jahre später, und wir wollen das arme Schriftstück weiter unten mitteilen, wenn sich Raum dazu findet.

Diese Umstände sind Friedrich Wilhelmen noch gänzlich unbekannt; aber er mutmaßt die allgemeine Richtung der Dinge in diesem Revier und ahnt, daß ein ungehorsamer, seines Vaters Willen überall durch-

[1] Brief in Dubourgays Abschrift (in dem als privatim bezeichneten Bericht an Lord Townshend, 3. bis 14. Mai 1729); keine genaue Adresse angegeben — vermutlich an Dubourgay selber, überbracht von „einer Dame" (einer von den Hofdamen der Königin), wie er dunkel andeutet.

[2] Wilhelmine I. 183.

kreuzender Sohn dem an sich schon genug verwegenen Ungehorsam seiner Mutter in diesem Punkte Vorschub leistet. Friedrich Wilhelms schon seit langem zunehmende Mißstimmung gegen einen solchen Sohn ward dadurch schrecklich gesteigert. Seine Abneigungen, wissen wir, waren auch sonst nicht gering, weder an Zahl noch an Heftigkeit: Abneigungen infolge von Ungleichheiten mit Friedrich Wilhelms eigenem Wesen zum großen Teil, zum Teil auch infolge von Ungleichheiten mit einem höheren Vorbild! Aber all diese Abneigungen, die gerechten und die ungerechten, werden nun durch die Doppelheiratsirrungen rasch auf eine leidenschaftliche Höhe getrieben. Der arme Jüngling hat eine schlimme Zeit, und auch der arme Vater, dessen Gemütsart uns bekannt ist! Bittere Zornesstöße, nicht selten Püffe und Hiebe oder noch schlimmer beständiger Widerwille und Wut von chronischer Art; geflissentliche Hintansetzung und Mißachtung — wie z. B. ihm sogar bei Tafel nichts zu essen vorlegen, sondern ihn hungern lassen, während die übrigen essen[1] — all das mußte der Jüngling ertragen. Die unzähligen in Wilhelmines und den übrigen Büchern authentisch, wiewohl in einer undatierten, unverständlichen Weise aufgezeichneten Mißhandlungen würden eine tragische Summe ergeben! — Hier sind zwei aus den preußischen Staatsarchiven abgeschriebene Billette, die uns zeigen, wie hoch die Sachen gestiegen waren in diesem, des jungen Mannes siebzehntem Jahre.

„An Seine Majestät (vom Kronprinzen).

Wusterhausen, 11. September 1728.

Mein lieber Papa! — Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, teils weil es mir abgeraten, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechteren Empfang, als den ordinären, sollte vermuten sein, aus Furcht meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrießen, habe es lieber schriftlich tun wollen.

Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen getan, daß meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit untertänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinem Tun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darin schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich Ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit untertänigstem und kindlichstem Respekt bin

meines lieben Papa
getreuester und gehorsamster Diener und Sohn

Friedrich."

Worauf Friedrich Wilhelm mit umgehendem Boten folgendermaßen antwortet. Sehr unversöhnlich, wie man sehen kann — redet seinen

[1] Dubourgay, saepius.

Bittsteller nicht einmal mit dem väterlichen „Du" an, noch unendlich weniger mit dem höflichen „Sie", welchen letzteren vornehmen Titel „Sie" Seine preußische Majestät allerdings nur für Fremde von höchster Qualität und inländische Prinzen von Geblüt aufspart, während er alle übrigen preußischen Untertanen und den armen Fritz an dieser Stelle „Er" nennt:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebt — dann wann man nun alles tut, absonderlich seinen Vater liebet, so tut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht" — (Seiner Majestät Stil ist sehr abstrus, verwickelt und stolpert hier und fällt aufs Gesicht, ein bloßer abstruser Nominativ ohne ein Verbum!) — „Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminierten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inklinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiert und nit verschneidet und ich alles dieses tausendmal repremandiert, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimmassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen tut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm[1]."

Das Doppelheiratsprojekt taucht in offizieller Gestalt wieder auf.

Das sind keine günstigen Aussichten für das Doppelheiratsprojekt. Aber es kommt und geht nichtsdestoweniger; und drei Wochen später wird man fast von einer Art Erbarmen berührt, es gewissermaßen von Staats wegen wieder auftauchen zu sehen. Die Frage bedeutet zugleich: Was ist unter diesen Kongreß-von-Soissons-Verwickelungen und tollen Schwankungen der irdischen Wage zu tun? Soll man an einem ungewissen und eher den kürzeren ziehenden Kaiser dieser Art trotz seiner Ungewißheiten, seines höchst unklaren Verfahrens (wofür er vielleicht seine Gründe hat) hinsichtlich des Versprechens über Jülich und Berg festhalten? Oder soll man nicht etwa am Ende doch nach England greifen und vielleicht mit ihm zur Verständigung kommen? Das Rauchparlament hielt keine Stenographen, aber wir erraten, daß seine Debatten (meist pantomimisch geführt) um diese Zeit gewitterhaft, abstrus und weitläufig waren! Die preußischen Minister, wenn sie Macht besäßen, hegen verschiedene Meinungen; der alte Ilgen, der älteste und fähigste unter ihnen, ist für England gestimmt.

Genug, Anfang Oktober schreibt Königin Sophie, „auf ausdrückliches Verlangen Seiner Majestät", der ein unumwundenes Ja oder Nein über die Sache haben will, einen zugleich vertraulichen und offiziellen Brief dieses Inhalts nach England, welchen (nunmehr unsichtbaren) Brief Dubourgay voller Stolz übersendet[2]. Dubourgay ist stolz darauf, und der

[1] Preuß I. 27; aus Cramer S. 33, 34.
[2] Gesandtschaftsbericht, 5. Oktober 1728, im englischen Staatsarchiv.

alte Ilgen, sagte mir Ihre Majestät am folgenden Morgen, „weinte vor Freude", so eifrig war er auf dieser Seite. Der arme alte Herr — ehrbare rostige alte Eisentruhe mit sieben Schlössern, an deren Öffnung nun keiner Seele gelegen sein würde — er starb wenige Wochen nachher auf seinem Posten, wie sich's gebührt, und sah am Ende doch keine Doppelheirat. Aber Dubourgay lüftet seine Schwingen, da die Doppelheirat offenbar wiederauflebt.

Denn England antwortet ziemlich herzlich, wenn auch nicht mit all der Schnelligkeit, die Friedrich Wilhelm wünscht: „Ja, wir sind willig für die Sache" — und kommt, mit viel Gleichmut und Liberalität, den neuen Grillen, Schwierigkeiten und Zweifeln entgegen, die auf seiten Friedrich Wilhelms im Verlauf der Verhandlungen bis zu einem ermüdenden Grade aufstiegen, und die allezeit von der ruhigeren Partei freimütig wieder beschwichtigt wurden. Warum denn ward das Geschäft nicht abgeschlossen? Ach man findet: die Antwort Ja hatte unglücklicherweise Seine preußische Majestät veranlaßt, durch Vergrößerungsgläser zu betrachten, welche Vorteile im Nein hätten liegen können: das ist eine Schwierigkeit, die sich nicht beseitigen läßt! Vermutlich war auch das Tabaksparlament tätig. Friedrich Wilhelm versucht endlich, ob es nicht die Hälfte tut; geneigt, wie wir alle nur zu sehr sind, Ja und Nein zu sagen, da er sehr in der Enge war, der arme Mann: „Euer Prinz von Wales heirate Wilhelminen sofort; mit der andern Heirat hat's noch Zeit?" Worauf die englische Regierung allezeit kurz antwortet: „Nein, beide Heiraten oder keine!" — Will der Leser sich einige kurzgedrängte Blicke in die verschollenen Dubourgayschen Gesandtschaftsberichte gefallen lassen? stark abgekürzt und hie und da ein Lichtlein hineingestellt, zu seinem Nutzen. Dubourgay schreibt von Berlin; Mylord Townshend liest in St. James und ist gewöhnlich matt im Antworten:

Berlin, 9. November 1728. „Preußische Majestät sehr zufrieden mit den englischen Antworten" auf die Ja-oder-Nein-Anfrage; „will einen Minister an unseren Hof schicken um die Zeit, da Seine britannische Majestät nach ihren deutschen Landen zu kommen gedenkt. Dürfte Finkenstein (Oberhofmeister) oder dürfte Knyphausen (hochstehender Beamte hier) dort gern gesehen sein?" — „Beide sind uns recht", antworten die Engländer.

Berlin, selbiges Datum. „Die Königin befahl mich eben zu sich; ist hochzufrieden mit dem Stand der Dinge. ‚Ich habe nun', sagte Ihre Majestät, ‚das Vergnügen, Ihnen sagen zu können, daß ich, Gott sei Dank, von all der Qual befreit bin, die ich seither gelitten und die so groß war, daß ich mehrmals im Begriff stand, nach Ihnen zu schicken, um meines Bruders Schutz für meinen Sohn zu verschaffen, der, wie ich glaubte, die größte Gefahr lief, durch die Kunstgriffe Seckendorffs und'" — Arme Königin!

Nov. 16. „Die Königin sagte mir: Als der Hof zu Wusterhausen verweilte", vor zwei Monaten, Rebhühner und Wildschweine jagend[1], „hätten Seckendorff und Grumbkow für eine Heirat zwischen Wilhelminen und dem Prinzen von Weißenfels", der uns bekannten ältlichen Königlichen Hoheit in abstracto, „intrigiert, um da-

[1] Faßmann S. 386.

durch eine engere Verbindung zwischen dem preußischen und dem englischen Hofe zu verhindern — wobei Grumbkow noch die Nebenabsicht hatte, seinen Gegner, den Fürsten von Anhalt" (den Alten Dessauer, mit dem er ein Duell hatte, es aber nicht zum Schlagen kommen ließ) „zu verdrängen, da, wenn Weißenfels erst Schwiegersohn wäre, er sicherlich zum Oberbefehlshaber ernannt"[1] und folglich Anhalt aus dem Amte gestoßen würde. Welchem namhaften Stück Staatsklugheit Ihre Majestät, wie wir gesehen, Gelegenheit nahm, mit etlichen kurzen Worten ein Ende zu machen. Im übrigen „haben der holländische Minister und auch die französischen Sekretäre dahier", die in Sorge um den europäischen Frieden und den Kongreß zu Soissons sind, in diesen Wochen „vom hiesigen Hofe eine Eröffnung über die der Doppelheirat günstige Stimmung des unsrigen erhalten" — heilsam für das irdische Gleichgewicht, hoffen sie und ich. Also stehen die Dinge gut? Ach —

Dezember 25. „Die Königin befahl mich gestern zu sich: hofft, sie tue nicht unrecht, indem sie sich über ihren Gemahl bei ihrem Bruder beklage. Der König zeige Bedenklichkeiten wegen der Heiraten; die Kosten eines Haushalts für den Prinzen sagen ihm nicht zu; er hoffe jedenfalls, die Heirat werde in diesem Jahre nicht stattfinden — wünsche zu wissen, welche Mitgift die englische Prinzessin mitbringen werde?" — „Keine Mitgift mit unserer Prinzessin", lautet die englische Antwort; „auch sollt ihr der eurigen keine geben".

Neujahrstag 1729. „Die Königin befahl mich zu sich: Der König werde verstockt in betreff der Heiraten; sie habe von zwei bis acht Uhr mit ihm geredet", ohne die mindeste nachhaltige Wirkung. „Es ist seine Habsucht", denke ich, Dubourgay, bei mir! — „Knyphausen, der den König genau kennt, sagt mir vertraulich: ‚Er werde noch nachgeben'. ‚Es sei sein Geiz', meint Knyphausen auch; ‚ja, es sei auch seine Eifersucht auf den Prinzen, der sehr beliebt beim Heere ist. Der König tue alles, um ihn zu kränken, behandle ihn wie ein Kind; der Kronprinz ertrage es mit bewunderungswürdiger Geduld.'" Das ist Knyphausens schwache Meinung; ein etwas schwacher, heulerischer, beamteter Herr von krypto-milzsüchtiger Tendenz, soweit ich entnehmen kann. „Die Königin sagte mir einige Tage später, Seine Majestät habe den Kronprinzen mißhandelt, weil er nicht stark genug trinke; zwinge ihn zur Jagd, auch wenn er unwohl sei"; geht sehr hart mit dem armen Kronprinzen um — „der übrigens Liebesgrüße nach England sendet", wie gewöhnlich[2]; damit versteckt die Prinzessin Amalie meinend, wie gewöhnlich. „Noch muß ich Euer Herrlichkeit melden, daß man vor kurzem mit dem Prinzen sprach, Papa wie es scheint, um seine Neigung hinsichtlich der Prinzessin Karoline auszuforschen", gleichfalls eine englische Prinzessin, deren Alter, etwa achtzehn Monate unter dem seinigen, passender sein dürfte, da die Prinzessin Amalie ein halbes Jahr älter ist als er[3]; „jedoch" — man sehe, wie treu er standhielt — „Seine Königliche Hoheit brach in eine solche Begeisterung von Liebe und Leidenschaft für die Prinzessin Amalie aus und bewies eine solche Ungeduld hinsichtlich des Abschlusses dieser Heirat, daß er dem König von Preußen viel Staunen und der Königin ebensoviel Befriedigung verursachte". Die Wahrheit ist, wenn ein alter Brigadier urteilen darf: „Die großen und guten Eigenschaften dieses jungen Prinzen, des Leibes sowohl als des Geistes, verdienen einen besonderen ausführlichen Bericht, womit ich Euer Herrlichkeit ein andermal beschweren werde"[4] — was ich leider nie erfüllte, da Seine Herrlichkeit Townshend, wie es scheint, zu wenig Neugierde auf diesen Gegenstand hatte.

Und so schwankt die Sache, und trotz Dubourgays und der Königin Sophie Eifer und des Kronprinzen willfährigem Sinne kann zu dieser

[1] Dubourgay, im Staatsarchiv (Preuß. Gesandtschaftsberichte, vol. XXXV.).
[2] Dubourgay, 16. Januar.
[3] Karoline, geb. 10. Juni 1713; Amalie, 10. Juli 1711.
[4] Gesandtschaftsbericht, 25. Dezember 1728.

Zeit nichts Entschiedenes darin zuwege gebracht werden. Friedrich Wilhelm geht auf Besuche, geht auf Jagden, überläßt die Sache sich selbst, um reifer zu werden. Die Unterhandlung wird daher flau und verbleibt so — bis schreckliche Wolkenbrüche kommen und sie vielleicht ganz auslöschen.

Seine Majestät erlegt 3602 Stück wilde Schweine.

Seine Majestät geht auf einen Jagdbesuch zu dem Alten Dessauer, der Kronprinz mit ihm, der das Jagen nicht ausstehen kann. Danach, „19. Januar 1729", sagt der ehrfürchtige Faßmann, geht er auf eine große Jagd zu Köpenick; alsdann zu einer noch größeren in Pommern (der Kronprinz immer mit ihm): solches Wildschweingemetzel, wie selten gewesen und nicht wieder vorkam. Nicht weniger als „1882 Stück wilde Schweine, wovon 300 von ungemeiner Größe, in der Stettiner und anderen pommerschen Gegenden; dazu 1720 Stück in der Mark Brandenburg, einmal 450 in einem Tag: im ganzen 3602 Stück." Niemals war Seine Majestät bei besserer Laune gewesen: ein wahrer Nimrod oder jagender Zentaur, die Spinnweben der Diplomatie und Sorgen des Lebens unter seinen siegreichen Hufen zertretend. Dies ganze Schweinegemetzel, 3602 Stück an der Zahl, geschah in der Jagdzeit 1729. „Woraus man", bemerkt der anbetungsvolle Faßmann[1], „die Wichtigkeit", an wilden Schweinen wenigstens, „der königlichen Forsten in Pommern und der Mark entnehmen kann", nicht zu reden von Seiner Majestät hoher Geschicklichkeit im Weidwerk wie in anderen Dingen.

Was Friedrich Wilhelm mit einer solchen Masse wilden Schweinefleisches anfing? Kein Lot davon ward verschwendet, jedwedes Lot brachte Geld ein. Denn in den betreffenden Gegenden liegen, auf Seiner Majestät Anordnung, regelmäßig amtliche Steuerlisten vor: jedes Haus ist verpflichtet, zu einem rechtlichen Preise je nach Größe des Haushaltes, soundso viel an Gewicht, eines oder mehrere Stücke, plötzlich getöteten Wildschweins zu übernehmen und selbiges nach Muße und Belieben, als Schinken oder sonstwie, zu verzehren — das Geld zahlbar zu festem Termin und kein Nachlaß gestattet[2]. Denn dies ist ein König, der ganz und gar keine Verschwendung ertragen kann; selber sparsam und die Ursache von Sparsamkeit.

Wird krank infolge davon, und die Doppelheirat kann nicht vom Flecke kommen.

Dies war einer von Friedrich Wilhelms größten Jagdzügen, dieser im Januar 1729; jedenfalls wird er keinen solchen Zug wiederholen. Infolge solch wilden Reitens und Nichtachtens auf Winterwetter und Diät kam Seine Majestät mit schlimmen Gesundheitssymptomen nach Potsdam zu-

[1] S. 387.
[2] Förster, Beneckendorf (wenn sie ein Register hätten!).

rück — Symptomen, die sich nie vorher gezeigt hatten, höchstens vorübergehend, vor drei Jahren, nach einem ähnlichen Strauß, als die Ärzte kopfschüttelnd das Wort „Gicht" aussprachen. — „Narrenpossen!" hatte Friedrich Wilhelm damals geantwortet, „Gicht?" — Aber nun, Februar 1729, ist es Gicht in aller Wirklichkeit. Seine arme Majestät muß zugeben: „Ich bin also gichtbrüchig! Werde von nun an Gicht zum Begleiter haben. Ich fange also an zusammenzubrechen?" Was für einen Menschen eine schreckliche Botschaft ist. Seiner Majestät Alter ist erst im kommenden August einundvierzig: aber er hat wütend gejagt.

Der anbetende Faßmann gibt eine ganz rührende Beschreibung von Friedrich Wilhelms Lebensweise als Gichtkranker, jetzt und im allgemeinen, die bei dieser Gelegenheit zuerst in Übung kam, da er, außerordentlich leidend, jedoch unter keinem Schmerzensdruck seine königlichen Pflichten vernachlässigte. Konnte selten vor morgens vier oder fünf Uhr einschlafen und mußte sich auch dann mit ein oder zwei Stunden Schlaf begnügen; alsdann kamen seine Kabinettssekretäre mit ihren Akten herein, und er unterzeichnete, beschloß, fertigte aus, mit bester Urteilskraft — der frühe Morgen war allezeit den Geschäften gewidmet. Zu Mittag ist er womöglich auf und speist „im Schlafrock mit der Königin und den Kindern". Nach Tisch gewöhnlich wieder zu Bette; und da malt er wohl in Öl oder macht mitunter leichte Tischlerarbeiten, eingelegte Arbeiten oder meißelt; dann liegt er unbeschäftigt, während einige auserlesene Freunde um ihn sitzen, von denen manche freien Zutritt hatten, andere nicht. Buddenbrock, Derschau, rauhe alte Marlboroughkameraden, waren gewöhnlich da; diese „und zwei andere Personen" — Grumbkow und Seckendorff, die Faßmann aus Furcht nicht nennt — „saßen in Hörweite um das Bett. Und allezeit saß zu des Königs Häupten der Königin Majestät, und man hat öfters gesehen, daß Seine Majestät, wann Sie der große Schmerz ein wenig verlassen, dero Hand in die Hand der Königin auf das liebreichste geschlagen, um auf diese Weise gleichsam Linderung zu suchen oder die Ruhe ihres Herzens desto größer zu machen." — O mein dunkler alter Freund, trocknen wir unsere Tränen!

„Zuweilen las der Kronprinz aus einem französischen Buche etwas vor", Titel nicht angegeben; des Kronprinzen Stimme ist mir als sehr schön bekannt. Gewöhnlich war auch die Prinzessin Luise im Zimmer; Luise, die binnen kurzem von Ansbach wurde; nicht Wilhelmine, die am Fieber und Rückfall und an den Blattern nahe an des Todes Schwelle fast schon seit Anbeginn dieser schlimmen Tage darniederliegt. Der Kronprinz liest, sagen wir, mit einer klangreich hellen Stimme mehr oder weniger belehrendes Französisch vor. „Andere Male führte man Gespräche über die gegenwärtigen Konjunkturen wie auch sonst über mancherlei Sachen"; Gespräche von heiterem oder ernsthaftem Inhalt, allezeit „seriös" und einige Bestandteile Sinn enthaltend — „und nicht das mindeste Zoten-

hafte erlaubt, wie das in gewissen hohen Zirkeln nur zu sehr der Fall ist!" sagt der anbetende Faßmann, der „Höfe" kennt (vielleicht des glorwürdigsten August des Großen Hof darunter?), wo die besoldeten Schalksnarren", damals eine noch nicht erloschene Rasse, ihren Witz an dergleichen üben. Preußische Majestät konnte nichts Zotenhaftes ertragen: profanes Wesen und Unanständigkeit, weg damit! „In dieser Weise mußte er bis zehn Uhr wach aushalten, um einige Nachtruhe zu gewinnen." Früher am Nachmittage, sagten wir, malt er vielleicht etwas in Öl, von welcher Kunst er in jüngeren Jahren etwas erlernt hat — ein armer Künstler ist bei der Hand, um die Farben zu mischen und den ersten Entwurf zu machen. Exemplare solcher Gemälde sind noch vorhanden, gewöhnlich Porträts, alle mit dieser Inschrift: Fridericus Wilhelmus in tormentis pinxit (Friedrich Wilhelm hat dieses in seinen Schmerzen gemalt), und sind wohl der Beachtung Neugieriger wert[1]. Ist das nicht ein Patient von erhabener Geduld?

Freilich gesteht Faßmann, „es sei nicht zu leugnen, daß Majestät sich dann und wann etwas u n geduldig bei Ihren großen Schmerzen erwiesen haben." Wie reichlich dagegen machten Majestät es nachher immer wieder gut! Auch an Einbildungen litt der König, und selbst gegen Leute, die er sonst hochachtete. Einen verdienstvollen Offizier, der ungenannt bleiben soll, konnten Seiner Majestät Nerven nicht ertragen, obschon sein Verstand ihn schätzte: „Vermehrt meine Gichtschmerzen, wenn ich ihn da unten auf der Wachtparade exerzieren sehe; laßt jemanden anders es für ihn tun!" — und würdigte alsdann den infolgedessen betrübten verdienstvollen Mann einer Art Abbitte und Versicherung seiner Gnade. — O mein dunkler alter Freund, sind das nicht erhabene Auftritte des Krankenbettes? „Das dauerte so an fünf Wochen lang", bis gegen den Sommer dieses schlimmen Jahres 1729. Wilhelmine sagt, in kürzerer Geschäftssprache und mit dem Blick nur auf die linke Seite des Teppichs: „Es war eine Hölle auf Erden für uns: Les peines du Purgatoire ne pouvaient égaler celles que n o u s endurions"[2]; und belegt ihre Angabe mit zahlreichen Beispielen aus jenen brennenden Wochen.

Denn mittlerweile war auch die englische Unterhandlung so gut wie aus; ja es ziehen sich da oben Wolkenbrüche zusammen, hinlänglich, um die Unterhandlung aus der Welt zu schwemmen. Von welchem schrecklichen Wetterphänomen nachher die Rede sein wird: vorher müssen wir aber, als Kommentar dazu, einen Blick auf Soissons und die irdische Libra tun, so weit als für menschliche Zwecke notwendig — keineswegs weit.

[1] Faßmann S. 392; s. Förster usw.
[2] I. 157.

Fünftes Kapitel / Kongreß zu Soissons, sechste Krisis der Spukjagd

Der sogenannte spanische Krieg und die gefährliche nichtige Belagerung von Gibraltar hatten noch nicht geendet, als Georg I. starb, wiewohl der Kaiser und die beteiligten Parteien sich bereits über Maßregeln, um ein Ende damit zu machen, verständigt hatten — nur der König von Spanien (oder des Königs Gemahlin, sollten wir sagen) machte Schwierigkeiten, viele Schwierigkeiten, und fuhr noch etwa ein Jahr lang fort, wirkungslos auf die Festung loszufeuern; alsdann unterzeichnete, da ihre kriegerische Laune oder ihr Pulver nun ein Ende nahm, die spanische Majestät wie die übrigen. Friede wiederum zwischen uns allen: „Friedenspräliminarien", unterzeichnet zu Paris, 31. Mai 1727, drei Wochen vor Georgs Tod; „Friede" selber schließlich zu Pardo oder zu Madrid, da die Xanthippe ihr Pulver verschossen hatte, 6. März 1728[1]; und ein „Kongreß" (nichts Geringeres!), um die Bedingungen festzustellen.

Kongreß zu Aachen oder auch zu Cambrai — denn es gibt Schwierigkeiten über den Ort. Oder man sage schließlich: zu Soissons, wo Fleury ihn haben wollte, damit er die Zügel besser in die Hand bekommen könne, und wo er schließlich war — und wo sein Gespenst oder Name noch ist, ein leeres Rätsel in den Gedächtnissen von wenigen. Der Kongreß von Soissons kam zusammen am 14. Juni 1728; ward eröffnet als eine körperliche Wesenheit in dieser Welt; saß über ein Jahr — und tat nichts, da Fleury die pragmatische Sanktion gänzlich ablehnte, obwohl der darum besorgte Kaiser bereit war, erstaunliche Opfer zu bringen, seine Ostendische Kompanie (Papierschatten einer Kompanie) aufzugeben, oder was man sonst von der Art wollte — wenn man beigetreten wäre.

Diese diplomatischen Herren — sag' an, sind sie etwas? Sie scheinen mich zu verstehen, indem sie sämtlich ihre rissigen Finger an ihre trockenen Lippen legen! Fürsten, die in der Luft herrschen, sollen wir sie so bezeichnen? Es ist sicher, die feste Erde und ihre Tatsachen ernteten, außer

[1] Schöll II. 212, 213.

daß sie durch dies Treiben der Schattenwelt in fortwährender Angst gehalten wurden, keine Wirkung von diesen zwanzig Jahren des Kongressierens: Seckendorff selber hätte ebensogut im Bette liegen dürfen, brauchte nicht 5000 Meilen zu reiten und eine solche Zahl von Doppeldestillierungen zu machen. Durchaus keine Wirkung: nur etwas nichtiges Pulver gegen Gibraltar verschossen und Kanonen- und Bombensplitter (als altes Eisen verkäuflich) um die Felsen dort aufgefunden; was nicht viel an Wirkung von zwanzig Jahren solchen Fleißes ist.

Der erhabene Kongreß von Soissons kam wie gesagt zusammen am obigen Datum (gerade während die polnische Majestät ihren Besuch zu Berlin zu Ende brachte); fand sich aber nicht fähiger, etwas zu tun, als jener Cambraische gewesen war. Der Abgeordneten von Frankreich erwähne ich nicht, noch auch jener von Spanien oder Österreich. Die Abgeordneten von England waren Oberst oder nunmehr eigentlich Brigadegeneral Stanhope, nachmals Lord Harrington, Horace Walpole (Roberts Bruder; sein Sekretär ist Sir Thomas Robinson, „Quoi donc, Crusoe?“ [1], von dem wir weiter hören werden) und Stephan Poyntz, ein einstmals lichter, jetzt dunkler und verschollener Herr, mit dem die Leser von Coxes „Walpole“ einige Bekanntschaft dem Namen nach haben. Hier folgt der Chronologie halber ein Ausschnitt aus den alten englischen Zeitungen mit auf ihren Weg: „Man spricht davon, daß Polly Peachum [2] zum Kongreß zu Soissons abgegangen sei; wo sie wohl eine ebenso gute Figur machen und ihrem Vaterlande ebenso gute Dienste leisten wird wie gewisse andre, die ungenannt bleiben sollen [3].“

Ihre Aufgabe schien dem sanguinischen Verstande leicht. Der Kaiser hat sich mit Spanien über die italienische Apanagensache, mit den Seemächten über die Ostendische Kompanie, die für immer abgeschafft ist, verständigt: was soll daher einen raschen Fortgang und fröhlichen Schluß verhindern? Die pragmatische Sanktion! „Man nehme meine pragmatische Sanktion an,“ sagte der Kaiser, „lasse das all dem übrigen vorausgehen.“ — „Nicht voraus,“ antwortete Fleury, „wir kommen beiläufig dazu; nicht voraus, in keinem Falle!“ Da war die Schwierigkeit. Der listige alte Kardinal hatte seine geheimen Verträge mit Sardinien,

[1] Horace Walpole erzählt von einem Robinson, der das ganze Leben hindurch so sehr an seinen Yorkshireschen Landjunkermanieren festhielt, daß er eines Abends, zu Paris, in den Salon des englischen Gesandten, wo gerade die beau monde versammelt war, eintrat, angetan im heimischen Fuchsjägerkostüm: rotem Rock, ledernen Beinkleidern, hohen Stiefeln usw. Der Gesandte stellte den Eintretenden seinen Gästen vor: „Monsieur Robinson“, sagte der Gesandte laut, zu seinen Gästen gewandt. Und „Quoi, Crusoe?“ rief einer von diesen mit sarkastischer Verwunderung. — Dies ist Walpoles Anekdote. Es scheint aber, daß ihr Held nicht der im Text genannte Sir Thomas war, sondern ein anderer Robinson, „der Lange“, wie ihn seine Zeitgenossen zur Unterscheidung nannten, „long Robinson“. D. Übers.

[2] Eine handelnde Person (schlechtes Frauenzimmer) in dem damals beliebten Singspiel von Gay: „Die Bettleroper“. D. Übers.

[3] Mist's Weekly Journal, 29. Juni 1728.

seine besonderen Absichten im Mittelländischen Meere, in den Rheinlanden und antwortete standhaft: „Nicht voraus!" Der Kaiser war gleich unbeugsam. Darauf erfolgte unendliches Protokollführen, Argumentieren, und der Kongreß „geriet in völlige Untätigkeit", sagen die Geschichten [1]. Der Kongreß ließ sich seine Mahlzeiten wohl schmecken und schrieb endlos anderthalb Jahre lang; kam aber um kein Haarbreit nach irgendeiner Seite hin vorwärts; nichts für ihn abzusehen, als lediglich Mahlzeiten, auf unbegrenzte Zeitläufte hinaus.

Der Kaiser will seine pragmatische Sanktion haben oder sich nicht von der Stelle rühren; steht maultierartig unter dem Prügelregen von seiten der Umstehenden; er kann zu Tode geprügelt werden, aber von der Stelle will er nicht. — — Da fallen Winke, Blicke zwischen Elisabeth Farnese und den Umstehenden: plötzlich, 9. November 1729, kommt es zutage, daß sie sämtlich einen „Vertrag von Sevilla" mit Elisabeth Farnese abgeschlossen haben; Frankreich, England, Holland, Spanien haben alle eingeschlagen — italienische Apanage soll sofort gesichert, Ostendische Kompanie sofort unterdrückt werden, nebst sonst noch Geziemendem — und der Kaiser bleibt sich selbst überlassen; steht dort allein auf seiner pragmatischen Sanktion, und niemand befiehlt ihm nun sich zu rühren!

Darüber ist der Kaiser natürlich dreimal und viermal aufgebracht und beunruhigt — und Seckendorff im Tabakskollegium muß sich wohl doppelt tummeln. Und er tut es auch (obschon ohne Wirkung), wie wir finden werden, wenn die Zeit dazu da sein wird — aber wir sind noch nicht im November des Jahres 1729; es liegen noch sechs oder acht wichtige Monate dazwischen. Wichtige Monate; und am politischen Himmel ist ein preußisch-englischer Wolkenbruch, wie wir es nannten, mit gehöriger Verwunderung zu erblicken! —

Der Kongreß von Soissons, nunmehr mythisch geworden für die Menschheit und ebenso schal wie jener von Cambrai, ist vielleicht doch in einem oder zwei geringen Punkten denkwürdig. Erstlich befindet sich auf demselben als einer der österreichischen Abgeordneten jener Baron von Bentenrieder, längster aller lebenden Diplomaten, der einmal von preußischen Werbern aufgegriffen wurde; erinnert sich der Leser? Durch die Straßen von Halberstadt spazierend, um seine langen Glieder ein wenig zu strecken, bis sein Wagen nachkommt, wurde er von der preußischen Schildwache gepackt. „Vortrefflicher Potsdamer Riese, der da!" — und sie brachten ihn nach ihrem Wachhaus, bis Wagen und Dienerschaft kamen; alsdann: „Tausendmal untertänigst um Verzeihung, Euer Exzellenz!" und er verzieh den Burschen. Immerhin möglich, daß einer oder der andere von den leichteren Lesern für einen Augenblick eine Exzellenz zu sehen wünscht, die einmal von preußischen Werbern ergriffen ward? Was vielleicht

[1] Schöll II. 215.

sonst keiner Exzellenz jemals begegnet ist — und was ihr, sagt man mir, in entfernteren Weltteilen von starkgeistigen Frauen eine Soiree hätte eintragen dürfen. Nicht zu erwähnen, daß er der längste unter den lebenden Diplomaten ist, ein anderer einzigartiger Umstand! — Bentenrieder segnete bald das Zeitliche, und seine Stelle zu Soissons ward von einer Exzellenz von gewöhnlicher Größe ausgefüllt, die auch niemals gewaltsam geworben worden war. Aber nichts kann dem Kongreß diese Tatsache rauben, daß er einmal Bentenrieder zum Mitglied gehabt; und insofern ist er allerdings zur größten Auszeichnung in wenigstens einer Einzelheit berechtigt.

Noch ein anderer Punkt ist menschlich merkwürdig an diesem Kongreß, läßt sich aber wegen mangelnder Daten nicht näher erörtern. Man bemerkt nämlich, daß je nach den von dorther in Berlin eintreffenden Nachrichten — daß England zum Kaiser halte oder gegen den Kaiser gehe — Seiner preußischen Majestät Verhalten gegen seine Kinder sich ändert. Hält England zum Kaiser, gut, und Seine Majestät ist freundlich gegen die Königin, den Kronprinzen und Wilhelmine. Geht England gegen den Kaiser, dann ziehen sich trübe Wolken auf der königlichen Stirn, in der königlichen Brust zusammen, brechen in Ungewittern aus, und zuletzt fliegt Porzellan durch die Zimmer, fallen Schläge auf des armen Prinzen Rücken herab, und Ihre Majestät zerfließt in Tränen; das Chaos ist an der Tagesordnung. Denn in der Regel, wenn nicht gerade die englische Unterhandlung einen günstigen Anflug hat und Ausnahmsphänomene erzeugt, steht Friedrich Wilhelm, im Herzen immer loyal, fest zu seinem Kaiser; immer bereit, mit seinen besten Kräften „loszuschlagen", wie er es nennt, für eine Sache, die er, gute Seele, für wesentlich deutsch hält — um soviel bereiter, wenn sie zu irgendeiner Zeit als ausschließlich deutsch nun erscheint, nachdem Franzosen, Spanier, Engländer und die sonstige unliebsame ausländische Welt rein davon ausgeschieden sind oder sich sogar auf die Gegenseite gestellt haben. „Wann geht es los?" fragt Friedrich Wilhelm oft, emsig seine Sechzigtausend einübend, und schnaubt Verachtung gegen „Undeutschheit", sei sie nun auf Freundes oder auf Feindes Seiten. Gute Seele, und ob er je Jülich oder Berg da herausbekommen wird, ist verzweifelt ungewiß; und das Tabakspарlament ist eifrig mit ihm!

Es ist wunderlich zu sehen, soweit Daten reichen, wie Friedrich Wilhelm seinen Ton gegen Weib und Kinder in vollstem Einklang mit den in Soissons für einen Kaiser und seine pragmatische Sanktion angeschlagenen Tönen ändert. Armer preußischer Haushalt, armer Rücken und armes Herz des Kronprinzen; welch ein Konzert das abgibt in dieser Welt, mit dem Rauchparlament zum Souffleur! Bläst das Diplomatenfagott des Universums diese Weise, so erfolgen Liebkosungen für einen jungen Soldaten und sein Betragen im Riesenregiment; bläst dasselbe

Fagott jene Weise, so fallen Püffe und Stöße auf ihn herab; die zweie halten Takt miteinander — so geschäftig ist das Rauchparlament mit Seiner Majestät von Preußen. Die Welt hat mit Schaudern und Staunen Friedrich Wilhelm seine erwachsenen Kinder schlagen sehen: aber das Paar zauberische Meerkatzen, die als loyale Räte verstellt einen Erdäquator lang mit ihm reiten, ist der Welt nicht so bekannt geworden. Seckendorff und Grumbkow: man hat oft von Teufelsdiplomaten gehört und über schreckliche Schilderungen solcher in Romanen geschaudert, hoffend, es sei alles Einbildung: aber hier ist ein wirkliches Paar von ihnen, das alle Romane übersteigt — vielleicht das höchste erkennbare Fakt in der Teufelsdiplomatie. Und es mag den Lesern zu einer Art Trost gereichen, zu erfahren und allmählich herauszufinden, was die gerechten Götter damit machen. Teufelsdiplomaten existieren, haben wenigstens existiert, zweifle nicht ferner daran, und ihre erstaunlich geschickten Lügen und verhexten Spinneweben — können sie nicht nur einen Weg in diesem Universum gehen?

Daß der Kongreß von Cambrai keine Mythe war, davon überzeugten wir uns durch einen Brief Voltaires, der ihn im Jahre 1722, als er des Weges kam, wirklich dort dinieren sah. Hier, für Soissons, sind gleichfalls zwei Briefe, von einer weniger berühmten, aber noch bekannten englischen Hand, die als Äußerungen vom Schauplatz des Faktes selber keinen Zweifel darüber übriglassen. Diese wird der geplagte Leser vielleicht doch nicht von sich weisen. Wenn man sich des Kongresses von Soissons, um einiger denkwürdigen Gegenstände halber, die sich daran knüpfen, noch eine kurze Weile erinnern und daran glauben soll — so entsteht die Frage, wie das eigentlich anzufangen ist.

Der Briefsteller ist ein ernster, etwas langnäsiger junger englischer Herr, nicht ohne Verstand und von gesunder und rechtschaffener Natur, der nachmals Lord Lyttleton ward, der erste dieser Lords, auch „der gute Lord" genannt, Vater des „schlimmen": Abkömmling jenes Lyttleton, auf welchem Coke sitzt[1] oder zu sitzen scheint, bis an das Ende der Dinge; nachmals Verfasser einer Geschichte Heinrichs des Zweiten und anderer gutgemeinten Dinge: ein Mann von wirklichem Wert, der einiges Ansehen in der Welt erlangte. Er befindet sich nun auf der „großen Tour" — die damals, wie es scheint, über Lunéville und Lothringen ging, an welchem Punkt wir ihn zuerst anhalten. Er schreibt an seinen Vater, Sir Thomas, zu Hagley zwischen den freundlichen Bergen von Worcestershire — Datum kurz nach dem Zusammenkommen jenes Kongresses, der ihm jetzt im Rücken liegt — und wir fügen nur ein möglichstes Minimum von Kommentar hinzu. Das „Stück Nachlässigkeit", der „Herr D." — kein Sterblicher weiß nunmehr, wer oder was es war:

[1] „Coke upon (auf oder über) Lyttleton" ist der Titel eines berühmten, angesehenen englischen Rechtsbuches. D. Übers.

An Sir Thomas Lyttleton, Baronet,
zu Hagley.

„Lunéville, 21. Juli" 1728.

„Lieber Sir — Meinen Dank dafür, daß Sie das Stück Nachlässigkeit, worüber ich Sie mit meinem Jüngsten in Kenntnis setzte, so gütig verzeihen. Junge Kerle machen sich oft vorsätzlicher Vergeßlichkeit in solchen Geschäften schuldig; aber ich versichere Sie, die meinige war rein zufällig." — Schon gut, mein Sohn!

„Herr D. hat Ihnen wahr berichtet, wenn er sagt, daß ich es satt habe, Geld zu verspielen; nicht weniger gewiß ist aber, daß ich ohne Kartenspiel Lothringen bald satt haben werde. Der Geist der Quadrille" (einer Art L'hombrespiel) „hat dies Land von früh bis Mitternacht besessen; es geschieht nichts anderes in der ganzen Stadt.

Der Hof hier liebt Fremde, aber mit dem Vorbehalt, daß Fremde Quadrille lieben. Will man die Herzen der Hoffräulein gewinnen, so muß man Geld in Quadrille verspielen; will man für einen feingesitteten Mann gelten, so muß man mit Manier Quadrille spielen; will man sich einen Ruf der Klugheit verschaffen, so muß man Verstand im Quadrillespielen zeigen. Indessen im Sommer kann man schon einen Tag ohne Quadrille hinbringen; denn es gibt angenehme Promenaden und kleine Partien im Freien. Im Winter aber bleibt einem nichts anderes übrig als zu spielen oder wie eine Fliege zu schlafen, bis der Frühling wiederkehrt.

Freilich jagt der Herzog vormittags" — man merke sich den Herzog und zwei Söhne, die er hat. „Aber mein böser Stern hat es so gewollt, daß ich ein ebenso schlechter Weidmann wie Spieler bin. Leute von gelehrter Bildung gibt es keine im ganzen Lande; man verachtet solche vielmehr. Ein Mann von Stande traf mich neulich über dem Lesen eines lateinischen Schriftstellers und fragte mich höhnisch, ob ich für die Kirche bestimmt sei? All das wäre noch erträglich, müßte ich nicht mit einem Haufen Engländer verkehren, die noch unwissender als die Franzosen sind und denen ich mit noch so vieler Mühe keine sechs Stunden am Tag entgehen kann. Lord" Gedankenstrich — Baltimore oder Gott weiß wer — „ist der einzige unter ihnen, der gesunden Menschenverstand hat; und dieser ist so schändlich wüste, in seinen Grundsätzen ebenso wie in seinem Wandel, daß seine Unterhaltung meinem sittlichen Gefühl und meiner Vernunft gleich zuwider ist." — Ließe es sich nicht machen, von ihnen wegzukommen; nach Soissons z. B., um Handel und Wandel zu sehen und wie das irdische Gleichgewicht sich macht?

Mein einziger Nutzen hier ist der Umgang mit dem Herzog", der seinem üblen Lande wirklich ein ausgezeichneter Herzog ist „und die Übung in der Akademie" — der Reitkunst oder was? — „Von letzterer bin ich nahe an drei Wochen abwesend gewesen infolge einer Verrenkung meines Beines. Meinen gehorsamen Gruß an meine liebe Mutter; ich hoffe, daß es Ihnen beiden fortwährend wohl geht. Ich verbleibe, Sir,

Ihr gehorsamer Sohn

G. L.[1]"

Diese armen Lothringer befinden sich in einer üblen Lage; ihr Land wurde von Frankreich zertreten und zerstückelt, schon in den Zeiten Ludwigs XIV. und noch früher. Ja, seit jener vergeblichen Belagerung von Metz, wo wir den großen Kaiser Karl V. still weinen sahen, weil er

[1] The Works of Lord George Lyttleton, by Ayscough (London 1786) III. 215.

Metz nicht zurückerobern konnte[1], sind die Franzosen mit dem armen Lande eifrig tätig gewesen — neue Stücke wurden von ihnen daraus weggeschnitten; „Militärstraßen hindurch, zwei Meilen breit", wurden ausbedungen; die Herzöge sind meist im Exil, namentlich der Vater des jetzigen Herzogs[2] — und sie lauern nun auf eine Gelegenheit, es gänzlich zu verschlingen, während die Einwohner so emsig Quadrille spielen. Der jetzige Herzog fand, als er aus dem Exil zurückkehrte, sein Land verödet, viel davon „wieder zu wildem Walde verwachsend"; und er hat sich durch unermüdliche Anstrengungen nach jeder Richtung hin hervorgetan, um neues Leben hineinzubringen, was ihm auch einigermaßen gelungen ist. Lyttleton findet, wie wir sehen, seinen Umgang nutzreich. Der Name dieses wackern Herzogs ist Leopold; Alter nun neunundvierzig; Leben und Regierung nicht fern vom Ende: ein Mann, über den sogar Voltaire in Begeisterung gerät[3].

Der Hof und das Land Lothringen unter Herzog Leopold werden sich als dieses kurzen Blickes Lyttletons und des unsern wohl wert erweisen. Zwei Söhne hat Herzog Leopold: der ältere, Franz, nun etwa zwanzigjährig, lebt zu Wien, mit den höchsten Aussichten dort: Kaiser Karl ist seines Vaters Onkel; und Kaiser Karls junge Tochter, die hohe schöne Maria Theresia — die erhabenste Jungfrau auf Erden — ja, dieser glückliche Franz soll sie haben: welch ein Preis, selbst ohne pragmatische Sanktion! Mit dem jüngeren Sohn, Karl von Lothringen, mochte Lyttleton Bekanntschaft gemacht haben, wenn ihm daran gelegen war: ein sechzehnjähriger Jüngling; nachmals ein österreichischer General, wie sein Vater war; ein sehr bekannter General — den wir oft an der Spitze von Völkern geschlagen sehen werden in dieser Welt. — Doch, gelangen wir nach Soissons selber, indem wir ein paar zwischenliegende Briefe überspringen:

[1] Oben, Band I. S. 198 f.

[2] Ein berühmter Soldat zu seiner Zeit, unter Kaiser Leopold, dem „kleinen Kaiser in den roten Strümpfen", von dem er eine Tochter zur Ehe hatte. Er war bei der Entsetzung Wiens (Sobieskis) und bei noch vielen heißeren Hergängen! sein ganzes Leben war nur eine Schlacht und ein Marsch. Hier ist sein berühmter Brief an den Kaiser, als der Tod plötzlich Halt rief:

„Wels bei Linz an der Donau, 17. April 1690.

Geheiligte Majestät — Ihren Befehlen gemäß bin ich von Innsbruck abgereist, um nach Wien zu kommen; aber ein größerer Herr hat mich hier festgehalten. Ich gehe, Ihm Rechnung abzulegen von einem Leben, das ich gänzlich Ihnen gewidmet hatte. Denken Sie daran, daß ich eine Witwe hinterlasse, die Sie angeht" (qui vous touche — die Ihre rechtmäßige Tochter ist), „Kinder, denen ich nichts als mein Schwert hinterlassen kann, und Untertanen, die in Unterdrückung sind.

Karl von Lothringen."

(Hénault, Abrégé Chronologique. Paris 1775. p. 850). — Karl „V." nennen die Franzosen diesen immer; Karl „IV." die Deutschen, welche es doch wohl am besten wissen.

[3] Siècle de Louis XIV. (Oeuvres XXVI. 95—97); Hübner, T. 281.

An Sir Thomas Lyttleton, Baronet,
zu Hagley.

„Soissons, 28. Oktober" 1728.

„Ich danke Ihnen, mein teurer Sir, daß Sie meinen Neigungen so weit entgegenkommen, mich einige Zeit in Soissons bleiben zu lassen: da Sie aber nicht bestimmt haben, wie lange, so warte ich auf weitere Befehle.

Eine der Hauptursachen, warum es mir in Lunéville so mißfiel, war die große Menge Engländer dort, die meist solche nichtsnutzige Kerle waren, daß sie dem Namen und der Nation Unehre machten. Mit diesen fand ich mich gezwungen zu dinieren und zu soupieren und einen großen Teil meiner Zeit zuzubringen. Sie dürfen mir wohl glauben, daß ich es nach Möglichkeit vermied; jedoch malgré moi stand ich viel aus. Um irgend Erquickliches durch andere zu verhindern, hatten sie ein Gesetz unter sich gemacht, keinen Ausländer zu ihrer Gesellschaft zuzulassen: so daß man nichts als englisch redete, von Juni bis Januar. — Meine Landsleute zu Soissons hingegen sind Leute von Tugend und Verstand; sie mischen sich beständig unter die Franzosen und sprechen zumeist französisch. Ich will Sie nicht weiter mit diesem Gegenstand behelligen; erlauben Sie mir jedoch zu sagen: wie grillenhaft ich auch über andere Gegenstände gedacht haben mag, meine Gesinnungen in dem gegenwärtigen Falle sind die stärksten Beweise, die ich Ihnen je von meinem großen und erblichen Abscheu vor Laster und Torheit gegeben habe.

Herr Stanhope", unser Minister, der Oberst oder Brigadiergeneral, „ist fortwährend zu Fontainebleau. Ich ging mit dem Herrn Poyntz", Poyntz noch nicht eine dunkle Figur, sondern eine leuchtende, der Winke fallen läßt, mich politisch zu verwenden, „auf vier Tage nach Paris, als sich der Herr Oberst dort befand, um ihn aufzusuchen; er empfing mich mit großer Artigkeit und Güte. Wir haben es aufgegeben, Herrn Walpole zu erwarten", er sitzt in den Hofregionen fest, er, „der genötigt ist, genaue Wache über den Kardinal", den schlauen alten Fleury, „zu halten, aus Furcht, die deutschen Minister möchten ihn uns abwendig machen. Sie ziehen und schleppen den armen alten Herrn nach so vielen Seiten hin, daß er nicht weiß, wohin er sich wenden oder in wessen Arme er sich werfen soll." Keine Furcht seinetwegen! —

„Ripperdas Entwischen nach England" — der gewesene große diplomatische Bullenbeißer, der umsonst bei Oberst Stanhope in Madrid Zuflucht nahm, ist nun hinüber nach England gelangt und wird nach Marokko gehen und weiter, umsonst — „wird die Geschäfte sehr verwickeln, die keine neue Schwierigkeit zu brauchen schienen, um am Ausgleich gehindert zu werden. Wenn der Teufel seine eigenen Interessen nicht im Stiche läßt in diesem Handel, so ist es unmöglich, daß das gute Werk des Friedens noch lange weitergehe. Im Grunde gehören die meisten jungen Kerle zu seiner Partei und wünschen, daß er die Dinge zu einem Krieg bringen möge: denn sie geben nur schlechte Minister auf einem Kongreß ab, würden aber gute Soldaten in einem Feldzuge sein.

Keine Nachrichten von Madame" Gedankenstrich „und ihrem geliebten Manne. Ihre übertriebene Liebe zueinander kann nicht anhalten: sie werden bald so kalt gegeneinander werden wie die Stadt (London) gegen die Bettleroper"[1]. Und können nicht wieder warm werden, meinen Sie? „Der Himmel gebe, daß ich zum falschen Propheten werde: aber eheliche Liebe und englische Musik sind zu bürgerlich, um lange in Gunst zu bleiben". — —

20. November, noch immer in Soissons. „Dies ist eine der angenehmsten Städte in Frankreich. Die Leute sind unendlich verbindlich gegen Fremde: wir haben Zutritt zu all ihren Gesellschaften und teilen beständig ihre Vergnügungen. Ich habe mehr Französisch gelernt, seitdem ich hier bin, als ich in einem Jahr in Lothringen würde aufgelesen haben." — —

[1] The Beggars Opera, zu der Polly Peachum gehört. D. Übers.

„Ein Narr mit einer Majorität auf seiner Seite ist der größte Tyrann der Welt" — wie sollte ich wieder nach Lothringen zurückgehen, geehrtester Vater, und mich dort umhertreiben, wo Narren in solcher Majorität sind? „Und dann die außerordentliche Aufmerksamkeit, die mir Herr Poyntz erzeigt: er hat mich gleichsam in seine Familie aufgenommen"; will mich offenbar in die Lehre nehmen. „Mit dem ersten Paket, das von Fontainebleau eintrifft, erwarte ich eine Anstellung. Was mir kein geringes Vergnügen macht und hoffentlich auch von Nutzen sein wird." — —

20. Dezember. „Ein plötzlicher Befehl an Herrn Poyntz hat einen Strich durch meine Rechnung gemacht. Er geht morgen nach Paris ab, um dort an der Stelle der Herren Stanhope und Walpole zu bleiben, die auf der Rückkehr nach England sind." Der Kongreß gerät in völlige Stockung; wüßten wir es nur! Indessen sollte ich nicht diesen freundschaftlichen und ausgezeichneten Herrn Poyntz, „der mir bereits Schriften zu kopieren gegeben hat", begleiten? — in der Tat reise ich mit ihm ab, geehrtester Vater! — —

„Prinz Friedrichs Reise" — die erste Ankunft in England des ausschweifenden Fred von Hannover, der vorigen Sommer nicht in Berlin gewesen, um sich zu verheiraten — „war sehr geheim: Herr Poyntz hörte nichts davon bis zum letzten Freitag; wenigstens hatte er keine offizielle Kunde davon". Warum sollte er auch? „Es wird ein hübsches Reißen um Stellen abgeben" in des Prinzen neuem Haushalt. „Ich hoffe, mein Bruder wird dabei angestellt werden [1]."

Hier aber lassen wir den Vorhang fallen über Lyttleton und über seinen in völlige Stockung geratenden Kongreß, welchem beschieden war, nachdem er etwa noch ein Jahr lang dinierte, im Vertrage von Sevilla zu explodieren und den Kaiser schaudernd einsam sitzenzulassen unter den Trümmern der politischen Natur — welche letztere sich jedoch für ihn und andere wieder zusammenfügt. Der heilsame Vertrag von Wien kam endlich zustande: Vertrag, ja, Verträge dort, wodurch die Dinge wieder in ihr altes Geleise zurückgebracht wurden — Österreich mit den Seemächten verbunden, pragmatische Sanktion von diesen angenommen, Subsidien wieder von ihnen zu erwarten, Kind Carlos auf irgend erträgliche Weise mit seinen Apanagen ausgestattet; und das Problem, über das die Schöpfung an die zwanzig Jahre lang stöhnte, besser oder schlechter schließlich zustande gebracht.

Lyttleton selber wird einen Platz in Prinz Friedrichs Haushalt erhalten und dann verlieren; dann Platz in Seiner Majestät Ministerium, aber erst nach langer Zeit. Er wird zu Prinz Friedrichs Leuten gehören, zu den Carterets, Chesterfields, Pitts, die „Literatur begünstigen" und Opposition gegen den Obskuranten Walpole machen; einer von dem „West-Wickhamschen Zirkel" [2] — und wird von der Oppositionspartei sein und seine Abenteuer in der Welt haben. Mittlerweile mag er mit Herrn Poyntz nach Paris gehen und sein Weisestes tun dort und anderswo.

[1] Ayscoughs Lyttleton III. 200—231.

[2] Ein ästhetisch-politischer Kreis, der sich auf dem Landsitze des literarisch interessierten Squires Gilbert West in West-Wickham, wenige Stunden von London, zu versammeln pflegte.

Denn wir sind nun wieder zurück bei Friedrich Wilhelms pommerscher Jagd in der Neujahrszeit 1729 und müssen wieder in der herrischen Krankenstube vorsprechen, die darauf folgte und in der ein kleiner Handel vor sich geht. Welch ein herrischer Patient Friedrich Wilhelm nach Faßmanns Urteil war, wissen wir: aber es wird geraten sein, beide Seiten des Teppichs zu zeigen und auch Wilhelmine reden zu lassen. Der kleine Handel ist lediglich — ein Heiratsvertrag für eine unserer Prinzessinnen: nicht Wilhelmine, sondern Luise, die nach ihr kommende, um deren Hand angehalten worden ist, und die einwilligt, wie es scheint.

Faßmann macht eine sehr rührende Szene daraus. Der König liegt zu Bette, krank an der Gicht nach jenem Gemetzel der 3602 wilden Schweine; Anwesende sitzen um Seine Majestät, in der uns bekannten Weise: Königin Sophie zu seinen Häupten, „Seckendorff und verschiedene andere Personen" um das Bett herum. Briefe kommen an; Prinzessin Friederike Luise, eine sehr junge Dame, hat auch einen Brief erhalten, der, sie kann es am Siegel sehen, interessant sein dürfte, den sie aber nicht selber öffnen darf. Sie tritt damit herein: „schön wie ein Engel, aber etwas albern und ein verzogenes Kind von fünfzehn", sagt Wilhelmine: trippelt leise damit herein, überreicht ihn dem König. „Gib ihn deiner Mutter und laß sie lesen", sagt der König. Die Mutter liest ihn, mit hörbarer leiser Stimme: förmlicher Heiratsantrag von Seiner Durchlaucht von Ansbach, wie vorausgesehen.

„Höre Luise, noch ist es Zeit", sagte der König: „Sage, ob du lieber nach Ansbach oder bei mir bleiben willst? In letzterem Falle soll dir ebenfalls Zeit deines Lebens an reichlicher Versorgung nichts gebrechen." — „Bei dieser unvermuteten Frage", sagt Faßmann, „stieg der Prinzessin eine angenehme Röte in das Gesicht, und sie schien wegen der Antwort ganz bestürzt zu sein. Doch sammelte sie sich gar bald wieder, küßte dem König die Hand und sprach: ‚Gnädigster Papa, ich will nach Ansbach!' Hierauf versetzte der König: ‚Nun wohlan, so gebe dir denn Gott tausendfach Glück und Segen! Aber höre Luise', fügte des Königs Majestät noch hinzu, ‚wir wollen zu gleicher Zeit einen Kontrakt miteinander machen. Ihr habt in Ansbach schönes Mehl, aber Schinken und geräucherte Wurst nicht so gut, auch nicht in einer solchen Quantität, wie man sie hierzulande hat. Nun esse ich für mein Teil gerne gute Pasteten. Also solltest du mir von Zeit zu Zeit schönes Mehl schicken, und ich will dich dagegen mit Schinken und geräucherten Würsten versorgen. Willst du das tun, Luise?' Daß die Prinzessin Braut hierauf mit ja geantwortet hat", sagt der gerührte Faßmann mit der Träne im Auge, „solches läßt sich leichtlich zu vermuten!" Ja, alle, welche die Sache mit anhörten — so schlicht Menschliches von einem so großen Könige — hatten fast oder völlig Tränen in den Augen[1].

[1] Faßmann S. 393, 394.

Das ist doch gewiß eine rührende Szene. Nun aber höre man Wilhelmines Bericht von einer anderen Szene, die denselben Gegenstand betrifft und zwischen denselben Personen stattfindet. „Bei Tafel", kein Datum oder ein falsches angegeben, aber augenscheinlich nach Obigem: in der Tat finden wir, es war um Anfang März 1729 und hatte traurige Folgen für Wilhelmine.

„Bei Tafel sagte Seine Majestät der Königin, er habe Briefe von Ansbach; der junge Markgraf würde im Mai in Berlin eintreffen zu seiner Hochzeit; Herr Bremer, sein Hofmeister, sei unterwegs mit dem Verlobungsring für Luise. Er fragte meine Schwester, ob ihr das Vergnügen mache? und wie sie ihre Haushaltung einrichten werde, wenn verheiratet. Meine Schwester war gewohnt, ihm freiheraus zu sagen, was sie dachte, und zwar derbe Wahrheiten mitunter, ohne daß er es übelnahm. Sie antwortete mit ihrer gewohnten Freimütigkeit: Daß sie einen guten fein servierten Tisch führen würde und, fügte sie hinzu, ‚der besser als der Ihrige sein soll. Und wenn ich Kinder habe, will ich sie nicht mißhandeln, wie Sie, noch auch sie zwingen, Dinge, die ihnen zuwider sind, zu essen.' — ‚Was meinst du damit?' erwiderte der König: ‚Was geht meinem Tisch ab?' — ‚Das geht ihm ab', sagte sie, ‚daß man nicht satt bekommt, und das wenige, was da ist, besteht aus groben Gemüsen, die kein Mensch essen kann.' Den König", was nicht zum Verwundern, „hatte schon ihre erste Antwort aufgebracht: diese letztere brachte ihn völlig in Wut; aber all sein Zorn ergoß sich über meinen Bruder und mich. Zuerst warf er meinem Bruder einen Teller an den Kopf; der duckte sich und wich aus; alsdann feuerte er einen andern auf mich ab, dem ich auf gleiche Weise auswich. Ein Hagelsturm von Schimpfreden folgte auf diese erste Feindseligkeit. Er brach gegen die Königin aus, warf ihr vor, sie gebe ihren Kindern eine schlechte Erziehung; und, meinen Bruder anredend: ‚Du hast Ursache, deiner Mutter zu fluchen,' sagte er, ‚denn sie ist es, die dich zum Ungeratenen (un mal gouverné) macht. Ich hatte einen Präzeptor,' fuhr er fort, ‚der ein ehrlicher Mann war. Ich gedenke immer einer Geschichte, die er mir in meiner Jugend erzählte. Es war einmal ein Mann zu Karthago, der wegen vieler Verbrechen, die er begangen, zum Tode verurteilt worden war. Als man ihn zum Richtplatz führte, verlangte er seine Mutter zu sprechen. Man brachte ihm seine Mutter: er beugte sich zu ihr, als wollte er ihr was zuflüstern — und biß ein Stück von ihrem Ohr ab. Das tue ich an dir, sagte er, damit du eine Warnung würdest allen Eltern, die es sich nicht angelegen sein lassen, ihre Kinder in der Übung der Tugend aufzuziehen! — Zieh du die Moral daraus', fuhr er gegen meinen Bruder fort: und als er keine Antwort von diesem erhielt, fing er von neuem an, uns zu schimpfen, bis er nicht mehr sprechen konnte. Wir standen von der Tafel auf. Da wir, um aus dem Zimmer zu gehen, nahe an ihm vorbei mußten, holte er mit seiner Krücke einen so gewaltigen Hieb nach mir aus, daß, wenn ich nicht beiseitegesprungen wäre, er ein Ende mit mir gemacht haben würde. Er verfolgte mich eine Weile mit seinem Rollstuhl, aber die ihn schoben, gaben mir Zeit, in das Gemach der Königin zu entwischen [1]."

Die arme Wilhelmine, von Papa so malträtiert, legt sich mit miserablen fieberartigen Schmerzen zu Bett, wird nichtsdestoweniger von Mama zu einer Abendgesellschaft befohlen; wird sichtbar sehr unwohl. „Unwohl? Ich will dich schon kurieren!" sagt Papa tags darauf und zwingt sie zu einem großen Schluck Wein, was die Sache vervollständigt. „Wirkliche Pocken", erklären alle Ärzte nun, so daß Wilhelmine hinfort, wie Faßmann uns bereits gesagt hat, von der herrischen väterlichen Krankenstube wegbleibt

[1] Wilhelmine I. 159.

und traurig verfinstert daliegt, bis die väterliche Gicht und sonst noch einige Dinge sich ausgetobt haben. „Blattern, was wird Prinz Fred denken? eine vollkommene Vogelscheuche, wenn sie davonkommt!" sagen die englischen Hofklatschen mittlerweile. Wir sind aber nun an einem gar eigenen preußisch-englischen Phänomen angekommen und sollten ein frisches Kapitel beginnen.

Sechstes Kapitel / Drohende Fehde oder Zweikampf zwischen der britannischen und der preußischen Majestät

Die Doppelheiratsunterhandlung stockte Ende 1728; aber jedermann glaubte, namentlich glaubte es Königin Sophie, sie würde doch zustande kommen; der alte Ilgen, es war fast das letzte was er tat, vergoß Freudentränen darüber. Diese schönen Aussichten erhielten einen argen Stoß in dem nun beginnenden Jahre, in dessen Verlauf geheimer Groll zu offener Flamme ausbrach und Berlin nicht von theatralischen Herrlichkeiten für eine polnische Majestät, sondern von lauten Vorbereitungen für drohenden Krieg erschallte. Vermutlich hat Königin Sophie niemals einen unruhigeren Sommer gehabt als diesen von 1729. Wir sind nun an jenem dreimal berühmten Streit oder beinahe Duell Friedrich Wilhelms und seines britannischen Schwagers, dem kleinen Georg II., angekommen und müssen versuchen, aus jenen tollen Papiermassen einige dem Leser nicht ganz unverständliche Kunde herauszusieben. Es ist laut die Rede von dem Gegenstand, laut, aber leider auch sehr locker in allerhand langweiligen Büchern; er ist zugleich dreimal berühmt und doch äußerst dunkel. Die Sache ist die: die Natur hatte ihn von Hause aus zu ewiger Vergessenheit verurteilt — und die wäre ihm auch sicherlich längst zuteil geworden, wären nicht Personen, die man damals für bedeutungslos hielt, die seitdem aber zu Bedeutung gekommen sind, mehr oder weniger davon berührt worden.

Friedrich Wilhelm seinerseits hatte in dem Tode Georgs I. ein schlimmes Omen für die Beziehungen mit England gesehen und die ganze Zeit über, trotz vorübergehenden Anscheines eines anderen, bei sich gesagt: „Wenn der erste Georg mit seinen Feierlichkeiten und schweigenden Erhabenheiten mitunter beleidigend war, was wird nicht erst der zweite Georg sein!" In welcher Meinung Seine Majestät zu bestärken das Rauchparlament eifrig bemüht war, da ihm zu so gefährlichen Soissons-Zeiten, schwanger mit dem Schicksal des Reichs und des Universums, viel hieran gelegen sein mußte. Das Rauchparlament ist zu Potsdam, zu Berlin, in der Einsamkeit von Wusterhausen sehr tätig gewesen; und viel Tabak,

viel Betrachtung und Andeutung sind seit dem Tode Georgs I. in dunkleren Wolken aufgegangen als je.

Es ist sicher, Georg II. war ein stolzer kleiner Herr, sehr hoffärtig und gespreizt in seinem Wesen; durchaus nicht der Mann nach Friedrich Wilhelms Sinn; erwiderte dessen Gefühle auch. Trotzdem ein Mann von Wert: „Hielt gewissenhaft auf sein Wort", sagen die Zeugen; ein Mann, der sich allezeit bis zu einem ängstlichen Grade bewußt war: „Bin ich nicht ein Mann von Ehre?" Übrigens unerschrocken wie ein Welfe; und hatte auch Verstand — wennschon freilich nicht viel, und wahrlich gleichsam gar keinen im Vergleich mit dem, was er sich einbildete! — Man kann den Widerwillen der kleinen geschniegelten Königlichkeit gegen diesen schwerfüßigen preußischen Barbaren und den des preußischen Barbaren gegen ihn leicht begreifen. Die blutige Nase in der Kindheit war nur ein Symbol dessen, was das ganze Leben hindurch folgen sollte. Zur Vergeltung für seine blutige Nase hatte der kleine Georg, um fünf Jahre älter, Karoline von Ansbach heimgeführt und Friedrich Wilhelm als einen trauernden verlassenen jungen Bären dastehen lassen. — Das arme ehrliche Bête tragisch seiner Belle beraubt. Ärgernisse konnten nicht ausbleiben; diese zwei Vettern gaben schon dadurch einander fortwährend Anstoß, daß sie gleichzeitig da waren. Eine natürliche Feindseligkeit, diese zwischen Georg II. und Friedrich Wilhelm, von älterem Datum als Karoline von Ansbach und unabhängig von den widerstrebenden Interessen, die zwischen ihnen erwachsen mochten. Feindschaft wie zwischen einem eitlen selbstgefälligen Gecken und einem begabten Tolpatsch, der sich als der Bessere obgleich weniger Erfolgreiche fühlt. Ein ehrlicher Bullenbeißer, der sich vernachlässigt, in seine Hütte verjagt sieht, einem schmucken bebänderten Affen zu Gefallen, der Gunst im Salon findet.

Georg, dies ergibt sich sogar aus den Gesandtschaftspapieren, Georg und seine englischen Lords nehmen einen erbitternden geringschätzigen Ton gegen Friedrich Wilhelm an; sie beantworten seine heftigen Überzeugungen und gründlichen schnellen Vorschläge mit kurzer amtsmäßiger Verneinung, mit einer Miene der Überlegenheit — Spuren von höflichem Hohn sind gelegentlich bemerkbar. Ein bloßer Bauersmann von König, denkt Georg; ein bloßer gestikulierender Hanswurst, denkt Friedrich Wilhelm. „Mein Bruder, der Komödiant", pflegte ihn Friedrich Wilhelm in späteren Zeiten zu nennen; was Georg mit gleicher Münze vergilt: „Mein Bruder, der Erzsandstreuer", der feierlich die Sandbüchse präsentiert, wenn das Heilige Römische Reich zu schreiben geruht, „des Heiligen Römischen Reiches Erzsandstreuer"; es ist ein schwerfälliger Spitzname, aber es ist doch etwas daran und ist das Witzigste, was mir von dem kleinen Georg bekannt ist.

Besondere Ursache zum Streit hatten sie keine von der geringsten Bedeutung, und gerade zu dieser Zeit waren verständige Freunde bemüht,

sie enger und enger zu verbinden, als der eigentlichen Staatsklugheit beider Teile am gemäßesten; der englische Townshend selber war dazu geneigt, und die besten preußischen Minister waren eifrig, die Königin sogar leidenschaftlich dafür, und nur ein erkaufter Grumbkow, ein Seckendorff und das Tabaksparlament dagegen. Der Vertrag von Wusterhausen war nicht bekannt; daß aber irgendein Vertrag abgeschlossen oder im Entstehen, daß eine kaiserliche Unterhandlung beständig im Gange war, das war tatsächlich allzu offenbar; und Friedrich Wilhelms Parteinahme für den Kaiser und seinen Seckendorff konnte nirgends ein Geheimnis sein.

Unterhandlung beständig im Gange, sagen wir; denn dem war allerdings so — da der Kaiser (der seine guten Gründe, einen entgegengesetzten geheimen Vertrag nämlich, hatte) beständig suchte, hinsichtlich jener Anwartschaft auf Jülich und Berg wieder loszukommen; „Ersatz für Jülich und Berg" in Vorschlag bringend, während Friedrich Wilhelm jeden erdenklichen Ersatz von sich wies und nichts als den Gegenstand in natura annehmen wollte. So daß, glaube ich, der Vertrag von Wusterhausen eigentlich doch niemals vollkommen ratifiziert wurde, sondern so viele Jahre lang in der Schwebe hing, immer auf dem Punkt, ratifiziert zu werden. Dazu eben benutzt man einen erkauften Grumbkow und reitet einen Erdäquator lang als Gesellschafter einer Majestät. Wäre durch eine Doppelheirat mit England jenes verflochtene Schikanengewebe mitten entzweigerissen und wären neue Kombinationen auf einer nicht schwankenden Basis geschaffen worden, hätte das beiden Ländern oder ihren beiden Königen irgend zum Nachteil gereichen können? — Wirkliche und ernsthafte Ursachen zum guten Vernehmen finden wir; wirkliche oder ernsthafte Ursachen zur Entzweiung nirgends. Von geringfügigen und eingebildeten Ursachen jedoch, die zuletzt wirksam wurden, lassen sich drei oder vier aufzählen.

Erste Ursache: Die hannöverschen Miterbschaften, die nicht flüssig werden wollen.

Erstens. Die „Ahlden-Erbschaft" war eine Ursache der Mißhelligkeit, die lange währte. Die arme Mutter Georgs II. und der Königin Sophie hatte bedeutendes Vermögen hinterlassen, „drei Millionen Taler", nach einigen; aber es war alles nicht flüssig, nicht einmal ihr Testament war zu haben. Das Testament nebst 50 000 Talern befand sich in den Händen eines gewissen Grafen von Bar, der in jener traurigen Gefangenschaft zu ihren Vertrauten gehörte: „Geld, das sie ihm zur Anlegung einer Wachsbleiche in Kassel geliehen", sagt Büsching[1] — und der besagte Graf

[1] Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen (Halle 1783—1789) I. 306. S. Nüßler. Einige verwirrte Stücke Geschäftskorrespondenz mit diesem Bar in Memoirs of Sophia Dorothea — unverständlich wie gewöhnlich da.

von Bar war mit Geld und Testamentsurkunden fortgelaufen, zu dem Reichshofrat in Wien, dem höchsten Gericht in solchen Dingen. Dieser fertigte ihm auch einen „Schutz" aus: so daß, als der hannöversche Hof sich des verdächtigen wachsbleichenden Grafen zu Frankfurt am Main — durch einen insgeheim dazu abgeschickten „Leutnant und zwölf Mann" — bemächtigen wollte, dieser seinen Schutzbrief vorzeigte und der Leutnant und die zwölf Mann sich wieder aus dem Staube machen mußten[1]. Graf von Bar mußte gerichtlich belangt werden — man frage niemals nach dem Ergebnis — und das an sich schon war eine weitläufige Geschichte. Sodann, bezüglich der übrigen Besitztümer der armen Herzogin, entsteht die Frage: Sind es allodia oder feuda — das heißt, soll sie der Sohn bekommen oder die Tochter? Kurzum, es war kein Ende der Fragen. Friedrich Wilhelm hat einen Gesandten zu Hannover, einen gewissen Kannegießer, der in Hannover arbeitet, der zweite dieser Art, den er senden mußte und der genug in der Sache zu tun findet. „Mein Bruder, der Komödiant, habe ich gehört, hat seines Vaters Testament in die Tasche gesteckt und sich nicht daran gekehrt (mit Ausnahme dessen, was er, von Chesterfield und anderen gezwungen, auszahlen mußte): will er etwa mit seiner armen Mutter Testament ein gleiches tun?" Geduld, Ew. Majestät: er ist kein habsüchtiger, sondern ein eigenwilliger und stolzer Mensch — allezeit sich selbst bewußt, daß er die Seele der Ehre sei, dieser arme Bruder König!

Ja, ehe noch diese Testamentszwistigkeiten geschlichtet sind, kommt hier eine neue gemeinschaftliche Erbschaft, über die Erörterungen entstehen dürften. Der arme Onkel Ernst von Osnabrück — zu dem Georg I. vom Tod gejagt in jener Nacht Obdach suchend galoppierte und der bloß über seinen armen toten Bruder weinen konnte — überlebte ihn nur wenige Monate. Auch der jüngste Bruder ist nun dahin. Der Kurfürstin Sophie sieben Kinder sind nun alle dahin. Sie hatte sechs Söhne: vier wurden österreichische Soldaten, von denen drei längst im Kriege umkamen; die übrigen drei, der Bischof, der König und der älteste von den Soldaten, sind sämtlich innerhalb zweier Jahre gestorben (1726—1728)[2]: Sophie Charlotte, „Republikanische Königin" von Preußen, Friedrich Wilhelms Mutter, die wir vor langer Zeit kannten, war die einzige Tochter. Auch diese hat Onkel Ernst, in seiner Jugend, sterben sehen, wie wir uns erinnern werden. Sie sind alle tot. Und nun hat man sich über die Hinterlassenschaften, wenigstens die neueren von ihnen, auseinanderzusetzen. Kannegießer mag also aufpassen. Kannegießer ist ein gewandter feingebildeter Mann; seine Gemütsart soll aber etwas heftig und er persönlich am hannöverschen Hof nicht sehr wohlgelitten sein. Das ist die *erste* Ursache.

[1] Ebendaselbst.
[2] Michaelis I. 153; vgl. Feder: *Kurfürstin Sophie*; Hoppe: *Geschichte der Stadt Hannover* usw.

Zweite Ursache: Die mecklenburgischen Händel.

Da ist sodann **zweitens** die mecklenburgische Angelegenheit; beklagenswerte Angelegenheit für Mecklenburg und für jedermann der sie anrührt — meine armen Leser mit eingeschlossen. Die Leser erinnern sich — welcher Leser könnte es je vergessen? — jenes außerordentlichen Herzogs von Mecklenburg, des „einzigen der Ehemänner", wie wir ihn nennen mußten, der mit seiner außerordentlichen Herzogin, um ihrem Onkel Peter, dem russischen (besser vielmehr **samojedischen**) Zaren aufzuwarten, vor einem Dutzend Jahren nach Magdeburg gekommen war? Wir fürchteten gleich, es stehe uns bevor, dem Menschen wieder zu begegnen, und so hat es sich auch gefügt! Der einzige der Ehemänner hat sich auch als der unglückseligste aller schlecht regierenden Herzöge seiner Zeit bewährt und verbreitet nichts als Verdruß um sich her. Mecklenburg befindet sich in einem schlimmen Zustande seit langem schon, insbesondere seit den letzten zehn Jahren. „Infolge der Kriege Karls XII." oder infolge von was es immer sein mochte, war dieser unglückselige Herzog in die Lage gekommen, mehr Geld zu benötigen; und das verarmte Mecklenburg behauptete, es sei nicht imstande, mehr herzugeben. Fast gleich bei seinem Regierungsantritt, als die Freudenfeuer noch flammten, Jahre ehe wir ihn sahen, forderte er neue Steuern von seiner Ritterschaft. Steuern, die in Mecklenburg neu, wenn sie auch in andern souveränen deutschen Ländern üblich und es zuzeiten auch in Mecklenburg gewesen waren. Die Ritterschaft weigerte sich zu zahlen; der Herzog wollte sie zwingen: Ritterschaft appellierte an den Kaiser im Reichshofrat, der zu ihren Gunsten entschied. Der Herzog will sich noch immer dem Kaiser nicht fügen; behauptet, daß „er in solchen Dingen Machtvollkommenheit hat". Der Kaiser läßt, was er an verrostetem Donner hat, erkrachen; der Herzog, davon auf den Rücken geworfen, verharrt nichtsdestoweniger in Meinung und Sprache noch immer widerspenstig: und so zwischen Donner und Widerspenstigkeit, wie zwischen Hammer und Amboß, zuckt das arme Land schmerzhaft seitdem und ist für alle um sich her eine Trübsal.

Zehn Jahre lang stand der unglückseligste aller schlecht regierenden Herzöge in gespanntester Kontroverse mit seiner Ritterschaft — prozessierend bei den Reichsgerichten, ja, gelegentlich diesen und jenen aus ihrer Mitte selber richtend und köpfend; russische Regimenter in seinen Dienst nehmend und dann wieder gezwungen, russische Regimenter zu entlassen — kurz, eine gewaltig arge Plage für die Menschheit in dortiger Gegend[1]. So daß der Kaiser, in Bekräftigung des Reichshofratsbeschlusses, zu besagtem Datum (Jahr 1719) für gut befand, Exekutionstruppen über ihn zu schicken; beauftragte Hannover-Braunschweig, insbesondere Georg I., welchem als Kreishauptmann die Funktion von Rechts wegen zustand, mit

[1] Michaelis II. 416—435.

der Vollziehung. Die hannöverschen Souveränitäten, mit 13 000 Mann Kavallerie, Infanterie und Artillerie in Mecklenburg einrückend, vollzogen bald ihr Amt, unter schwacher Gegenwehr seitens des widersetzlichen Herzogs — bei welcher sein Heerführer, ein gewisser Schwerin, sich hervortat: Kurt von Schwerin, den wir später näher kennenlernen werden, denn er ging kurz darauf in preußische Dienste. Oberst von Schwerin leistete das Menschenmögliche, konnte aber einen widerspenstigen Herzog gegen eine solche Überzahl nicht retten. Der widerspenstige Herzog war gezwungen, landesflüchtig zu werden — abgesetzt oder vorerst suspendiert, während ein Bruder von ihm an seiner Stelle das Land verwaltete — und der einzige der Ehemänner, das Muster schlecht regierender Herzöge, lebt seitdem in der Nähe von Danzig von einem Jahrgeld, das ihm sein verwaltender Bruder gewährt; widerspenstig bis ans Ende und noch immer Hader anzettelnd, wiewohl nun, da Onkel Peter tot und russische Unterstützung stark beschnitten ist, mit verminderten Mitteln.

Die hannöverschen Souveränitäten erledigten ihren Auftrag bald genug: aber ihre „Kosten dafür", die haben sie seitdem vergebens gefordert. Kein Geld von Mecklenburg zu kriegen; und Mecklenburg schuldet uns „zehn Tonnen Goldes" — das heißt 1 000 000 Taler. Hannover behält daher Besitz von gewissen mecklenburgischen Bezirken — und hat sie von da ab mittels hinlänglicher kleiner Besatzung gehalten. Die Steuern aus diesen Bezirken unterhalten unsere Truppen in der Zwischenzeit und gewähren Zinsen; wird die Hauptsumme bezahlt, räumen wir sie sofort: Hauptsumme laut eingereichter Rechnung, wenn ihr sie durchsehen wollt, beläuft sich auf eine Million Taler (zehn Tonnen Goldes, wie vorerwähnt). Und so hat die Sache seit zehn Jahren gestanden; Mecklenburg, das anarchischste der Länder infolge derartiger Ritterschaft und derartigem Herzog, die es hat. Arme Seelen, sie sind offenbar allesamt von dem gebahnten Wege abgekommen und unter Irrlichter und Moorsümpfe geraten: kennt doch keiner Not und Leiden dieses armen müßigen Herzogs selbst! In seinen jungen Jahren, ehe er zur Regierung gelangte, hatte er einmal das Soldatenhandwerk versucht; machte einen Feldzug unter Karl XII. mit, kehrte aber bald lieber „nach Hamburg" zu den friedlichen Szenen der dortigen Gesellschaftswelt[1] zurück. Sodann seine russische einzige der Ehefrauen — seine mutmaßlichen Abenteuer, vorher und hernach, in Onkel Peters Sphäre: können die angenehm für ihn gewesen sein? Die erbitterte Ritterschaft hinwiederum, ihr Land war in den Kriegen Karls XII., den Stralsunder Belagerungen arg mitgenommen worden: Geld schien dem Herzog sehr notwendig, und bei der Ritterschaft war es sehr knapp. Man füge auf beiden Seiten Stolz und Mangel an Einsicht mit gegenseitiger immer

[1] S. in The German Spy (London 1725, von Lediard, dem Biographen Marlboroughs) eine lebhafte Schilderung des damaligen Hamburg — Sammelplatz des nordischen begüterten Müßiggangs ebenso wie besserer Dinge.

höher steigender Erbitterung hinzu, und das traurige Phänomen, das sich hier darbietet, ist fertig: ein Herzog nach Danzig geflohen, anarchische Ritter, denen seine Entfernung nichts fruchtet; Herzog vielleicht Rückkehr drohend und seinen armen verwaltenden Bruder arg bedrängend und die Anarchie schürend — kurz, Mecklenburg war wie ein Haus, in dem es brennt, für die Nachbarschaft und sich selbst.

In diese elenden Zänkereien hatte sich Friedrich Wilhelm bisher nicht offiziell eingemischt, obgleich er nicht uninteressiert dabei war, da er ein nächster Nachbar ist und sogar vermöge bekannter Verträge bei Erlöschen der mecklenburgischen Linie Anwartschaft auf die Nachfolge hat. Aber wir wissen, er stand in jenen alten Jahren nicht in Gunst bei dem Kaiser; also geschah die Exekution durch andere Hände, und er hatte keinen Teil daran. Er überwachte bloß den Verlauf der Dinge; riet allezeit dem Herzoge, sich dem Gesetze zu fügen und Frieden zu halten; bedauerte ihn mitunter auch, wie es scheint.

Vergangenes Jahr jedoch (1728) — es war ohne Zweifel eine von Seckendorffs geringeren im Tabaksparlament getroffenen Vorkehrungen — entdeckt man, daß die Sache Friedrich Wilhelm, nun Günstling des Kaisers, allerdings angehe; er wird darum den hannöversch-braunschweigischen Kommissarien beigesellt und soll namentlich in dem benachbarten anarchischen Land kaiserliche Befehle vollziehen helfen; was den kleinen Georg — bisher, seit seines Vaters Tod, der oberste oder so gut wie alleinige Kommissarius — ziemlich aufbrachte, wenn eine so große britannische Majestät von lumpigen Beleidigungen dieser Art überhaupt gekränkt werden k a n n! Friedrich Wilhelm, der viel über Mecklenburg nachgedacht hat, strengt sein Gehirn zuweilen in einem hohen Grade an, um Mittel zur Beilegung der Wirren zu ersinnen: Georg, der sich nie damit befaßt hat, darüber nachzudenken, noch auch, hätte er es gewollt, dazu befähigt ist, ist aber wohl imstande, über Friedrich Wilhelms diesbezügliche Projekte verächtlich die Nase zu rümpfen und sie als Mondschein von sich zu weisen[1]. Kann das einem weisen, viel nachdenkenden Bullenbeißer angenehm sein, wenn es von seiten eines nicht denkenden geputzten Geschöpfes von der Affenart kommt? Die mecklenburgischen Händel und die daraus hervorgegangenen Mißverständnisse sind dazu angetan, eine z w e i t e Ursache des Streites zu werden.

D r i t t e Ursache ist die alte Geschichte der Werbungen, eine dauernde Ursache zwischen Preußen und seinen sämtlichen Nachbarn. Und die v i e r t e Ursache ist die winzigste von allen: die „Clameier Wiese“. Clameier Wiese, etliche Geviertellen moorigen Bodens, deren obskure Örtlichkeit erst nach langem Forschen auf den besten Karten von Deutschland endlich entdeckbar ist — an vier Meilen südlich vom Elbstrom, auf der Grenzscheide zwischen Hannover-Lüneburg und Preußen-Magdeburg, un-

[1] Dubourgays Berichte und die Antworten darauf (mehr als einmal).

gewiß auf welcher Seite der Grenze. Einsames unbekanntes Stück Wiese, weit weg inmitten mooriger Wildnisse in jener Salzwedeler Gegend liegend: allen schreibenden Sterblichen bisher unbekannt, aber in diesem Sommer 1729 drohend, berühmt wie Runnymead[1] unter den Wiesen der Weltgeschichte zu werden! Und die fünfte Ursache — kurz, da war keine eigentliche Ursache von der geringsten Erheblichkeit; die Wirkung ward hervorgebracht durch die Kombination vieler unerheblicher und eingebildeter. Denn wo einmal ein Wille ist zu hadern, da ist bekanntlich auch ein Weg. Und vielleicht ließe sich die fünfte nennbare Ursache, die an Wirksamkeit all die übrigen zusammen aufwog, in den damaligen Debatten des Rauchparlaments entdecken, lägen die Protokolle vor! Man entdeckt sehr unwidersprechliche Anzeigen von fleißigen Planungen und Einflüsterungen daselbst und folgert, daß die eigentliche wirksame Ursache hier lag. Wolken waren zwischen den zwei Höfen aufgestiegen; aber ohne das Tabaksparlament hätte nimmer ein Ungewitter entstehen können.

Sehr bald nach Georgs Thronbesteigung fingen Wolken an aufzusteigen, da der vollkommen feingebildete kleine Georg sich seinem rustikalen Schwager gegenüber ein strenges und stolzes Air gab. „Diesen preußischen Werbungen und Eingriffen ist nicht länger zuzusehen; man rüge sie strenge und scharf!“ sagt Georg zu seinen hannöverschen Ministern. Georg ist noch nicht warm auf seinem Throne, als demgemäß Beschwerde von den hannöverschen Ministern erhoben und sogar eine Liste der hannöverschen Untertanen eingereicht wird, die unrechtmäßigerweise gegenwärtig im preußischen Heere dienen: „Euer preußische Majestät werden ersucht, diese Leute herauszugeben!“

Diese Liste ist datiert vom 22. Januar 1728; Georg erst wenige Monate alt in seiner neuen Würde. Die preußische Majestät brummt schmerzhaft antwortend: „Will bereitwilligst tun, was recht ist; versteht sich! Aber ist Seine britannische Majestät auch unterrichtet? Dero hannöversche Minister sind über die Umstände ganz falsch informiert“ — und gibt keinen der Leute heraus. Ein bloßes friedfertiges Brummwort, und nichts getan in betreff der Beschwerde. Da ist sodann die bemeldete Clameier Wiese: „Die gehört zu Brandenburg, sagt ihr? Nichtsdestoweniger haben die daranstoßenden hannöverschen Grundstücke Rechte darauf. „Acht Ladungen Heu“ im Werte von sage und schreibe beinahe 30 oder 60 Talern: wer soll wohl das Gras abmähen?“

Friedrich Wilhelm fühlt, daß all das ein winkelzügiges ärgerliches Verfahren sei, und daß sein kleiner Vetter, der Komödiant, nicht sehr vornehm mit ihm umgehe. „Nicht wahr, Euer Majestät!“ flüstert das Rauchparlament. — Um die Mitte des März hört Dubourgay Borck,

[1] Das Feld in Berkshire, wo der König Johann die Magna Charta unterschrieb. D. Übers.

einen Minister, nicht von der Grumbkowschen Partei, verdrießlich Bemerkungen machen über „die beständige Feindseligkeit des hannöverschen Ministeriums gegen uns" in allen Stücken — fragt zugleich: ob man denn die mecklenburgischen Händel nicht irgendwie beilegen könne, da sich Seine preußische Majestät etwas Sorge um sie mache[1]. Sorge, ja: Seine arme Majestät, in schlaflosen Nächten brütend über den Gegenstand, ist wohl schon aus seinem Bette gesprungen: „Heureka! ich habe es heraus, wie sich die Sache machen läßt!" Fordert Tinte und Feder; schreibt oder diktiert im Hemd, die gute sorghafte Majestät; schickt sein Heureka mit einer Stafette auf Windesfittigen: und euer Townshend, euer nicht nachdenkender Georg empfängt es mit kurzer offizieller Verneinung und einem höflichen Hohnlächeln[2].

Wenige Wochen später bringen die Zeitungen folgende Kunde aus Mecklenburg, trotz Seiner preußischen Majestät Forderung, daß man dem armen betörten Herzog einige Rücksicht zeige: „Der Kurfürst von Hannover und der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel", Seine britannische Majestät und deren Schildträger bei dem traurigen Handel, „weigern sich, ihre Truppen aus Mecklenburg zurückzuziehen oder die Steuerkasse herauszugeben, bis man ihnen die Exekutionskosten für die Vollziehung des Reichshofratsspruches gegen den besagten Herzog vollständig vergütet habe[3]."

Die Dinge verschlimmerten sich noch mehr, als Georg im Frühsommer 1729 Hannover zum erstenmal als König besuchte. Sein Weg führt durch das preußische Gebiet: „Soll man ihn mit Postgespann freihalten, wie den vorigen König?" fragen die preußischen Beamten. „Wenn er deshalb anfragt, ja", antwortet Friedrich Wilhelm; „wenn er nicht schreibt, nein." Georg schreibt nicht; zahlt für seine Postpferde — rollt stolz dahin nach Hannover, in absolutem Stillschweigen gegen seinen bäuerischen Schwager. Er sieht sozusagen über ihn weg, wie wenn ein solcher Michel gar nicht existierte — hat ihm noch nicht einmal seine Ankunft angezeigt. „Was ist das? Es existiert also kein Preußen für den kleinen Georg?" Wir können uns Friedrich Wilhelms unartikulierte Ausrufe in schallendem Metalltone vorstellen; und das Tabaksparlament ist geschäftig! Der britische Minister Dubourgay, gesetzter alter Militär, der Schreibfehler macht, aber darauf bedacht ist, Unheil zu verhüten, schreibt endlich nach Hannover, unmaßgeblich vorschlagend: „Ob man, bisherigem Gebrauche gemäß, denn nicht irgendwelche Meldung von der Ankunft des Königs hieher machen könne, Seiner preußischen Majestät zu Gefallen?" Worauf Mylord Townshend antwortet: „Ist nicht Gebrauch gewesen, soweit ich unterrichtet bin" (falsch unterrichtet, Euer Herrlichkeit);

[1] Gesandtschaftsbericht, 17. März 1729.
[2] Dubourgay, 12.—14. April 1729, und die Antwort von St. James.
[3] Salmon's Chronological Historian (London, 1748 — ein Buch, das nie ohne Vorsicht anzuführen ist) II. 216 — Datum (in neuen Stil übersetzt) 10. Juli 1729.

„nicht nötig unter vorliegenden Umständen." Was ein starkes Benehmen ist unter Nachbarn und königlichen Personen und Verwandten. Der preußische Hof verschließt hierauf gleichfalls seine Lippen; keine Erwähnung des hannöverschen Hofes seit mehreren Wochen, selbst nicht auf seiten Ihrer Majestät Engländern gegenüber[1]. Irgendein unartikuliertes metallisches Brummen, unter sich, bei Tafel oder im Tabakskollegium: alles übrige ist grausiges Schweigen. Auch werden unsere armen hannöverschen Rekruten keineswegs (wie unsere Liste gewaltsam geworbener Hannoveraner verlangt) zurückgeschickt, noch über die Clameier Wiesen eine Einigung versucht, weder über die „große Wiese" noch über die „kleine", welche alle beide von den Brandenburgischen inzwischen abgemäht worden sind.

Da die hannöverschen Gepreßten nicht heimkamen — nicht ein einziger, glaube ich — so beschließt die hannöversche Regierung, preußische Soldaten, die sich auf hannöverschem Gebiete antreffen lassen, zu ergreifen. Die Straße im Grenzlande läuft bald auf der einen Seite der Mark, bald auf der andern — nur aufgepaßt, so wird man von Zeit zu Zeit preußische Soldaten erwischen! Die Hannöverschen tun es und ergreifen verschiedene, Gemeine und sogar Offiziere. Das ist abermals ein starkes Verfahren. Das sind Kohlen, aus denen sich Rauch genug machen läßt, wenn gut angeblasen — woran es, da Seckendorff und Grumbkow den Blasbalg ziehen, wohl nicht mangeln konnte! Doch man höre das Folgende, das unabhängig von Blasbälgen vor sich geht.

Am 28. Juni 1729, als das gemähte Heu nun völlig dürre auf der Clameier Wiese lag, siehe da bricht der Amtmann von hannöversch Bühlitz — wer nicht malerische Gegenden vorzieht, findet das torfrauchige Dörflein Bühlitz nahe bei einem staubigen Städtchen, Lüchow geheißen, halbwegs zwischen Hamburg und Magdeburg; durchaus moorige, moosige Gegend im Salzwedeler Bezirk, wo einst wendische Völker hausten und eine Mark oder Grenzfeste Salzwedel gegen sie errichtet wurde — der Amtmann von Bühlitz, sage ich, bricht mit mehreren Wagen, mit der ganzen Dorfbevölkerung, mit einem Trupp Reiter zur Bedeckung und vermutlich mit fliegender Fahne und irgendeiner Art von Trommelschlag hervor — recht das Heu öffentlich, der preußischen Majestät und allen Menschen Trotz bietend, zusammen, ladet es auf seine Wagen und rollt heim damit; läßt den Brandenburgischen nichts zurück als die Stoppeln und die Erinnerung, daß sie zum Besten der Hannoveraner gemäht haben. Dies geschieht am 28. Juni 1729; der König von Preußen ist eben in Magdeburg, seine Truppen musternd; nur zwanzig Meilen dieser bestrittenen Sumpfstrecken weit: wer kann ihn tadeln, daß er nun zu heller Flamme königlichen Zornes auflodert? Der Schriftenwechsel wird von nun an durchaus lebhaft: aber in den britischen Archiven liegt nichts davon vor — da Dubourgay von Mylord Townshend angewiesen wurde,

[1] Dubourgay.

fernerhin nichts von dem Gegenstand zu wissen und dessen Führung dem hannöverschen Minister überlassen. Seine preußische Majestät kehrt in der stürmischsten Gemütsaufregung nach Hause zurück.

Man kann sich vorstellen, welche schlimme Zeit Königin Sophie hatte, welche Auftritte mit Kronprinz Friedrich und Wilhelminen in Ihrer Majestät Gemach und sonst vorkamen! Friedrich Wilhelms Zornesflamme ist im raschen Steigen zum Rotglühpunkt. Die Schmähreden, die Schläge sogar, die diese armen Kinder, deren eines liebekrank, zu erdulden haben, sind jammervoll mit anzuhören, wie alle Welt gehört hat — „Ungehorsame unnatürliche junge Brut, die ihr eurem armen alten väterlichen Bullenbeißer in seiner äußersten Bedrängnis in die Fersen beißt, was ist mit euch anzufangen?" Fritzen schlägt er oft genug, haut nach ihm mit seinem Stock; hat bei Gelegenheit, als schlimme Gegenstände bei Tafel auf das Tapet kamen, einen Teller nach ihm geworfen; ja, auch nach Wilhelminen, sagt diese: aber die armen Kinder bückten sich jedesmal, und es hatte weiter keine Folgen, als ein wenig Geräusch und zerbrochenes Porzellan. Fritz verabscheut er gar gründlich als einen Diener des Teufels, der unverbesserlich gegen den väterlichen Willen rebelliert und jene liederlichen Wege wandelt: ein törichter welscher Kakadu, der in Verdacht steht, nicht an die Bibel zu glauben, sich nur mit Flötenpfeifen und Komödienbüchern abgibt, der Preußen und sich selber zu einem schlimmen Ende bringen wird. „Gott gebe, daß er nicht am Galgen ende!" seufzte der betrübte Vater einmal zu Grumbkow. Die Meldungen von diesen Dingen liegen weit und breit, in den Archiven vieler Länder ebenso wie in Wilhelmines Buch.

Mir war dabei ein undiplomatischer Gedanke beständig gegenwärtig: Himmel! hätte denn niemand ein Ende Strick nehmen und die zwei diplomatischen Gauner, die offenbar mehr als gemeine Taschendiebe von der Schurkengattung sind, aufhängen können? Dadurch wären gewisse junge und auch biedere alte Herzen dem Gebrochenwerden entgangen, und manches wäre besser gegangen als es ging. Jarnibleu, Herr Feldzeugmeister, ob Sie zwar ein orthodoxer Protestant sind, diese tausendfältige beständige Gewohnheit des Destilliertlügens scheint mir doch eine schlimme! Ich tadle einen alten Militär mit einer so gerunzelten Stirn, wie die Ihre, nicht, daß er wenig von der Milch sogenannter Menschengüte im Leibe hatte: aber solchermaßen durch die Macht der Lügen lediglich und für Ihre selbstischen Zwecke die Herzen armer unschuldiger Geschöpfe brechen, ja sie langsam im Mörser zerstoßen und sich der Hand ihres eigenen Vaters dabei bedienen, dies, Herr General, verzeihen Sie mir, aber es gibt Augenblicke, wo ich fühle, als ob die Vertilgung des vermutlich ärgsten Schurken jener Epoche allerdings hätte ein befriedigendes Ereignis sein dürfen! — Es konnte leider nicht geschehen. Seckendorff lügt im Auslande für seinen Kaiser; „der einzige wirklich

fähige Mensch, den wir haben", sagt Eugen manchmal. Näselt und lispelt und reist im ganzen, wie berechnet worden, 5000 Meilen, Seiner Majestät Gesellschaft leistend. Hier sind einige Einblicke in das Innere, matt, aber aus erster Hand, die es wohl wert sind, daß man sie aus Dubourgay auszieht und abkürzt, mit ihren Daten:

30. Juli 1729. Gegen den achtbaren alten Brigadier beklagte sich heute oder gestern „Ihre Majestät ganz in Tränen über ihre Lage: der König komme fast von Sinnen wegen der Streitigkeiten mit Hannover; wandere bei Nacht von einem Bette in das andere und von einer Stube in die andere, ‚wie einer, der im Kopf verrückt'. Ließ es sich letzhin, um zwei Uhr in der Nacht, beikommen, nach Wusterhausen hinauszufahren" — vor ungefähr einem Jahre haben Seckendorff und Grumbkow ein Landhaus da draußen errichtet, wo Seine Majestät, wenn es ihm beliebt, gemütlich mit ihnen allein sein kann: dort hinaus eilt Seine Majestät nun nachts um zwei; fand jedoch, wie es scheint, wenig Linderung. „Seit seiner Rückkehr ergebe er sich völlig dem Trunke — Seckendorff", der näselnde Belial, „sei geschäftig, über der Erde und unter ihr; man habe ihn sagen hören, er allein könne diese Händel, Doppelheirat und alles, ins reine bringen, wenn Ihre Majestät ihm nur vertrauen wolle!

Der König leidet nicht, daß der Kronprinz bei Tafel neben S. M. sitzt, sondern zwingt ihn, am unteren Ende Platz zu nehmen, wo es so eingerichtet ist," sagt der mitfühlende Dubourgay, „daß der arme Prinz oft aufsteht, ohne einen Bissen zu essen bekommen zu haben" — Wehe mir! „So daß die Königin vor zwei Tagen" (28. Juli 1729, datieren wir ein solch Ereignis) „gezwungen war, durch einen der Bedienten, dem sie trauen konnte, eine Büchse mit kaltem Geflügel und anderen Eßwaren für Seine Königliche Hoheit zu senden[1]!"

Bei dem ersten Aufflammen über den Unglimpf zu Clamei gab Friedrich Wilhelms erhitztes Gemüt ihm den Gedanken an Austragung durch Zweikampf ein: Herausforderung an Georg zur Genugtuung eines Edelmannes. Dergleichen ist bei Souveränen, wenn auch selten, schon vorgekommen: so soll Karl Ludwig von der Pfalz, des Winterkönigs Sohn, den Turenne für sein Niederbrennen der Pfalz (die erste jener Wüstlegungen des armen Landes) zum Zweikampf gefordert haben; aber Turennes Klugheit ließ es nicht dazu kommen. Friedrich Wilhelm sieht wohl ein, daß die persönliche Laune Georgs an allem schuld sei: Warum sollte Menschenblut vergossen werden, außer dem Georgs und meinem? Friedrich Wilhelm ist entschlossen zu der Absendung der Herausforderung; er hat sogar die Einzelheiten bedacht und sieht in seinem glühenden poetischen Geist, wie die Handlung vor sich gehen wird: sagen wir, zu Hildesheim als Schauplatz; Derschau wird mein Sekundant sein; Brigadier Sutton (falls jemandem ein solches Individuum bekannt ist) der seinige. Sekundanten, Ort und allgemeinen Umriß hat er entworfen und festgesetzt, soweit es von einer Seite abhängt; will mit diesem übermütigen kleinen königlichen Herrn ordentlich fechten und sich schlagen; der Welt ein Schauspiel bieten (was der Welt wohl sehr gesund hätte sein dürfen) von zwei Königen, die ihre Fehde persönlich miteinander ausfechten.

[1] Dubourgay, 30. Juli 1729.

In England geht das Gerücht, „nicht ohne Grund", meinen Lord Hervey und Leute von sarkastischem Blick in den höheren Kreisen, daß Seine britannische Majestät „die preußische Majestät zum Zweikampf forderte oder fordern wollte", und daß letzterer die passive Partei war. Ein Gerücht, das umgekehrt in Lauf gekommen, wie das mitunter geschieht; es geht nun mit den Füßen zu oberst, „nicht ohne Grund", meint Lord Hervey. „Ob aber die Herausforderung gesandt und nicht angenommen wurde, oder ob die Bitten und Vorstellungen des Lord Townshend die wirkliche Hinwerfung des Handschuhs verhinderte, ist ein Punkt, über den ich" (Lord Hervey) „nie so recht klar geworden bin[1]."

Die preußischen Minister fühlen wohl, nicht weniger als Townshend gefühlt haben würde, daß dieser Zweikampfsplan schlechterdings unpassend ist. Staunen, flebile ludibrium, tragisches Gelächter von Göttern und Menschen würde aus dem Zweikampf folgen! Wie dem aber abwehren? Denn der König ist fest entschlossen. Die grimmige Wahrhaftigkeit seines Sinns zeigt ihm diesen als seinen rechten Weg; Vorstellungen, Bitten nützen nichts. „Es ist das Rechte, sage ich euch! Was die Welt und ihr Geschnatter anlangt — laßt die Welt schnattern!" Endlich trifft Borck einen beachtenswerten Punkt: „Euer Majestät war vor kurzem erst unwohl; da ist die Hand vielleicht nicht so sicher wie gewöhnlich. Wenn es sich nun fügen sollte, daß Euer Majestät weniger kampffähig als gewöhnlich und als — um Gottes willen!" Dieser Punkt soll Seine Majestät stutzig gemacht haben. Das Tabaksparlament, und Borck mit ihm, verfolgte den gewonnenen Vorteil: der Gedanke des Zweikampfs (der, wie ich rate, während der ersten Hälfte des Juli vorherrschte) ward aufgegeben[2]. Warum doch gab es keine stenographischen Berichte in jener Landesinstitution? Geduld, müßiger Leser! Wir werden schon noch Stücke von Debatten daraus über andere Gegenstände bekommen. — Hören wir indessen, in Ermangelung der Zeitungsberichte, wieder Dubourgay:

9. August 1729. „Berlin sieht durchaus kriegerisch aus. In Magdeburg sind sie geschäftig, Ofen zum Kommißbrotbacken anzufertigen; aus dem Arsenal hier wird schweres Geschütz abtransportiert." Alles ist Gerassel und Klirren der Vorbereitung. „Es heißt, der König wolle Mecklenburg überfallen"; kann es sofort, wenn er Lust hat. „Diese unerträgliche Behandlung von seiten Englands" (soll Seckendorff gesagt haben) „kann sich Euer Majestät sie immer gefallen lassen? Warum den Kronprinzen nicht ohne weiteres an eine andere Prinzessin verehelichen und so dem Ding auf einmal ein Ende machen!" — oder Worte dieses Inhalts, durch das Hofgerede an die Königin und Dubourgay gelangt. Und man spricht von einer Prinzessin für diese Heirat, einer russischen Prinzessin, des kleinen Zars Schwester (der kleine Zar selber soll Wilhelmine bekommen, Doppelheirat mit Rußland anstatt mit England); aber der kleine Zar starb bald, des kleinen Zars Schwester verschwand aus den Augen, oder ich weiß nicht was geschah, und ein kurzlebiges Gerücht war alles, was danach kam.

[1] Lord Hervey: Memoirs of George II. (London, 1848) I. 127.

[2] Bielfeld: Lettres familières et autres (2. Auflage, 2 vol. Leide, 1767) I. 117, 118.

Was den Kronprinzen betrifft, so ist er nicht in Verzweiflung geraten, nein, scheint aber seltsame Anschläge tief verborgen im Schild zu führen. „Er hat im Vertrauen zu jemandem" (Wilhelminen vermutlich) „gesagt: ‚Er wüßte sich wohl von der schlimmen Behandlung zu befreien'" (wollen ins Ausland fliehen, Euer Hoheit?) „und hätte es längst getan, wenn seine Schwester nicht wäre, auf die das ganze Gewicht des väterlichen Grolles alsdann fallen würde. Geschehe daher, was da wolle, er sei entschlossen, alles Ungemach mit ihr zu teilen, das dem Könige, seinem Vater, über sie zu bringen belieben dürfte [1]!" Beabsichtigt insgeheim eine Flucht nach England; Dubourgay sieht es, und sieht es auf eine verschwiegene diplomatische Weise gern.

Ich besitze fast ein Dutzend hannöversche und preußische Schriftstücke über dies wunderliche Geschäft; ich schaudere aber davor, einen unschuldigen Leser damit zu behelligen. Klare, ernsthafte Schriften, sehr kurz und bündig, besonders preußischerseits: und auch über einen Gegenstand, der an sich wahrlich nicht seichter ist, als es die übrigen diplomatischen Schriftdinge jener innerlich leeren Epoche sind — O Leser, könnte ich doch alles leere Gerede und Geschreibe begraben, wie ich jene armen Schriftstücke über die „acht Ladungen Heu" begrabe! Friedrich Wilhelm ist die Gerechtigkeit selber; will tun, was nur Himmel und Erde von ihm verlangen können. Nur daß er dabei in hastiger Eile ist; und die hannöverschen Minister benutzen dies, vielleicht unbewußterweise, um ihn in gereizter Stimmung zu halten. Er liegt schlaflos in der Nacht, sein Herz ist wund, und er hat Zuflucht zum Trinken genommen. Gegen Mitte des August — hier ist abermals ein Phänomen — „springt er mitten in der Nacht aus dem Bette", hat wiederum ein Heureka in betreff dieser Clameier Angelegenheit: „Heureka, ich sehe nun, wie sich's zu Ende bringen läßt!" und schickt mit dringender Hast an Kannegießer — da Herr Reichenbach, der besondere Gesandte hierfür, im Augenblick abwesend, ich glaube nach der Göhrde, wo die britannische Majestät selber sich befindet, gegangen ist — aber Kannegießer ist dort, wegen der Ahlden-Erbschaft; bekannt mit dem Felde, ein etwas förmlicher amtlicher Herr, der in der Eile, in der wir uns befinden, genügen muß. Mit dringender Hast; die Taube mit dem Ölblatt kann gar nicht zu schnell fliegen! — Kannegießer sucht Audienz nach, nicht bei der britannischen Majestät, die in der Göhrde jagt, sondern bei dem hannöverschen Rat; wird nicht vorgelassen. Hier sind des Herrn Kannegießer amtliche Berichte, die, dem Himmel sei Dank, den übrigen Teil der Geschichte von selber dartun:

An Seine preußische Majestät. (Von Herrn Kannegießer.)

No. 1. „Geschehen zu Hannover, 15. August 1729.

Am fünfzehnten Tage des August, früh um 10 Uhr, empfing ich zwei am 13. dieses abends um 7 abgeschickte Kabinettsbefehle" (es sind dies die Heureka, frage nicht weiter, was sie sind), „worauf ich mich sofort auf die Sitzungskammer dahier begab und erklärte dem Privatsekretär, Herrn von Hartoff, der mir in einem

[1] Dubourgay, 11. August 1729.

Nebenzimmer entgegenkam, ‚daß, indem ich seinem Ministerium‘, (das da drinnen zu Rate sitzt) ‚von seiten der preußischen Majestät etwas vorzuschlagen habe, ich notwendig mit demselben sprechen müsse.‘ Herr von Hartoff, nachdem er mein Begehren gemeldet, ließ mich wissen, ‚er habe Befehl vom Ministerium erhalten, das, was ich vorzubringen hätte, auf ein andermal aufzuschieben.‘

Ich erwiderte: ‚Da ich die Ehre einer Audienz gegenwärtig nicht erlangen könne, so hielte ich mich für verpflichtet, ihn in Kenntnis zu setzen, daß mir von Berlin ein Befehl zugekommen, mich an das hiesige Ministerium im Namen der Minister von Preußen zu wenden und dringend um eine schleunige Antwort auf ein von dem Herrn Hofrat Reichenbach kürzlich überreichtes Schreiben anzuhalten und zu verlangen, daß die Antwort mir eingehändigt werde, damit ich sie mit Sicherheit übersenden könne!‘

Herr von Hartoff kehrte sogleich nach dem Sitzungszimmer zurück; und nachdem er den Ministern gemeldet, was ich gesagt, brachte er mir nach etwa einer halben Viertelstunde", sieben Minuten nach der Uhr, „die folgende Antwort: ‚Daß die Minister seines Hofes nicht verfehlen würden, sobald wie möglich zu antworten, und daß sie Sorge tragen würden, mich davon zu benachrichtigen und mir die Antwort zu übersenden‘."

Das war alles, was der pünktliche Kannegießer aus ihnen herauszubekommen vermochte. „Jedoch", fährt er fort, „da ich diese Antwort nicht für genügend hielt, so fügte ich hinzu, ‚da Aufschub gefährlich wäre, wolle ich am folgenden Tag um eine bestimmtere Antwort wiederkommen‘."

Ein positiver Mann von eher stolzen Manieren, dieser Kannegießer von der Ahlden-Erbschaft; nicht ohne Schärfe des Temperaments, wenn die hannöverschen Herren es zu weit treiben.

No. 2. „Zu Hannover, 16. August 1729.

Zufolge der von dem König, meinem Herrn, erhaltenen Befehle und meinem gestrigen Versprechen gemäß ging ich heute mittag nach dem Schloß, um in der Sitzung, wo die Minister versammelt waren, zu erscheinen.

Ich ließ sie durch Privatsekretär von Hartoff wissen, daß ich da sei, und verlangte in den mildesten Ausdrücken, vorgelassen zu werden, um mit ihnen zu reden. Man schlug es mir zum zweitenmal ab, und mir ward die folgende Antwort durch den von Hartoff überbracht: ‚Daß, da die preußischen Minister mich mit diesem Auftrag betraut, die Minister dieses Hofes ihn angewiesen hätten, meine gestrigen Vorschläge schriftlich aufzunehmen und sie dem Rat zu berichten.‘

Worauf ich sagte: ‚Ich könne mir die Ursache nicht denken, warum ich gerade der einzige sei, dem man keine Audienz gewähren könne. Daß ich ihm jedoch, da die Minister dieses Hofes ihn, Herrn von Hartoff, dazu zu ermächtigen beliebten, meine Vorschläge entgegenzunehmen, als ersten oder vorläufigen Punkt meines Auftrags sagen müßte, meine Befehle lauteten: die besagten Minister dieses Hofes dringend um eine Antwort auf ein von dem Herrn Legationsrat von Reichenbach kürzlich überreichtes Schreiben von dem preußischen Ministerium zu ersuchen; und da ich fände, daß die besagte Antwort noch nicht fertig sei, so wolle ich zwei Tage darauf warten, um desto sicherer zu sein, daß ich sie erhalte. Alsdann aber wolle ich kommen, um sie daran zu erinnern und Audienz zu verlangen, um mich des übrigen Teils meines Auftrages zu entledigen.‘

Der Privatsekretär schrieb nieder, was ich sagte. Gleich darauf berichtete er es dem Ministerium und brachte mir folgende Antwort: ‚Daß die Minister dieses Hofes ihrem gestrigen Worte nachkommen und das obbemeldete Schreiben mit aller möglichen Schnelle beantworten würden.‘ Darauf schieden wir."

No. 3. „Zu Hannover, 17. August 1729.

Heute nachmittag um zwei sprach Herr von Hartoff bei mir vor und ließ mich wissen, ‚er habe Geschäfte von Wichtigkeit von dem Ministerium und wolle um fünf wiederkommen.‘ Auf meine Anordnung sagte man ihm, ‚ich würde ihn erwarten‘.

Zur bestimmten Zeit kam er und sagte mir: 'Daß die Minister dieses Hofes, da sie von ihm erfahren hätten, daß ich beabsichtige, morgen Audienz zu verlangen, nicht zweifelten, mein Geschäft sei, sie an die Antwort zu erinnern, die ich gestern und vorgestern verlangt habe. Daß dergleichen Ansuchen nicht gebräuchlich zwischen souveränen Fürsten sei; daß sie' die Minister 'sich nicht unterständen, in dieser Sache ferner mit mir zu verhandeln; daß sie wünschten, ich möchte derselben nicht wieder erwähnen, bis sie Anweisungen von Seiner britannischen Majestät, dem sie Bericht darüber erstattet, erhalten; und daß, sobald sie ihre Instruktionen empfingen, das Resultat derselben mir mitgeteilt werden solle.'

Darauf erwiderte ich: 'Daß ich nicht erwarte, die Minister dieses Hofes würden mir die Audienz, die ich morgen zu fordern beabsichtigte, verweigern, und daß ich daher nicht verfehlen würde, mich den folgenden Tag um elf', verabredetermaßen, 'auf der Sitzung einzufinden, um ihre Antwort auf den Rest meiner Vorschläge zu vernehmen.' — Sekretär von Hartoff wollte nichts von diesem Entschlusse wissen und versicherte mir mit Bestimmtheit, er habe Befehle, nichts weiter über diesen Gegenstand von mir anzuhören. Darauf verließ er mich."

No. 4. „Zu Hannover, 18. August 1729.

Um elf heute ging ich zum drittenmal auf die Sitzung und forderte den Sekretär Hartoff auf: 'Das Ministerium dazu zu vermögen, daß man mir erlaube, mit demselben zu sprechen und ihm mitzuteilen, was der König von Preußen vorzuschlagen mir befohlen.'

Herr von Hartoff berichtete mein Gesuch und brachte mir Antwort: 'Ich müsse ein wenig warten, da die Minister noch nicht alle versammelt wären.' Ich tat dies also. Nachdem man mich aber fast eine Stunde hatte warten lassen, und nachdem der Präsident des Rates gekommen war, kam Herr von Hartoff zu mir heraus und wiederholte, was er gestern gesagt hatte, in sehr bestimmten und absoluten Ausdrücken: 'Daß das Ministerium entschlossen sei, mich nicht zu sehen, und ihm ausdrücklich verboten habe, irgendeine Schrift aus meinen Händen entgegenzunehmen.'

Worauf ich erwiderte: 'Daß dies eine sehr harte Behandlung sei, und die Welt würde sehen, wie sie dem König von Preußen behagen werde. Da ich aber strenge Befehle von Seiner Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, hätte, in Seinem Namen den Ministern von Hannover eine Deklaration zu machen, und da ich fände, daß Herr von Hartoff sie nicht empfangen, noch auch eine Abschrift davon nehmen wolle, so könne ich ihm nur sagen, daß ich notgedrungen sei, dieselbe schriftlich zurückzulassen, und die Schrift mitgebracht habe; und, da der Rat nun zu verweigern beliebt, dieselbe anzunehmen, so wäre ich gezwungen, die besagte Deklaration auf einem Tische in einem anstoßenden Zimmer zu hinterlassen, im Beisein des Herrn von Hartoff und anderer Ratssekretäre, die ich aufforderte, sie dem Ministerium vorzulegen.

Sodann ging ich nach Hause; war aber kaum in mein Zimmer getreten, als ein Bote mir die Deklaration, versiegelt wie ich sie hinterlassen, auf Befehl der Minister zurückbrachte: und als er bemerkte, daß ich nicht geneigt sei, sie zu empfangen, legte er sie auf meinen Tisch nieder und verließ das Haus sofort[1]."

Worauf Kannegießer, ohne einen Augenblick zu verlieren, am 19. August nach Berlin zurückkehrt und Bericht abstattet.

Der schlichte ehrliche Bär von preußischer Majestät, mit welch einer bemalten, bebänderten, sich übernehmenden Schauspielermajestät ist er hier

[1] A Letter from an English Traveller to his Friend at London, relating to the Differences betwixt the Courts of Prussia and Hannover, with Copies of etc. Translated from the French (London, A. Miller, at Buchanan's Head, 1730), p. 29—34. Ein vortreffliches klares kleines Pamphlet; sehr aufklärend über diese Sache — wie das kleinste Licht in einem finsteren Keller voller Schutt.

zusammengeraten! — „Hm, so? Hm na!" und ich sehe sein Gesicht in allen Farben des Prismas und die Augen wutentflammt, gewissen Leuten Ungewitter prophezeiend! Er befiehlt auf der Stelle 44 000 Mann marschfertig zu machen[1], und diese fangen auf der Stelle an, sich zu tummeln; wenig Vorbereitung nötig, da „Stets bereit" ihre Losung ist. Von schwerem Geschütz, Munitionswagen und Zugpferden an bis herab auf die letzte Gamaschenschnalle sind alle Dinge numeriert und in Bereitschaft in Seiner Majestät Land; Dinge, und noch augenscheinlicher Menschen. Innerhalb einer Woche können die verwunderten Gazettiers (Journalisten nennen wir sie heutzutage) das tatsächliche Eintreffen von Regimentern zu Roß, zu Fuß und von Artillerie in Magdeburg erblicken; wirkliches Versammeln der Truppen hat begonnen und geht mit furchtbarer gleichmäßiger Schnelligkeit von Tag zu Tag vor sich. Am fünfzehnten Tage des September, wenn des Schicksals Almanach standhält, werden deren 44 000 dort bereitstehen. Eine solche Masse von Schlachtvermögen, wie sie Georg oder das hannöversche Beamtentum — zu empfangen gerüstet ist?

Ach, nichts weniger als das. Sie haben zwar auch so eine Art stehendes Heer und außerdem subsidierte Hessen und Dänen: die kann man aufrütteln; aber man hat kein Regiment in Kriegsbereitschaft: und hat nichts, wenn auch alles bereit wäre, das nicht diese 44 000 allzu wahrscheinlich zur Welt hinausfegen können. Ich vermute, auch der kleine Georg muß einige prismatische Gesichtsfarben gezeigt haben. Der beleidigte Bär schwingt einen gewaltigen Prügel über das kleine frisierte bebänderte hohe Herrchen, das in seinen Jagdgehegen dort herumstolziert! Die preußischen Völker marschieren stetig, ununterbrochen; des Kronprinzen Friedrich Riesenregiment ist auf dem Marsch, ausdrücklich unter Friedrichs eigenem Befehl — des jungen Mannes Gedanken sind nicht aufgezeichnet für uns; bloß, daß er Lob von seinem Vater erhält, so gewandt und perfekt ist er mit seinen Riesen und ihrer Ausrüstung. Auch ist, so meldet unser auswärtiger Korrespondent, nicht die mindeste Wahrheit an eurem Gerücht, daß die preußischen Truppen, Offiziere oder Gemeine, ungern marschieren; „gerade das Gegenteil ist die Wahrheit, wie ich bezeugen kann"[2]. Und Seine britannische Majestät, nun ein gewaltiges Getümmel machend, um so schnell wie möglich Truppen zu versammeln, dürfte leicht von diesem fürchterlichen Bären in das Moor geworfen werden! —

Welch ein Entsetzen unter den Gazettiers: Kriegsgewitterwolken dergestalt im Zenit aufsteigend und die Sonne auslöschend — dürfte eine Wirkung auf den Kongreß zu Soissons hervorbringen? Mutmaßlich: und Seine Kaiserliche Majestät, die man trostlos auf ihrer pragmatischen

[1] Friedrich Wilhelms „Manifest" ist in Mauvillon II. 210—215, datiert „20. August 1729" (Tag nach Kannegießers Zurückkunft).

[2] Obenangeführtes Pamphlet.

Sanktion, düster die Begebenheiten beobachtend, hat sitzen lassen, dürfte doch eine Wendung zu seinem Vorteil erblicken? Preußen und England sind auf alle Fälle hinlänglich miteinander zerworfen; vielleicht fast allzusehr. — Der Papst tat unter diesen Umständen etwas Sonderbares. Der Papst, nachdem er neulich mit Erfolg Regen erbetet, geht nun gegen Ende des September, während diese Kriegsgerüchte in Rom noch auf ihrer Höhe sind, dazu über, „in der Kapelle des Philipp Neri in der Neuen Kirche" zu beten oder sogar eine öffentliche Messe oder sonst irgendeine sogenannte Pontifikalität als noch wirksameres Wunder zu verrichten. Betet nämlich: es möge dem Himmel gnädigst gefallen, diesen Streit zwischen den zwei Hauptketzermächten, des Himmels Hauptfeinden, bis zum gehörigen Grade zu erhitzen und anzufeuern, woraus der heiligen Religion viel Nutz und Frommen erwachsen dürfte, wenn es dem Himmel so gefalle. Doch diesmal ging das Wunder nicht dem Programme gemäß vonstatten [1].

Denn, als es so weit gekommen war, noch ehe der Papst gebetet hatte, aber als Truppen und Artillerie augenscheinlich allesamt auf dem Marsche waren („Solch eine Artillerie, wie ich", der ich kaiserlicher Artilleriemeister bin, „noch mein Lebtag in keinem Lande gesehen habe", näselt Seckendorff im Rauchparlament) und die Schwerter nun gleichsam aus der Scheide gezogen sind und schreckliche Kreise in der Luft beschreiben — treten die Nachbarn ins Mittel: „Himmel! steckt doch die Schwerter ein!" — und der gewaltige weltumfassende Tumult zerplatzt plötzlich (ich glaube, bereits in den ersten Tagen dieses Monats September), sinkt zusammen zu etwas, das in eine Tabaksdose hineingeht.

Es konnte natürlich nicht zum wirklichen Schlagen kommen. Die Pickelheringtragödie wäre doch zu stark. Hier ist ein Komödiant, der nicht Lust hat, in das Moor geworfen zu werden; ein rechtschaffener Bär, der nichts will und nie gewollt hat, als was recht und billig ist. Was recht und billig ist — und daß man ihn nicht auf der Straße belästige oder sein Steckenpferd ganz und gar unter ihm totschlage! — Wie gesagt, es legten sich die Nachbarn drein, Frankreich, Holland, all die Nachbarn, als es so weit gekommen war: „Laßt es durch Schiedsrichter schlichten; Wolfenbüttel für den einen, Sachsen-Gotha für den andern; Kommission soll in Braunschweig zusammenkommen."

Und diesen Weg schlug man auch ein und brachte auf diese Weise in etwa sechs Monaten [2] ohne Schwierigkeit eine Auseinandersetzung zustande. Ob Clamei Hannover oder Brandenburg zuerkannt wurde, oder wie man das dortige Heu gegenwärtig mäht, das habe ich niemals erfahren. Ich weiß nur, daß man keine Schlacht darüber lieferte, obschon es eine Zeitlang nach einer aussah, wie sie die alten Markgrafen nimmer

[1] „Auszug aus einem Brief aus Rom, 24. September 1729", in Townshends Depesche, Whitehall, 10. Oktober 1729.
[2] 16. April 1730 (Förster II. 105).

mit ihren Wenden gehabt haben, selbst wenn man all ihre Schlachten in eine zusammentut.

Seckendorffs leuchtende Stirn muß sich wieder runzeln: dieses hübsche Projekt, des Kaisers Eier zu kochen, indem man die Welt in Brand steckt, ist doch nicht zustande gekommen. Der düstere alte Schurke kam eines Tages [1], damals als die Dinge am gespanntesten waren, zu Ihrer Majestät und sagte oder gab zu verstehen: er sei wohl der Mann dazu, diese Geschäfte zu führen und die Doppelheirat selbst zustande zu bringen, wenn Ihre Majestät nicht so barsch gegen ihn wäre. Worauf Ihre Majestät, an Dubourgay berichtend, den Wink fallen läßt: „Wie, wenn wir (das heißt, ihr) ihm wirklich etwa vierzig- oder fünfzigtausend Taler gäben, denn für Geld tut er alles?" Worauf Townshend von der Göhrde aus im wesentlichen antwortet: „Pah, er ist nichts als ein Sack voll schädlicher Lappereien; besteht hauptsächlich aus Galle und rostigen alten Lügen und Grillen; atmet wahrhaft Vitriol aus seinen alten aufgesprungenen Lippen: er gehe zum —!" Im Frühjahr darauf, beim glücklichen Ausgang der schiedsrichterlichen Vermittelung, die zu hindern und zu hintertreiben er sein möglichstes getan, ward er ganz krank; lag zwei Tage zu Bette — Kolik, oder man weiß nicht was — „und ich kann nicht sagen, daß er mir sehr leid tut", schreibt der achtbare Dubourgay [2].

Am achten Tage des Septembers 1729 rückt Kronprinz Friedrich mit seinen zwei Bataillonen Riesen wieder in Potsdam ein [3]; so wacker hat er sich geführt, daß der König selber sich von Berlin hinausbegibt, um ihn mit seinen Leuten einmarschieren zu sehen, sich freuend, daß am Ende doch etwas von einem Soldaten in dem jungen Taugenichts stecke. „Der König teilte 100 000 Taler unter seinem Heere aus", zufrieden mit der Haltung seiner Truppen und ohne Zweifel froh, aus solchem Handel heraus zu sein. Die Ahlden-Verlassenschaft wird nun flüssig gemacht werden; Mecklenburg — unser Knyphausen wird mit den hannöverschen Kollegen Mecklenburg in Ordnung bringen, und alles wird wieder gut sein, hoffen wir! —

Tatsächlich wurde es bezüglich einiger dieser Punkte anders; aber es hatte jetzt weniger zu bedeuten. Was Knyphausens Bemühungen in Mecklenburg nach dem glücklichen Frieden anlangt, so waren sie nicht so erfolgreich, als man gehofft hatte. Doch lag künftighin in Mecklenburg keine Notwendigkeit zum Streit zwischen den Majestäten vor; und entstanden auch leichte Wallungen und Zusammenstöße, so geschah dies doch nicht eher, als bis unsere arme Doppelheirat jedenfalls gänzlich aus dem Spiele gekommen war, und sie sind ohne Bedeutung für uns. Aber die Wahrheit ist allerdings, daß, obgleich Knyphausen sein Bestes

[1] Dubourgay, 30. Juli 1729.
[2] 25. April 1730.
[3] Dubourgay, 11. September 1729.

tat, keine Vermittlung erfolgte, noch allerdings je erfolgen konnte. Sollen wir den erbärmlichen Gegenstand hier zusammenfassen, damit wir ihn ein für allemal los sind?

Mecklenburgische Händel zum letztenmal.

Knyphausen, sagen wir, richtete nichts aus; noch hätte überhaupt menschlicher Witz etwas ausrichten können. Der erbitterte Herzog blieb widerspenstig, unvernünftig; die beiden Majestäten zogen an ihm nach verschiedenen Seiten. Die Dinge wurden immer schlimmer, und Mecklenburg blieb lange ein eiterndes Geschwür. Nicht viele Monate nach diesem (ich glaube noch im Jahre 1729) kam der unvernünftige Herzog, der Geld von Rußland erhalten hatte, wieder von Danzig heim; zur beträchtlichen Vermehrung der Anarchie in Mecklenburg, wenn auch ohne anderes Resultat für ihn selbst. Der unvernünftige Herzog zeigte sich widerspenstiger als je, geriet in schlimmere Händel als je — zuletzt (1733) ließ er ein allgemeines Aufgebot an die Bauern ergehen, die auch aufstanden mit ihren Äxten und Kolben, unter von ihm ernannten Hauptleuten, „18000 Bauern an der Zahl" — mit solchem Spektakel, wie man sich nur denken kann, aber ohne sonstiges Ergebnis. So daß die hannöverschen Kommissarien beschlossen, die Residenzen selber (Schwerin und Domitz) zu besetzen und das Land von dem tollen Herzoge zu befreien — während sein Bruder unter dem Schutz der Kommissarien weiter verwaltete. Diese Vorgänge, namentlich die beabsichtigte Besetzung der Residenzstädte, konnte Friedrich Wilhelm als eventueller Erbfolger durchaus nicht ruhig ansehen. Was konnte er aber tun, da er keine Streitkräfte in dem Lande hatte? Seit langem schon „Mitkommissarius", wiewohl bisher ohne bewaffnete Einmischung, faßte er nun insgeheim den Entschluß, Streitkräfte dort zu haben; um so mehr, da der arme Herzog sich bußfertig zeigt und um Hilfe zu ihm fleht. Der arme Sünder, seine russische einzige der Ehegemahlinnen ist soeben gestorben, längst schon weit genug entfernt von ihm: welch ein Leben haben sie nicht gehabt, diese zwei einzigen! — Genug, „am 19. Oktober 1733 marschierte der Generalleutnant Schwerin" — derselbe, der als Oberst Schwerin zu Anfang dieser Unruhen des Herzogs Oberhauptmann war, ist nun Generalleutnant und ein hochstehender preußischer Offizier — „nach Mecklenburg, mit drei Regimentern, eines zu Fuß, zwei zu Pferd"[1]: er, ohne Zweifel, wird diese bäuerlichen und sonstigen Anarchien unterdrücken helfen? Insgeheim ist seine Sendung höchst delikat. Er soll nicht mit den Hannöverschen schlagen; soll sie sachte, aber wirksam aus den Residenzstädten hinausschieben und sich selbst im Lande festsetzen. Was der Generalleutnant geschickt ausführt. „Ein Nachtquartier hier in Parchim" — so lautet des Generalleutnants

[1] Buchholz I. 122, 142; Michaelis II. 433. 437.

Gesuch, höflich aber nachdrücklich, aus dem Weichbild dieses Städtchens, eines Ortes, der wichtig für gewisse Zwecke und eigentlich der Punkt ist, auf den er es abgesehen hat: „Nachtquartier; das kann man dieser preußischen, unter kaiserlicher Kommission marschierenden Kompanie doch wohl nicht verweigern?" Nein, der hannöversche Infanterieleutnant wagt nicht, diese Verweigerung über sich zu nehmen — aber am folgenden Morgen wird er selbst aufgefordert, abzuziehen, da die Preußen Befehl hätten, hier in Parchim zu bleiben! Und so ging es mit den übrigen Punkten und Städten, die man zu dem Unternehmen brauchte. Ein gewandter Generalleutnant, dieser Schwerin — seine zwei Reiterobersten sind gleichfalls beachtenswerte Leute: Oberst Wreech, mit einer reizenden jungen Frau, vielleicht einer allzu reizenden; Oberst Truchseß von Waldburg, nachmals mit Auszeichnung in der Londoner Gesellschaft und auch sonst vielfach bekannt. Auf diese Art waren Ende 1733 die Mecklenburger Residenzstädte für alle Fälle ihrem armen unvernünftigen Herzog gesichert. Gewissen Gemütern in Hannover mögen diese Dinge freilich einige Wallungen verursachen; aber es ist nun 1733, und unsere arme Doppelheirat wird um diese Zeit durchaus nicht mehr davon betroffen!

Der unvernünftige Herzog konnte nicht in seinen Residenzstädten bleiben mit dem Bruder als Administrator über sich; da er sich noch immer widerspenstig gebärdete, mußte man ihn geradezu verjagen, nach Wismar, oder ich weiß nicht wo sonst hin. Noch fast zwanzig Jahre wanderte er in der Welt herum, beunruhigt und Unruhe stiftend; starb 1747, noch immer in dieser traurigen Stellung; der verwaltende Bruder und dessen Nachkommenschaft sukzedierten[1]. Aber Hannover und Preußen mischten sich nicht ferner darein; der Bruder verwaltete auf eigenem Fuß, „unterstützt durch von Hamburg gemietete Truppen. Hannover und Preußen, 400 Hannoveraner, 200 Preußen, hielten bloß ihre Hypotheken (als Pfand behaltenen Bezirke), bis die gehabten Kosten gezahlt würden" — eine Million Taler nebst einer durch die jüngsten Anarchien neu aufgelaufenen starken Rechnung.

Preußen und Hannover hielten ihre Hypotheken besetzt; denn für den Kostenersatz: was steht da zu hoffen? Nach fünfzig Jahren findet man immer noch, ganz wie anfangs, die preußischen Hypotheken besetzt und „Werberechte ausgeübt". Niemals in dieser Welt wurden jene Kosten bezahlt, konnten nicht bezahlt werden, auch nicht teilweise. Die letzte Kunde darüber lautet: Als Georg III. von England 1761 eine mecklenburgische Prinzessin — „die alte Königin Charlotte", damals jung genug — ehelichte, zerriß er galant die Rechnung und machte somit diesem Teil einer verzweifelten Schuld ein Ende. Des preußischen Teils aber war kein Ende, und auch gar keines abzusehen: „bis auf den heutigen Tag" (sagt Buchholz, 1775) „liegen gewöhnlich zwei Schwadronen Zietenhusaren dort" und

[1] Michaelis II. 434—440.

werden Werberechte ausgeübt. Ich schließe, die Französische Revolution und ihre Kriege löschten diesen anderen verzweifelten Posten aus. Und nun wollen wir hoffen, daß Mecklenburg besser beschaffen sei als ehemals — daß wenigstens wir nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Ich füge nur mit Befriedigung hinzu, daß dieser einzige der Herzöge kein Vorfahr unserer alten Königin Charlotte war, sondern nur ein entfernter Großonkel; kann nicht zu fern sein.

Ein gewisser Nüßler ordnet die Ahlden-Erbschaft; schickt das Geld in Kisten nach Hause.

Knyphausen hat Mecklenburg nicht in Ordnung gebracht, wie wir bemerken! Und auch Kannegießer und die unliquidierten Erbschaften in Hannover hatten keine rechtes Gedeihen. Eine Erbschaft, jene des Osnabrücker Onkels, verweigerte Georg schlechterdings zu teilen: Es sei alles feudum, kein Teil davon allodium, so daß also eine Schwester kein Anrecht habe. Was, glaube ich, die Schiedsrichter zu Braunschweig bestätigten und damit dies beendigten. Sodann vermochte Kannegießer in Sachen der Ahldenschen allodia oder feuda — ob es nun seine Schuld war oder nicht — niemals zurechtzukommen. Ein präziser strikter Mann, wie wir kürzlich im Sitzungszimmer gesehen, der in Hannover nicht beliebt war. Und so konnte er nichts zustande bringen. Ja Ende des nächsten Jahres (Dezember 1730) forderte er, als er seine Rechnung nach Berlin einsandte, außer den drei Talern Diäten, die er hatte, beinahe noch andere drei Taler für allerlei, hauptsächlich für „Puder und Schuhwachs"! Und wird auf der Stelle zurückberufen; er verschwindet hier aus der Geschichte[1].

Hierauf wählt Friedrich Wilhelm jemand anders aus; „gibt ihm hölzerne Kästen mit" zur Heimbringung dessen, was an Barschaft zu erlangen. Dieser heißt Nüßler; ein preußischer Beamter, der auf Anstellung wartet, ein gewandter Mann, dem wir noch bei anderer Gelegenheit an der Arbeit sehen werden. Er hat seine drei Taler täglich, ohne Puder oder Schuhwachs, während er hier tätig ist, in Berlin aber gar kein festes Gehalt; hat sich „500 Taler für diese Reise leihen müssen — tut starke Arbeit ohne Besoldung, in Hoffnung auf Beförderung mit der Zeit, die auch nach langen Jahren erfolgte, als Friedrich Wilhelm ihn nach solcher Probe (andere Probe genügt nicht) zu fester Anstellung geeignet fand.

Nüßler war sehr tätig in Hannover und hatte seine hölzernen Kästen mit sich, erhielt sie aber kaum nach Hoffnung vollgefüllt. Indessen hatte er doch in etwa achtzehn Monaten in schwierigen Abschlagszahlungen 70 000 Taler herausgewirkt und die Sache bis auf den Grund erschöpft. Er kam mit seiner letzten Rate, nicht gemißbilligt, heim nach Berlin (Mai 1732); sechs Jahre nach der armen Herzogin Tode. Und so fanden auch die Ahlden-allodia ihr Ende.

[1] Büsching: Beyträge I. 307 usw., § Nüßler.

Siebentes Kapitel / Eine Heirat — nicht die Doppelheirat: der Kronprinz arg bedrängt

Während die hannöversche Irrung gerade erst im Beginnen war und noch kein Mensch an eine schreckliche Krisis des Kriegs oder Zweikampfs dachte, war die Ansbacher Hochzeit[1] in Berlin vor sich gegangen. Zu Friedrich Wilhelms Zufriedenheit; nicht zur Zufriedenheit der Königin, denn die Partie ist nur eine geringe. Die Braut war Friederike Luise, nicht die älteste ihrer Töchter, aber die zweite; jünger als Wilhelmine und kaum erst fünfzehnjährig: das Erstverheiratete der Familie. Sehr jung und bekommt einen sehr jungen Markgrafen — der noch minderjährig ist und bis jetzt unter der Vormundschaft seiner Mutter stand: nicht reich und mit geringer Anlage zur Weisheit. Die Mutter, eine vortreffliche hochherzige Fürstin, noch jung und schön, jedoch im stillen an einer tödlichen Krankheit leidend — hat ihr Bestes getan, für ihn während der letzten vier oder fünf Jahre zu wirtschaften[2], und ist, wie ich entnehme, ungeduldig, ihn häuslich niedergelassen zu sehen, damit sie sich zurückziehen und sterben könne.

Freitagvormittag, 19. Mai 1729, kam der junge Markgraf in Person zu Berlin an — eben erst, vergangenen Samstag, siebzehn Jahre alt geworden, die arme junge Seele, und sehr töricht. Sublime königliche „Leibkarosse" empfing ihn an der preußischen Grenze, und heute, was interessanter ist, „reitet der Kronprinz ihm entgegen, setzt sich zu ihm in die königliche Leibkarosse", und die zwei jungen Burschen fahren in solchem Aufzug von Rädern und Hufen — plaudernd, wir wissen nicht über was — in Potsdam ein, werden empfangen von Seiner Majestät und all den

[1] 30. Mai 1729.

[2] Pöllnitz: Memoirs and Letters (Englische Übersetzung. London, 1745) I. 200 bis 204. Es gibt „Memoiren von Pöllnitz", sodann „Memoiren und Briefe", außer den (nachgelassenen, oft von uns angeführten) „Memoiren von Brandenburg", sämtlich von diesem armen Manne. Nur die letzteren haben einigen, und zwar nicht viel historischen Wert. Die beiden ersteren sind nur mit Vorsicht als loses zeitgenössisches Geklatsch zu benutzen — für die holländischen Buchhändler geschrieben, wie man wohl merken kann.

Ehren. Welche gloriose Gala sodann in Potsdam und der Hofwelt war, kannst du — mit Langeweile, wenn du nichts vom Schneider an dir hast — in des bewundernden Faßmanns umständlichen Beschreibungen nachlesen[1]. Da sind Generäle, hohe Frauen, Bellona- und Latonasöhne; da sind Festmahle, Oboisten — „zweiunddreißig Mohren", in flammenden Anzügen, die imstande sind, „die Haupttreppe herauf, um die Tafel herum und dann wieder hinab" auf erschrecklich ergreifende Weise zu zimbeln und zu blasen, während man bei Tafel sitzt. Madame Kamecke ist bestimmt, als Oberhofmeisterin mit nach Ansbach zu gehen; und sämtliche dahin bestimmte Lakaien erscheinen in ihren neuen Livreen, blau mit Aufschlägen von rotem Samt, was sich entzückend ausnimmt. Musterung der Riesengrenadiere versteht sich von selbst; hervorstechend auf der Parade unter ihnen unser Kronprinz als Oberstleutnant: „die Schönheit dieses ganzen Korps wie auch der bei ihm eingeführten Exerzitien" — o ja, wir kennen das alles schon, mein dunkler alter Freund. Die Hochzeit selber erfolgte zu Berlin nach vielem Exerzieren, Schnepfenschießen, Schmausen, Oboeblasen am 30. des Monats, mit Fackeltanz und dem übrigen herkömmlichen Zubehör; „Strumpfband der Braut", um darauf zu träumen, „von des Königs Majestät selber in Stücke zerschnitten". Nachdem die Lustbarkeiten zu Ende sind, erfolgt Weinen und Umarmen (more humano); und das glückliche Paar, sogenannt glückliche, zieht gen Ansbach mit seinen Schicksalen und Habseligkeiten.

Ein törichter junger Gesell, dieser neue Schwager, bezeugt Wilhelmine an vielen Stellen; Finanzen in Unordnung: der Mutter gute Wirtschaft, allzubald endigend, hat nur teilweise geholfen. Der König „hat etliche hunderttausend Kronen an Ansbach geliehen" (sagt Friedrich in einer späteren Periode), „für deren jemalige Rückzahlung keine Aussicht besteht; es ist nichts als Unordnung dort in den Finanzsachen: solange der Markgraf seinem Jagdvergnügen und Reiherbeizen nachgehen kann, lacht er über alles übrige, und seine Leute rupfen ihn nackt auf allen Seiten[2]."

Auch harmoniert das Ehepaar nicht aufs vollkommenste — weit entfernt davon: „Hassen einander wie Katz und Hund (wie das Feuer, comme le feu)", sagt Friedrich[3]: „Seine Majestät mag sehen, was aus unpassenden Heiraten herauskommt!" — Das Bündnis erwies sich allerdings nicht als das allereinträchtigste; allezeit Windstößen ausgesetzt — jedoch nur Windstößen; keinem offenen Sturm, noch viel weniger irgendeinem Schiffbruch: die Ehe hielt zusammen, bis der Tod, des Gemahls Tod, fast dreißig Jahre hernach, sie löste. Es hinterblieb dann ein Sohn, derselbe, welcher zuletzt auch Bayreuth erbte — Lady Craven erbte — und in Bubb Doddingtons Hause starb, wie wir unsere Leser des öfteren belehrt haben.

[1] S. 396—401.
[2] Schulenburgs Brief (in Förster III. 72).
[3] Briefwechsel (mehr als einmal).

Vergangenes Jahr ist die dritte Tochter mit dem Erbprinzen von Braunschweig versprochen worden; Heirat soll bei Eintritt der Mündigkeit erfolgen. Wilhelmine, die Rose unter ihnen allen, hängt noch am Stocke, „von vier Königen", oder man nimmt so an, „begehrt", aber von keinem gewonnen, und man weiß nicht was ihr Los sein wird. Sie ist nun von der Krankheit, die sie gehabt — ganz und gar nicht die Blattern, wie das boshafte englische Gerücht ausgab — wieder erstanden und „sieht hübscher aus als je", schreibt Dubourgay.

Hier also ist eine Heirat, die erste in der Familie — aber bei weitem nicht die Doppelheirat! Der vergangene hannöversche Orkan, urplötzliche Wolkenbruch, wie wir es nannten, hat jene Unterhandlung ausgelöscht, und es ist nicht abzusehen, in welcher Form sie wieder auferstehen dürfte. Die königlichen Gesinnungen zu Berlin und zu St. James sind in einem sehr ungewissen Zustande nach einer solchen Naturerscheinung.

Friedrich Wilhelms Wohlwollen für den Kronprinzen, der so wacker mit seinen Potsdamer Riesen heimmarschierte, war nicht von langer Dauer. Einige Wochen später im Herbst haben wir wieder schlimme Andeutungen in Dubourgay. Und hier, aus anderer Quelle, ist ein Blick in das Innere des Berliner Schlosses; augenblicklange vollkommene Helle, wie durch einen Blitzstrahl, über den Stand der Dinge dort; was für den Leser erleuchtend sein wird.

Des Kronprinzen Hauswesen beim Blitzstrahl gesehen.

Es ist dies wieder einer jener tragisch-komischen Auftritte, tragisch genug in seiner Wirkung auf Vater und Sohn; der Sohn nun etwa achtzehnjährig, ein Jüngling reif für die Universität, wäre er ein Privatmann gewesen. Die Geschichte wird von dem unbezweifelbaren Nicolai berichtet, der sie um diese Zeit datiert, ungewiß über Monat oder Tag.

Fritzens Liebe zur Musik, insbesondere für die Flöte, ist uns bereits bekannt. Einer seiner vornehmsten Lehrer in der Kunst war aber der sächsische Hofkapellmeister Quantz, seinerzeit berühmt als Flötenbläser und Komponist (Sohn eines Dorfhufschmieds aus der Göttinger Gegend und selbst dazu bestimmt, Pferde zu beschlagen, hätte die gebieterische Natur sich nicht Geltung verschafft). Dieser Quantz pflegte von Fritzens sechzehntem Jahre an gelegentlich auf einige Wochen von Dresden herüberzukommen, um den jungen Mann auf der Flöte zu unterrichten. Die Mutter des jungen Mannes, die gute Königin Fiechen, hatte diese Gefälligkeit für ihn von dem sächsischen Hofe erwirkt und wohl auch daheim ein gutes Wort dafür gesprochen oder es im schlimmsten Falle da ganz verschwiegen: es war eine der vielen mütterlichen Liebestaten, die sie, verstohlen oder offen, allezeit bereit war für ihn zu tun — wie er auch in seinem jungen dankbaren Herzen recht gut wußte und, so alt er auch wurde, niemals vergaß! Der berühmte Quantz also unterrichtet Fritz auf der Flöte,

und hier ist eine Szene, die sie zusammen ausstanden, sie und ein gewisser flinker junger Soldat, Leutnant von Katte, der auch mit dabei war, von dem der Leser mit der Zeit tragisch etwas mehr hören wird.

Bei solchen Gelegenheiten pflegte Fritz den knappen preußischen Uniformrock abzulegen, um sich in fliegenden Brokat von angemessener Weite und Pracht zu werfen — scharlachroten goldstoffenen Schlafrock ganz mit Schnüren und Quasten verziert — und sich dergestalt zeitweilig des Gefühles, daß es noch standesmäßige Kleidung in der Welt gebe, zu erfreuen. In dieser vorteilhaften Tracht liebte er es, seine Musikstunden abzuhalten, seinen verstohlenen Studien nachzugehen — so pflegte auch Buffon, wie wir hören, reine Wäsche anzulegen und Toilette zu machen, ehe er sich zum Schreiben niedersetzte, da es ihm so besser behagte. Wogegen es wieder andere gegeben hat, die in beträchtlicher Unordnung, um nicht zu sagen Wust und Schlamperei, schreiben konnten: Samuel Johnson zum Beispiel schrieb wirklich Großartiges in einer Stube, wo nur ein Stuhl war, der noch dazu nur stehen konnte, wenn jemand darauf saß, da er nur drei Beine hatte. Es muß der Mensch sich seinen Umständen anbequemen: aber wahrlich ein Kronprinz darf sich doch in seinen Mußeaugenblicken an einem bißchen Brokat erfreuen.

Fritz und Quantz musizierten, ein unerlaubtes Ding, in diesem angenehmen aber gleichfalls unerlaubten Anzuge, als der Leutnant Katte, der draußen Wache hielt, plötzlich hereinstürzte, Entsetzen im Antlitz: Majestät ist da! Schnell, schnell! Katte erwischt Musikbücher und Flöte, erwischt Quantz, steckt sie und ihn in das Ofenkämmerchen und steht bebend da. Unser armer Prinz hat seinen Brokat weggesteckt, seinen Monturrock in der Eile angezogen und möchte gern mit wichtigen oder gleichgültigen Routinesachen beschäftigt aussehen. Aber er kann leider die französische Frisur nicht verbergen, kann nicht auf der Stelle den zierlichen Haarbeutel in einen steifen preußischen Zopf umwandeln. Der Haarbeutel verrät ihn; erregt die väterliche Aufmerksamkeit — ach, den väterlichen Zorn bis zur Orkaneswut. Denn Seine wachsame Majestät, Verdacht schöpfend, hält Nachforschungen; findet den Brokatartikel hinter einer spanischen Wand, stopft ihn mit lautem Unwillen in das Feuer — findet alle die verbotenen französischen Bücher, konfisziert sie auf der Stelle, konfisziert allerlei verbotene Ware — und grause Windsbraut hauste in den heiteren Räumen wohl eine Stunde lang! Wenn Seine Majestät einen Blick in das Ofenkämmerchen getan hätte? Seine Majestät, durch des Himmels besondere Gnade, unterließ das. Haude, der Buchhändler, ward geholt; erhielt Befehl, diese giftige französische Handbibliothek im ganzen wegzunehmen; die Bücher samt und sonders zu verkaufen, zu jedem Preis, den ein unverständiges Publikum dafür geben wollte. Den letzteren Teil des Befehls jedoch wagte Haude auf Veranlassung in tiefstem Geheim unbefolgt zu lassen. Er bewahrte, im tiefsten Geheim, die Handbibliothek auf

und „lieh" dem Prinzen ein Buch nach dem andern daraus, wie Seine Königliche Hoheit es eben brauchte.

Friedrich, hat man im Tabaksparlament geflüstert, habe in seiner ehrfurchtslosen Ungeduld die Grenadieruniform wohl schon seinen „Sterbekittel" genannt; so beengend war sie für den jungen Geist und Leib! Die väterliche Majestät hat das lästerliche Gerücht gehört; daher ohne Zweifel seine Wut gegen das geräumigere Brokatkleid.

Quantz selber hat diese Explosion viele Jahre hernach dem authentischen Nicolai erzählt und zugleich gestanden, wie er in dem Ofenkämmerchen während jener Stunde des Orkans am ganzen Leibe gezittert habe, und zwar mit Grund: er habe einen roten Rock angehabt, welche schreiendste unter den hellen Farben Seine Majestät auf eines Mannes Rücken nicht habe ausstehen können[1]. Von dem Leutnant von Katte — einem jungen Gesellen von untersetztem Wuchs, mit schwarzen Augenbrauen, blatternarbigem Gesicht und etwas loser Gesittung — werden wir unfehlbar hören.

[1] Nicolai: Anekdoten (Berlin, 1790) II. 148.

Achtes Kapitel / Der Kronprinz über die Maßen bedrängt

Es muß dahingestellt bleiben, ob das kürzlich drohende Duell viel mit diesen Explosionen zu tun hatte. Die hannöversche Verwicklung, die wir mit einem tropischen Wolkenbruch oder plötzlichen donnerhaften Verlöschen des Himmels für die erstaunten Gazettiers verglichen, scheint vielmehr vorübergegangen zu sein, wie Wolkenbrüche vorübergehen — sie hatte Erde und Luft eher durch die Krisis etwas erfrischt zurückgelassen: die beiden Majestäten waren nämlich in Zukunft etwas weniger zu offenem Streit oder rascher Äußerung ihrer üblen Laune geneigt. Vorläufig aber befinden sich alle gegenseitigen Interessen in einem schmerzhaften Zustande der Atemsstockung: in Berlin ist eine insgeheim rebellische Ehegemahlin und Familie — ist namentlich ein Tabaksparlament — und das königliche Gemüt, empfindlich, voller Einbildungen, wie das eines Dichters, einer Frau, und wilden Entrückungen unterworfen, wie das eines nordischen Berserkers, ist unsicher in seinen Regungen. Weil eine solche Wucht von Verwickelungen und übertriebenen Besorgtheiten daran hängt, bewegt sich das königliche Gemüt wie der wirrste Smoke-jack[1]: gewiß nur, daß es Schwingungen hat; und wir wissen, wie fernher von Soissons und daheim im Tabaksparlament auf die Maschine eingewirkt wird! Genug, die explosiven Prozeduren dauern fort und sind im Steigen.

Seiner Majestät Jagdbelustigung in Wusterhausen war kaum vorüber, als jener beunruhigende Vertrag von Sevilla zutage kam (9. November 1729): Frankreich und England auf seiten Spaniens, über Prinzen und Apanagen nach Gutdünken schaltend, und ein Kaiser einsam sitzengeblieben — was unter anderem die häuslichen Wirbelwinde zu Berlin erweckt. „Canaille Anglaise, englisches Geschmeiß!" und ähnliche feine, Wilhelminen und dem Kronprinzen erteilte Beiwörter fliegen umher; gelegentlichen Porzellan- und anderen Wurfmaterials nicht zu gedenken.

[1] Wörtlich: „Rauchhans", eine altmodische Art Bratenwender, der von einem inwendig im Kamin angebrachten, von der aufsteigenden warmen Luft in unregelmäßiger Bewegung gehaltenen Rädchen gedreht wird. D. Übers.

Friedrich Wilhelm hat die beiden, außer bei Tische, aus seiner Gegenwart verbannt: Mir aus den Augen, ihr Canaille Anglaise, verdüstert mir das Sonnenlicht nicht!

Dies ist in der Wusterhausener Zeit — hannöversche Verwicklung erst zwei Monate vorüber. Und Mama läßt uns zu sich holen zu geheimen Unterredungen auf ihrem Zimmer dort, während Späher nach allen Richtungen aufgestellt sind, um Signal zu geben, wenn der König von der Jagd heimkehrt — der uns gleichwohl einmal überrascht, so daß wir stundenlang niederhocken müssen und beinahe ersticken[1]! Worauf der Kronprinz, der in ein paar Monaten achtzehn Jahre alt wird und das Ehrwidrige solcher Dinge fühlt, Mama bittet, ihn fernerhin damit zu verschonen. Er hat von seinem Vater wieder viel auszustehen, schreibt Dubourgay zu Ende des November: „Man kann sich kaum einen Begriff von den niederträchtigen Streichen machen, deren man sich bedient, um den Vater gegen den Sohn aufzubringen[2]." Oder man nehme folgendes, als vielleicht eine Epoche in der Angelegenheit bezeichnend, vierzehn Tage später:

10. Dezember 1729. „Seine preußische Majestät kann den Anblick weder des Kronprinzen noch der Prinzessin ertragen. Letzthin fragte er den Prinzen: ‚Kalkstein macht euch englisch, nicht wahr?'" Kalkstein, euer alter Instruktor, Borck, Knyphausen, Finkenstein, sie gehören alle zu der abscheulichen Clique! „Der Prinz antwortet: ‚Ich achte die Engländer, weil ich weiß, daß man mich in ihrem Lande liebt'; worauf der König ihn beim Kragen packte, mit seinem Rohr heftig auf ihn losschlug; und nur durch seine überlegene Stärke", meint Dubourgay, „entging der Prinz Schlimmerem. Es herrscht hier eine allgemeine Besorgnis, daß etwas Tragisches bevorstehe."

Die Lage ist in der Tat so gespannt, daß sie nicht andauern kann; und wirklich reift ein wilder, nicht ganz neuer Gedanke in dem Kronprinzen unter ihrem Druck zum Entschluß. Hierzu, da wir tappen und raten, ein Billett an Mama, welches Wilhelmine uns aufbehalten hat. Wilhelmine läßt, wie gewöhnlich, jede Spur von Datum aus; doch ersetzt Dubourgay vermutlich in obigem Auszug den Mangel:

Friedrich an seine Mutter (Potsdam, Dezember 1729).

„Ich bin in der äußersten Verzweiflung. Was ich immer gefürchtet, hat mich endlich getroffen. Der König hat gänzlich vergessen, daß ich sein Sohn bin. Heute früh kam ich wie gewöhnlich in sein Zimmer; sowie er mich sah" oder sowie der Kalksteindialog begonnen hatte, „packte er mich beim Kragen und schlug mich aufs grausamste mit seinem Stock. Vergebens versuchte ich mich zu decken, seine Wut war so fürchterlich, daß er seiner nicht mächtig war, und nur seine Ermüdung", nicht meine überlegene Stärke also, „bewirkte, daß er nachließ.

Ich bin zum Äußersten getrieben. Ich habe zu viel Ehre in mir, um solche Behandlung zu ertragen, und ich bin entschlossen, auf eine oder die andere Art der Sache ein Ende zu machen[3]."

[1] Wilhelmine I. 172.
[2] Dubourgay, 28. November 1729.
[3] Wilhelmine I. 175.

Ist nicht das an und für sich schon hinlänglich tragisch? Es war nicht der erste Schlag, den er bekommen; aber der erste Strom von Hieben des öffentlichen Geschlagenwerdens wie ein Sklave — was einem stolzen Jüngling und Prinzen, in diesem Alter, unerträglich ist. Wilhelmine weiß allzuwohl, was er unter „auf eine oder die andere Weise beendigen" versteht, sucht aber Mama darüber zu beruhigen, daß es „Flucht" oder dergleichen verzweifelten Entschluß bedeute. „Bloße Heftigkeit des Augenblicks", versichert Wilhelmine; innerlich schrecklich gewahr, daß es tiefer wurzelt.

Flucht ist durchaus kein neuer Gedanke beim Kronprinzen; in negativer Form haben wir die Gemüter von Nahestehenden damit beschäftigt gesehen: „Ein Kronprinz, der entschlossen ist, nicht zu fliehen", flüsterte man [1]. Vor einigen Wochen schreibt Wilhelmine: „Mit der Rückkehr des Königs", nach Potsdam von der Jagdreise, „fingen seine Mißhandlungen wieder an; er sah meinen Bruder nie, ohne ihm mit seinem Stock zu drohen. Mein Bruder sagte mir tagtäglich, er wolle alles vom Könige ertragen, nur nicht Schläge; und wenn es je zu solchem Äußersten kommen sollte, würde er sich durch Flucht davon zu befreien wissen." Und hier, wie es scheint, ist das Äußerste wirklich eingetreten.

Wilhelmine, ihren armen Bruder bemitleidend, aber in vielen Stücken tadelnd, fährt fort [2]: „Leutnant Keith", sein wilder Kamerad, „war seit einiger Zeit nach Wesel zu seinem Regiment abgegangen." Merken wir uns dieses Faktum auch. „Keiths Abreise freute mich sehr, da ich hoffte, daß mein Bruder nun ein geregelteres Leben führen würde: aber es erwies sich ganz anders. Ein zweiter und noch viel gefährlicherer Günstling folgte auf Keith. Es war dies ein junger Mann namens Katte, Oberleutant im Regiment Gensdarmes. Er hatte hochstehende Verwandte in der Armee; seine Mutter war eine Tochter des Feldmarschalls Grafen von Wartensleben gewesen" — eines hohen Würdenträgers der vorigen Generation. Kattes Vater, nun ein General von Auszeichnung, stieg ebenfalls zum Feldmarschall empor; auch Vettern, Söhne eines Kammerpräsidenten von Katte zu Magdeburg, stiegen in kommender Zeit zu militärischem Range empor; aber nicht dieser arme Katte — den der Leser sich wohl merke!

„General Katte, sein Vater", fährt Wilhelmine fort, „hatte ihn auf Universitäten und dann auf Reisen gehen lassen und wollte einen Rechtsgelehrten aus ihm machen. Da aber außerhalb der Armee keine Beförderung zu hoffen war, so fand sich der junge Mann zuletzt, gegen seine Erwartung, in derselben untergebracht. Er fuhr fort, seinen Studien obzuliegen: er besaß Geist, Belesenheit, Weltkenntnis; die gute Gesellschaft mit der er beständig umging, hatte ihm einen feinen Anstand gegeben, wie er damals in Berlin selten war. Seine Physiognomie war eher unange-

[1] Dubourgay (9. August 1729); vgl. oben S. 72.
[2] I. 173—174.

nehm als anziehend. Ein Paar dicke schwarze Augenbrauen bedeckten fast seine Augen; sein Blick hatte etwas Unheimliches, Vorbedeutung des Schicksals, das ihn traf: eine gelbliche, pockennarbige Haut vermehrte seine Häßlichkeit. Er spielte den Freigeist und war über die Maßen ausschweifend; viel Ehrgeiz und Leichtsinn begleiteten dies Laster." Ein gefährlicher Ratgeber hier in dem Berliner Element, bei zuckenden Blitzen! „Ein solcher Günstling war nicht geeignet, meinen Bruder von seinen Torheiten zurückzubringen. Diese neue Freundschaft erfuhr ich erst bei unserer" (Mamas und meiner) „Rückkunft nach Berlin", von den Wusterhausener und Potsdamer Trübsalen — und denke nicht ohne Bangen daran, nun, da das Äußerste im Herankommen oder schon herangekommen zu sein scheint!

Neuntes Kapitel / Die Doppelheirat soll sein oder soll nicht sein

Einer Sache will Friedrich Wilhelm, dieses englischen Lärms und Getues müde, ein Ende machen — der Doppelheiratsspekulation; Wilhelmine soll vergeben werden, und damit Schluß. Als das Jagen zu Wusterhausen erst vorüber war, machte Seine Majestät einen Sprung nach Süden hinüber — nach „Lubnow" nennt es Wilhelmine — nach Lübben in der Niederlausitz[1], eine kurze Tagesreise, um inkognito mit der jovialen polnischen Majestät auf dessen Weg nach Dresden zusammenzukommen, eine Parade mit anzusehen und sich mit dem immer munteren Menschen der Sünde ein wenig zu besprechen. Grumbkow und Seckendorff, das versteht sich, sind mit dabei; Seiner Majestät Schatten ist nicht sicherer.

Die Parade geschah zu Lübben, Oberfeldherr Weißenfels befehligte; man speiste auch ein oder zwei Diners mit vielem Plaudern und Trinken — und da machte man denn aus, hat Wilhelmine seitdem erfahren, daß Weißenfels, Königliche Hoheit in abstracto, doch ihr Gemahl werden solle. Weißenfels ist schon recht; entweder Weißenfels oder der Markgraf von Schwedt, denkt Friedrich Wilhelm; irgendeiner soll mir die Dirne stracks heiraten, damit wir das aus dem Kopfe haben. Grumbkow, wie wir wissen, war sehr dafür, da er gedachte, dadurch dem Alten Dessauer den Grund unter den Füßen wegzuziehen und diesen Weißenfels zum Oberfeldherrn von Preußen zu machen; ein patriotischer Gedanke. Die polnische Majestät half mit — allezeit dienstfertig.

Friedrich Wilhelm kehrte auf der Rückreise auf eine Nacht in Dahme ein — nicht „Dam", o Prinzessin, es gibt keinen solchen Ort oder Schloß! Dahme, einem kleinen Flecken und Stücklein Gebiet im Sächsischen, das Weißenfels' Apanage war — „wo Tokaier in Fülle" das königliche Gemüt erheiterte; und in solcher Stimmung mochte es einem schon dünken, daß die Tochter in den so engen Verhältnissen doch ganz wohl zurechtkommen würde. Und Weißenfels, obschon mit bangen Ahnungen wegen Königin Sophie, willigte nur allzu gern ein: das närrische, auch ein wenig dem Trunk ergebende Wesen! Friedrich Wilhelm fuhr, das schöne Projekt im Kopf, heim nach Potsdam — und schlug dort um sich, auf

[1] 25. Oktober 1729 (Faßmann S. 404).

den armen Kronprinzen, in der Art wie wir gesehen; der Königin und Prinzessin, die über Weihnachten und die Karnevalszeit in Berlin sind, Schrecken einjagend. Friedrich Wilhelm beabsichtigt, die polnische Majestät demnächst wieder zu sehen — vermutlich sobald als die Weißenfelsische Sache erst im Weiberparlament durchgesetzt ist, wo sie auf Schwierigkeiten stoßen dürfte.

Weihnachten kam in Berlin heran und damit auch der König, der dann die Festlichkeiten eine oder zwei Wochen mitmachte und nichts von Geschäften mit seinem Weiberparlament sprach. Dubourgay sah ihn am Neujahrsmorgen auf der Parade, wo sich allerlei auswärtige Würdenträger eingefunden hatten, um ihre Aufwartung zu machen: „Nun denn," rief der König dem Dubourgay zu, „es wird also Krieg geben" — allgemeinen tödlichen Kampf um jene italienische Apanagen, für und wider einen beleidigten Kaiser — „Krieg, und dann wird alles, was krumm ist, gerade gemacht werden!" So sprach Friedrich Wilhelm am Neujahrsmorgen, da Krieg in Italien, allgemeines krampfhaftes Ringen dort, nun die Erwartung der törichten Menschheit war. Krummes wird gerade gemacht werden, meint Friedrich Wilhelm; und vielleicht werden gewisse hohe Majestäten, taub gegen die Stimme des Nichtsollens, jene des Nichtkönnens verstehen, Exzellenz! — Krummes wird gerade werden? „Wenn dem allerdings so ist, Ew. Majestät, dann je eher, je besser!" wagte ich zu erwidern[1].

Das Neujahr ist noch nicht recht herein und die Zeremonialglückwünsche vorüber, als Friedrich Wilhelm, den Kopf voll mit ernsthaften inneren und äußeren Angelegenheiten, sich wieder nach Potsdam zurückzieht und anfängt, von da aus gewaltig auf seine Frauensleute in Berlin, was wir sein Weiberparlament nennen, loszudonnern — da es sich gegenwärtig zu sehr der Opposition hingibt. Gedenkt seine Maßregeln dort durchzuführen, trotz Opposition, geradewegs, und dem unaussprechlichen Doppelheiratsdingen und -knickern ein Ende zu machen. Gott fördere ihn! sagen wir. — Drei hohe Krisen treten ein, drei oder sogar vier, die nun ohne viele Details dem geduldigen Leser verständlich gemacht werden können: hinter denen wir einer Katastrophe und Beendigung des Handels entgegensehen — jede Katastrophe, die sich als eine Beendigung erweist, soll willkommen sein!

Wilhelmine soll stracks unter die Haube. Erste Krisis: England soll ja oder nein sagen.

Noch früh im Januar, wenige Tage nach Seiner Majestät Rückkehr nach Potsdam, melden sich eines Morgens drei hohe offizielle Herren, Graf Fink von Finkenstein, der alte Hofmeister des Prinzen, Grumbkow und General Borck: „Haben eine dringende Botschaft von dem Könige an

[1] Dubourgay, 8. Januar 1730.

Ihre Majestät[1]." Königin ist erstaunt; hätte sich jedes anderen eher versehen. — „Das betrifft mich, fürchte ich!" sagt Wilhelmine schaudernd zu Mama. „Einerlei," sagt die Königin, die Achseln zuckend, „man muß Standhaftigkeit haben, und daran soll es mir nicht fehlen" — und Ihre Majestät ging in das Audienzzimmer und ließ Wilhelmine zitternd zurück.

Finkenstein, ein Gutgesinnter wie auch Borck, erklärt Ihrer Majestät, „daß sie drei spät in der Nacht jeder ein Schreiben erhalten hätten — Schreiben von dem Könige, der ihnen damit erstlich „Verschwiegenheit bei Todesstrafe auferlegt"; zweitens ihnen kundtut, daß Er, der König, Ihrer Majestät Ungehorsam in betreff der Verheiratung Seiner Tochter nicht länger ertragen wolle, sondern Tochter und Mutter „nach Oranienburg", in Quasi-Scheidung und äußere Finsternis verbannen werde, wenn Seinem souveränen Willen nicht gewillfahrt werde; drittens, daß sie demgemäß sich alle drei zu Ihrer Majestät zu verfügen und das beifolgende eigenhändige königliche Schreiben" (welches Finkenstein überreicht), „das beurkundet, was der besagte souveräne Wille sei, zu überreichen und unter obigen Bedingungen Ihrer Majestät Antwort abzuwarten hätten" — was sie nun mit Kummer (Finkenstein und Borck mit wirklichem Kummer, Grumbkow mit dem Gegenteil von wirklichem) täten.

Der souveräne Wille ist dieses Inhalts: „Schreiben Sie noch einmal nach England, ob man sofort heiraten wolle oder nicht sofort; ja oder nein? Antwort kann in vierzehn Tagen hier sein; in drei Wochen, selbst bei schlechten Winden. Lautet die Antwort nicht ja, dann wählen Sie, Madame, sofort Weißenfels oder Schwedt, den einen oder den anderen — bei welcher Strafe wissen Sie; Oranienburg und Schlimmeres!"

Hier ist eine Krisis. Aber Ihre Majestät ermangelte der Standhaftigkeit nicht. „Nach England schreiben? Ja, gern. Aber was Weißenfels und Schwedt anlangt, welche Antwort auch von England komme — unmöglich!" antwortet Ihre Majestät fest. Es erfolgte viel Besprechung, man redete zu, argumentierte; Grumbkow „führte die Bibel Ihrer Majestät gegenüber an, wie das der Teufel bei Gelegenheit vermag", sagt Wilhelmine. Ausdrückliche Bibelsprüche: Weiber, seid untertan eueren Männern! und dergleichen Texte: aber auch seitens der Schrift blieb ihm Ihre Majestät nichts schuldig. „Hat nicht Bethuel, der Sohn der Milea[2], als Abrahams Knecht seine Tochter zur Ehe für den jungen Isaak begehrte, geantwortet: Lasset uns die Dirne rufen und fragen, was sie dazu saget. Und riefen die Rebekka und sprachen zu ihr: Willst du mit diesem Manne ziehen? Sie antwortete: Ja, ich will mit ihm." Bibel gegen Bibel, Herr von Grumbkow! „Weiber müssen ihren Männern gehorchen, sicher-

[1] Wilhelmine I. 180.
[2] Genesis XXIV. 14—58.

lich. Aber die Männer müssen befehlen, was recht und vernünftig ist. Solchem entspricht aber des Königs Vorgehen nicht. Er will der Neigung meiner Tochter Gewalt antun und sie auf Lebzeit unglücklich machen — will ihr einen rohen Wüstling geben," den fetten Weißenfels, der sich in starker Sprache so bezeichnen läßt; „einen nachgeborenen Bruder, der nichts als ein Offizier des Königs von Polen ist, landlos und ohne die Mittel, seinem Stande gemäß leben, oder könnte etwa der Staat von solcher Heirat Nutzen ziehen? Wenn sie einen eigenen Haushalt haben, muß ihn der König unterhalten. — Nach England schreiben, ja; aber wie auch die Antwort von England ausfalle, Weißenfels nimmermehr! Tausendmal eher sehe ich mein Kind im Grabe, als hoffnungslos elend!" Hier ward Ihre Majestät von einer Übelkeit befallen; denn sie befindet sich sogar in gesegneten Umständen, im dritten Monat: „Mir ist unwohl. Sie sollten mich schonen, meine Herren, in meinen Umständen. — Ich klage den König nicht an," schloß sie; „ich weiß," einen Blick auf Grumbkow schleudernd, „wem ich dies alles verdanke" — und zog sich nach ihren inneren Gemächern zurück; las da mit Wilhelminen „des Königs grausamen Brief" und weinte sehr, wenngleich standhaft bis in den Tod[1].

Was anfangen in einer solchen Krisis? Wenigstens das Weiberparlament versammeln: die gute Madame Finkenstein (alten Hofmeisters Gemahlin), gute Mamsell Bülow, Mamsell Sonsfeld (Wilhelmines Gouvernante) und andere treue Frauen — gut, wenn wir Verräterinnen, lauernde Spioninnen entfernt halten können, insbesondere eine gewisse „Ramen", Zofe der Königin, der alles anvertraut wird und die alles verrät; Wilhelmine läßt sich oft über sie aus. So eine Treulose ist noch nicht dagewesen; hat Dubourgays Bestechung, welche die Königin in Vorschlag gebracht hatte, genommen und verrät nichtsdestoweniger alles — die Bestechung mit eingeschlossen. Und die Königin ist ganz behext, kann ihr nichts verschweigen. Das Weiberparlament muß sich gegen die Ramen vorsehen! — Im übrigen rät das Weiberparlament zweierlei: 1. Dringenden Brief nach England; dies als eine Maßregel, die sich von selbst versteht; und er ist mit der Beredsamkeit der Verzweiflung zu schreiben; dann 2. daß im äußersten Falle Ihre Majestät „sich krank stellen solle". Das ist die erste Krisis; und das ist ihr Auskunftmittel angesichts derselben.

Es geht also ein Brief nach England ab, die Klemme und den Drang der Lage dartuend: „Jetzt oder nie, o meine Schwester Karoline!" Viele solche Briefe sind abgegangen; dieser ist der stärkste von allen. Ja, auch der Kronprinz soll an seine Tante von England schreiben: Du, Wilhelmine, setze einen angemessenen kurzgefaßten Brief für ihn auf; schicke ihn nach Potsdam, er wird ihn dort abschreiben[2]! So befiehlt die Mutter:

[1] Wilhelmine I. 179—182. Dubourgay hat nichts — hat vermutlich nichts davon gehört, da „Schweigen bei Todesstrafe" für den Moment herrscht.
[2] Wilhelmine I. 183.

Wilhelmine tut es mit bebendem Herzen; der Kronprinz kopiert ohne Bedenken: „Ich habe Euer Majestät bereits mein Ehrenwort gegeben, niemals jemand anders als Dero Tochter Amalie zu ehelichen; ich wiederhole hiermit das Versprechen, für den Fall, daß Euer Majestät in die Heirat meiner Schwester einwilligen wollen" — sollte diese unter gegenwärtigen Verwickelungen vorerst allein zu bewerkstelligen sein. „Wir sind alle in eine solche Lage gebracht, daß" — Wilhelmine gibt den ganzen Brief; da er aber eingestandenermaßen ihr Konzept ist (ein lockeres vages Stück, dessen Datum sogar man sich selbst heraustappen muß), so ist er nicht einmal unter die verschiedenen Briefe ähnlichen Inhalts zu zählen, die der Kronprinz vor- und nachher geschrieben hat und die vermutlich sämtlich verlorengegangen sind[1], zu niemandes Bedauern; und wir wollen ihn keines weiteren Abschreibens würdigen. Solche Sendschreiben, zwei solcher Sendschreiben (in keinem Archiv zu finden nun) gehen mit Eilboten nach England; mögen die Winde ihnen günstig sein. Ihre Majestät wartet ängstlich zu Berlin; bereit, Zuflucht in einem Krankenbette zu nehmen, sollte das Schlimmste zum Schlimmen kommen.

Dubourgay entzündet ein Licht für den englischen Hof.

In England hat man mittlerweile ein kurioses Stückchen geheime Kunde erhalten. Ein gewisser Reichenbach ist preußischer Resident zu London — Dubourgay hat sich längst gewundert über den Mann und die Nachrichten, die er nach Berlin sendet. Hier, datiert vom 17. Januar 1730, ist ein Brief über den Gegenstand von Dubourgay, amtlich aber vorerst privatim, an „Georg Tilson, Esquire" — Tilson ist Untersekretär im Auswärtigen Amte, dessen Name bei solchen Gelegenheiten in den Dubourgayschen, den Robinsonschen und andern verloschenen Papierhaufen jener Zeit oft vorkommt. Dubourgay datiert doppelt, nach altem und neuem Stil; wir drucken in der Regel nur nach dem neuen, wenn nicht das Gegenteil angegeben ist.

„An Georg Tilson, Esq. (Privatim.)

Berlin, 6. Januar 1729 (nach neuem Stil 17. Januar 1730).

Mein Herr, — Sie werden sich, denke ich, erinnern, daß wir lange Zeit Verdacht schöpften, die meisten Reichenbachschen Berichte seien von hier aus vorgeschrieben. Vor etwa zwei Tagen fiel ein Schriftstück in meine Hände," in der Stille verschafft gegen eine Erkenntlichkeit, „das eine Rechnung enthält an die ‚Gebrüder Jordan und Lautiers', Kaufleute dahier, von ihrem Korrespondenten in London für die Beförderung von Briefen aus" eigentlich durch ihre oder in „ihrer Stadt an Reichenbach.

‚Jourdain und Lautiers' Londoner Korrespondenten sind Herr Thomas Greenhill in Little Bell Alley und Herr John Motteux in St. Mary Axe. Herr Guerin, mein

[1] Spur von einem, Abschrift einer Antwort der Königin Karoline auf etwas, das einer gewesen zu sein scheint, Antwort von eher abratendem Inhalte, ist im englischen Staatsarchiv: Prussian Despatches, vol. XL. — ohne Datum, vermutlich einige Monate später, im Jahre 1730.

Agent, kennt sie gut, da er ihnen schon mehrere kleine Rechnungen für mich gezahlt hat" — man frage also Herrn Guerin. „Ich weiß nicht, durch welche von dieser Kaufleute Hände obenerwähnte Briefe gegangen sind, aber Sie haben Mittel genug, es zu erkunden, wenn es Ihnen der Mühe wert dünkt. Ich hege keinen Zweifel, daß Grumbkow und seine Partei sich dieser Sendungsweise für ihre Instruktionen an Reichenbach bedienen. In der Rechnung, die ich gesehen habe, werden ‚achtzehn Pence' für die Besorgung jedes Briefes an Reichenbach berechnet: es werden im ganzen ‚zweiunddreißig Briefe' angerechnet, und man bezieht sich noch auf eine frühere Rechnung." So daß sie es seit langem getrieben haben müssen.

„Ich bin mit der größten Wahrhaftigkeit

Dubourgay."

Hier ist eine Fährte, welcher Tilson ohne Schwierigkeit nachgehen kann. Ich vergesse, ob man in Bell Alley oder St. Mary Axe das Nest fand; aber gefunden ward es bald, und es wurden die gehörigen Schlingen gestellt; und Wildbret kam beständig ins Garn gelaufen — Briefe an und Briefe von — die, als erst Seine britannische Majestät widerstrebend Vollmacht dazu erteilte, sie zu erbrechen und zu entziffern, Licht auf die preußischen Dinge warfen und Stoff zu prächtigem Spaß und Betrachtungen des Abends im Gemach der britannischen Majestät lieferten.

Dies ist nichts anderes als die berühmte „Chiffrekorrespondenz zwischen Grumbkow und Reichenbach", worin Grumbkow insgeheim seinen Sklaven Reichenbach instruiert, was die Londoner Nachrichten sein sollen, und Reichenbach antwortet: Hören ist gehorchen! Ein Briefwechsel, von dem in den neueren preußischen Büchern viel Redens ist und der ohne Zweifel dem Tilson und Konsorten sehr wunderbar erschien — es ließe sich Nutzen aus ihm ziehen, dachten sie. Der Leser soll nachher Proben daraus erhalten und wird ihn unwichtig genug und unaussprechlich stupide für sich finden. Er zeigt allerdings Grumbkow als den Ausbund subtiler Vogelsteller und zeigt auch, wie der schmutzfingerige Seckendorff und er ihren Vogelleim kochten: aber uns ist das nichts Neues, wie neu es auch in St. James war. Läßt sich vielleicht zunutze machen? Auf alle Fälle ist es ein hübscher Gegenstand der Abendunterhaltung im Gemache der Königin Karoline; und die kleine Majestät und sie können, unter mancherlei Gelächter und Betrachtungen, ein wenig gewahren: wie ein armer König von Preußen von seinen Dienern genarrt wird und auf welche Art und Weise ein grimmiger Bär an der Nase herumgeführt wird und nach Grumbkows Pfeife tanzt. Arme Seele, viel seines kürzlichen Wütens und Brummens war vielleicht nur das Grumbkows und nicht sein eigenes! Haßt er uns vielleicht gar nicht? sondern nur Grumbkow durch ihn? Diese leidige Behexung und das Faktum, daß der königliche Bär nach vorgepfiffenen Weisen tanzt, müßte man mit in Anschlag nehmen, wenn man mit ihm zu tun hat. — Das sind Betrachtungen, die mitten in ihrem Kichern der Königin Karoline und ihrem kleinen Georg nicht entgehen können, während die preußische Stafette, ihnen unbewußt, unterwegs ist.

Wilhelmine soll stracks unter die Haube. Zweite Krisis: England soll nein gesagt haben.

Die preußische Stafette, der Königin Sophie Kurier nach England, eilte was er konnte: aber schon seine Ankunft daselbst hängt von den Winden ab, und dann hängt er von den Umständen daselbst bezüglich einer Antwort ab; ein unsicherer Kurier, was die Zeit anlangt: und es stand nicht in der Macht der Eile, mit Friedrich Wilhelms Ungeduld Schritt zu halten. „Noch keine Antwort da?“ brummt Friedrich Wilhelm, ehe vierzehn Tage vorüber sind. „Keine Antwort?“ — und der Januar ist noch nicht zu Ende, als eine neue Deputation derselben drei Herren Finkenstein, Borck, Grumbkow der Königin aufwartet, um ihr nun diese zweite Botschaft zu überbringen. „Mittwoch, 25. Januar 1730,“ so datiert es Dubourgay, so gleichfalls Wilhelmine, richtig dies eine Mal: „Ein Tag, den ich nimmer vergessen werde“, fügt sie hinzu.

Finkenstein und Borck, barmherzige Personen und allezeit von der englischen Partei, waren abermals tiefbetrübt. Borck zumal hat ein Temperament in sich, das Feuer fangen kann; wir hören, er bedeutete Grumbkow bei einem Punkt der Unterredung, daß er, Grumbkow, ein „Schurke“ sei, so drückt sich Dubourgay aus — und es war eine unleugbare Wahrheit, die damit an jenem Tage ausgesprochen wurde. Aber was kann das alles nützen? Die Botschaft lautet: „Sei die Antwort von England nun was sie wolle, ich will nichts damit zu tun haben. Verneinend, verzögernd, bejahend — mir ist sie eine Null. Sie, Madame, haben für Wilhelmine zwischen Weißenfels und Schwedt zu wählen; sonst wähle ich selber: und Sie und jene trifft Oranienburg, äußere Finsternis und gerechte Strafe der Empörung gegen die von Gott und Menschen über Sie gesetzte Autorität. Weißenfels oder Schwedt: wählen Sie auf der Stelle.“ So lautet des Königs Botschaft durch diese drei.

„Sie können dem Könige melden“, erwiderte Ihre Majestät[1], „daß er mich nimmermehr dazu bringen wird, darein einzuwilligen, daß meine Tochter elend gemacht wird, und daß, solange ein Lebenshauch in mir bleibt, ich ihr weder den einen noch den anderen zu nehmen erlauben werde.“ Ist das genug? „Was Sie betrifft, mein Herr,“ fügte Ihre Majestät gegen Grumbkow gewendet hinzu, „was Sie betrifft, mein Herr, der Sie der Urheber aller meiner Mißgeschicke sind, so möge mein Fluch Sie und Ihr Haus treffen! Sie haben mich heute getötet. Aber ich zweifle nicht, daß der Himmel mein Gebet erhören und diese Kränkungen rächen wird[2].“ Und hiermit zum Krankenbette, als der einzigen verbliebenen Zuflucht!

Wirklich wird Ihre Majestät nun bettlägerig in Berlin; „sehr erkrankt“, möchte es scheinen; was Friedrich Wilhelm einhalten macht, bis er

[1] Wilhelmine I. 188.
[2] Dubourgay, 28. Januar 1730; Wilhelmine I. 188 (die den Fluch unterdrückt).

darüber im klaren ist. „Unwohl, ganz gewiß“, berichten die Ärzte, sogar Friedrich Wilhelms eigener Arzt. Die humanen Ärzte haben sich stillschweigend einander das Wort gegeben, denn ganz Berlin ist ein Sturm von Zuflüsterungen über Ihrer Majestät häusliche Trübsalen. „Unwohl, aus Ursachen der Schwangerschaft — wird vielleicht schlimmer werden, ehe es wieder besser wird, Ew. Majestät!“ „Hm!“ denkt Friedrich Wilhelm draußen zu Potsdam. Und dann berichtet die verräterische Ramen, es sei alles Verstellung; und Seine Majestät, ein Bär, wennschon ein liebender, wird wieder ergrimmt und schwankt so hin und her.

Es ist gewiß, die Königin hielt mehr oder minder an ihrem Krankenlager als an einer Hauptzufluchtsstätte unter den bewandten Verhältnissen fest: die letzte Notwehr des bedrückten Weibes — sanktioniert von dem Weiberparlament im gegenwärtigen Falle. „Hat eine Fehlgeburt gehabt!“ schreibt Dubourgay nach dem Berliner Gerede zu Anfang des Handels. Ja eine Zeitlang ward sie wirklich, und zwar gefährlich krank, und Seine Majestät glaubte es anfangs nicht, und es brach ihm nachher sein Herz fast, dem armen Bär, und er verzieh der Wilhelmine und sogar dem Fritz auf der Mutter Bitte — bis die Symptome wieder besser wurden[1]. Jarnibleu, Herr von Seckendorff, „Grumbkow dient ehrlich“ — nicht wahr! — Das zweideutige Krankenlager, eine Zuflucht in Zeiten der Not, endigte nicht ganz vor dem nächsten Mai, als Ihrer Majestät Zeit kam: ein hübscher junger Prinz das Resultat[2] — und als dieser Zuflucht in der Not nicht mehr bedurft wurde.

Wilhelmine soll stracks unter die Haube. Dritte Krisis: Majestät will also selber wählen.

Unmittelbar nach jener entschiedenen Tat des Ungehorsams der Weiber am vergangenen Mittwoch war Friedrich Wilhelm selber nach Berlin gekommen. Er bestürmte seine Königin mit Vorwürfen ungeachtet des Krankenlagers und bedeutete ihr die unfehlbare Gewißheit, daß Wilhelmine trotzdem ohne Verzug heiraten und daß entweder Weißenfels oder Schwedt der Mann sein würde! Sprach's und schritt stracks, es ins Werk zu richten.

Schritt nämlich zu der Markgräfinmutter von Schwedt, der Dame in hellen Farben, des Alten Dessauers Schwester, und trug ihr an, daß Wilhelmine ihren Sohn heiraten solle. — „Meines Lebens höchster Wunsch, Euer Majestät,“ antwortete die mit den hellen Farben, „jedoch, gegen den Willen der Prinzessin, wie kann ich ein solches Glück annehmen? Ach, Euer Majestät, ich kann es nimmermehr“ — und schlug es Seiner Majestät unter diesen Bedingungen rund ab. Was Wilhelmine ihr stets dankbar gedenken will[3].

[1] Wilhelmine I. 207.
[2] 23. Mai 1730, August Ferdinand, ihr letztes Kind.
[3] Wilhelmine I. 197.

So daß der König nun auf Weißenfels beschränkt ist und noch aufgebrachter nach Ihrer Majestät Gemach zurückkommt. Weißenfels jedoch soll es sein, und es gehen schreckliche Gerüchte, daß er verschrieben worden, daß er insgeheim komme und daß nicht mehr zu helfen sei. Wilhelmine, ehedem fast allzu blühend, ist zu einem Schatten geworden; „ihre Taille kaum eine halbe Elle", abgezehrt von diesen Stürmen. Der Prinz und sie: wenn der König eines von ihnen sieht — so ist es am sichersten wegzulaufen oder sich hinter Schirmen zu verkriechen[1].

Wie nach alledem Friedrich Prinz von Bayreuth der Mann ward.

In dieser gespannten Lage, der König nun persönlich anwesend und in solcher Gemütsstimmung, rät Borck insgeheim: „Daß Ihre Majestät ein wenig nachgebe — sich anstelle, als lasse sie von der englischen Verbindung ab, und einen Dritten vorschlage, um Weißenfels loszuwerden." — „Welchen Dritten denn?" — „Nun, da ist zum Beispiel der junge Brandenburg-Kulmbach, Erbprinz von Bayreuth, Friedrich, ein ganz hübscher junger Prinz, der eben von seinen Reisen heimkehrt, wie wir hören; wird Besitzer eines schönen Ländergebiets, wenn sein Vater stirbt. Alter ist passend; uralte Verwandtschaft mit dem Hause, alle Geldstreitigkeiten vor acht oder zehn Jahren ausgetragen, ausgeglichen: warum nicht ihn?" — „Vortrefflich!" sagte Ihre Majestät und nennt ihn dem Könige beim nächsten Schwedt-Weißenfelsischen Angriff. Friedrich Wilhelm brummt eine Beistimmung: „Nun, meinetwegen — aber, wohlverstanden, ich bleibe passiv; gebe nicht einen Groschen dazu her!"

Und das ist das erste Erscheinen des jungen Markgrafen Friedrich, Erbprinzen von Bayreuth, der als eine hypothetische Figur in diesem späten Stadium auftritt — und den schönen Preis davonträgt, wie wohlbekannt ist. Ist noch auf Reisen, nichts ahnend von dem hohen Glück, das ihm bevorsteht. So viele Freier, „vier Könige" darunter, warben vergebens; ihn, ohne Werbung, hat das Geschick als den Mann erkoren.

Durchaus kein übler Bursche, wennschon kein König. Wilhelmine, werden wir finden, schließt sich ihm allerliebst an, wie eine gute weibliche Seele, unbeirrt von den vier Königen — läßt sich ihr eigenes sicheres kleines Eiland dort das hübscheste in der Welt dünken, nach solchen Gefahren des Ertrinkens auf stürmischen Meeren. — Von seiner brandenburgischen Genealogie, dem Grade seiner Vetterschaft mit der Königin Karoline von England und dem kürzlich verheirateten jungen Herrn von Ansbach, der Königin Karoline Neffe, wollen wir weiter nichts sagen, da wir bereits davon gesprochen und sogar eine abstruse genealogische Tafel, hinreichend für die meisten Leser, darüber abgefaßt haben[2]. Aber hin-

[1] Wilhelmine I. 197.
[2] Oben, Band I. S. 288.

sichtlich jenes entschiedenen „Gebe nicht einen Groschen mit" seitens Friedrich Wilhelms (was doch nur ein Bellen war und sich als das Gegenteil eines Bisses von Seiner Majestät auswies) mag ein Wort der Erklärung erlaubt sein.

Der Stammvater dieses Bayreuther Prinzen Friedrich — wie der Leser einmal gewußt, aber ohne Zweifel wieder vergessen hat — war ein nachgeborener Sohn, und so stand es sechs Generationen lang: erst als der Vater dieses Friedrich hoch bei Jahren war, und zwar vor wenigen Jahren erst, starb der ältere Zweig aus, und der jüngere, in der Person des besagten Vaters, sukzedierte in Bayreuth. Friedrichs Großvater lebte kümmerlich, wie alle diese Vorfahren als jüngere Söhne gelebt hatten, von Apanagen und Notbehelfen.

So daß des jungen Prinzen Vater, Georg Friedrich, der gegenwärtige Inhaber von Bayreuth, und ein paar Brüder die er hat, die uns auch noch vorübergehend begegnen dürften — sich in ihren jüngeren Jahren in sehr beschränkten Umständen befanden. Ihr Vater, Sohn eines nachgeborenen Sohnes, wie wir sahen, war selber arm und hatte eine Familie von vierzehn Kindern. Nun wurde es zu des alten Königs Friedrich I. Zeit wahrscheinlich, da des damals regierenden Markgrafen von Bayreuth Kinder alle bald nach der Geburt starben, daß einer dieser bedürftigen vierzehn in Bayreuth nachfolgen würde, wenn sie aushalten könnten. Demnach sagte der alte König Friedrich: „Ihr habt Anwartschaft auf die Nachfolge, das ist wahr, aber niemand kann wissen, was noch daraus werden mag. Verkauft mir, der ich der allerletzte Erbe bin, Eure Anwartschaftsrechte, ich gebe Euch eine runde Summe — die kleine ‚Domäne Weverlingen' im halberstädtischen Land und, sagen wir, ‚eine halbe Million Taler'; dort könnt Ihr gemächlich leben und Eure vierzehn Kinder ernähren." — „Eingeschlagen", sagte der bedürftige Vetter; zog demgemäß nach Weverlingen und wohnte da den Rest seiner Tage, bis 1708, und hinterließ seine bedürftigen vierzehn Kinder oder etwa zehn derselben, die am Leben waren und heranwuchsen, sämtlich noch minderjährig und bedürftig genug.

Die jungen Leute, Georg Friedrich an ihrer Spitze, verhielten sich still in Weverlingen und fügten sich in Papas Anordnung, da sie nirgendwo anders was zu leben hatten. Aber sie hatten ihre besonderen Gedanken, zumal da es immer wahrscheinlicher wurde, daß ihr Vetter von Bayreuth kinderlos sterben würde. Und endlich, als einige von ihnen als Soldaten in des Kaisers Dienst standen und sie sich sonst auch das, was sich durch Konnexion tun läßt, erworben hatten, brachen sie, zeitig in Friedrich Wilhelms Regierung, los. Das heißt, sie appellierten an den Reichshofrat zu Wien, erhoben dort offenen Einspruch, daß ihr Herr Vater keine Macht gehabt habe, diesen Handel abzuschließen und ihre Erstgeburt für ein fertiges Gericht Linsen zu verkaufen; und mit einem Worte, daß sie mit-

nichten dabei stehenbleiben wollten — und luden Friedrich Wilhelm vor, zu beweisen, daß sie es müßten.

Langer Prozeß infolge davon; langwierige Rechtsverhandlungen und viel Pergament und Perückenwesen in diesem deutschen dreifachen Elixier von Kanzleihof[1]; wenig zur Freude Friedrich Wilhelms. Friedrich Wilhelm war von Anfang an die Gerechtigkeit selber: „Zahlt mir das Geld zurück, und es sei in allen Stücken wie ihr sagt!" antwortete Friedrich Wilhelm von Anfang an. Leider war das Geld verzehrt, wie konnte man es zurückzahlen? Der Reichshofrat schüttelte zweifelnd jahrelang seine Perücken: „Der ganze Handel nicht rechtskräftig, doch das Geld klar zurückzuerstatten: das Geld war rechtsmäßig und ist rechtsmäßig — was ist zu tun in Sachen des Geldes!" Endlich, im Jahre 1722, kam Friedrich Wilhelm von selbst mit dem gegenwärtigen Markgrafen, damaligen mutmaßlichen Erben, überein: wie die Rückzahlung jener Halbmillion und etlicher Taler in regelmäßigen langen Terminen aus den Einkünften von Bayreuth, wirtschaftlich verwaltet, zu ermöglichen sei; und der nunmehrige Markgraf hat seit seinem Regierungsantritt im Jahre 1726 alljährlich damit eingehalten, so daß um diese Zeit nichts als ruhige Verwandtschaft und Freundschaft zwischen den zwei Höfen, dem kleinen und dem großen, obwaltet; nur denkt Friedrich Wilhelm, zumal da diese Bayreuther Heirat seinen Willen durchkreuzt, bei sich: „Mehr Geld in einen solchen Schlund werfen? Erst die 600 000 Taler heraushaben!" und sagt, er wolle keine Mitgift geben, noch sich überhaupt daran beteiligen, nicht einmal die Braut zum Altar begleiten, sondern wolle passiv in der Sache bleiben.

Königin Sophie, entzückt, Grumbkow auf jeden Fall zu besiegen, ist hocherfreut über diese Idee mit Bayreuth und vergißt einen Augenblick alle übrigen Rücksichten. Sollte England sich flau zeigen und die Hoffnungen täuschen, welch ein Rückhalt ist dann nicht Bayreuth im Vergleich mit Weißenfels! Und als Wilhelmine hereintritt, bricht Ihre Majestät in Bewunderung aus über den Sieg oder Halbsieg, den sie eben davongetragen: Welch ein Ehegemahl für dich, meine Liebe, im Vergleich! Und als Wilhelmine nicht sogleich in das Entzücken mit einstimmen und nicht einmal darein willigen kann, wenn nicht auch Papa seine Zustimmung zu der Heirat gibt, fährt Mama die arme junge Dame arg an[2]: „So heirate denn den Sultan oder den Großmogul", sagte die Königin, „und folge deinem Eigensinn! Ich würde nicht soviel Ungemach über mich gebracht haben, hätte ich dich besser gekannt. Folge nur des Königs Geheiß, es ist deine Sache. Ich will mich nicht länger um deine Angelegenheiten kümmern — und verschone mich gefälligst mit der Qual deiner verhaßten

[1] Die Prozedur in dem englischen „Kanzleihof" (Court of Chancery) ist — oder eigentlich war, denn der Hof ist in den jüngsten Jahren stark reformiert worden — sprichwörtlich eine der verwickeltsten. D. Übers.

[2] Wilhelmine I. 201.

Gegenwart, denn ich kann sie nicht ertragen!" Wilhelmine wollte erwidern, aber die Antwort war: „Schweig! geh, sage ich!" „Und ich zog mich ganz in Tränen zurück."

„Ganz in Tränen." Während die Doppelheirat seit langem schon in einer solchen See ohnegleichen wild dahintreibt und die Brandung nun hart von Lee hereinbricht — hat die verzweifelte Schiffsmannschaft angefangen, die Branntweinfässer einzuschlagen und unter sich zu hadern? — Eines ist augenfällig, Ihre Majestät ist nicht als eine vollkommen weise Mutter zu betrachten! Wir werden sehen, wie ihr Benehmen ist, wenn Wilhelmine diesen respektablen jungen Prinzen wirklich heiratet. Undankbares Geschöpf, Papas Einwilligung ebenso wie meine zu wünschen! Das ist in diesem Moment das mütterliche Gefühl; und Wilhelmine weint bitterlich, wie das unglücklichste aller Mädchen.

Ja, ihr Bruder selbst, der dieses fortdauernden Orkanes überdrüssig ist und gern um jeden Preis ihm ein Ende sehen möchte, nimmt Mamas Partei, und Wilhelmine und er geraten in einen Wortwechsel darüber. Das war noch das Schmerzhafteste von allem — aber das heilte natürlich wieder in einem Tage. Der arme Prinz, er hat sein Teil Schmähungen, Beschimpfungen, Schläge; man hat eben bei ihm einen Anschlag oder Verdacht eines Anschlags entdeckt; hat wenigstens entdeckt, daß er in Schulden ist, und hat ihm — 's ist ein halbes Wunder — verziehen; aber außer in Flucht sieht er noch immer keine Erlösung vor sich. Vor fünf Tagen, 22. Januar 1730, ist ein Erlaß (summarische Parlamentsakte sozusagen) „wider das Geldleihen an Prinzen von Geblüt, und wäre es selbst an den Kronprinzen", erschienen. Das soll von nun an ein strafbares Verbrechen sein, und Verwirkung des Geldes ist nur ein Teil der Strafe, kraft dieses Erlasses. Das Gerücht geht, der Kronprinz habe in Leipzig einen Reisewagen mit Zubehör kaufen lassen und wolle entfliehen. Gewiß ist, man entdeckte, daß er 1000 Taler von einem gewissen Geldmanne in Berlin (Geld in französischen Schuldscheinen aus der Zeit des Mississippi-Law) geborgt habe — eine Schuld, welche Friedrich Wilhelm auf der Stelle bezahlte. „Ist das alles, was du schuldig bist? Sage mir das Ganze!" — „Meine ganze Schuld", antwortete der Prinz, der es nicht wagte, etwa 9000 Taler, die er noch anderswo schuldig war, einzugestehen. Friedrich Wilhelm sah vielleicht irgendein Anzeichen von Flucht oder Verzweiflungsschritten in diesem Handel und war unerwartet mild: zahlte die 1000 Taler auf der Stelle und erließ dann jenes Edikt gegen künftige Fälle[1]. Der Prinz befand sich in dieser Gemütsstimmung, als er Mamas Partei nahm und Wilhelmines Kummer verdoppelte.

[1] Ranke I. 206; Förster usw.

Als die Doppelheirat schon zu scheitern droht, entsendet man eine Art Brieftaube oder Noahstaube mit einem Hilferuf nach England.

Die treue Mamsell Bülow tröstet die Prinzessin: „Warten Sie nur, ich habe eine Neuigkeit, die Ihre Majestät in gute Laune versetzen wird!“ — Und wirklich erfüllte sie ihr Wort. Ihre Neuigkeit ist: Dubourgay und Knyphausen haben in dieser Klemme der Umstände beschlossen, nicht Briefe bloß, sondern einen sprechenden Boten an den englischen Hof zu senden. Ein gewisser Doktor Villa, eine Art „englischer Kaplan“ dahier[1], dessen hauptsächliches Geschäft es ist, Wilhelmine englisch zu lehren, der hochwürdige Doktor Villa, der Wilhelmine gebührend verehrt, ist dazu ausersehen. Soll sofort abreisen, wird erklären, wie die Dinge hier stehen und ob Prinzessin Wilhelmine wirklich die Vogelscheuche sei, als die etliche sie dort ausgeben, oder nicht.

Ihre Majestät ist entzückt, es zu vernehmen: wer würde nicht entzückt sein? Ihre Majestät „schreibt Briefe“ von gehöriger Heftigkeit, denkt Wilhelmine — wagt es gar nicht zu schreiben, sagt Dubourgay — sondern überhäuft Villa mit Geschenken, mit Raterteilungen, entläßt ihn mit ihres Herzens innigsten Wünschen. „Entlassen, wegen irgendeines Fehlers fortgeschickt — oder vielleicht weil die Prinzessin nun hinlänglich englisch versteht?“ so lautet das Gerede in Villas Berliner Kreisen.

„Der Kaplan ist mit seinen Depeschen abgereist“, sagt Wilhelmine, die ihn nicht mit Namen nennt, jedoch hinsichtlich seines Auftrags sehr beredt ist; „beladen mit Geschenken von der Königin. Als er Abschied von mir nahm, weinte er heiße Tränen. Er sagte, indem er mich auf die englische Weise begrüßte“ — ich hoffe mit gebeugtem Knie und der Jungfrau Finger an seinen Lippen: — „Er wolle sein Vaterland verleugnen, wenn es seine Schuldigkeit bei dieser Gelegenheit nicht täte.“ Und eilte fort auf seine Botschaft, wie eine in der Not ausgesandte Brieftaube — wie Noahs Taube in der Sündflut: möge er unsere untergehende Arche wieder besuchen, das Ölblatt im Schnabel!

[1] Wilhelmine I. 203; Dubourgays Bericht, 28. Januar 1730.

Siebentes Buch

Furchtbarer Schiffbruch des Doppelheiratsprojektes
Februar bis November 1730

Erstes Kapitel / England schickt die Exzellenz Hotham nach Berlin

In Berlin sind die Dinge daher zu einem völligen Stillstand gekommen. Das rebellische Weibertum schlägt Weißenfels ein für allemal aus und legt sich auf das Krankenbett, unbezwingbar hier für den Moment. Bayreuth ist nur ein leidlicher Mittelweg, und man ist nicht einmal unter sich einig darüber. Antwort von England, bejahende oder auch nur verneinende, ist noch nicht da. Prompt bejahende, die dürfte noch fruchten und zu einem ehrenhaften Ausgange führen. Besser vielleicht doch abwarten, bis eine kommt und sich kundgibt? — Friedrich Wilhelm weiß nichts von der Villa-Mission, von den drängenden Schritten, die man in England getan; aber unter gegenwärtigen Umständen kann er immerhin pausieren, bis ihre Antwort kommt.

Majestät und der Kronprinz mit ihm machen einen Sprung nach Dresden.

Dem äußeren Anscheine nach ist Friedrich Wilhelm, nachdem er jene Botschaft nach Bayreuth geschrieben, beruhigter im Gemüt; ruhig gegen die Königin, obschon gefährlich, wenn Wilhelmine oder Fritz sich blicken lassen. Wilhelmine verkriecht sich meist; der Prinz, der sich blicken lassen muß, kriegt Püffe und Hiebe, „täglich (journellement)", sagt die Prinzessin — oder fast täglich. Im übrigen liegt es genugsam zutage, daß Weißenfels, wenn er im Weiberparlament nicht durchkommt, bei der zweiten Lesung verworfen wird und so wenigstens erledigt ist. Sollten wir daher nicht einen Sprung nach Dresden machen und die polnische Majestät davon in Kenntnis setzen?

Kurzer Sprung nach Dresden ist für den 18. Februar anberaumt[1]; und der Kronprinz, vielleicht in Verdacht, daß er etwas im Schilde führe, und deshalb sicherer in seines Vaters Gesellschaft als anderswo, soll mitreisen. Wilhelmine hatte in der Nacht des 17. in Ihrer Majestät Gemach Abschied von ihm genommen und war eben dabei, sich zum Schla-

[1] Faßmann S. 404.

fengehen zu entkleiden, da — man denke sich einer jungen Prinzessin Schrecken und Staunen —

„Da trat in das Vorzimmer", sichtbar in dem Halblicht dort, ein gar schöner kleiner Kavalier, angetan nicht mit der knappen Uniform eines Obersten der Potsdamer Riesen, sondern „in prachtvoller französischer Tracht. — Ich stieß einen Schrei aus, nicht wissend, wer es sei, und verbarg mich hinter eine spanische Wand. Madame de Sonsfeld, meine Gouvernante, nicht weniger erschreckt als ich, lief hinaus", um zu sehen, wer der Verwegene zu so unpassender Stunde sein konnte. „Aber sie kam den Augenblick darauf in Begleitung des Kavaliers zurück, der herzlich lachte und den ich als meinen Bruder erkannte. Seine Kleidung veränderte ihn so sehr, er schien eine andere Person zu sein. Er war in der besten Laune von der Welt.

‚Ich bin gekommen, noch einmal Abschied von dir zu nehmen, meine liebe Schwester', sagte er; ‚und da mir die Freundschaft, die du für mich hegst, bekannt ist, so will ich dir meine Pläne nicht vorenthalten. Ich gehe und komme nicht wieder. Ich kann die Behandlung, die ich erdulde, nicht ertragen, meine Geduld ist zu Ende. Die Gelegenheit ist günstig, das verhaßte Joch abzuschütteln; ich will aus Dresden entschlüpfen und nach England zu kommen suchen, wo ich nicht zweifle, auch deine Erlösung zu erwirken, wenn ich erst dahin gelangt bin. Ich bitte dich also, beruhige dich. Wir werden uns bald wiedersehen da, wo Freude auf unsere Tränen folgen soll und wo wir das Glück haben werden, in Frieden und frei von diesen Verfolgungen miteinander zu verkehren [1].'"

Wilhelmine stand verblüfft, schweigend einige Augenblicke — stritt lange mit ihrem Bruder; brachte ihn schließlich dahin, diesen wilden Plänen zu entsagen oder wenigstens sie aufzuschieben und ihr sein Wort zu geben, daß er bei gegenwärtiger Gelegenheit nichts versuchen wolle.

Dieser kurze Dresdener Ausflug des Februar 1730 ging daher ohne Abenteuer vorüber. Er war nur das Vorspiel zu einem viel großartigeren Besuche, den die benachbarten Majestäten nun verabredeten. Denn es ist etwas Großes im Werke, etwas wahrhaft Erhabenes von der theatralisch-militärischen Art, das noch keinen Namen hat, aber bald einen weltbekannten haben soll — „Lager von Mühlberg", „Lager von Radewitz" oder wie immer genannt — das Seine polnische Majestät in einem oder zwei Monaten im sächsischen Lande abhalten will. Ein Ding, das, wie zu hoffen steht, die ganze Welt erstaunen wird und dem der König und der Prinz von Preußen als Hauptgäste mit beiwohnen sollen.

Während dieser kurzen Abwesenheit im Februar oder unmittelbar nach Friedrich Wilhelms Zurückkunft war es, daß Königin Sophie jenen wirklichen Krankheitsanfall hatte, von dem wir sprachen. Kaum war Seine Majestät heimgekehrt, als die Königin, die etwas zweideutig in ihren seitherigen Krankheitsfällen gewesen, wirklich und gefährlich erkrankte, so daß Friedrich Wilhelm, es endlich als wirklich anerkennend, von Potsdam hereingeeilt kam, laut und stark weinte, der arme Mann, im Vertrauen erklärte, „er würde sein Siechen nicht überleben", und ihr zuliebe Wilhelminen und sogar Fritzen feierlich verzieh — bis die Symptome sich besserten [2].

[1] Wilhelmine I. 205.
[2] Wilhelmine I. 306.

Wie Villa in England empfangen wurde.

Unterdessen ist der Dr. Villa in England nicht übel gefahren. Villas Beredsamkeit der Wahrheit, die Grumbkow-Reichenbachische Korrespondenz in St. Mary-Axe: diese zwei Dinge bringen ihre Wirkung hervor. Dies einerseits und sodann auch gewisse bedenkliche Aspekte Fleurys nach jener hübschen Soissons-Katastrophe mit dem Kaiser und gewisse, zum Teil darauf beruhende innere Zwiste im englischen Ministerium — „Alles zusammengenommen, warum sollte man nicht Friedrich Wilhelm von dem Kaiser trennen, wenn es geht, und einer königlichen Schwester zu Willen sein?" denkt man zu St. James.

Politiker nehmen einigen Anteil an der Frage. „Warum euren Prinzen von Wales vernachlässigen?" murrt das Publikum: „Es ist eine solide protestantische Heirat, passend für Prinz Fred und uns!" — „Warum sich um den Kaiser und seine deutschen Händel scheren?" fragt Walpole; „hat man erst Preußen von ihm abgetrennt, dann wird der Kaiser vielleicht stillsitzen und die Welt und uns mit seinen Pragmatiken und seinen Sanktionen und Apanagen unbehelligt lassen." — „Ihn loswerden? Deutsche Händel?" antwortet Townshend zweifelnd — der, indem er sich in besagte Händel tief einließ, Gunst an höchster Stelle gefunden hat; er ist nicht so eifrig für die preußische Heirat und überwirft sich in der Tat allmählich mit Walpole und der Königin Karoline[1]. Diese Dinge sind alle günstig für Doktor Villa.

Wirklich waltet zu dieser Zeit einer jener politischen Stürme in England (schrecklich für die Teekanne[2], hätte sie nicht Erfahrung darin) — die wir Ministerwechsel nennen — wo tägliche Krisen der Erfüllung entgegenarbeiten oder sich reif brauen. Townshend und Walpole haben (vor wieviel Wochen, das sagt Coxe uns nicht) jene Unterredung in Oberst Selwyns Hause gehabt, die damit endete, daß beide an ihre Degen, ja beinahe einander an den Kragen griffen[3]: ehrenwerte Schwäger; aber die gute Schwester, die sie zu versöhnen pflegte, ist nun tot. Ihre Zwistigkeiten, die seit einigen Jahren im Wachsen waren, sind nun reif geworden. „Solange die Firma Townshend und Walpole hieß, war alles gut; als sie Walpole und Townshend heißen sollte, war alles nicht gut!" sagte Walpole nachher.

Es war bereits so weit gekommen, daß Townshend vergangenen Herbst den Chesterfield vom Haag berief — ein Baron von Montesquieu, mit dem Esprit des Lois im Kopfe, fuhr mit Lord Chesterfield bei der Gelegenheit herüber und befindet sich nun „auf zwei Jahre" in England — doch konnte Chesterfield nicht Staatssekretär werden, der betriebsame Herzog von Newcastle haftete zu fest an dem Amt und an Walpoles Rockschoß.

[1] Coxe I. 332—339.
[2] „A tempest in a tea-pot, ein Sturm in einem Teetopf." Pope. D. Übers.
[3] Coxe S. 335.

Chesterfield und Townshend kontra Walpole, Oberst Stanhope (Harrington) und die Pelhams: die preußische Heirat ist eine Karte in dem Spiel, und Dr. Villas Beredsamkeit der Wahrheit ist bei der Königin Karoline nicht verloren, die es, wie immer, im stillen zu machen weiß, daß sie so ziemlich die Oberhand behält.

Es liegt im Staatsarchiv[1], ohne Datum oder Unterschrift, ein loses, abgesondertes Blatt, in einem scholastischen Stile, aber kurz und zweckmäßig geschrieben, das augenscheinlich die Denkschrift des Villa ist; da es aber nichts besagt, was wir nicht bereits wissen, so braucht es hier nicht eingerückt zu werden. Der gute Mann, das ersehen wir ferner, machte sich noch eine Zeitlang im Auswärtigen Amte nützlich, beantwortete Fragen über Preußen, half mit in den St.-Mary-Axe-Entzifferungen und sonstigen kleinen Dingen; alsdann verschwindet er aus aller Kunde — ob, um weiter englisch zu lehren oder um von irgendeinem ihm bewilligten Scherflein Gnadengehalt zu leben, weiß kein Mensch. Arme alte Taube, über die Sündflut hin im Sergerock ausgesandt: er brachte auch sozusagen ein Stückchen Ölblatt zurück — hätte das Wahrzeichen nur Stich gehalten, wie in Noahs Fall!

Mit einem Wort, die englischen Fürstlichkeiten und Minister haben beschlossen, daß ein außerordentlicher Botschafter (ein gewisser Hotham ist dazu bestimmt) mit aller Feierlichkeit sofort nach Berlin entsandt werde, um diese interessanten Gegenstände zu verhandeln und offiziell die Frage dort zu stellen. Man beauftragt Dubourgay, ihn Seiner preußischen Majestät mit Gruß vom diesseitigen Hofe anzukündigen. Was Dubourgay ungesäumt mit großem Vergnügen ausrichtet[2]. Wie willkommen dies Seiner Majestät ist, brauchen wir nicht zu sagen.

Und wirklich geriet man nach solch einer Ankündigung (1. März 1730 ist der Tag derselben) in ein heiteres Zwiegespräch, und der Brigadier hatte eine freimütige Unterredung mit Seiner Majestät über die damals in Braunschweig sitzende „schiedsrichterliche Kommission" und über europäische Geschäfte überhaupt. Welche Unterredung in des Brigadiers Bericht vom folgenden Morgen uns sorgfältig aufbewahrt ist. Sie war an sich niemals von großem Belang und ist nun völlig verschollen und von gar keinem; jedoch als einen Einblick aus erster Hand in die dunklen alten Gedanken Friedrich Wilhelms mag sie der Leser hinnehmen:

„Der König sagte zunächst: Daß, wennschon wir wenig Geräusch machten, er doch recht gut wisse, unsere Absicht sei, ein Feuer in anderen Teilen von Niederdeutschland anzuzünden. Worauf ich antwortete: Daß wenn Seine Majestät mir günstiges Gehör geben wollten, ich ihn leicht von den friedlichen Gesinnungen unserer Alliierten überzeugen könnte. ‚Nun denn', sagte er, ‚der Kaiser wird die Niederlande verlassen, und wer wird dann Herr dort werden? Ich sehe den Tag, da ihr Frankreich so mächtig machen werdet, daß es schwer sein wird, es wieder zur Vernunft zu bringen.' —

[1] Bei (preußischer) Depesche: „London, 8. Februar (A. S.) 1729—1730."
[2] Gesandtschaftsberichte: London, 8. Februar; Berlin, 2. März 1730.

Dubourgay: ‚Wenn der Kaiser die Niederlande verließe, würden sie von ihrer eigenen Obrigkeit regiert und von ihrer Miliz verteidigt werden. Was die Franzosen anlangt, so sind wir zu sehr von dem Vorteil unserer Alliierten überzeugt, um —‘ Worauf der König von Preußen sagte: ‚Es läge zutage, wir hätten Lust, über Königreiche und Provinzen in Italien nach eigenem Gutdünken zu verfügen, so daß wir uns vermutlich nächstens beikommen lassen würden, ein gleiches in Deutschland zu tun.‘ — Dubourgay: ‚Die zugunsten des Don Carlos gemachten Verteilungen sind mit Einwilligung von Kaiser und Reich gemacht worden. Wir könnten nicht dulden, daß unser Handel mit Spanien länger unterbrochen bleibe, einzig wegen des kleinen Unterschiedes zwischen dem Vertrag von Sevilla und der Quadrupelallianz, die Besatzung betreffend‘“ — die sofortige Zulassung von spanischen Besatzungen in Parma und Piacenza, die die eigentliche Donnerkeule der kürzlichen Soissons-Katastrophe oder des Vertrags von Sevilla war. — ‚Nun‘, sagte Seine preußische Majestät, ‚da müssen Sie also doch zugeben, daß man die Quadrupelallianz wirklich verletzt hat, und daß der Kaiser Krieg anfangen wird!‘ ‚Ich hoffe nicht,‘ sagte ich, ‚aber wenn auch, so würden zehn Jahre Krieg im Bunde mit den Alliierten von Sevilla nimmer so schlimm sein wie ein Jahr Unterbrechung unseres Handels mit Alt- und Neuspanien.‘

Des Königs von Preußen Gedanken wegen unseres Verfügens über Provinzen in Deutschland“, setzt Dubourgay hinzu, „sind, glaube ich, eine Eingebung Seckendorffs, der ihm ohne Zweifel glauben gemacht, wir beabsichtigten in bezug auf Jülich und Berg so zu verfahren.“

Sehr wahrscheinlich. — Doch Hotham geht unter Segel, voller Hoffnung, das Spiel zu verderben. Preußische Majestät, sehen wir, ist nicht unempfindlich für soviel Ehre und klärt sich auf zu Hoffnung und heiterer Stimmung. Welcher Glanz sich über die Partei der Königin verbreitet, brauchen wir nicht zu sagen. Das Tabaksparlament dürfte wohl harte Nüsse bekommen. — Friedrich Wilhelm ist bei sich wohlgeneigt, seine Tochter mit solchen Aussichten zu verheiraten, wenn es sich tun läßt. Die Vermählung seines Kronprinzen in eine solche Familie würde auch schon ganz willkommen sein, nur — nur — nach dieser Seite hin gibt es Bedenklichkeiten; es gibt Gründe; noch mehr gibt es Grillen, Empfindungen und Gefühle gegen einen ungeliebten Erbprinzen; auf diesen letzteren hauptsächlich beruhen die Hoffnungen Seckendorffs und des Tabaksparlaments.

Was die eigentlichen Eingebungen und Ratschläge des Tabaksparlaments in dieser beunruhigenden Zwischenzeit waren, davon ist uns keine Andeutung stenographiert. Sachte und zaghaft mußten sie anfangs notwendigerweise sein, da ungünstige Winde, die den Rauch der abstrusen Institution gar arg verjagten, sich erhoben hatten. — „Jarnibleu!“ näselt der Feldzeugmeister bei sich. Jedoch „Si Deus est nobiscum“, wie Grumbkow einmal gegen seinen charmanten Reichenbach oder Nosti, wie er ihn in ihrer Gauner- oder Chiffresprache nennt, ausruft: „Wenn Gott für uns ist, wer kann wider uns sein?“ Denn der Grumbkow kann die Schrift anführen, ja, spricht sich Trost damit ein, was noch mehr ist, als der Teufel vermag.

Exzellenz Hotham kommt in Berlin an.

Der bei diesem interessanten Anlasse nach Berlin zu sendende außerordentliche Botschafter ist ein würdevoller Yorkshirescher Baronet: Sir Charles Hotham, „Oberst der reitenden Grenadiere"; er hat auch irgendeinen Posten bei Hofe und ist noch in den besten Jahren. Seine Frau ist Chesterfields Schwester; er ist dabei eine Art Soldat, wie wir sehen — ein Mann mit großem Säbelgehänge wenigstens, und sowohl mit dem Reiterexerzitium bekannt als mit dem Kammerherrndienst; sein Vater war ein General in den Peterborough-spanischen[1] Kriegen. Das sind seine Vorzüge, die ihn in Berlin und daheim in der offiziellen Welt empfehlen. Die Familie ist alt genug: Hothams von Scarborough im East-Riding, alt wie Wilhelmus Bastardus, und besteht bis auf den heutigen Tag. Doch ist zu bemerken: dieser Sir Charles Hotham ist nicht Sohn in gerader Linie jener Hothams, die im Bürgerkriege um ihre Köpfe kamen, noch auch Vater in gerader Linie der jetzigen Lord Hotham; er ist sozusagen Vetterskind der ersteren und Vettersvater der letzteren. Im übrigen stattlich von Gestalt, fertig im Französischsprechen und von feiner Sitte. So weit ist Villa gediehen.

Hotham kam nach Berlin Sonntag, den 2. April 1730. Er war langsam gereist, um einige nachkommende Reste jener Reichenbach-Grumbkowschen Korrespondenz abzuwarten, damit er sie zum Vorzeigen an der richtigen Stelle in Bereitschaft habe, denn das ist einer der Hauptpfeile in seinem Köcher. Indessen ist er endlich hier, und am Montag hat er in Charlottenburg Audienz bei der preußischen Majestät und findet vollauf Willkommen für sich und seine Präliminarien. „Vermählung nach jenem magnifiken Lande wird meiner Tochter, glaube ich, willkommen sein, wie Blumen es im Lenze sind; auch mir, wie könnte es mir anders als willkommen sein? — „Fernere Instruktionen", sagen Sie? Ja, versteht sich, und beiderseitig ehrenhafte Bedingungen. Nur seien Sie still, bis ich in die Stadt komme; möchte lieber selbst mein Mädchen damit überraschen[2]. In solch freimütigem Tone sprach Seine Majestät — und lädt Exzellenz Hotham zur Tafel ein.

Großes Diner zu Charlottenburg demgemäß, Montag, 3. April 1730: die beiden englischen Exzellenzen Hotham und Dubourgay, ferner General Borck, Knyphausen, Grumbkow, Seckendorff und andere — „wo", sagt Hotham, indem er Bericht darüber erstattet, „wir uns alle unmäßig betranken". Von welchem Diner eine unsaubere Schilderung da ist, von Grumbkow an Nosti, die wir noch durch St. Mary-Axe sehen können, wäre sie viel unserer Beachtung wert. Es flogen witzige Redensarten,

[1] Charles Mordaunt Graf von Peterborough, der im Spanischen Erbfolgekrieg das englische Kontingent in Spanien anführte. Der exzentrische Mann ist dem deutschen Leser vielleicht aus Lord Macaulays Schriften bekannt. D. Übers.

[2] Ranke I. 284.

mit Anspielungen geladen, bei Tafel herum: „Für einen deutschen Dukaten wechselt man eine englische halbe Guinee“, und mehr dergleichen schalkhafte Dinge. Ja einmal, als Hotham seinen Rücken gewendet hat, trinkt man offen — da Seine Majestät in der munteren Aufgeregtheit das Geheimnis ausgeplaudert hat — „Auf das Wohl von Wilhelmine Prinzessin von Wales!“ Worauf denn der ganze Charlottenburger Palast in ein allgemeines Hüpfen und Tanzen ausbricht und sogar die Bedienten Sprünge und Kapriolen machen — und mit der Neuigkeit nach Berlin stürzen. Nur wird bemerkt, daß Hotham und Dubourgay beim allgemeinen Tanzen stille saßen, mit diplomatisch ernsthaften Gesichtern. Verschiedene Punkte sind erst ins reine zu bringen; man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Die Neuigkeit kam nach dem Berliner Schloß ohne Zweifel im gestreckten Galopp, was nur eine Viertelstunde erfordern würde. Wilhelmine erzählt, wie sie sie erfuhr: Nachmittag des Montag, 3. April 1730, im Schloß zu Berlin — gegen Sonnenuntergang, irgendeine zierliche Näharbeit in den Händen:

„Ich saß ruhig auf meinem Zimmer, mit meiner Arbeit beschäftigt, und jemand las mir vor, als die Damen der Königin mit einem Strome von Dienerschaft hinter ihnen her hereinstürzten, die alle schrien, indem sie ein Knie zur Erde beugten: ‚Sie seien gekommen, die Prinzessin von Wales zu begrüßen.‘ Ich glaubte wirklich, die armen Leute hätten den Verstand verloren; sie wollten nimmer ablassen, mich mit Lärm und Tumult zu überhäufen, ihre Freude war so groß, daß sie nicht wußten, was sie taten. Als das Possenspiel eine Zeitlang gedauert hatte, sagten sie mir“ — was unsere Leser wissen. Aus dem sich die spröde Wilhelmine so gut wie nichts gemacht zu haben behauptet. „Ich war so wenig davon bewegt, daß ich, mit meiner Arbeit fortfahrend, antwortete: ‚Ist das alles?‘ Was sie gewaltig erstaunte. Eine Weile hernach kamen auch meine Schwestern und mehrere Damen, mir Glück zu wünschen. Ich ward viel geliebt und fühlte mehr Wonne über die Beweise, die mir jeder davon gab, als über das, was sie veranlaßte. Am Abend ging ich zu der Königin: man kann sich leicht ihre Freude vorstellen. Bei meinem ersten Eintreten nannte sie mich gleich ‚ihre liebe Prinzessin von Wales‘ und redete Frau von Sonsfeld als ‚Milady‘ an. Letztere nahm sich die Freiheit, ihr einen Wink zu geben, daß es geratener wäre, sich ruhig zu verhalten; daß dergleichen Äußerung den König, der noch nichts hiervon angekündigt habe, erzürnen dürfte, und daß vorläufig noch die geringste Kleinigkeit alle ihre Hoffnungen zunichte machen könnte. Als auch die Gräfin Finkenstein ihre Vorstellungen denen der Sonsfeld beifügte, versprach die Königin endlich, obschon widerwillig, sich zu mäßigen [1].“

Dies ist der strahlende Flammenpunkt der lange betriebenen englischen Heirat, die wir so oft in einem bitterlich rauchenden Zustande betroffen haben. „Der König sprach freilich nichts davon mit uns bei seiner Rückkehr nach Berlin in ein paar Tagen,“ sagt Wilhelmine, „was uns sonderbar dünkte.“ Aber jedermann hielt die Sache für abgemacht und glaubte, daß nur noch die Einzelheiten auseinanderzusetzen seien. „Hotham hatte täglich Besprechungen mit dem Könige.“ „Jede Post brachte Briefe von dem Prinzen von Wales“, von denen Wilhelmine verschiedene zu sehen be-

[1] Wilhelmine I. 215.

kam — folgenden als ein Probestück, dem die übrigen gleich lauten: „Ich beschwöre Sie, mein lieber Hotham, bringen Sie diese Unterhandlungen zum Abschluß! Ich bin toll verliebt (amoureux comme un fou), und meine Ungeduld ist ohnegleichen[1]." Wilhelminen erschienen diese Gefühle „sehr romantisch seitens des Prinzen von Wales, der mich nie gesehen hatte, mich nur dem Rufe nach kannte" — und antwortete ihm und seinem Romantisieren schalkhaft schmollend mit spöttischem Gelächter.

Strahlender Flammenpunkt — der leider von gar sehr kurzer Dauer war und bald zu bittererem Rauch als je, fast bis zum Zustand des Erstickens sank. Es folgen nun sechs Wochen diplomatischer Geschichte am Berliner Hofe, die gar anders endigen, als sie begannen. Wochen, die beinahe unentzifferbar sind, so wirre gemacht sind sie durch Schwarzkunst und dunkle Treibereien, offen und versteckt, und so wirre für uns berichtet. Aber wir müssen, wenn menschenmöglich, versuchen, der Menschheit irgendeinen schwachen Begriff von ihnen zu geben.

[1] Wilhelmine I. 218.

Zweites Kapitel / Vogelsprache: Exzellenz Hotham kann nichts ausrichten

Schon am anderen Morgen nach jenem großartigen Diner in Charlottenburg, als Friedrich Wilhelm mit dem gebührenden Kopfweh erwachte, dachte er und hörte man ihn sagen: er sei zu weit gegangen! Jene düsteren Blicke Hothams und Dubourgays bei der Gelegenheit, sie waren ein trauriges Memento, daß unser Freudenausbruch voreilig war. Die Engländer meinen die Doppelheirat, und Friedrich Wilhelm ist nicht und war eigentlich niemals so ganz zu mehr als der einfachen bereit. „Wilhelmine Prinzessin von Wales, ja von ganzem Herzen; aber Friedrich an eine englische Prinzessin — hm, na" — und einen Tag später[1] unumwunden: „Nein." Und dabei bleibt er schließlich oder kehrt, wenn schwankend gemacht, immer wieder dahin zurück.

Und warum Nein? — Wahrhaftig, was des Kronprinzen Friedrich Vermählung betrifft, so hatte die Sache ihre wirklichen Schwierigkeiten, und dann hatte sie noch mehr ihre eingebildeten, und die unterirdischen Treibereien waren geschäftig! Die Zeugen, zeitgenössische und andere, geben drei Gründe oder Erwägungen und Quasi-Gründe an, auf die das Tabaksparlament und Friedrich Wilhelms lebhafte Phantasie sich versteifen konnten, bis sie unumstößlich wurden.

Erstens: seine eingewurzelte Unzufriedenheit mit dem Kronprinzen, einige sagen sogar, seine Eifersucht auf die Talente des Kronprinzen, machen den Gedanken an irgendwelche Erhöhung für diesen unangenehm. Zweitens: natürliche, durch die Hoffnung auf Jülich und Berg aufgefrischte, deutsche Loyalität, die Friedrich Wilhelm an die kaiserliche Seite der Dinge bindet, stößt ihn mit einer Art von Grausen von der antikaiserlichen oder französisch-englischen Seite ab. „Nehmt meine Tochter, wenn ihr wollt; es soll mir lieb sein, sie als Prinzessin von Wales zu begrüßen; aber keine Gemeinschaft mit euren Vertrag-von-Sevilla-Operationen: in der Politik geht euren Weg, wenn er das ist, und laßt mich meinen gehen;

[1] „Resolution an den Minister, 5. April", angeführt von Ranke I. 285. Anmerkung.

keine Verpflichtung durch doppelte oder sonstige Heirat, denselben Weg zu gehen.“ Drittens: die Pracht dieser Engländer. „Fragen nichts nach Kosten,“ flüstert das Tabakspарlament; „sie werden ihre große Prinzessin mit Haufen von Geld hierher schicken; auferzogen in großer Herrlichkeit, wird sie auf unsersgleichen herabblicken. Sie kann blenden, sie kann kaufen: dürfte am Ende nicht gar eine kronprinzliche Partei aufkommen, die imstande wäre, Eure Majestät hier an Ihrem eigenen Hofe zu verdunkeln und Preußen zu einem Stückchen England zu machen, da alle Augen auf die verschwenderische Prinzessin gerichtet sind und auf ihren Kronprinzen — Erbnachfolger oder ‚aufgehende Sonne‘, wie wir ihn nennen können!“ —

Das sind wirklich drei gewichtige, fast furchtbare Erwägungen für einen König mit poetischem Temperament und sein Rauchparlament, die keinen Ausweg übrig lassen, außer freilich dies einfache Viertens: „Keine Eile mit Fritzens Verehelichung[1], er ist erst achtzehn vorüber, offenbar zu jung für eigene Wirtschaft. Dreißig ist die rechte Zeit zum Heiraten. ‚Es fehlt Gott sei Dank nicht an königlichem Geschlecht, ich habe zwei andere Söhne‘ — und noch einen unterwegs, wüßte ich es.“ Zu alledem kommt noch die immer wiederkehrende unbesiegbare Hinneigung zum Kaiser und auch zu Jülich und Berg mit seiner Hilfe — tüchtig bearbeitet von dem Tabakspарlament während jener sechs Wochen. Und so lautet auch während deren Verlaufs, fast vom ersten Tage nach jenem Hotham-Diner des 3. April an, mit oberflächlichen Schwankungen die königliche Antwort immer: Wilhelmine sofort, wenn ihr wollt; auch wegen des Kronprinzen dürften wir in aller Wahrscheinlichkeit noch einig werden, wenn erst alles in Ordnung wäre: „aber von der doppelten Mariage gegenwärtig höre nit[2].“ Und da die Engländer stetig antworten: „Beide oder keine!“ — indem sie freilich gedenken, Preußen dem Gängelbande des Kaisers zu entziehen und es aus seiner gegenwärtigen verzauberten Lage unter dem Einfluß der zwei Schwarzkünstler herauszubringen, so sinkt die Unterhandlung wieder in einen bloß rauchenden und erloschenen oder sichtlich erlöschenden Zustand.

Die Grumbkow-Nostische Chiffrekorrespondenz dürfte als eine fernere wirksame Ursache in Anschlag kommen, wiewohl sie im Grunde nur ein großes mitwirkendes Symptom ist, auf das beide Parteien stark rechnen und in dem sich beide stark getäuscht finden. Als Mittel, Friedrich Wilhelms Urteil über England zu bestimmen oder zu verdrehen, scheint diese tiefangelegte Maschinerie wenig oder nichts ausgerichtet zu haben; und Hotham, der mit dem englischen Hof (bei ihrer Entdeckung) auf sie als auf ein Hauptmittel für den Sturz Grumbkows rechnete, brachte, als er es versuchte, eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor,

[1] Friedrich Wilhelm an Reichenbach (13. Mai), infra.
[2] Ranke I. 285 Anm.

wie wir sehen werden! Das war ein Stück schweres Geschütz, in welchem sich jedermann täuschte. Von dem Feind ergriffen, ehe es Schaden anrichten konnte, wendete der Feind es gegen den Erfinder, feuerte es auf den Erfinder ab und — es ging durch das Zündloch los und sengte einigen die Backenbärte an: das war alles!

Ein Blick in die in St. Mary Axe aufgefangene Nosti-Grumbkowsche Korrespondenz.

Hat der Leser etwa Lust, in die Nosti-Grumbkowsche Korrespondenz zu gucken? Ich rate ihm nicht dazu. Ein ansehnlicher Teil liegt noch im britischen Staatsarchiv[1] und wird wohl von dem preußischen Dryasdust mit der Zeit herausgegeben werden; aber eine schmutzigere Masse von Horchereien, Küchenasche und Kehricht, von einem Paar verräterischen Bedienten (der eine ein großer renommierender Bedienter, der andere ein kleiner zitternder kriechender, Grumbkow und Reichenbach) gesammelt und ausgetauscht, ist nimmer aus vornehmer Leute Haus geschleppt worden. Nicht dem allermüßigsten Leser, schütze er sich auch noch so sehr und halte er sich Mund und Nase zu, kann das Aufwühlen eines solchen Kehrichtkastens lange erträglich sein. Doch ist dies die erstaunliche Aufgabe des Verfassers gewesen, dem es beschieden war, die Begebenheit, wenn er könne, ins klare zu buchstabieren und sie mit Daten, Physiognomie und Umriß zu versehen, mit Hilfe von solchem Bedientensanskrit! — Diese Nosti-Korrespondenz, wie wir sie nun im Staatsarchiv haben — nur verständlich mittelst Folianten britischer Gesandtschaftsberichte, mittelst unfertiger undatierter unbeholfener preußischer Bücher: wie freudig würde man sie nicht insgesamt nach St. Mary Axe zurückgeben, auf daß sie dort liegenbleibe durch alle Ewigkeit! Ist es doch, wie wenn man mit einem Krähengeniste Zwiegespräch hielte, seinen Weg erfrüge (vielleicht auf der Flucht, um das liebe Leben zu retten, wie das zum Teil mein Fall war) durch Unterredung mit nacheinander oder sogar gleichzeitig schreienden Krähengenisten. Leser, hast du je so etwas versucht? Ein Abenteuer, von dem nimmer zu sprechen, nachdem es einmal bestanden ist!

Wilhelmine will Stellen aus dieser unterirdischen Grumbkow-Reichenbachischen Korrespondenz anführen[2]; aber was sie gibt, sind bloß Auszüge aus irgendeiner Beschreibung oder Erinnerung; kaum ein Wort stimmt genau mit den Originalen überein, wenn sich auch hier und da einiger Umriß oder Schatten eines wirklichen Satzes erkennen läßt. Was ich an Bruchstücken, die, richtig zusammengestellt, geeignet sind, irgendeine Spur von Sinn anzunehmen, aus der wogenden nichtkosmischen Unendlichkeit herausfischen konnte, folgt hier zu des Lesers Nutzen. Er über-

[1] Preußische Depeschen Bd. XL. XLI.: in einem fragmentarischen Zustande; so viel derselben nämlich als man aufgefangen und zu gebrauchen versucht hatte — viel zuviel.

[2] Wilhelmine I. 233—235.

springe nur, wenn er gleich mir müde ist; denn das Wesentliche der Geschichte findet sich anderweitig. Oder hat er vielleicht einige Neugier, mit der Sprache der Vögel bekannt zu werden? Mit Abkürzung durch gelegentliche Veränderung des Ausdrucks, vor allem durch unendliche Auslassung — folgt hier in Probestücken etwas wie das, was das Krähengeniste dem armen Friedrich Wilhelm und uns durch St. Mary Axe und die Kopisten im Auswärtigen Amt gesagt hat! Friedrich Wilhelm liest es (Hotham gibt es ihm zu lesen) in einigen Wochen, wir tun es erst Generationen später. Ich kürze aufs äußerste ab — will mit einfachen Gänsefüßen bezeichnen, was nicht Abkürzung, sondern genaue Übersetzung ist — mit strenger Beobachtung der Daten und treuem Festhalten an dem, was an Sinn da ist:

An Nosti (die so benannte Exzellenz Reichenbach) in London:
Grumbkow aus Berlin loquitur, Reichenbach mit beiden Ohren aufhorchend (Worte in St. Mary Axe aufgefangen):

Berlin, 3. März 1730. „Die Zeit ist nun gekommen, wo Reichenbach sein Spiel spielen muß. Laß ihn schreiben: daß die Häupter der Opposition, die Österreich als eine Karte in ihrem Spiele im Parlamente halte, ‚in Bestürzung sind, da Walpole sich hat merken lassen, daß er im Begriff sei, sich mit dem König von Preußen zu befreunden'; ‚daß man vermittelst gewisser Minister zu Berlin und vermittelst anderer unterirdischen Kanäle (autres souterrains) Seine Majestät hiezu geneigt gemacht' " (Knyphausen, Borck und andere werden dem Reichenbach für solches Schreiben gar verbunden sein!); „daß Reichenbach wisse, man beabsichtige einen Minister nach Berlin zu senden; sei aber überzeugt, wie sie es vielleicht selber sind, Seine preußische Majestät werde sich nicht in die Falle locken oder fangen lassen: aber schon das Gerücht von der Möglichkeit seines Abwendens" von Österreich wäre ein unendlicher Gewinn „für das englische Ministerium" — in der Tat seine Rettung auf dem parlamentarischen Hahnenplan. „Daß sie bereits als Gerücht ausgegeben haben, wie sicher sie des Berliner Hofes wären, sobald es darauf ankommen sollte. Daß Reichenbach versucht habe, von 73[1] zu erfahren, was man denn eigentlich in Berlin erlangt, und wenig davon halte, wenngleich die Walpoleschen", deren Existenz so gefährlich von Preußen abhängt, ‚eine heitere Miene annehmen und in der Tat sich wohl bewußt sind, welch ein Gewinn es sei, die Unterhandlung mit Seiner preußischen Majestät auch nur erneuert zu haben.' Hier ist ein König, der hübsch aus erster Hand über englische Geschichte erleuchtet wird, durch auswärts für ihn lügende und daheim lügende Minister!

‚Und so wird der König', schließt Grumbkow, ‚Reichenbach für einen Hexenmeister (Sorcier) halten, da er über alles so wohl unterrichtet ist, und wird die gute Meinung, die er von Reichenbach hat, verdoppeln. Und so, wenn Reichenbach meinen Ideen sekundiert, wollen wir Borck und Knyphausen den Garaus geben und dem Könige treuen Dienst leisten' — indem einer von uns dafür seine geheimen tausend Dukaten jährlich von Österreich bezieht. ‚Der König ist nur zu wohl gewahr, daß die Krankheit der Königin bloße Verstellung (momerie) ist. Denken Sie sich, wie das wirkt! Ich bin ganz der Ihre (tout à vous). Ich sehe mit großer Ungeduld Ihren Nachrichten, all dies betreffend, entgegen: denn ich unterrichte Sie genau, wie die Sachen hier stehen, so daß es nur von Ihnen abhängt, für ein Wunder von richtigem Scharfsinn hier zu glänzen und zu gelten.' — „Sorcier" oder Hexenmeister

[1] Ein Unentzifferbarer.

im Erraten von Geheimnissen nennt es Grumbkow wieder. Er fährt in einem zweiten Sendschreiben fort:

Berlin, 7. März (geben wir eine oder zwei Zeilen lang das Original): ‚Königin Sophie stünde bald von ihrem Krankenlager auf, wäre diese Heirat erst vollzogen; la Mère du Prince-Royal affecte toujours d'être bien mal; mais dès que l'affaire entre le Prince de Galles et la Princesse-Royale sera faite, on la verra bientôt sur pied.‘ „Es wird passend sein, daß Reichenbach dem Vater des Kronprinzen zu wissen tue, daß dieser ganze Handel in Berlin mit Borck und durch 71[1] mit Knyphausen und 103[2] abgekartet wurde. Daß sie eine Verbindung zwischen der englischen Prinzessin und dem Prinzen von Preußen nie aus den Augen verlieren und sich schmeicheln, der Kronprinz von Preußen werde die Kronprinzessin", Wilhelmine, „auf ihre Hochzeit dort begleiten". „Mit einem Wort, daß sich alles um diesen letzten Punkt", gleichzeitige Heirat des Kronprinzen, „drehe", und „daß Villa eine so günstige Schilderung von dem Prinzen gemacht habe, daß die englische Prinzessin ihn um jeden Preis haben wolle. Nosti mag auch die Sache mit 100" — den wir endlich als Lord Harrington entziffern, weiland Oberst Stanhope von Soissons, von der Madrider Gesandtschaft, von der Landung auf Vigo, ein hervorragender neuer Lord, durch welchen Newcastle den Townshend zu verdrängen hofft — „Lord Harrington und der Spaltung unter den Ministern anführen": die große Frage nämlich, die gerade der Entscheidung entgegengärt: Soll die Firma Townshend und Walpole oder Walpole und Townshend heißen? In welcher die preußische Doppelheirat wirklich eine Art Karte ist und von Nosti als ein Trumpf bezeichnet werden mag.

„Die ganze Stadt" Berlin „sagt, dieser Villa sei auf Befehl des Königs entlassen worden, denn er lehrte der ältesten Prinzessin Englisch: aber ich kann wohl sagen, daß Borck, 107[3], Knyphausen und Dubourgay ihn wegsandten, damit er eine Schilderung von der hiesigen Sachlage mache. Und falls Nosti über die Ansichten der Königin von England in betreff des Kronprinzen von Preußen ebenso an Seine Majestät geschrieben hat, wie er seinem Freunde schreibt" (Bericht an die Majestät ist dem Freunde noch nicht zu Gesicht gekommen), „so kommt das wie erwünscht (celà vient à merveille). Ich habe Seckendorff von allem, was mir Nosti schreibt, in Kenntnis gesetzt. ‚Übrigens darf sich Nosti versichert halten, daß der König niemals Reichenbach verlassen wird; und sollte der Kronprinz‘, wenn das Geschick plötzlich einschritte, ‚die Zügel in die Hand bekommen — in dem Fall verspricht Seckendorff dem Reichenbach seitens des Kaisers alles das oder mehr als das, was er beim Regierungsantritt des Prinzen verlieren dürfte. Monsieur Reichenbach kann sich darauf verlassen[4].‘

Sklave Reichenbach in London ist, als dieses Sendschreiben in seine Hände kommt, früheren Instruktionen gemäß geschäftig mit Aufzeichnen von Skandal zum Nutzen Seiner preußischen Majestät und meines Bassa Grumbkow; zum Beispiel:

[1] Noch ein Unentzifferbarer.

[2] Desgleichen.

[3] Desgleichen.

[4] Prussian Despatches vol. XL. Der zweite dieser Briefe, bemerken wir, ist von Villa kopiert, der ihn an Hothams Sekretär nach Berlin übersendet und sich viel davon verspricht. Der Brief ist „ohne Unterschrift", fügt Villa hinzu (point signée). Der erstere ward von Townshend übersendet — die nachher folgenden von usw. Auf die Weise sind sie in das Staatsarchiv gekommen, als Beilagen zu den verschiedenen Depeschen, in welchen sie nach Berlin gingen, um da als diplomatische Munition zu dienen.

An Herrn von Grumbkow in Berlin.

Exzellenz Reichenbach loquitur — in St. Mary Axe aufgefangen.

London, 10. März 1730. ** „Reichenbach hat heute Seiner preußischen Majestät durch einen Kurier, der über Brüssel geht" (Kurier des österreichischen Kinsky ohne Zweifel) „geschrieben, was für Liebschaften mit Schauspielerinnen und Opernmädchen der Prinz von Wales", der lockere Fred, „gegenwärtig hat. Der König von Preußen wird gewiß staunen. Die Sache verdient einige Beachtung gegenwärtig" — namentlich von einer Exzellenz wie ich. — — —

[Sendschreiben (Korpus wichtiger Grumbkow-Instruktionen, die wir gelesen haben) kommt zu Händen.]

London, 14. März 1730. ‚Reichenbach will mit erster Post alles schreiben, was Grumbkow beordert. Reichenbach sieht wohl, man führt hier ein böses Spiel im Schild (jouent le diable à quatre ici): doch will Reichenbach Seiner preußischen Majestät melden, was Grumbkow für gut erachtet.' Die gute Exzellenz Reichenbach ‚schmeichelt sich, daß der König fest bleiben und sich nicht von seinen Feinden täuschen lassen wird. Wenn Grumbkow und Seckendorff Gelegenheit haben, mögen sie Seiner preußischen Majestät sagen, der hiesige Hof gehe einzig darauf aus, sein Land zu einer von England abhängigen Provinz zu machen. Ist erst einmal diese englische Prinzessin an den Kronprinzen von Preußen verehelicht, dann werden die Engländer eine solche Partei in Berlin bilden, daß sie Seiner Majestät ganz und gar die Hände binden werden.' Ein erquickliches Stück Neuigkeit für Seine preußische Majestät im Tabakspарlament. ‚Reichenbach will sicherlich aufpassen; verlassen Sie sich darauf, daß er dem Grumbkow jedesmal mit erster Post antworten wird.'

Fährt fort — indem er nun seinen Krähenschnabel der Majestät zukehrt. Dasselbe Datum (14. März), dieselbe Zeit, derselbe Ort und Vogel:

An Seine preußische Majestät (von Exzellenz Reichenbach).

*** ‚P. S. Ich hatte diesen Brief geendigt als eine Vertrauensperson hereinkam' (die Tatsache ist aber, meines Grumbkow Sendschreiben mit Instruktionen kam herein oder, figürlich gesprochen, mein Grumbkow selber) ‚und versprach, mir in einigen Tagen eine völlige Einsicht in die Ränke zu geben, die unter der Sendung dieses neuen Ministers nach Berlin versteckt sind, und die mich, sagt er, ebenso erstaunen würden, wie die Weise, auf die sie abgekartet wurden. Von all diesem werde ich Euer Majestät sogleich eigenhändig berichten, indem ich allezeit beeifert bin, nur Euer Majestät zu dienen.'

Hotham ist nun bereits seit Wochen abgereist; man schließt, daß er in Berlin nun angekommen ist — zum Schrecken beider Krähen. Hier ein Krächzen von Nosti:

An den Herrn von Grumbkow in Berlin.

London, April 1730. ** „Hotham ist keineswegs ein solcher Hexenmeister, wie man sich in Berlin einbildet — sonderbar genug, wie diese Engländer gern die Deutschen unterschätzen, während wir in Deutschland jene überschätzen" (avons une idée trop vaste, sie trop petite). ‚Da ist zum Beispiel Lord Chesterfield, der gilt hier wohl für einen honetten Mann (bon homme) und ist beliebt bei dem Könige' (nicht bei Walpole oder der Königin, wenn Nosti es wüßte); ‚aber niemand hält ihn für ein solches Wunderwerk von Mensch wie ihr alle in Deutschland' — welch letzteres Stückchen Germanismus allerdings eine unzweifelhafte Tatsache ist, wundersam genug für Engländer und auch für Deutsche, die nun in verschollenen Büchern lesen.

Hotham kam, wie gesagt, am 2. April in Berlin an. Aus Berlin kommt darauf von Grumbkow weitläufige unsaubere Beschreibung jenes Einführungsdiners, 3. April, mit schrecklichen Details über die lodernde Gunst, in der Hotham steht. Eine Beschreibung, die Seine Majestät (wenn Hotham sie ihm seinerzeit einhändigen wird) mit schmerzhafter Spannung lesen wird, wie Reichenbach sie jetzt liest; die für uns aber lediglich Schmutz ist und hier ausgelassen werden kann.

Auf welche traurige Strophe sofort die schuldige Antistrophe von Reichenbach entgegengekrächzt kommt — und wir müssen uns merken, daß die Krähen stets in der dritten Person und mit dunkelen Umschreibungen reden, niemals „ich" oder „Sie" sagen, außer wenn der Verfasser dieses Werks es kürzehalber für sie tut. Reichenbach von seinem Neste schnarrt heiser also:

An den Herrn von Grumbkow in Berlin.

London, 11. April. ‚Reichenbach est coup-de-foudré, ist vom Blitz getroffen — bei dem Vernehmen dieser Berliner Neuigkeiten' — und äußert in dem Stile eines geprügelten Hundes seine Schmerzen, Ungewißheiten und Schrecken bei der Gelegenheit. „Vom Blitz getroffen. Fühle mich sehr unwohl und nicht in der Lage, viel zu schreiben heute. Es erfordert einen andern Kopf als den meinigen, so oft kehrtzumachen (changer si souvent de système). Kurzum, Nosti est au bout de son latin" (sein Verstand steht ihm still, dem armen Teufel)! „Beide Majestäten haben offen von den günstigen Nachrichten aus Berlin gesprochen; die Staatspapiere sind infolgedessen in die Höhe gegangen. Der neue Minister" (Walpole an die Spitze der Firma gelangt; Townshend wird bald abtreten, unzufrieden mit dem unteren Platz) „ist nun allmächtig: O tempora, O mores! Man gratuliert mir allenthalben, und ich bin gezwungen zu lächeln" mit saurem Gesicht. „Der König und die Königin verachten mich. Auf dem jüngsten Lever stellte ich mich so, daß sie mich sehen mußten und bückte mich bis auf die Erde; aber sie würdigten mich keines Blickes. ‚Notre grand petit-maître', der kleine Georg, der olympische Jupiter dieser Weltgegend, schritt vorüber, wie wenn ich gar nicht dagewesen wäre." ‚Chesterfield, heißt es, soll in großem Pomp als außerordentlicher Gesandter abgehen und die Prinzessin herüberholen. Und' — kurzum, leider, leider, einst ging es mir gu — gu — gut, nun aber ist mir mi — — serabel!

Ja, er merke sich es, zu seinem Troste — und mehr noch, und alle Leser mit ihm, was folgt:

London, 14. April. „Sklave Reichenbach kann nicht länger geheime Briefe an Seine preußische Majestät in dem alten, von Ihnen angegebenen Tone schreiben, sondern muß sich auf seine leeren amtlichen Berichte beschränken; da die Szene gänzlich umgewandelt ist, muß er auch seine Schreibart ändern" — der arme Halunke. „Er wird jedoch demnächst Seiner Majestät kundtun müssen, wenn es auch jetzt nicht sicher ist" — z. B. — ‚daß Seine britannische Majestät von Tag zu Tag von aller Welt mehr und mehr gehaßt wird, und daß der Prinz von Wales nicht mehr so beliebt bei dem Publikum ist, als zuerst, da er anfängt, sich Airs zu geben und ganz und gar die Manieren Seiner britannischen Majestät, d. h. eines Gecken (petit-maître) annimmt; mein Liebenswürdiger' (Grumbkow) ‚merke sich das.' —

‚Reichenbach vertraut ferner mit großer Zuversicht dem größten Vertrauten, den er in der Welt hat' (demselben liebenswürdigen Grumbkow), ‚daß er seit einem oder zwei Tagen entdeckt hat', ein entsetzliches Faktum, das unseren Lesern bereits länger

bekannt ist: ‚Daß der Kronprinz von Preußen der hiesigen Königin seine schriftliche Zusicherung gegeben habe, niemals jemand anders zu heiraten als die Prinzessin von England, es komme was da wolle‘ (preußische Majestät wird das mit schrecklichem Interesse lesen! Betrifft ihn viel näher als uns). ‚Und die Königin von England, heißt es‘, fälschlich, ‚soll in Erwägung dieses Versprechens geantwortet haben, daß man vorderhand nur die Prinzessin von Preußen für den Prinzen von Wales begehren würde‘, und es mit der Doppelheirat demnach nach Seiner preußischen Majestät Wünschen gehen solle. ‚Monsieur de Reichenbach hat Seiner preußischen Majestät nichts hiervon gesagt, da es ihm gerade jetzt zu gefährlich deuchte.

Lord Townshend verweilt noch auf seinem Landsitz‘ (Rainham in Norfolk); ‚aber man sagt, er würde bald zur Stadt kommen, da er die große Neuigkeit erfuhr, daß man die preußische Majestät bereits bei der Nase gekriegt habe. Reichenbach weiß nicht, ob er Grumbkow bereits gesagt, daß das Gerücht umlaufe, Lord Chesterfield solle in der Eigenschaft eines Gesandten bei dem Berliner Hof die Prinzessin Wilhelmine herüberbegleiten.‘ — Hast es bereits gesagt, armer verwirrter Tropf, ungewöhnlich verdutzt und unter entsetzlicher Verdunkelung gegenwärtig.

Fährt nach vier Tagen fort:

April 18.** „Lord Stratford“ (eine mir nicht bekannte Lordschaft) „und die Häupter der Opposition möchten gern erkunden, was Hothams Anerbieten an den König von Preußen eigentlich sei.“

Ja fürwahr, sie gedenken die Frage im Parlament zu stellen (wie es der Brauch armer Mitspieler auf diesem Hahnenplan ist): ‚Warum man denn das Angebot nicht früher gemacht habe? Freundschaft mit Seiner preußischen Majestät würde vergangenes Jahr jenen ganzen gewaltigen Wolkenbruch wegen der Clameier Wiesen erspart haben! Ja, hätten wir vor einigen Monaten das schwere Geld auszugeben brauchen, um jene Hessen und Dänen gegen ihn zu subsidieren? Die Schätze unseres Landes wandern einen seltsamen Weg, Mister Speaker! Was nützen unsere Industrien und Reichtümer?‘ Himmel, ja doch, was! Doch wir fahren fort Auszüge zu machen und zu erläutern:

Reichenbach „hat Seiner preußischen Majestät hiervon nichts gesagt, zu gefährlich in unserer gegenwärtigen niedergedrückten Lage — obschon allezeit erstaunlich genau in Nachrichten und Seiner preußischen Majestät zugetan, wie selten ein Sterblicher. Braucht er daher Hotham zu fürchten? Fürchtet Hotham mitnichten, da er sich so strenge an die Wahrheit hält mit seinen Nachrichten. Wagt es indessen nicht, jetzt etwas von der hiesigen königlichen Familie zu berichten, da die preußische Majestät ihm befohlen, keine Klatschereien wie ein tückisches Weib zu schreiben: Was soll er tun? Belehre ihn, o mein Liebenswürdiger.

Wisse übrigens und sei gewahr, o Liebenswürdiger! daß Königin Karoline dahier der Meinung ist, man müsse den liebenswürdigen Grumbkow versöhnen, und daß Königin Sophie und Hotham es versucht haben sollen. Verlasse mich nicht, o Liebenswürdiger; ja, ich weiß es, du wirst mich nicht verlassen, du und Seckendorff, nun und nimmer, obschon ich ein armer Mann bin.

Habe eine kuriose Geschichte, histoire fort curieuse, entdeckt, betreffend eine von des Prinzen Freds Liebschaften.“ Eine Geschichte, die der Verfasser dieses im Namen der gesamten Menschheit gänzlich unterdrücken und in den Pfuhl fegen will, als einen Vorläufer Reichenbachs, der auch dahin gehört. Nur daß wir diesen Folgerungsschluß der Herzogin von Kendal daran hängen:

„Die Herzogin von Kendal“ — Hopfenstange Emerita, nun zur Betschwester geworden, die wir kennen, verdreht fromm die Augen ob solchen Tuns — „meint, daß Prinzessin Wilhelmine vermutlich ein böses Leben mit Fred haben und ‚der Weisheit Salomos bedürfen würde, um hier zurechtzukommen.‘ Kein guter Handel, dieser Prinz Fred und seine Schwester. Ein liederlicher Geselle, unbeliebt

beim Publikum" (steht zu hoffen). ‚Und was die Prinzessin Amalie anlangt so fange diese, allezeit hoffärtig, nun an, sich auf den Kronprinzen von Preußen etwas einzubilden; sie hat ein launenhaftes Temperament wie ihr Vater und ist noch spöttischer als dieser, und wird der Potsdamer Majestät sehr mißfallen.'

Das sind erheiternde Gedanken. „Aber was soll aus Nosti werden? Treu seinem Grumbkow, seinem Seckendorff — seinem Schafdiebspaar, der arme Hund. Aber wenn Ungelegenheit entsteht — o hängt wenigstens mich nicht, ihr unvergleichliches Paar!"

Die Hothamschen Depeschen.

Des Sklaven Nosti Angst, könnte er hinter die Kulissen blicken, ist ohne Grund! Die gewaltige Hothamsche Unterhandlung, hellodernd bei jenem Charlottenburger Diner, ist genugsam zum rauchenden Zustand herabgebrannt und droht ganz und gar auszugehen. Rauch mag noch da sein, wahrnehmbare Spuren von Rauch, der in der Tat noch lange stoßweise aufstieg; aber zu der Zeit, da Nosti, an allen Gliedern zitternd, diese Schrecken schreibt, sieht Hotham ein, daß seine Botenreise umsonst gewesen, daß die Sache eigentlich so gut wie erloschen sei. Der 3. April war der Flammenpunkt, der in seinem Glanze nur wenige Tage oder Stunden währte. Der April ist noch nicht zu Ende oder halb zu Ende, als das Flammen bereits ganz aufgehört hat und das noch so geschickte Anblasen verzweifeln läßt; und lange vor dem Ende des Mai ist kein Rot mehr in der Sache zu sehen, und man legt sogar den Blasbalg weg.

Hier sind die Entwicklungsstufen, herausgesiebt aus einer Masse verjährten Schuttes, wie ihn die menschliche Natur selten zu behandeln hatte; hier sind gewisse zusammengedrängte Auszüge aus den authentischen voluminösen Hothamschen Berichten und Antworten — — die an dieser Stelle das Nosti-Geschwätz gelegen unterbrechen mögen.

An Mylord Townshend in London.
Exzellenz Hotham loquitur (in stark kondensierter Form).

Berlin, 12. April 1730. ** „Von einem oder zwei bemerkenswerten Punkten muß ich Eure Herrlichkeit in Kenntnis setzen. Sowie der König nüchtern war, sah er ein, daß er bei jenem großen Diner am Montag, dem 3., zu weit gegangen, und war darüber in sehr übler Laune. Der Kronprinz hat aus Potsdam an seine Schwester geschrieben: ‚Man läßt mich ohne Zweifel hier aus Furcht, der englische Wind möchte mich berühren.' Ich sah den König auf der Parade; er war ein wenig unbestimmt: ‚überlege sich die Sachen'. Majestät hat zu Borck und Knyphausen gesagt: ‚Wenn sie die Doppelheirat wollen und mich vom Kaiser abzuziehen wünschen, so mögen sie etwas wegen Jülich und Berg in Vorschlag bringen.' Bläst der Wind aus der Ecke? Seitdem hat der König einem gewissen Marschall, einem Geheimsekretär, der auf unserer Seite ist, gesagt: ‚Ich hasse meinen Sohn, und mein Sohn haßt mich: wir sind am besten weit voneinander — sie mögen ihn zum Statthalter von Hannover machen mit seiner Prinzessin!' Das Patent dürfte auf den Namen der Prinzeß Amalie lauten, mit angemessenen Bedingungen usw. — Knyphausen meint, es könne geschehen. Knyphausen ist uns treu, aber er steht allein" (nicht allein, kann aber wenig nützen); „tut bisher nicht einmal Schritte in dem Nosti- oder St.-Mary-Axe-Geschäft."

Prinz Friedrich Statthalter in Hannover mit seiner englischen Prinzessin? Das würde die Kosten einer Einrichtung für ihn zu Hause ersparen. Es ist von Knyphausen und der englischen Partei in Anregung gebracht worden, und ohne Zweifel erschien es Seiner preußischen Majestät auf Momente schmeichelhaft. Dies kann man die erste Epoche nach jenem großen Charlottenburger Diner nennen.

Was ferner das Nostische Geschäft betrifft, in welchem Knyphausen „bisher keine Schritte tut" — so ist solches, wie wir bald entdecken werden, eigentlich vorgestern erst dem Knyphausen übergeben worden, und dieser ist nicht so ganz sicher darüber wie gewisse Leute! Dieses Hothamsche Schreiben ist von Mittwoch, dem 12. April, und erst gestern konnte Guy Dickens die Besorgung des anderen wichtigen Dinges berichten. Kapitän Guy Dickens, ein frischer gewandter Militär, Dubourgays Sekretär seit langem schon, „hat die in St. Mary Axe aufgefangenen Nosti-Grumbkowschen Urkunden in ihrer Reihenfolge aus London richtig empfangen, hat sie nun dem Knyphausen zugestellt, damit der sie Seiner preußischen Majestät in günstiger Stunde vorlege, und hofft (Dienstag, 11. April) auf irgendeinen guten Erfolg von diesem Schritt." Noch beinahe einen ganzen Monat lang erwähnt Hotham selber nichts gegen seine Majestät davon, da die günstige Stunde für Knyphausen nicht gekommen war. Doch hören wir nun Townshend in betreff jener hannöverschen Statthalterschaft — zusammengedrängt, aber lange nicht so sehr, da Mylord ein sich kurzfassender Mann ist, der immer löblich bei der Sache bleibt.

An die Exzellenz Hotham in Berlin.
(Von Lord Townshend.)

London, 27. April. „Ja, sie sollen die hannöversche Statthalterschaft haben. Wir wollen den Kronprinzen Friedrich, wie verlangt, in Hannover einsetzen; wollen jedoch die Bestallung unserer eigenen Prinzessin geben, was aus verschiedenen Gründen bequemer ist; ferner muß der Kronprinz versprechen, nach England herüberzukommen, wenn es verlangt wird; item kann er unsere Kosten später erstatten. Was Heiratsgut anlangt, soll unsere Prinzessin keines haben, noch auch die ihrige welches bringen. Beide Heiraten oder keine." Und somit genug.

Leider kam doch nichts danach, da die preußische Majestät, trotz Ersparnis, einsah, daß es aus verschiedenen Gründen nicht anginge. Inzwischen ist dem Grumbkow, wie wir aus geheimer Quelle erfahren[1], von Hotham und Ihrer preußischen Majestät der Hof gemacht worden, da Königin Karoline aus England angedeutet hat: man solle den Schurken gewinnen — wie hoch er sich veranschlage? Aber auch das erwies sich als vergeblich, kam gar nicht einmal bis zur Preisbestimmung. Und so — hören wir Hotham wiederum:

An Lord Townshend in London.
(Von Exzellenz Hotham.)

Berlin, 18. April. ** „Grumbkow ist mir ein Dorn im Auge: möchte ihm gern einen Gegendienst tun." „Könnte man nicht ein Originalschreiben von

[1] Nosti (vgl. oben S. 120 Brief vom 18. April und S. 124 unten).

ihm' (bisher haben wir nur Kopien entziffert) ‚an jenen Reichenbach oder Nosti auffangen, das schlagend genug wäre, ihm den Rücken zu brechen?' — Man will es versuchen. Hotham fährt im nächsten Berichte fort:

Berlin, 22. April. „Speiste wieder bei dem Könige; Kronprinz war anwesend, schrecklich niedergeschlagen — ‚was einen nicht anders als rühren kann; denn der Prinz hat etwas so Einnehmendes, und jedermann spricht soviel Gutes von ihm.' Hört den Hotham! der ferner, drei Tage später, von unserem Fritz sagt: ‚Wenn ich nicht sehr irre, so wird dieser junge Prinz einmal eine sehr bedeutende Figur machen.' Ich wünschte, wir könnten die Heirat bewerkstelligen, aber dieser Grumbkow, dieser" — ob sie es nicht anstellen können, ein hinlänglich schlagendes Original zu schicken?

Ach, aus derselben geheimen Quelle erfahren wir innerhalb einer Woche, daß Grumbkows Rücken sehr stark ist; das Tabaksparlament steht wieder lichterloh da, und Seckendorffs Kuriere galoppieren nach Wien mit den allerbesten Nachrichten. Ja, Seine Majestät blickt ausdrücklich „sauer auf Hotham" oder sieht ihn gar nicht an, spricht nicht einmal mit ihm, wenn er ihn sieht — aus einer Ursache, die wir erfahren werden[1]. Läßt es sich annehmen, daß auch die gewaltigste Anwendung des Blasbalgs oder anderer Feuergerätschaften nunmehr bei Seiner Majestät etwas ausrichten wird?

Zweiter und letzter Blick in die in St. Mary Axe aufgefangene Nosti-Grumbkowsche Korrespondenz.

Lassen wir jedoch hier unsere zwei Krähen ein wenig wieder anheben: Nosti verließen wir, am 18., zitternd an allen Gliedern — und doch war gute Botschaft fast vor der Tür, hätte der betrübte Nosti es nur gewußt. Grumbkows Lied (hier unterdrückt) die ganze Zeit über, fast seitdem das Aufflammen jenes Hotham-Diners in reuiges Kopfweh aufging, lautet im wesentlichen: „Puh, laß dir nicht bange sein!" Ja, nach etwa vierzehn Tagen heißt es wieder: „Ruhig! es ist alles in gutem Geleise!" da das Tabaksparlament und die königliche Einbildungskraft so gute Fortschritte machen. Dies ist erst die dritte Woche seit jenem großen Diner in Charlottenburg:

An die Exzellenz Reichenbach in London.
(Von Grumbkow.)

Berlin, 22. April. ‚Der König wünscht die Prinzessin' Wilhelmine ‚loszuwerden, die mager, häßlich, finnig im Gesicht geworden ist' (qui est devenue maigre, laide, couperosée[2] — Hund, will niemand die Lüge aus ihm herausprügeln!) — ‚ein leckerer Schmaus für einen Prinzen von Wales, der seine Liebschaften hat!' Steht es nicht gut mit uns, Nosti?

Berlin, 25. April. „Der König erklärte gestern dem Seckendorff aufs neue, er könne dem Kaiser melden, daß, solange er lebe, ihn nichts von Seiner Majestät dem Kaiser und dessen Sache trennen solle; daß die Franzosen es nicht wagten, Luxemburg anzugreifen, wie man gedrohet, und sollten sie dennoch —! Worauf Seckendorff einen Kurier nach Wien abfertigte.

[1] Nosti (vgl. S. 124 unten).

[2] Dies ist einer von den Sätzen, die sich Wilhelmine gemerkt hat (Wilhelmine I. 234).

Was Hotham anlangt, der erklärt sich über nichts" — schreitet umher und trägt die Nase hoch, als wenn nichts weiter zu erklären wäre. „Ich sprach gestern von der einfachen Heirat, Wilhelmine und Prinz von Wales; der König sagte selbst zu der einfachen Heirat: Hol sie der Teufel!" — oder etwas noch Derberes.

‚Unterdessen ist die Königin, obschon am Ende ihres achten Monats, munter wie ein Fisch im Wasser[1] und schmiedet immer Pläne, wie Seckendorff mit Hilfe von Knyphausen und anderen total zugrunde zu richten sei.' „Hotham sagte gestern, ohne Zweifel mit Anspielung auf Nosti, dem Sieur de Potsdam" (Gaunerphrase, den König bedeutend): ‚Große Fürsten wären schlimm daran, wenn sie Gesandten haben, die sich nicht in guter Gesellschaft sehen lassen dürfen; denn das Resultat sei, daß diese nichts als in Kaffeehäusern aufgelesene falsche Neuigkeiten und Gerüchte nach Hause senden.'

„Kaffeehäuser?" antwortet Reichenbach nachher: ‚Reichenbach frequentiert die beste englische Gesellschaft und erhält Besuche von Lords und Herzögen. Das ist offenkundig' — nicht wahr, wie auch Townshend bei Gelegenheit erwähnt.

Wie dem auch sei, fährt Grumbkow fort, „der Gemahl der Königin sagte beiseite zu Nostis Freund: ‚Ich sehe wohl, er zielt auf Reichenbach, aber er wird das Wasser nicht trüben' (zynisch gesprochen: ne fera que de l'eau clair). „Hotham ist durchaus kein geistreicher Mensch, und seine Manieren sind rauh; Ginkel", der Holländer, „dagegen ist feiner und viel besser gelitten bei Nostis Herrn."

Die Gegenstrophe bleibt nicht lange aus; der Londoner Rabe ist der alte wieder — Nosti loquitur:

London, 25. April. * * „Der König hat mir geschrieben, ich dürfe ihm doch melden, was am hiesigen Hof von Seiner Majestät gesprochen werde! Bedarf mein Liebenswürdiger und sein Seckendorff der Versicherung, daß es geschehen soll, und zwar so, daß es ihnen Vergnügen macht?" * *

Strophe (Allegro des Berliner Raben oder Dohle, die obiges noch nicht gehört hat) — Grumbkow loquitur:

Berlin, 29. April. ** „Unrecht, dem König nicht unterhaltende Neuigkeiten von dem englischen Hof wie vormals zu schreiben. Der König liebt es.

Was Sie von des Kronprinzen von Preußen Schreiben an die Königin von England sagen, ist sehr sonderbar, und Sie taten wohl daran, dem Vater nichts davon zu sagen, da die Sache äußerst delikat und der Beweis schwierig ist. Aber wahrscheinlich ist es wohl. Und ich gab etwas davon dem Könige vorgestern anzuhören" (am 27. April 1730 also? Ein momentaner Stenographenblick in das Tabaksparlament), „als etwas, das ich von einem Spion" (so gab ich vor, o Nosti), „der ein intimer Freund Knyphausens ist, aber den Verräter spielt, erfahren habe. Sie können sich vorstellen, daß es schrecklich zündete." Ja! „Und Seine Majestät hat seitdem Hotham sauer angesehen und verbrachte über eine Stunde im Gespräch mit Seckendorff und mir in Gegenwart beider, des englischen Hotham und holländischen Ginkel, ohne sie anzusprechen.

Es war ganz richtig, was Nosti gehört hatte von der Königin und Hothams Schöntun gegen Nostis Freund. Aber es ist nun aus damit: mit der Königin schon vor Wochen, da umsonst; und auch Hotham scheint nun nach einigen Aufmerksamkeiten gleichgültig." ‚Enfin' („afin" schreibt er allezeit, das undeutliche Gurgeln seines eigenen Pferdedialekts kopierend). ‚Afin filoutrie tout pure' (lauter Spitzbüberei ihrerseits).

[1] Wilhelmine hat auch dies, in entstellter Form (I. 233).

„Prächtige Geschichte, das mit Prinz Freds Liebschaft" (die wir in den Pfuhl, als Ankündiger Reichenbachs dorten, geschickt haben): „machen Sie in jedem Falle den König damit bekannt. Was die Herzogin von Kendal" (mageres, langes Frauenzimmer in kostspieligen Brokaten, mit vergoldeten Gebetbüchern, dem Nosti körperlich sichtbar zu jener Zeit), „was die Herzogin von Kendal Ihnen sagt, ist vollkommen wahr, und da die Prinzessin Wilhelmine sehr häßlich ist" (laide — wie unterstehst du dich, das zu sagen, Hund?), „so glaube ich, daß sie ein schlimmes Leben haben wird, weil der Prinz von Wales an feinere Leckerbissen gewöhnt ist. Allerdings wird es ihr, wie die Herzogin sagt, ‚not tun, daß sie weiser sei als Salomo', um die Launen dort (là bas) mit den Neigungen Seiner preußischen Majestät und der Königin zu vermitteln. — ‚Was die Prinzessin Amalie betrifft, so dürfen Sie sich darauf verlassen: solange der Kommandant von Potsdam lebt, wird sie nimmer den Kronprinzen kriegen, wie wütend dieser auch für die britannischen Majestäten eingenommen sei.'"

[Fährt fort, in Antwort auf ein Nostisches Krächzen, das wir auslassen.]

Berlin, 2. Mai. „Ich wünschte, Sie hätten dem Könige nicht so bestimmt gesagt, daß die Engländer sagen, es müsse entweder die Doppelheirat oder gar keine sein. Hotham sagte zu dem schwedischen Gesandten: ‚Reichenbach, im Finstern tappend, dürfte schön mit der Nase anstoßen (aurait un furieux pied de nez), wann' oder falls ‚die Sache ganz anders ausfällt.' Seien Sie vorsichtig bei Ihrem Schreiben."

Puh! Hotham muß „falls", nicht „wann" gesagt haben; der Schwede ist völlig im Irrtum! — Und nun wollen wir hier auch aufhören und die Schuttgrube zumachen; froh, unsere Hände ganz und gar (in drei Wassern) für immer davon rein zu waschen. Wohl möglich, daß der preußische Dryasdust es einmal in extenso und mit der ihm eigenen Klarheit der Erklärung und Anordnung herausgibt: ungehaltene Leser werden alsdann sehen, ob ich sie bei der Gelegenheit, die sich dazu bot, arg mitgenommen habe oder nicht! — Hier soll mein Leser jedenfalls davon befreit werden. Kann er doch bereits wahrnehmen, daß die Unterhandlung um diese Zeit einen festen Punkt erreicht hat: die Nosti-Grumbkowschen siegreich und das Interesse in der Hauptsache zu Ende. Vorübergehende Besorgnisse — spürbar in jenem letzten kurzen Krächzen von Grumbkow — die Engländer möchten doch noch in die „einstweilige einfache Heirat" willigen (was die Engländer niemals taten oder zu tun gedachten), hatte das liebenswürdige Paar allerdings noch. Zum Beispiel dies andere Kreischen Nostis, das sein letztes sein soll:

London, 12. Mai. „Lord Townshend hat mir beunruhigend zu verstehen gegeben, es sei geraten, die Grumbkow- und Seckendorff-Spekulationen fahren zu lassen; das Ende vom Lied würde doch sein, daß die Übelwollenden entlarvt und ihre Werkzeuge zugleich mit ihnen zugrunde gerichtet würden. Nosti versuchte mit großen Worten zu antworten, aber er zittert und bebt nichtsdestoweniger und schreit nun mit Entsetzen im Herzen: Rettet euch, rettet mich! — Wenn Hotham von der einfachen Heirat allein spricht, dann ist es ausgemacht, daß der Kronprinz davonzulaufen" und so mit der Zeit die doppelte daraus zu machen gedenkt.

Das wäre! Aber dies waren vorübergehende Schrecken. Der Tag ist unser, mein Grumbkow; ja unser, mein Nosti — und somit soll unser Zwiegespräch der Krähengeniste fortan unterdrückt werden.

Seine Majestät kriegt die St. Mary Axeschen Urkunden zu sehen; aber es erfolgt nichts danach.

Wir haben nur noch hinzuzufügen, was Hotham berichtet (Berlin, 6. Mai), daß er „eine Unterredung mit Seiner Majestät gehabt und von der St.-Mary-Axe-Geschichte gesprochen habe, da Knyphausen einen Moment gefunden habe, diese Seiner Majestät vorzulegen.“ So daß die obigen Auszüge von St. Mary Axe (bis auf die letzten zwei) — die obigen und noch viele andere, die wir unterdrückten — sich in Seiner Majestät Händen befinden: und er ist emsig über dem Lesen derselben, wird sie wohl eines schönen Abends einem erstaunten Tabaksparlament vorzeigen!

Was die Empfindungen im königlichen Busen waren beim Durchsehen dieses außerordentlichen Vögeldialogs, der ihm durch St. Mary Axe überkommen —? Mannigfaltig vermutlich: mannigfaltig, bedenklich; aber nicht oder nicht unmittelbar tragisch. Allerdings läßt sich das Zeug ein fadestes Geschwätz nennen; kein Verrat noch Verratsvorbereitung darin entdeckbar; aber es zeigt peinlich an, gestände Seine Majestät sich es, daß Seine Majestät im eigenen Hause von Spionen bewacht wird; ja, daß gewisse Leute anzunehmen scheinen, sie hätten Seine Majestät an der Nase und ließen ihn nach ihrer Pfeife tanzen. Das ist ein peinlicher Gedanke, der, glaube ich, Seine Majestät jetzt und hernach stark beunruhigt. Ein peinlicher Gedanke oder Verdacht, der mitunter (in einem Temperament wie dem seinigen) bis zur Höhe des Entsetzlichen stieg. Ich glaube, er verfolgte gelegentlich von nun an das höchlich poetische Temperament Seiner Majestät und verließ ihn niemals mehr, sondern schritt ab und zu in nächtlicher Weile (der Zeit einsamen und hypochondrischen Brütens) durch die leeren Räume seines Gemütes — obgleich er ihn wiederum in Zeiten der Tätigkeit (sozusagen bei Tageslicht) ungeduldig von sich wies. Arme Majestät.

Aber man denke sich Grumbkow, denke sich das Tabaksparlament, als Majestät diese Schriftstücke auf den Tisch legte! Ein stenographischer Bericht jener Nacht wäre des Lesens wert. Donnerndes Fragezeichen steht auf Seiner Majestät Antlitz — welch ein Glimmern in den harten runzeligen Augen des Feldzeugmeisters Seckendorff, „Jarnibleu!“ Zweifelsohne ein ungemein erstauntes Parlament. Nichts als die harte Stirn der Unverschämtheit kann dem wichtigsten Ehrenmann alldort zustatten kommen; aber daran fehlt es diesem glücklicherweise auch nicht.

Natürlich leugnet Grumbkow die Briefe schnurstracks: lauter Fälschungen des englischen Hofes, der Ränke schmiedet, um Euer Majestät treuen Diener zugrunde zu richten und andere ihnen besser zusagende Diener an das Ruder zu bringen! Mag wohl die eine oder andere Kleinigkeit an Reichenbach geschrieben haben, ja hat sie geschrieben: aber jene Abschreiber in St. Mary Axe haben „entziffert“ — gesichtet, fabriziert, bis sie ein Märchen geschmiedet haben — ach, Euer Majestät! Und im Grunde, was

sind die Briefe? Grumbkow kann plädieren, sie seien der törichste bedeutungsloseste Schutt von Hofgerede, ohne alle üble Nebenabsicht, wenn sie überhaupt eine Nebenabsicht haben. Daß sie dazu angetan sind, der Natur des Tieres und der Situation zu entsprechen — das anzuführen wird er sich hüten.

Wir haben keinen stenographischen Bericht von dieser Sitzung; alles ist Mutmaßung und Tabaksdampf. Was wir wissen, ist, daß nicht die mindeste Wirkung, außer einer inneren Unruhe, auf den Sinn des Königs durch die St. Mary Axesche Entdeckung hervorgebracht wurde. Leise Zweifel, noch undeutlich, an Grumbkows Treue, wenigstens an seiner Diskretion, mochten vorhanden sein; Saatkörner des Verdachts auf Grumbkow, die mit der Zeit aufsprossen dürften; Vorsatz, auf Grumbkow ein Auge zu haben. Aber die erste praktische Frucht der Sache ist wilder Argwohn auf die etwaige Absicht der Engländer und ihrer Clique, sich in unsere Ministerwahlen einzumischen, so daß für jetzt Grumbkow fester als je in seinem Posten ist. Doch in der Stille, wir zweifeln nicht, bleibt die Sache Seiner Majestät peinlich.

Eines steht fest, genau eine Woche hernach läßt Seine Majestät — augenscheinlich stark schwankend in seinem Sinn, denn das Schriftstück „ist innerhalb achtundvierzig Stunden drei- oder viermal umgeändert worden" — dem Hotham seine endgültige Antwort zustellen, deren (von Hotham als „schmählich" bezeichneter) Inhalt folgendermaßen lautet:

„1. Für Hannover und eure Freigebigkeit in dieser Hinsicht danke schön; nach Wiedererwägung finde ich aber, daß es nicht angeht. 2. Erste Heirat, Prinz von Wales mit Wilhelmine — — willige mit Vergnügen ein. 3. Zweite Heirat, Kronprinz Friedrich mit eurer Amalie — auch die wünschen wir sehr und hoffen, daß sie mit der Zeit sich verwirkliche; aber erst müssen diese Dinge des Vertrags von Sevilla und die Mißverständnisse zwischen dem Kaiser und den verbündeten Engländern und Franzosen ins ebene gebracht werden; ist das geschehen, dann wollen wir über die Bedingungen der zweiten Heirat unterhandeln. Eine unerläßliche dabei wäre: daß die Engländer unsere Sukzession in Jülich und Berg gewährleisten[1]."

„Schmählich", wie Hotham sagt! — Der Kronprinz sendet zu gleicher Zeit durch Hotham liebenden Gruß und innig flehende Botschaft an Seine britannische Majestät; „bittet Seine britannische Majestät, des Königs Vorschläge, was sie immer sein mögen, nicht zu verwerfen — dies um der armen Schwester Wilhelmine willen, denn wenngleich er, der Kronprinz, entschlossen sei, eher das Leben zu verlieren, als jemand anders denn die Prinzessin Amalie zu ehelichen, so würde doch, wenn diese Unterhandlung abgebrochen wäre, sein Vater das Äußerste nicht scheuen, ihn und seine arme Schwester zu anderen Verbindungen zu zwingen.'" — Doch was kann leider all dies bei der britannischen Majestät angesichts solcher schmählichen Vorschläge von seiten der preußischen fruchten?

[1] Hothams Bericht, 13. Mai 1730.

Britannischer Majestät Ministerium antwortet wie immer mit umgehendem Kurier — „22. Mai. Beide Heiraten oder keine: Sevilla hat mit beiden ebensowenig zu schaffen wie mit einer: dito Jülich und Berg — von welch letzterem wir überhaupt nichts wissen — noch (beiseite zu Hotham) wissen wollen[1]." Worauf Hotham einsieht, daß man den Blasbalg ebensogut niederlegen und die Sache als erloschen betrachten darf. Hotham macht sich fertig zu einem Abstecher nach Sachsen, zu einem Ding, genannt Lager von Radewitz oder Campement bei Radewitz, einem von August dem Starken daselbst zu gebenden militärischen Schauspiele von undenklicher Pracht, wohin die ganze Welt sich drängt — und betrachtet sein Geschäft in Berlin für so gut wie beendigt.

Augenscheinlich haben die St. Mary Axeschen Urkunden geringe Wirkung auf Friedrich Wilhelm ausgeübt! Eine Woche lang hat sich das königliche Gemüt damit herumgetragen; einen Teil einer Woche das Rauchparlament (wir wissen nicht, an welchem Tage sie daselbst auf den Tisch gelegt wurden, aber es muß ein großes Ereignis gewesen sein innerhalb jener Mauern!) — und dies ist (13. Mai) das Resultat, zu dem man gekommen: drei- oder viermal innerhalb achtundvierzig Stunden umgeänderte und am Ende als „schmählich" zu definierende Vorschläge, die Hotham veranlassen, den Blasbalg wegzulegen und sich fertig zu machen, seiner Weg zu gehen. Unsere St.-Mary-Axe-Entdeckung scheint ganz und gar keine Wirkung zu haben!

Ein weiteres öffentliches Resultat ist da, vorläufig das einzige: Reichenbach, „aus gewissen Uns dazu bewegenden Gründen", erhält ein förmliches Abberufungsschreiben. Sichtbares Schreiben, datiert Berlin, 13. Mai, und unterzeichnet Friedrich Wilhelm, das die Engländer zu ihrem Troste lesen mögen. Nur daß zugleich mit diesem, von selbigem Datum und mit selbiger Unterschrift, Reichenbach zum Trost bestimmt, dasselbe Felleisen ein Privatschreiben bringt (das Dickens oder sonst irgendwer vor Augen zu bekommen und abzuschreiben gewußt hat), welches Reichenbach in Kenntnis setzt: daß, nicht sichtbar, sein Verfahren gebilligt werde; daß er bis auf weiteren Befehl auf seinem Posten verharren wie zuvor „und diese Heiraten, wovon in der Welt so viel debattiert wird, im Auge behalten solle, da die Dinge noch ebenso ständen wie vor einem halben Jahr. Das will sagen: Ich bin bereit zu meiner Tochter Heirat mit dem Prinzen von Wales; aber was meinen Sohn anlangt, der ist noch zu jung; und es hat damit keine Eile, weil ich gottlob noch zwei Söhne habe" — (und einen dritten unterwegs, wenn ich es wüßte) — „außerdem wäre eine unerläßliche Bedingung dabei, daß die Engländer Jülich und Berg gewährleisten", womit vielleicht auch sie nicht sehr eilen! —

Wie gefällt das dem englischen Hofe? Datiert „Berlin, 13. Mai";

[1] Depesche: Whitehall, 11. Mai (22. nach N. S.).

es ist derselbe Tag, an welchem Seiner Majestät reiflich bedachte Vorschläge, „dreimal oder öfter innerhalb achtundvierzig Stunden umgeändert“, dem Hotham zur Einsendung an seinen Hof eingehändigt wurden. Ein interessantes Felleisen, diese Post aus Berlin. Reichenbach, bemerken wir, empfängt seinen Anteil davon etwa zehn Tage nach jenem beunruhigenden Verweis von Townshend, und es wird den armen Wicht von seinem schlimmsten Schrecken erlösen: „Fahre fort mit deinen Horchereien wie zuvor, du erschreckter Wicht!“ — Später kommt ein gewisser Degenfeld, ein Mann von besseren Eigenschaften (und mit besonderer Eile, wie wir sehen werden), um den armen Nosti zu ersetzen und ihn heimzuschicken — hier erhält Nosti irgendein notdürftiges Gnadengehalt, dazu den Wink, auf immer zu verschwinden. Was er auch tut, nur diese St. Mary Axeschen Urkunden als seine Lebensspur in der Geschichte der Menschheit zurücklassend.

Was die englische Antwort auf Seiner Majestät Vorschläge vom 13. Mai war, haben wir bereits gesehen — datiert „London, 22. Mai“, vermutlich wenige Stunden, nachdem der Kurier angekommen war. Hotham, richtig voraussetzend, wie sie ausfallen werde, hatte bereits, wie wir es ausdrückten, „den Blasbalg weggelegt“, die Unterhandlung, als im wesentlichen erloschen, verlassen — und machte sich zur Reise in das „Lager bei Radewitz“ fertig, da der britannischen Majestät daran gelegen war, zu erfahren, was Friedrich Wilhelm und August der Starke dort vorhatten.

„Des Königs von Preußen Unbeständigkeit und Mangel an Entschlossenheit“, schreibt Hotham (Berlin, 20. Mai), „setzt ihn außerstand, seinen Freunden sehr nützlich oder seinen Feinden sehr schädlich zu sein.“ Und von ebendaher auf dem Sprung zur Abreise nach Radewitz schreibt er abermals genau eine Woche nachher („Berlin, 27. Mai“), um die Abschrift eines merkwürdigen Briefes beizulegen, der auch für uns merkwürdig ist — der aber, wie er und wir wissen, nicht auf die bereits abgeschickte englische Antwort einwirken kann. Hier ist der kopierte Brief, kopiert in Guy Dickens' Handschrift, nach der wir übersetzen; und wir wollen in diesem Falle auch das französische Original Neugierigen zum besten geben:

An Seine Exzellenz den Chevalier Hotham.

(Potsdam, Ende Mai 1730.)

„Monsieur, — Je crois que c'est de la dernière importance que je vous écrive; et je suis assez triste d'avoir des choses à vous dire que je devrois cacher à toute la terre: mais il faut franchir ce mauvais pas là; et vous comptant de mes amis, je me resouds plus facilement à vous le dire. C'est que je suis traité d'une manière inoui du Roi, et que je sais qu'à présent ils se trament de terribles choses contre moi, touchant certaines Lettres que j'ai écrites l'hiver passé, dont je crois que vous serez informé. Enfin pour vous parler franchement la vraie

raison que le Roi a de ne vouloir point donner les mains à ce Mariage est, qu'il me veut toujours tenir sur un bas pied, et me faire enrager toute sa vie, quand l'envie lui en prend; ainsi il ne l'accordera jamais. Si l'on consent de votre côté que cette Princesse soit aussi traitée ainsi, vous pouvez comprendre aisément que je serai fort triste de rendre malheureuse une personne que j'estime, et de rester toujours dans le même état où je suis. Pour moi donc je crois qu'il voudroit mieux finir le Mariage de ma Soeur ainsi auparavant, et ne point demander au Roi seulement des assurances sur mon sujet, d'autant plus que sa parole n'y fait rien: suffit que je réitère les promesses que j'ai déjà fait au Roi mon Oncle, de ne prendre j'amais d'autre épouse que sa seconde fille la Princesse Amélie. Je suis une personne de parole, qui pourra faire réussir ce que j'avance, pourvu que l'on se fie à moi. Je vous le promets, et à présent vous pouvez en avertir votre Cour; et je saurai tenir ma promesse. Je suis toujours tout à vous, FREDERIC[1]."

„Monsieur, — Es scheint mir von der größten Wichtigkeit, daß ich Ihnen schreibe, und ich bin sehr betrübt, Ihnen Dinge sagen zu müssen, die ich vor der ganzen Welt verbergen sollte. Man muß aber schon den bösen Sprung tun, und da ich Sie zu meinen Freunden zähle, entschließe ich mich um so leichter, zu Ihnen davon zu sprechen.

Die Sache ist: ich werde auf unerhörte Weise von dem Könige behandelt und weiß, es bereiten sich gegenwärtig schreckliche Dinge gegen mich vor wegen gewisser Briefe, die ich vergangenen Winter schrieb und von denen Sie, glaube ich, unterrichtet sein werden. Mit einem Wort, um aufrichtig mit Ihnen zu reden, die wirkliche Ursache, weshalb der König nicht dieser Heirat zustimmen will, ist sein Wunsch, mich allezeit auf einem niedrigen Fuße zu halten und mich sein Leben lang rasend machen zu können, sooft ihn die Lust dazu anwandelt; also wird er seine Einwilligung niemals geben. Würde man Ihrerseits einwilligen, daß dieser Prinzessin eine gleiche Behandlung widerfahre, so können Sie sich leicht vorstellen, daß es mir leid sein würde, eine Person, die ich schätze, unglücklich zu machen und fortwährend in meinem jetzigen Zustande zu verbleiben.

Ich für meinen Teil glaube daher, daß es besser wäre, die Heirat meiner Schwester einstweilen abzuschließen und von dem König nicht einmal Versicherungen wegen meiner zu verlangen, um so weniger da sein Wort gar nichts dabei ausmacht: es sei genug, daß ich die Versprechungen, die ich dem Könige, meinem Onkel, bereits gegeben habe, wiederhole, nie und nimmer eine andere Gemahlin zu nehmen, als seine zweite Tochter, die Prinzessin Amalie. Ich bin eine Person von Wort und kann ins Werk setzen, was ich angebe, vorausgesetzt, daß man mir traut. Ich verspreche es Ihnen, und nun können Sie Ihren Hof davon benachrichtigen, und ich werde mein Versprechen zu halten wissen. Ich bin allezeit der Ihre,

Friedrich."

Der Kronprinz wünscht um Wilhelmines und um jedermanns willen dringend, man möge vorerst in die einfache Heirat willigen; aber der englische Hof — vielleicht aus keinem tiefen Grund, vielleicht hauptsächlich, weil der kleine Georg die Grille hegte, großartig unbeweglich bei seinem ersten Vorschlag zu beharren — wollte niemals davon hören. Was ihnen der Kronprinz, wie sich zuweilen erkennen läßt, noch in späteren Zeiten nachtrug.

[1] Im englischen Staatsarchiv: Preußische Depeschen, Bd. XLI. (beigeschlossen in Sir Charles Hothams Bericht. Berlin, 27. [16.] Mai 1730).

Hier ist noch ein anderes Fragment gleichen Inhalts von Seiner Königlichen Hoheit in der Dickensschen Handschrift kopiert und derselben Depesche von Hotham beigeschlossen — es gibt uns einen Einblick in die innere Werkstätte Seiner Königlichen Hoheit und in sein verborgenes Wollen und Streben:

„. . . Vous pouvez croire que je ferai tout ce que je peux pour faire réussir mon plan; mais l'on n'en remarquera rien en dehors; — que l'on me laisse agir en suite, je ferai bien moi seul réussir le reste. Je finis là par vous assurer encore, Monsieur, que je suis tout à vous. —
FREDERIC PRINCE R."

„. . . Sie dürfen glauben, daß ich alles mögliche tun werde, um meinen Plan gelingen zu lassen; aber man wird äußerlich nichts davon merken; — man lasse mich nur weiter handeln, ich werde das übrige schon zu machen wissen. Ich schließe mit der abermaligen Versicherung, Monsieur, daß ich ganz der Ihre bin."

— Was wiederum keine Wirkung hervorbringt, da die englische Antwort beharrlich lautet: „Beide Heiraten oder keine."

Und das wäre also alles, was aus der Hothamschen Sendung hervorgegangen ist? Der gute Dubourgay ist daheim, vor etwa einem Monate „gesundheitshalber" zurückberufen[1] — der gute alte Herr, um nimmer wieder in diplomatischer Geschichte vorzukommen. Dubourgay reiste in den ersten Tagen des Mai ab, und der Monat ist noch nicht zu Ende, als Hotham nach dem Lager von Radewitz aufbricht und sein Unterhandlungsgeschäft gleichsam als erloschen verläßt. Zum sichtbaren allgemeinen Bedauern des Berliner Publikums; zur schmerzhaften verfehlten Hoffnung der Königin Sophie, des Kronprinzen und sonst etlicher — nicht zu gedenken der Gefühle Wilhelmines, die uns unbekannt sind. Unter diesen gedrückten Umständen erlebte das mit Bedauern erfüllte Berlin, Wilhelmine und Mama mit darunter, durch Zufall eines Nachts ein seltsames Zeichen vom Himmel — wenn es uns gestattet ist, des Vorfalls hier zu erwähnen, Montag, 29. Mai — und die arme Königin Sophie, bemerken wir noch dazu, ist Wöchnerin seit verflossenem Dienstag[2]!

Die Sankt-Petri-Kirche in Berlin erleidet einen Unfall.

Montag, den 29. Mai 1730, befanden sich Friedrich Wilhelm und der Kronprinz nebst Gefolge in Potsdam, so weit schon auf ihrem Wege nach Radewitz. Alles ist friedlich in Potsdam jene Nacht: aber in Berlin war es eine Nacht wilder Naturbegebenheiten oder eigentlich einer Naturbegebenheit, des „Brandes der Sankt-Petri-Kirche", der die ganze Stadt wach und in Furcht und Angst hielt. Der dunkle Faßmann wird unge-

[1] Townshends höfliche Depesche an ihn, Whitehall, 21. April 1730.
[2] Prinz Ferdinand (ihr letztes Kind, Vater desjenigen, dessen Schicksal sechsundsiebzig Jahre später zu Jena vollzogen ward), geboren 23. Mai 1730.

wöhnlich helle über diesen Vorfall (war vermutlich ein Augenzeuge dabei, die arme alte Seele) und setzt uns in den Stand, eine alte Nacht der Stadt Berlin und ihrer verschwundenen Bevölkerung wieder in die lichte Sichtbarkeit heraufzufischen, wenn wir wollen.

Schon seit zwei Jahren hatte Berlin emsig an einem Nonplusultra von Turm zu besagter schönen Sankt-Petri-Kirche gebaut; dem höchsten Turme von allen, einem der Welttürme sozusagen — und er war nun seiner Vollendung nahe. Er ist bereits aufgeführt, und die innere Ausstattung geht vor sich, und er soll auch gerade seine letzte Spitze, eine „Königskrone", zur Vollendung erhalten. Denn Seine Majestät, der große Ädile, nahm viel Anteil an dem Neubau und hatte Material dazu hergegeben und ihn sonst mannigfach gefördert. Drei unvergleichliche Glocken namentlich waren ein Geschenk von ihm: melodische alte Glocken von vorzüglichem Klang, „größer als die Erfurter große Glocke", als der große Tom von Lincoln — oder wie es kurz im Munde des Volks heißt, die größten Glocken der Welt, wenigstens mit einem solchen K l a n g. Diese Glocken hängen, schweigend aber bereit, in ihrer oberen Turmstube, und die gigantische Krone oder Spitze soll oben daraufgesetzt werden; alsdann wird das Flechtwerk des Gerüstes abgeschält und der Turm ragt hoch und groß in die Lüfte, auf lange Zeitalter, hofft man.

Es kam ganz anders. Am Montagabend zwischen acht und neun zog sich ein Ungewitter über Berlin zusammen; wilder Aufruhr der Elemente: der Blitz schlug dreimal geschwind hintereinander in den unvollendeten Turm, worauf man in dessen „Haube" ein Licht wie das eines Sterns oder wie ein Funkeln der Sonne bemerkte, und trotz des strömenden Regens brechen sogleich die hellen Flammen aus. Unlöschbare Flammen, prächtig jedoch gefährlich anzusehen.

Die Feuertrommeln erschallten, die Sturmglocken läuteten und ließen nicht nach; ganz Berlin strengt sich an, die Nacht hindurch, umsonst. Solche Rauchwolken: „Der Himmel war wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt"; solche krachende Flammenströme, „daß man auch 600 bis 800 Schritte davon einen Pfennig auf der Erde hätte erkennen können." — „Hiß—s—s!" Welch ein Zischen in der Höhe da oben? Es ist das Schmelzen der unvergleichlichen großen Glocken. Dort verschwinden sie, ihr herrlicher Klang soll niemals ertönen, und sickern durch die rotglühenden Trümmer, „husch—sch—scht!" der letzte Laut, den sie von sich gaben. Und der Stiel, der jene gewaltige Krone tragen sollte — es ist eine eiserne Stange, „sechzehn Zentner schwer" — er stürzt krachend herab durch den Bauch von Sankt-Petri, donnernd wie ein Erdbeben. Und noch immer gehen die Feuertrommeln und von allen übergebliebenen Türmen Berlins ertönt der gellende Lärmschall; „wenige, nur die kleinen Kinder ausgenommen, können in dieser Nacht den Schlaf gekostet haben", sagt unser wachsamer alter Freund.

Auch der Wind war wach, zündete die benachbarten Straßen an — nach dem Pulvermagazin zu wehend, wo zahlreiche Artilleristen tätig sind, „geschäftig mit nassen Häuten, mit Mist und sonstigen Stoffen"; möge ihre Arbeit gedeihen! Vierundvierzig Häuser gingen darauf; aber nicht das Pulvermagazin, nicht ganz Berlin (sozusagen) durch das Pulvermagazin. Am anderen Tag lag Sankt-Petri und die Nachbarschaft schwarz da, aber inwendig noch brennend, und erst nach mehreren Tagen konnte die sengende Ruine völlig gelöscht werden.

Das war die Zeitung für Friedrich Wilhelm vor Sonnenaufgang, als er im Begriff war, nach Mühlberg zu König Augusts theatralischen Herrlichkeiten abzureisen. „Hm — doch wir müssen nichtsdestoweniger fort! Wollen es wieder aufbauen!" sagte er. — Und hat es auch getan. Und der höfliche König August „verehrte ihm voller Teilnahme zum Wiederaufbau eine große Quantität Quaderstücke aus dem Steinbruch bei Pirna", sagt Faßmann: große Blöcke wurden die Elbe herabgebracht aus jener denkwürdigen Sächsischen Schweiz, denkwürdig für Leser hier in kommender Zeit, eine Tatsache, die sich der Leser, wenn ihm beliebt, merken mag, bis ihm Pirna besser bekannt ist[1].

Und nun ohne Verzug nach Radewitz.

[1] Faßmann S. 406—409.

Drittes Kapitel / Lager von Radewitz

Das Lager von Mühlberg, richtiger Lager oder auch Lustlager von Radewitz genannt, wohin Friedrich Wilhelm nebst dem englischen Hotham und vielen Herrschaften sich nun begeben, war eines der erhabensten theatralisch-militärischen Schaustücke in der Weltgeschichte, das jederlei nachgeahmte Turniere, moderne „Blechturniere", verdunkelt und vielleicht dem Lager von Goldbrokat[1] oder dem Barbarossaschen Mainzer Turnier in den Vorzeiten gleichkommt. Es dauerte einen Monat, ohne Rücksicht auf Kosten — Junimonat des Jahres 1730 — und von fern und nah eilten die Müßigen der Menschheit zu Tausenden herbei, um es zu schauen. Ist das Ding gänzlich als nicht dagewesen zu behandeln — wie sich vielleicht geziemte, wäre nicht unser Kronprinz, die Augen weit offen darauf und doch mit festverschlossenen Gedanken, mit dabeigewesen — oder soll man doch irgendeine flüchtige Skizze von der großen Null geben? Wagenladungen voll schweren alten deutschen gedruckten Schuttes[2], unter Auslassung der Hothamschen Depeschen, siebend und sichtend, erlangen wir folgende Schaufel voll authentischer, der heutigen Menschheit vielleicht nicht ganz unerträglicher Ergebnisse.

Die eigentliche Größe des Lagers von Radewitz finde ich nirgends angegeben; aber nach der Karte zu urteilen, muß es mit seinem Zubehör über zwei Geviertmeilen Grund eingenommen haben. Alles an der Elbe, dem rechten Ufer der Elbe: Stadt Mühlberg, Hauptstadt des

[1] Camp du drap d'or, wie die französischen, oder Field of the cloth of gold, wie die englischen Chronisten es nennen: das weltberühmte Lustlager zwischen Guines und Ardres wo Heinrich VIII. und Franz I. zusammenkamen. D. *Übers.*

[2] Hauptsächlich die fürchterliche Kompilation, genannt *Helden-, Staats- und Lebens-Geschichte des usw. Friedrichs des Andern*, Frankfurt und Leipzig, 1758—1760, Band I., erste *Hälfte*, S. 171—210. Es sind deren zehn oder mehr dicke und dünne Halbbände. Eines der häßlichsten, je unter dem Namen Buch herausgegebenen Wirrwarre — ohne Spur von Register und auf Papier, das keinen leeren Rand hat und keine Tinte annimmt — und doch voll kurioser Dinge, blindlings in seinen furchtbaren Bauch gesteckt wie Juwelen in einen Lumpensack oder *zehn* Lumpensäcke in einem; mit weit mehr Echtheit als man sich es in solchem Falle versehen hätte. Nennen wir es der Kürze halber *Heldengeschichte* bei künftigen Anführungen.

Bezirks, liegt etwa zwei Meilen nördlich; nicht weit davon Torgau und dann das berühmte Wittenberg, sämtlich gen Nordwest, den Fluß weiter hinab: und auf der anderen Seite Meißen mit seiner Porzellanfabrik nicht weit gen Südosten, den Fluß hinauf, auf der Dresdener Seite. Ja, vielleicht haben viele meiner Leser den Ort, ohne es zu wissen, auf ihren Reisetouren gesehen, die jetzt blinder als je sind und mittelst Dampf, ohne Augen geschweige Intelligenz gemacht werden. Genau da, wo die Eisenbahn von Leipzig nach Dresden die Elbe überschreitet — da, wenn du gerade Tageslicht hast, ist ein flaches, etwas lehmiges Land, schmutzig-grünlich, wie wenn teilweise von Gänsen abgeweidet, durch das ein starker voller Elbfluß dahinströmt, Ufer eine Strecke lang etwas nackt, der Fluß selbst rasch, glatt und kieselsteinfarben, nicht unangenehm anzusehen, so weit auf seiner Reise von dem böhmischen Riesengebirge seewärts: genau da, wenn du die Brücke überschritten hast, ist die südlichste Ecke von Augusts des Starken Lustlager — das jetzt verschwunden ist wie die letzte Gänseherde, die diese Örtlichkeit beschmutzte und abfraß — und ohne es zu wissen, bist du wirklich auf denkwürdigem Grund und Boden.

Wirklich, darf man allerdings sagen und dabei ganz absehen von August und seinen Narreteien. Denn hier ist es auch, auf diesem Boden nun unter deinen Augen, wo Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige, nachdem er den Tag zuvor beim öffentlichen Gottesdienste in gedachter Stadt Mühlberg von Kaiser Karl V. und seinen Spaniern und seinem Herzog Alba überrascht und gänzlich aufs Haupt geschlagen worden, am Montag, dem 25. April 1547, als Gefangener hinausritt zum besagten Kaiser und aufs schlimmste empfangen wurde, der arme Mann. „Erbarme dich meiner, o Herr! wir sind nun hier!" hörte man den großmütigen geschlagenen Kurfürsten unterwegs vor sich hinmurmeln. Sobald er den Kaiser erblickte, stieg er vom Pferde, zog die Blechhandschuhe aus, kniete nieder und griff demütig nach des Kaisers Hand, sie zu küssen. Der Kaiser wollte es nicht erlauben, sah ihn mit Donnerblicken an, die Hände starr in senkrechter Haltung. Der großmütige Kurfürst stand daher auf, entblößte das Haupt: „Großmächtigster allergnädigster Kaiser, ich bin Euer Majestät Gefangener", sagte er, sich auf das Historische beschränkend. „Bin ich nun Kaiser?" antwortete der mit dem Donnerblick mit düsterer Stirn und hängender Unterkinnlade. — „Ich bitte um ein fürstliches Gefängnis", sagte der arme Fürst. „Ihr sollt es nach Verdienst haben!" — „Ich bin in Eurer Gewalt, macht mit mir was Euch beliebt", antwortete jener — und ward abgeführt zu strengem Verhaft und schwebender Lebensgefahr für die kommenden fünf Jahre, während sein Vetter Moritz ihm mittlerweile seine kurfürstlichen Würden und Lande gewandt aus den Händen spielte[1] — wie oben längst erzählt worden ist.

[1] De Wette: Kurzgefaßte Lebensgeschichte der Herzoge zu Sachsen (Weimar, 1770) S. 31—34—72.

Der gewandte Vetter Moritz: kraft dessen Taten oder vielmehr wohl infolge seiner Untaten August der Starke nun Kurfürst von Sachsen ist, Papist, pseudo-papistisch apostatischer König von Polen und Nonplusultra von „gefräßiger königlicher Laienseele", dazu bestimmt, diese Narreteien eine Zeitlang auf Gottes Erdboden zu treiben. Denn die Missetaten der Väter rächen sich an den Kindern — auf eine Weise, wovon der Lakaienverstand wenig ahnt — bis ins sechste Glied und weiter. Fürwahr, es ist dies ein denkwürdiger Grund und Boden, wie wenig auch König August daran denkt; wie wenig die müßigen Touristen daran denken oder die abweidenden Gänse, die ihn zufällig betreten.

Die zwei Geviertmeilen sind seit Monaten fleißig hergerichtet worden, glatt gemäht, gefegt mit bester Ingenieurkunst, jedes Dorf darin gesäubert und blank gemacht wenigstens: in all den Dörfern vermietete man Wohnungen zu kalifornischen Preisen; in einem Dorf, mit Namen Moritz, ist das Schlachthaus, Tag und Nacht Ochsen abschlachtend, und das Backhaus, mit 160 mehligen Bäckern, die nimmer rasten: in einem anderen Dorf, Ströhme, befindet sich das Schauspielhaus der Gegend; in einem andern, Glaubitz, das Postamt: die Anordnungen waren unübertrefflich, weit besser, deucht mir, als die für die Belagerung von Troja und andere weltberühmte Unternehmungen. Wirklich würdig der Bewunderung, wäre die Sache selbst *nicht* Null gewesen. Auswärtige Höfe, die allgemeine europäische Diplomatie, zerbrachen sich die Köpfe über die schlauen Pläne, die wohl dahinterstecken müßten. Gar kein Plan noch Absicht seitens des armen August; nur die Absicht, sich zu vergnügen und die Lakaienwelt der Schöpfung in Erstaunen zu setzen — ohne Rücksicht auf Kosten. Drei zeitweilige Brücken, drei außer der regelmäßigen Fähre der Umgegend, über die Elbe; denn die hohen Offiziere, Frauen, Fräulein und Herrschaften von Rang und die tausendfältigen Zuschauer wohnen auf beiden Seiten der Elbe: drei Brücken, eine Schiffbrücke, eine auf Flößen, eine auf Fässern, unermeßlich lang, für diese Gelegenheit gebaut. Die ganze sächsische Armee, 30 000 Mann zu Roß und zu Fuß mit ihrem schweren Geschütz, sämtlich in schönen nagelneuen Uniformen und Equipierungen, liegt schön in Zelten und Holzhütten untergebracht nahe bei Zeithain, mit dem Rücken gegen die Elbe; dies ist das „Armeelager" in unseren alten Schuttbüchern. Nördlich von diesem — doch noch ziemlich diesseits der Gohrischen Heide, die weiter gen Norden, dem Auge bläulich erscheinend, sich ausdehnt — erhebt sich an günstiger Stelle ein hoher, kunstvoll gebauter, bemalter und vergoldeter „Pavillon", mit Tribünen ringsum, von wo aus alle Zuschauer von Rang das ganze Gebiet und alles, was darauf geschieht, übersehen können.

Östlich wiederum, oder von dem Pavillon aus südöstlich, auf der rechten Flanke der Armee, wo wieder eine Art Anhöhe aufsteigt, hart bei Radewitz, günstig für den Überblick — da, errichtet aus sublimen sei-

denen Zelten oder massiver, wohlangemalter Zimmerarbeit, deren Farbe im allgemeinen hellgrün, mit vergoldeten Knöpfen und reichlichem vergoldeten Gitterwerk, ist das „Hauptlager", Hauptquartier, das Herz aller Lager, wo Seine preußische Majestät und Seine polnische dito mit ihren beiderseitigen Gefolgen wohnen. Königlich durchaus, in ausgedehnten grünen vergoldeten und möblierten Palästen; welche Salons, welche Schlafzimmer! „mit Fußböden von farbigem Flechtwerk", die vergoldeten Spiegel, die Gemälde, Spieluhren — selbst die prächtigen Badewannen für Seine preußische Majestät sind nicht vergessen worden. Kein Mensch oder Lakai hat je so etwas noch einmal gesehen. Solch ungeheuren gelungenen Apparat, inwendig und auswendig; zahllose militärische Dienerschaft, hauptsächlich „Janitscharen" in Türkentracht; aus dem Stegreif geschaffene Blumengärten sogar und Pfade von gelbem Sand — der ganze Hügel von Radewitz solchergestalt zu einem Blumengarten umgewandelt. Ja, auch im Armeelager haben viele von den Hauptleuten improvisierte Blumengärtchen angelegt. Für andere Hauptleute, von nicht poetischer Richtung, gibt es Billards, Kaffeehäuser und vortreffliches Bier und sonstige Getränke genug. Aber die Berge von Heu für die Kavallerie, die von Patrouillen bewacht hinter dem Lager stehen, und die Magazine von Kavalleriehafer sind nicht zu beschreiben. Gen Osten, von ihren offenen Säulengängen und Terrassen mit unten schweigend auf und ab schreitenden Imitationsjanitscharen, überschauen die zwei Majestäten die Armee nach Belieben; können alles überschauen — sogar während sie speisen, was sie täglich tun, und zwar wie wahre Könige! Fritz wohnt auch da, hat ein prachtvolles Bett: armer junger Mensch, er allein gibt der Sache nun einige Bedeutung für uns. Er ist wohl neugierig genug, sich das Phänomen in militärischem und sonstigem Betracht anzusehen, aber niedergedrückt von schwarzer Sorge: „Meine Amalie ist nicht hier, und der Tyrann Vater ist es — tyrannisch mit seinem Rohr, ihr Götter!"

Wir könnten lange bei den namhaften Leuten verweilen, die da waren, denn die Listen sind uns erhalten geblieben. Viele hohe Herrschaften, von denen manche uns wieder begegnen werden. Weißenfels, Wilhelmines unbegünstigter Liebhaber, wie geschäftig ist der nicht, tapfer anführend (in der schrecklichen Schauschlacht) gegen Wackerbarth; General Wackerbarth, dessen Haus wir bei einem Dresdener Besuch, nicht so sehr lange her, abbrennen sahen. Der alte Leopold von Anhalt-Dessau ist da, der Alte Dessauer mit vier seiner soldatisch unterrichteten, im übrigen ohne Unterricht gelassenen Prinzen, deren Fertigkeit im Schreiben sogar dem Zufall überlassen blieb; dennoch tüchtige junge Leute, die ein gut Stück Arbeit leisten, wacker schlagen können, wenn es die Gelegenheit fordert. Der junge, kürzlich vermählte Ansbach kommt mit soviel Staat, als er eben hat, der arme Jüngling; wohnt bei der preußischen Majestät, seinem Schwiegervater; sollte sich eher ruhig verhalten, da sein Teil Verstand nur

gering ist. Seckendorff mit seinem Grumbkow, die sind auch hier, im Gefolge Friedrich Wilhelms. Grumbkow tut tüchtig Bescheid mit Ihren Majestäten von Polen und Preußen, da geht es in lustigen Stunden wohl hoch her. Ich bemerke, sie nennen König August „le Patron", den Kapitän oder „Patron", eine gar große Lustigkeit wohnt in diesem Menschen der Sünde. Oder bemerkt der Leser Holstein-Beck, den preußischen Generalmajor? Prinz von Holstein-Beck, ein solider dänischer Mann, der unter anderem wacker trinken kann: ist nicht allzu klug, hat zum Beispiel sein ganzes Leibgedinge oder Prinztum veräußert und Silbergeschirr dafür gekauft, weswegen sie ihn seitdem „Holstein-Vaiselle" anstatt Holstein-Beck heißen[1]. Sein nächstfolgender Bruder, wohl gleichfalls mit anwesend hier, da Generalmajor in sächsischen Diensten, ist noch törichter. Dieser, arme Haut! ist eben im Begriff, die Orzelska, die uns bekannte unvergleichliche Prinzessin, die ihres Vaters Mätresse gewesen, zu ehelichen — die Ehe ging, wie natürlich war, nach ein paar Jahren (1733) wieder auseinander. — Doch sehe man sich besonders jenen schwerfälligen Herrn von mittlerem Alter an, den Prinzen von Anhalt-Zerbst, preußischen Gouverneur von Stettin. Nicht allzu reich (würde nicht einmal reich sein, wenn er regierender Herzog würde, wie nachmals geschieht); achtsam auf seinem Posten im Stettiner Land seit der Zeit der Belagerung von Stralsund; hat seine Ordres erfüllt, Stettin aufs vollkommenste befestigt, der solide, schwerfällige, schweigsame Mann — an dem nichts weiter merkwürdig ist, als bloß dies: daß vergangenes Jahr seine Frau ihm ein Töchterlein schenkte, Sophie Auguste geheißen. Seine Frau ist eine närrische unruhige Dame, hochgeboren und pfenniglos; laßt sie achtgeben auf diese kleine Sophie: die kleine Sophie wird in dreißig Jahren einmal hinlänglich ausgezeichnet werden; Katharina (mit verändertem Namen), Kaiserin aller Reußen, dies kleine Mädchen; so hat das Geschick es bestimmt, den Prophezeiungen der Menschen spottend! Hier ist ferner auch unser armer unmeldbarer Herzog von Mecklenburg: arme Seele! er hat seine Händel mit seiner Ritterschaft auf ein paar Wochen verlassen und atmet hier die Elbheideluft. Sein wildes russisches Weib, des wilden Peters Nichte und mehr, ist, man hört es nicht ohne Erleichterung, tot; denn ihre Wege und die Peters waren gar seltsam! Diesem unmeldbaren Herzoge von Mecklenburg hat sie eine Tochter hinterlassen, eine Prinzessin Elisabeth Katharina, die eines Tages Prinzessin Anna genannt werden wird, deren Schicksale in der Welt sich als tragisch erweisen dürften. Künftige Erbin aller Reußen, diese kleine Elisabeth oder Anna. Erbin vermöge ihrer verschmitzten Tante, Anna von Kurland — Anna mit der geschwollenen Backe, in die Moritz, der doch mancherlei Dinge, später sogar Maréchal de Saxe zu werden, vermochte, sich leider nicht verlieben konnte,

[1] Büschings Beiträge IV. 109.

und die soeben Kurland verlassen hat und Zarin geworden ist[1]: sollte Tante Anna mit der dicken Backe kinderlos sterben, wie zu vermuten steht, dann wäre diese kleine Nichte Erbin. Was tut's? —

Im Gefolge des Königs August befinden sich ebenfalls Herrlichkeiten gewisser Art; hätten wir nur Zeit für sie. Herzöge von Sachsen-Gotha, Herzöge von Meiningen, die Mehrzahl der Herzöge, die Sachsen ihrem Namen hinzusetzen. — Einer davon ist Sachsen-Weimar, Großvater von Goethes Freund, wenn er sonst nicht anders ausgezeichnet ist. Die Lubomirskis, Czartoryskis und andere von polnischem Geschlecht sollen uns als fremd gelten und unbeachtet bleiben. Noch auch fehlt es an hohen Damen, wie wir sehen; große Schwärme luftigen Frauentums, die Kronprinzessin an ihrer Spitze, die mit ihrem Kronprinzen in Tiefenau wohnt — und, wenngleich nicht schön und auch nicht sehr sanft von Gemüt, doch eine gar hohe Dame ist. Nichte des gegenwärtigen Kaisers Karl, Tochter des vorigen Kaisers Joseph höchstseligen Andenkens — aus welchem Grunde August noch immer die pragmatische Sanktion nicht unterschreiben will, da sein Kronprinz auf diese Art Anrechte hat, die im Gegensatze dazu stehen. Sie ist jung, ihr hat man Tiefenau, nördlich am Rande der Gohrischen Heide, vermutlich der auserwählteste Sitz in der Umgegend, eingeräumt; auch ist sie die Herrin des „Buzentaur", einer Fregatte, die gewissermaßen Kleopatras Galeere gleichkommt, und befiehlt sozusagen zu Land und zu Wasser. Oberste Herrin dieser erhabenen Weltnarretei ohne Rücksicht auf Kosten, so hat König Augusts Galanterie es angeordnet. Unser Friedrich und sie werden wieder einander begegnen bei ganz anderen Gelegenheiten als dieser! — Was die übrigen bei dieser Gelegenheit anwesenden Prinzessinnen und Gräfinnen dem Kronprinzen Friedrich anderes waren, als ein allgemeines Blumenbeet der menschlichen Natur — das fraget nicht; noch auch, ob die Orzelska auch nur mit anwesend war! Die Orzelska wird in etwa zwei Monaten[2] einen Holstein-Beck ehelichen; nicht den Holstein-Vaisselle, sondern seinen Bruder, den unglückseligen sächsischen Generalmajor, einen Menschen von sicherlich nicht sehr sprödem Geschmack, was das Heiraten betrifft — dem ich raten möchte, sein lockeres Weib bei Gelegenheiten wie dieser zu Hause zu lassen. Sie trennten sich, wie gesagt, nach einem oder zwei Jahren, gegenseitig aufgebracht, und die Orzelska ging nach Avignon, nach Venedig und anderen Plätzen und ergab sich katholischen andächtigen Übungen in wohlfeilen Ländern von angenehmem Klima[3].

Kronprinz Friedrich hegt nun ohne Zweifel angesichts dieses Blumenbeets der menschlichen Natur und des Lohnes, den der glücklichen Kühn-

[1] Peter II., ihr Geschwisterkind, starb Januar 1730 (Mannsteins Rußland).
[2] 10. August 1730 (Sir T. Robinson: Depeschen aus Dresden, im englischen Staatsarchiv).
[3] S. Pöllnitz (Memoiren usw.), wer neugierig auf sie ist.

heit die Schönheit zollt, lebhafte Bilder von der Prinzessin Amalie und ihrer hannöverschen Statthalterschaft; lichte Prinzessin und Statthalterschaft, von denen bodenlose Schlünde ihn trennen, die ein Schwimmen erfordern, wogegen jenes des Leander über den materiellen Hellespont eine bloße Kleinigkeit war! — In welchen von den Dörfern Hotham und Dickens logierten, habe ich nicht erfahren noch nachgefragt, noch auch sind ihre weitschichtigen Depeschen, die diese erhabenen Phänomene für den Hof von St. James von Tag zu Tag aufzeichnen, anders als durchaus schal und fade für uns heutzutage. Aber eines erfahren wir doch daraus: daß nämlich unser Kronprinz, der väterlichen Wachsamkeit entschlüpfend, sich heimlich mit Dickens oder mit Hotham durch Dickens, und zwar in der tragischsten Stimmung, beriet. Mitten in solch blendender Üppigkeit und theatralischer Herrlichkeit: welch ein trauriger Gefährte ist da nicht schwarze Sorge — ja schmähliche Mißhandlung, unerträglich der menschlichen Natur! Der pünktliche Professor Ranke hat irgendwo — gibt nicht bequem an, wo und auch nicht das mindeste Datum — folgende Stelle, oder eine, die ihn zu deren Aufzeichnen berechtigt, gelesen: „In jenem Lustlager von Mühlberg, wo die Augen so vieler Fremden sich auf ihn richteten, ward er wie ein ungehorsamer Knabe sogar einmal körperlich mißhandelt, eben damit er fühlen sollte, daß man ihn für nichts Besseres halte. Der aufgebrachte König, der die Folgen seiner Worte niemals erwog, fügte der Mißhandlung noch den Schimpf hinzu. Er sagte, wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich totgeschossen, aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich alles gefallen [1]."

Einmal körperlich mißhandelt: warum gibt uns der Herr Professor nicht Zeit, Veranlassung, Umstände und Namen einiger Augenzeugen? Denn die Tatsache selbst, die auf ähnliche Weise in allerlei Geschichtsbüchern gemeldet wird, stellt sich anderweitig als völlig sicher heraus, und sie brachte sichtbare bestimmte Resultate hervor. Sie ist gleichsam das einzige Faktum in diesem kostspieligen Radewitz und seinen Narreteien, das noch immer menschlicher Erinnerung wert ist, und auch sie ist in diesem vagen flauen Zustande auf uns gekommen — dem man nicht mehr abhelfen kann.

Mit Schlägen traktiert wie ein Sklave, während er so üppig wohnte und eine Rolle als eine Königliche Hoheit spielte! Es ergibt sich deutlich, daß der arme Prinz infolgedessen trotz seines an Wilhelmine gegebenen Wortes den Entschluß zur Flucht faßte. Der scharfsinnige Ranke, der aber wieder vergißt zu datieren, weiß aus den Archiven, daß Friedrich kurz darauf einmal mit dem Grafen von Hoym sprach. Den Grafen von Hoym, der sächsischer Premierminister und die Seele aller Anordnungen hier ist, frug er im Verlauf des Gesprächs, ob man sich nicht unter all den Herrlichkeiten auch Leipzig ein wenig ansehen könne? Eine Ordre für Pferde nach

[1] Ranke: Neun Bücher Preußischer Geschichte (Berlin, 1847) I. 297.

oder in Leipzig für „ein paar Offiziere“ (Leutnant Keith und er) — in der Stille, unangemeldet, Herr Graf? — Der Herr Graf durchschaut es mit blinzelndem Blick: Schwerlich, Königliche Hoheit, man ist so streng mit Pässen. Versuchen Sie es nicht, Königliche Hoheit[1]! Und Friedrich versuchte es nicht nach dieser Richtung, der arme Jüngling; versuchte es aber um so mehr nach anderen Richtungen hin. Sehr geschäftig in tiefstem Geheimnis Briefe wechselnd mit Leutnant Katte in Berlin und tragische Unterredungen führend mit Kapitän Guy Dickens hier. — Ob irgendein Wink oder geflüstertes Wort von dem Grafen von Hoym an die preußische Majestät gelangte? Der Leutnant Keith ward kurz darauf nach Wesel versetzt, um da, weit weg im unteren Rheinland, Garnisonsdienst zu tun[2]; besser dort, als daß er Kameradschaft mit einem Fritz halte und ihn zu Tagdiebereien oder Schlimmerem verleite.

Mit Katte in Berlin hat der verzweifelnde Prinz, da dieser mit Hoym unmöglich war, einen anderen Fluchtplan ausgebrütet; ins Werk zu setzen durch Katte und ihn selbst, wenn dies Radewitzer Geschäft vorüber ist. Und was seine Beratungen mit Guy Dickens anlangt, so ist deren Ergebnis folgendes: Kapitän Dickens, die Augen lebhaft und die Lippen fest geschlossen, reist am 16. Juni von Radewitz mit Kurierpferden nach London. Folgendes lese ich als Auszug aus Hothams Depesche, 16. Juni 1730, die Dickens mit äußerster Vorsicht in St. James verabreichen soll: „Kronprinz hat dem Dickens seinen Fluchtplan mitgeteilt; ‚könne die Gewalttätigkeiten seines Vaters nicht länger ertragen‘. Soll binnen kurzem seinen Vater nach Ansbach begleiten“ (Reise ins Reich, von der wir demnächst hören werden), „und man wird einen Abstecher nach Stuttgart machen, welches letztere nicht weit von Straßburg, das seinerseits auf der französischen Seite des Rheines liegt. Nach Straßburg will er seine Flucht richten, sechs Wochen oder ein paar Monate in Frankreich verweilen (damit kein Verdacht auf seine Mutter falle) und sich dann nach England begeben. Hofft, England werde danach handeln, daß seine Schwester vom Verderben gerettet werde.“ Das sind seine festen Entschlüsse: was wird England in so verwickeltem Falle tun? — Kapitän Dickens eilt schweigend davon mit seiner Depesche; wird Lord Harrington und nicht mehr Townshend finden[3]; wird seine Lippen reichlich gegen Lord Harrington über preußische Zustände auftun. Ein frischer militärischer Mann in den besten Jahren, der vielleicht selbst den preußischen Gesandtschaftsposten ausfüllen könnte, wenn gerade nichts von großem Belang auf dem Tapet ist. Harringtons endgültige Antwort erfordert reifliche Überlegung.

[1] Ranke, daselbst; Förster I. 365 und spezieller III. 4 (Seckendorffs Relation).

[2] Wilhelmine sagte uns kürzlich (oben S. 115), Keith war nach Wesel geschickt worden; aber sie datiert falsch, wie gewöhnlich.

[3] Resignierte 15. Mai 1730: Abschiedsdepesche an Hotham trägt dieses Datum.

Mittlerweile nimmt Hotham, wie auch wir tun müssen, seinen Bericht von den theatralischen Vorstellungen wieder auf — und, wir können es wohl begreifen, wird des Dinges müde; wünscht heimzukehren, „da sein Geschäft hier aus zu sein scheint"[1]. Einmal erwähnt er ein Gerücht (leeres vornehmes Gerede gehört zur Tagesordnung an solchem Orte), „ein Gerücht, womit man sich hier herumträgt, dem ich nicht den mindesten Glauben beimesse, daß nämlich der Kronprinz eine von den Erzherzoginnen erhalten solle", vielleicht gar Maria Theresia selber! Was freilich der ganzen Welt ebenso wie diesem Paare selbst einen unendlichen Kummer erspart und eine ganz andere Geschichte für Deutschland und uns hervorgebracht haben würde. Man denke sich nur! Aber aus vielen Ursachen, z. B. Religionswechsel, hätte es anderer ermangelt, war die Idee eine unmögliche. „Mag sein", denkt Hotham, „daß der Wiener Hof diesen Köder aufsteckt, um den König in seiner Täuschung zu erhalten" — oder ein Näseln von Seckendorff mochte es in einem so faden Element wie Radewitz in Umlauf gesetzt haben.

Von den schrecklichen Schauschlachten, die Weißenfels auf der einen und Wackerbarth auf der andern Seite anführten; von den Kavallerieangriffen, dem Feuer der Artillerie, das in einem wahrhaften Weltuntergang zu endigen drohte, rings um den Pavillon und die auf den Balkonen dort versammelten Damen und allerhöchsten Herrschaften (die allemal frisch und gesund zu Tafel gehen, wenn sich der Sieg erklärt hat), will ich nichts sagen. Noch auch von jenem allergrößten „Angriff auf die Verschanzungen": Sprengen der Brücken selber; Kavallerie im Gehölz postiert; Heeresmacht gegen Heeresmacht das Äußerste leistend, mit unerhörtem Aufwand von Pulver und gelehrtem Manöver; woran sich auch „die Flotte" (meist mit Seide getakelte Schaluppen auf der Elbe) beteiligte und der Buzentaur mit seinen sämtlichen Kanonen. Worte sind zu schwach bei solchen Gelegenheiten. Ich will nur erwähnen, daß der unermüdliche König August die Dispositionen getroffen hatte wie ein König der Theaterdirektoren; man sah ihn am frühen Morgen im Wagen umherkutschieren, um alles in Augenschein zu nehmen; „in einem Wurstwagen" fuhr er über die Faßbrücke oder vielleicht über die (noch nicht gesprengte) Floßbrücke und verschaffte sich dergestalt im voraus die (wie es sich auswies, wohlbegründete) Gewißheit des Erfolges für den großen Tag. Das letzte war, daß am folgenden Tage eine Illumination nebst Feuerwerk stattfand, derengleichen wohl bis auf die heutige Stunde nicht wieder dagewesen ist.

Denn der Buzentaur und die Flotte waren ganz mit bunten Lämpchen behangen; Hauptlager und Armeelager desgleichen, mit ihren goldenen Lichtern in das Silber des Sommerzwielichts hineinfunkelnd — und das ist alles noch nichts gegen das Schauspiel jenseits der Elbe, drüben an der südöstlichen Ecke. Du siehst jenen Genienpalast; Flügel, Türme,

[1] Vorhergehende Depesche (vom 16. Juni).

Hauptgebäude, Zinnen: es ist „ein gigantisches Holzgerüst, an dem zweihundert Zimmerleute über sechs Monate gearbeitet haben", schon seit vergangenen Weihnachten. Zweihundert Zimmerleute; wie viele Maler, kann ich nicht sagen; aber sie haben „sechstausend Ellen Leinwand" vollgeschmiert, die nun aufgenagelt sind, behangen mit Lampen, umgeben von Feuerwerk, zahllosen Raketenschlangen, Raketen; mit Kanonen und Feldmusik, nahe und fern aufgestellt, damit es gut zusammenklinge — und leuchtet nun (Abend des 24. Juni 1730) Menschen und Göttern. Zinnen, Türme, Gesims, besät mit allerhand Feuern und Sinnbildern, alles ist da: sinnbildliche Malerei, sechshundert Ellen davon, von inwendigem Lichte schimmernd und den Eulen selber lesbar! Waffen nun als unnütz in Haufen zusammengestellt; Pax mit seinem Zubehör, Mars ruhend (auf besagter Leinewand) inmitten ruhmreich gewonnener Lorbeertrophäen, und eine Inschrift ist darauf, aus Lämpchen gebildet, jeder Buchstabe mehr als mannshoch, wenn du nahe daran bist: „Sic fulta manebit (So getragen, wird er bestehen)" — wobei das e r sich entweder auf Pax (Friede) oder Domus (den Genienpalast selber) bezieht, je nachdem dein schwaches Urteil dich leiten mag, feine Anspielungen zu deuten. Jeder Buchstabe mehr als mannshoch: man kann es fast zu Wittenberg von den dortigen Turmspitzen aus lesen, sollte ich denken, in Petitschrift am Himmel flammend. So getragen, wird er bestehen, und fromme Sterbliche flüstern: „Ich hoffe es von Herzen!" — Und die Kanonen donnern fast ununterbrochen, und die Feldmusik, durch Telegraphen geleitet, fällt in den rechten Momenten in die Szene ein, und die Feuerräder fliegen zischend, und der Buzentaur und die seidenen Brigantinen gleiten umher wie lebendige Fackeln — und kurzum, einen solchen Anblick muß man sich vorzustellen versuchen. König August, müde bis auf die Knochen, zog sich, nachdem er alles gelungen gesehen, um Mitternacht zurück. Friedrich Wilhelm blieb bis zum Schluß, mit dem sächsischen Kronprinzen „in einem Fenster des höchsten Hauses in Promnitz stehend"; unser junger Fritz und der Markgraf von Ansbach standen in einem benachbarten Fenster [1] und blieben gleichfalls bis zum Finale: zwei Uhr morgens, da die Sonne selber nicht mehr fern vom Aufgehen war.

Oder ist nicht der allerletzte Schlußtag vielleicht noch merkwürdiger: ein allgemeiner Eßtag? Der Wüstling König August hatte eine Ader echter menschlicher guter Laune im Leibe, der arme Teufel, und den allerbesten Magen. Achtzig Mastochsen, fett wie für Kirmeß, wurden geschlachtet und gebraten, Nebenspeisen ungerechnet, auf daß alle Welt einmal gut essen möge. Die Soldaten hatten, entsprechend eingeteilt, Gräben gezogen, flache Wälle aufgeschichtet, Bretter darauf gelegt und dergestalt mittels Schanzen und Brettern Tisch und Bank zugleich gemacht. Am Ende jeder Tafel erhob sich ein Triglyph, zwei starke hölzerne Pfosten mit Ober-

[1] 24.—25. Juni: Heldengeschichte I. 200.

schwelle, auf der Oberschwelle stand der Kopf des Ochsen aufgespießt, die Ochsenhaut hing darunter als Draperie, und auf beiden Seiten der zwei Pfosten hingen die vier gebratenen Viertel des besagten Ochsen frei, wovon der Gemeine lustig sich bediente. Drei Maß Bier erhielt er und zwei Maß Wein — was man, wenn nicht die Maße ganz wunderbar klein waren, als eine reichliche Portion betrachten muß. So in zwei langen Reihen speisten sie, ihrer 30 000 an der Zahl, lustig sub dio. Die zwei Majestäten und zwei Kronprinzen ritten durch die Linien, während das Essen vor sich ging: „Vivat der König von Preußen, hoch!" und Mützen in die Luft geschwungen — endlich begeben sich erstere nach ihrem eigenen Hauptquartier, von wo sie, selber speisend, die Soldaten speisen oder wenigstens ihre drei und zwei Maße trinken sehen können. Speiset, ja speiset reichlich; laßt alle Sterblichen einmal gut speisen! —

Die königliche Tafel ist noch nicht zu Ende, als ein neues Mirakel auf dem Felde erscheint: der größte Kuchen, den die Söhne Adams je gebacken. Vor einer Stunde auf hölzernem umzelteten Gerüst achtspännig in das Hauptquartier gefahren, das umgebende Zelt von Kadetten bewacht: nun wird das Zelt herabgelassen — haben je Sterbliche etwas Derartiges gesehen? Der Kuchen ist vierzehn „kleine Ellen" lang, sechs breit und in der Mitte eine halbe Elle dick. Maschinell gebacken — wie könnten auch Rollholz oder Brotschaufel einen solchen Kuchen regieren. Es sind fünftausend Eier darin, sechsunddreißig Scheffel Mehl, drei Tonnen Milch, eine Tonne Hefe, eine Tonne Butter. Brezeln, Semmeln und Zwieback zur Einfassung oder Garnierung laufen um den Rand herum. Offenbar der Fürst aller Kuchen! Ein Zimmermann mit Riesenmesser, dessen Heft er gegen seine Schulter stützt, dringt — auf das Kommandowort des Oberlandbaumeisters — mittels Einschnitts in den Kuchen ein, tranchiert ihn planmäßig auf nacheinander folgende Signale des Oberlandbaumeisters. Welche hohe Herrschaft möchte nicht ein Stückchen eines solchen Nonpareille zum Andenken bewahren, vom Verzehren nicht einmal zu reden? Man kann zugreifen, sooft man will. Der Zimmermann dringt vor durch Hauptschanze und durch Seitenschanzen, gehorsam dem Kommando.

Ich erwähne als einen fernern Zug des doch gutmütigen armen Teufels von August, daß er, als man abgespeist hatte, die noch schwer beladene Tafel mit all dem Geschirr seinen Janitscharen zu allgemeiner Balgerei preisgab, wodurch die Tafel bald abgeräumt wurde — und manches kostbare Stück Dresdner Porzellan ist auf diese Weise in tiefe Stufen der Gesellschaft hinabgeraten.

Als man abgespeist hatte, kamen die Obersten und Offiziere eines jeden Regiments, in rangmäßiger Ordnung mit gezogenen Säbeln, die Musik jedes Regiments allemal voran, die Anhöhe heraufmarschiert, um die Majestät von Preußen besonders zu salutieren. Majestät von Preußen versprach ihnen seine Huld für immer, wie sie sich erbeten hatten, trank jeder Schar

ein Glas Wein zu (nehmen Sie sich in acht, Majestät!), die alle mit Gläsern Wein antworteten und die Gläser jubelnd in die Luft warfen, während sechzig Stücke schwere Geschütze sich hören ließen und die Musikbanden ihre süßesten Töne bliesen — bis alles vorüber war und Seine Majestät noch immer fest auf den Beinen stand. Er konnte sehr viel Wein vertragen.

Und nun —?— Wohlan, der Kuchen ist noch nicht aufgezehrt, viele Geviertellen noch immer übrig, und selbst die Korporale können nicht mehr: so mag sich denn die Armee darum reißen! Die Armee räumte im Nu damit auf. Und nun, ach nun — die Zeit zum Scheiden ist gekommen. Es ist zu Ende, alle Dinge endigen. Es währte noch eine ganze Stunde, ehe die Herrschaften sich losreißen konnten, unter wehklagender Musik und mit der gebührenden Rührung.

Die preußischen königlichen Herrschaften und einige auserwählte wenige fuhren am andern Morgen zu Schiff stromabwärts nach dem Lichtenburger Jagdschloß zu einem eintägigen Wildgemetzel. Sie erlegten da an tausend lebendige Kreaturen, für sie in dichte Haufen zusammengetrieben — „sechshundert Stück Rotwild, vierhundert Stück Schwarzwild". All diese Kreaturen ließen sie tot auf dem Felde zurück, dinierten unendlich und reisten dann ab, schmerzlich gesättigt; Kronprinz Friedrich in seinem besondern Wagen hinterher, Papa in dem seinigen einige Minuten voraus, während alle Waldhörner ein trauriges Adieu bliesen — und so fuhren sie durch die ambrosische Nacht gen Berlin[1].

Und somit ist alles aus. Und August der Starke — was ist von August zu sagen? Die Geschichte muß einräumen, daß er in verschiedenen Dingen das Maximum erreicht. Maximum physischer Stärke; kann Hufeisen, ja Talerstücke mit der bloßen Hand entzweibrechen. Maximum an Herrlichkeit; wirklich eine höfliche Kreatur, kein Mensch von seinen Mitteln frug je so wenig nach den Kosten wie er. Maximum von Bastarden, dreihundertundvierundfünfzig von ihnen; kein Sterblicher hat die Zahl wohl je übertroffen. Endlich hat er den größten Kuchen gebacken, von dem man Kunde hat; einen Kuchen mit 5000 Eiern und einer Tonne Butter darin. Diese Dinge muß die Geschichte einräumen. Der arme Teufel, er war auch voll guter Laune und hatte den allerbesten Magen. Seine amputierte große Zehe wird nicht besser, hol der Kuckuck; die ganze Welt ist so amputiert und sieht nicht nach Besserung aus! August der Starke, schadhaft als Dreiundfünfzigjähriger, neigt sich stark einem weniger kostspieligen Lande zu; und in drei Jahren wird er unentgeltlich wohnen und keinen Koch oder Bedienung des einen oder anderen Geschlechtes mehr brauchen.

„Dies Lager von Radewitz," sagt Smelfungus, einer meiner Vorgänger, indem er seine lange Erzählung schließt, „dies Lager ist nichts, und nach all diesem Aufwand des Königs August und meinem eigenen verfliegt es wie ein Traum. Aber

[1] 28. Juni 1730: Heldengeschichte I. 205.

ach! waren denn die Kongresse von Cambrai und Soissons, war die lebenslängliche Diplomatie des Kaisers Karl oder die Geschichte des starren sterbenskranken Europa in jenen Tagen überhaupt ein rechtes Etwas? Die pragmatische Sanktion mit all ihren Protokollen ist verflogen wie jenes zeitweilige Komödienhaus, von König August dort in dem Dorfe Ströhmen errichtet. Viel Gerede, Lärm und vermeintliches Interesse über beides; aber beides ist buchstäblich Null geworden, allezeit Null gewesen. Das eine ist nicht mehr der Rede wert als das andere." — Also warum nicht lieber Stillschweigen über beides, mein Freund Smelfungus? Er antwortet: „Allerdings ist dies das Ziel, wonach man zu streben hat — und hätten wir erst aus beidem das Unsrige heraus, dann möge nur beides in Feuer aufgehen und eine Handvoll formloser schwarzer Asche für immerdar bleiben." Du Himmel, würde ich was dagegen haben?

Smelfungus sagt anderweitig:

„Die Nutzanwendung, die davon zu machen, vielleicht die Hauptnutzanwendung, die aus dieser ganzen Abteilung melancholischer Geschichte heutzutag hervorleuchtet, ist diese: Moderne Diplomatie ist nichts; bekümmere dich um deine eigenen Sachen, mische dich nicht in die Sachen deiner Nachbarn. Die pragmatische Sanktion, die die Herzen Fritzens, Friedrich Wilhelms, Sophies, Wilhelmines, der englischen Amalie und ich weiß nicht wie viele Privatherzen brach und die allgemeine Seele Europas fünfundzwanzig Jahre lang mit Schrecken und Hoffnungen zerrüttete, fiel mit eins in Staub und Dunst und fuhr auf den Sturmwinden gänzlich zur Unterwelt hinab und tat nichts für oder gegen irgendeinen Sterblichen. Friedrich Wilhelms 80 000 gut abgerichtete Truppen blieben gar wirklich mit ihren Feuergewehren und eisernen Ladstöcken und richteten verschiedenes aus, weil ein Hauptmann über ihnen war. Friedrich Wilhelms Direktorium, gut abgerichtete preußische Verwaltung, ein jeder stetig bei seiner Pflicht und Schuldigkeit, und kein Wind verschwendet, wo Stillschweigen besser war, blieb gleichfalls sehr verbürgt übrig — und verbleibt noch immer. Nichts des Echten und Menschlichen, das Friedrich Wilhelm tat, das nicht verblieb und als ein Erbteil dauernd bleibt, nicht das geringste Item davon ist verloren oder verlierbar — und der rohe absonderliche Bauerkönig (seltsam genug) wird als der einzige befunden, der bei dem Spiel gewonnen hat."

Viertes Kapitel / Exzellenz Hotham verläßt Berlin in Eile

Während auf diese Weise das Lager zu Radewitz sich in den letzten Tagen des Juni auflöst, begibt sich Guy Dickens, dem die Orakel zu Windsor ihren Bescheid betreffend Prinz Friedrichs wildes Projekt erteilt haben, wieder auf den Weg gen Berlin — wohin auch Hotham zurückgekehrt ist, um Dickens' Ankunft abzuwarten und darauf sofort selber heimzureisen. Dickens soll forthin die britische Diplomatie hier, was da an Diplomatie etwa sein dürfte, versehen; ist Dickens erst eingerichtet, so will Hotham freudig diese Unterhandlung verlassen, die er schon seit geraumer Zeit für so gut wie tot betrachtet. Vorher hat er aber ein unerwartetes Abenteuer in Berlin zu bestehen, von unerwarteter Berühmtheit in der Welt: ist dies erst kurz dargestellt, so wird ihn die Geschichte in die Schatten des Privatlebens entlassen.

Guy Dickens, der, wie man annehmen kann, am 8. oder 9. Juli in Berlin eintrifft, bringt zwei wichtige Urkunden mit. Erstlich, die englische Antwort (in Form von „Verhaltungsbefehlen" an ihn, die an geeigneter Stelle vorgezeigt werden können) betreffend das Projekt des Kronprinzen zur Flucht nach England. Eine Antwort, wie sie unter den vorliegenden Umständen nicht anders zu erwarten war: „Britannische Majestät nimmt tiefen Anteil an des Kronprinzen Lage, ist bereit, alles mögliche zu tun, um ihn da herauszuziehen. Besser aber doch noch damit warten: preußische Majestät wird wohl sicherlich ein wenig nachgeben: und dann sind auch eben jetzt die europäischen Angelegenheiten in einem heiklen Zustande. Lieber warten also. Hinsichtlich der zeitweiligen Zufluchtstätte in Frankreich ist Seine britannische Majestät der Meinung, daß solches reiflicher Überlegung bedürfe. Für den Augenblick nicht einmal Zeit übrig, um bei dem französischen Hofe anzufragen, wie man sich dort dazu stellen würde; was Seine britannische Majestät zuvörderst für unbedingt notwendig hält" — und damit schließt man. Der Sinn davon, bemerken wir, ist in Summa:

„Hm, Sie werden doch nicht gar? Tun Sie es nicht; wenigstens jetzt noch nicht!" Doch lassen wir hierzu für Dryasdust und sonstige Leser, die Geduld haben, das Originalschriftstück folgen, das auf französisch (oder überseeisch-französisch) verfaßt ist, vermutlich, damit es der Kronprinz nötigenfalls an einem dieser Tage selber lesen könne:

„Monsieur Guy Dickens pourrait donner au Prince les assurances les plus fortes de la compassion que le Roi a du triste état où il se trouve, et du désir sincère de Sa Majesté de concourir par tout ce qui dépendra d'elle à l'en tirer. M. Guy Dickens pourrait lui communiquer en même tems les Instructions données à Monsieur Hotham" (unsere Antwort auf die schimpflichen Vorschläge, die ohne Bedeutung ist und dem Leser erspart werden kann), „et lui marquer qu'on avait lieu d'espérer que Sa Majesté Prussienne ne refuserait pas au moins de s'expliquer un peu plus en détail qu'elle n'a fait jusqu'ici. Qu'en attendant les suite que cette negociation pourrait avoir, Sa Majesté était d'avis que le Prince ferait bien de différer un peu l'execution de son dessein connu: Que la situation où les affaires de l'Europe se trouvaient dans ce moment critique ne paraissait pas propre à l'execution d'un dessein de cette nature: Que pour ce qui est de l'intention où le Prince a témoigné être, de se retirer en France, Sa Majesté croit qu'elle demande une mûre déliberation, et que le peu de tems qui reste ne promet pas même qu'on puisse s'informer de ce que la Cour de France pourrait penser là-dessus; dont Sa Majesté trouvait cependant absolument nécessaire de s'assurer, avant de pouvoir conseiller à un Prince qui lui est si cher de se retirer en ce pays la [1]."

Dies ist die Urkunde Numero eins; ohne Belang für Hotham im gegenwärtigen Stadium, sondern bloß für uns und unseren Kronprinzen. Urkunde Numero zwei würde zu einer Zeit Hotham sehr interessiert haben: sie ist nichts anderes als ein Grumbkowscher Originalbrief, in St. Mary Axe aufgefangen, wie Hotham sich ihn einmal erbat, „stark genug, Grumbkows Rücken zu brechen". Hotham hofft nunmehr kaum, daß er „stark genug" sei. Indessen überreicht er ihn, wie man ihm geheißen. Am Montag, dem 10. Juli, bei der Audienz, wo er Dickens als seinen Nachfolger vorstellte, legt er ihn in Seiner preußischen Majestät Hand: und — das Resultat war höchst unerwartet! Hier ist Hothams Depesche an Lord Harrington, deren Mitteilung, mit einem Minimum von eingeschalteter nötiger Erläuterung hie und da, den Vorgang am kürzesten dartun wird:

[1] Prussian Despatches, vol. LXI. Ohne Datum oder Unterschrift; angehängt an Harringtons Depesche, „Windsor, 20. Juni" (1. Juli) „1730" — am Morgen danach machte sich Kapitän Dickens, wie man annehmen kann, wieder auf den Weg nach Berlin — wo wir ihn glücklich am Montag, 10. Juli, vermutlich eine oder zwei Nächte nach seiner Ankunft, sehen.

An den Lord Harrington. (Von Sir Charles Hotham.)

Berlin, 30. Juni (11. Juli) 1730.

„Mylord, — Wenn auch das Betragen Seiner preußischen Majestät seither schon von einer Art gewesen ist, daß man über nichts erstaunen sollte, was er tut — so gereicht es mir doch zu großem Leidwesen, Eure Herrlichkeit von einer Extravaganz in Kenntnis zu setzen, die er sich gestern", Montag, 10. Juli 1730, „leistete.

Der König von Preußen hatte mich nebst dem Kapitän Dickens" (der soeben, Euere Herrlichkeit wissen mit welcher Geheimbotschaft, von England zurückgekehrt ist) „gegen Mittag zu sich beschieden. — Wir warteten beide Seiner preußischen Majestät auf, und ich stellte den Kapitän Guy Dickens vor, der sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Darauf unterhielt sich der König eine Viertelstunde über gleichgültige Dinge mit uns. Da ich ihn bei sehr guter Laune fand, nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm zu sagen: ‚Daß, da der General Grumbkow geleugnet hat, daß er eine geheime Korrespondenz mit Reichenbach geführt oder die Briefe, die ich Seiner Majestät vor einiger Zeit auslieferte, geschrieben habe, so sei mir nun von dem Könige, meinem Herrn, befohlen worden, Ihm einen Originalbrief von General Grumbkow einzuhändigen'" —

— Wo ist dieser Originalbrief? fragen einige umständliche Leser. Umständliche Leser, das ipsissimum corpus desselben ist für die Menschheit verloren. Amtliche Abschrift liegt wohlbehalten hier in London im Staatsarchiv (Prussian Despatches, Band XLI; selber ohne Datum, aber neben einer Depesche, datiert 20. Juni 1730); hat, in einer Anlage, eine handschriftliche Anmerkung von Georg II., des Inhalts: „Ja, ist zu schicken", nebst einigem vorausgehenden Gekritzel gleicher Bedeutung von Newcastle. Kein eigenes Datum, sagen wir, wiewohl es vermöge inneren Beweises und aus Faßmann[1] hervorgehenden Lichtes mit Bestimmtheit datierbar ist: „Berlin, 20. Mai", wenn jemandem daran gelegen wäre, es zu datieren. Der Brief[2] erwähnt obenhin jene „vorgebliche Entdeckung" (die St. Mary Axesche, auf den Tisch des Tabakparlaments gelegt am 6. Mai oder bald darnach), „harmlose Kleinigkeiten alles, was ich schrieb; hoffe nichtsdestoweniger, daß Sie sie versprochenermaßen verbrannt haben: die Ihrigen an mich habe ich, sowie sie ankamen, verbrannt, und der Teufel selber kann sie nicht wieder hervorbringen"; prahlt mit der Aufgeräumtheit Seiner Majestät — und ist, Anmerkung und alles, ein so unbedeutender Brief wie irgendein Teil der „Krähenunterredung", wenngleich sein Schicksal etwas bedeutender war. Es ist zu erwarten, daß der preußische Dryasdust ihn dereinst in Faksimile mitteilen wird — es wird doch hoffentlich kein britischer Untersekretär eine unweise Diskretion üben und ihm dies kleine Vergnügen verwehren! —

„welcher Brief ein unleugbarer Beweis all der übrigen sei und Seine Majestät von deren Wahrheit notwendig überzeugen müsse." — Nun?

„Er nahm mir den Brief ab, warf einen Blick darauf, und als er sah, daß es Grumbkows Hand war, sagte er mit allem erdenklichen Zorn zu mir" (man denke

[1] S. 404.

[2] Ranke (I. 293) sagt: „Grumbkow hatte ihn zu dem Zwecke geschrieben, daß er aufgefangen und gelesen würde." Wer den Brief liest, kann leicht einsehen, daß er durchaus nicht dazu angetan war. D. Übers.

sich das Donnerwetter): ‚Messieurs, j'ai eu assez de ces choses là', warf den Brief zur Erde und sofort sich umdrehend ging er zum Zimmer hinaus und machte die Tür hinter sich zu"

— vermutlich etwas heftig! Und dies ist die nackte Wahrheit bezüglich dieses berühmten aufgefangenen Briefs. Majestät antwortete explosivisch — da sein armes Herz bekümmert und schwer beladen ist, fast wie eines, in dem es nicht geheuer ist — „Ich hab' des Zeuges schon genug gehabt!" schmiß das neue Exemplar hin und stürmte zum Zimmer hinaus, indem er die Türe hinter sich zuschlug. Daß er mit dem Fuße stampfte, läßt sich denken. Daß er „den Fuß aufhob, wie um der ehrenwerten englischen Exzellenz einen Tritt zu geben"[1], was die englische Exzellenz nimmer hätte auf sich sitzen lassen können, sondern darüber auf der Stelle hätte sterben müssen — dafür, wenn schon unterschiedliche Bücher es aus Wilhelmine abgeschrieben haben, liegt keine Spur von Beweis vor: und der Fall ist auch so schlimm genug.

„Eure Herrlichkeit werden leicht begreifen, daß Kapitän Guy Dickens und ich über dies höchst außerordentliche Betragen nicht wenig erstaunt waren. Ich hob den hingeworfenen Brief auf" (ipsissimum corpus, das für die Menschheit verloren, zuletzt hier in Hothams Tasche gesehen worden ist), „ging heim und schrieb sofort einen an Seine preußische Majestät, wovon eine Abschrift hier beigeschlossen ist." — Lesen wir dies wichtige Stück, gesunden Inhalts, in sehr steifem überseeischem Französisch — das ebensogut gleich auf deutsch gegeben werden kann:

‚An Seine Majestät den König von Preußen.

Sire, — Zu meinem innigsten Schmerze sehe ich mich in die Notwendigkeit versetzt — nach dem, was heute bei der Audienz, die ich bei Eurer Majestät hatte, vorgefallen ist, wo ich hinsichtlich des Briefs des Herrn Grumbkow oder der Behändigung desselben an Ew. Majestät nichts tat oder sagte, was nicht auf den Befehl meines Herrn geschah — ich bin, sage ich, Sire, zu meinem innigsten Schmerze verpflichtet, Ew. Majestät wissen zu lassen, daß ich mich in die Notwendigkeit versetzt sehe, einen Kurier nach London zu schicken, um dem Könige, meinem Herrn, einen so überraschenden Umstand, wie der eben stattgehabte ist, zu melden. Weshalb ich bitte (supplie), daß Ew. Majestät geruhen mögen, die nötigen Befehle für Postpferde sowohl für besagten Kurier als auch für mich erteilen zu lassen — da es sich nach dem, was vorgefallen, nicht für mich ziemt, meinen Aufenthalt hier zu verlängern (faire un plus long séjour ici).

Ich habe die Ehre zu sein, Ew. Majestät usw.

Charles Hotham.'

„Etwa zwei Stunden darauf kam der General Borck zu mir und sagte mir, er sei in der tiefsten Betrübnis über das Vorgefallene, und bat mich, mich ein wenig zu gedulden, und daß er hoffe, es würden sich Mittel finden, die Sache beizulegen. Hiernach teilte er mir mündlich die Antwort mit, die der König von Preußen auf die jüngsten mir durch Guy Dickens gewordenen Orders gegeben hat." — Orders, ‚sofort heimzukehren', worauf die ‚Antwort' sich denken läßt.

„Ich sagte ihm, daß nach der Behandlung, die mir heute mittag geworden, und dem der Würde des Königs, meines Herrn, angetanen Schimpf ich nicht länger etwas, das von Seiner preußischen Majestät käme, empfangen noch in Auftrag nehmen könne. Daß dasjenige, was meine Person anginge, sich sehr leicht aus-

[1] Wilhelmine I. 228.

gleichen ließe; da ich aber nichts als in Gemäßheit der Befehle des Königs, meines Herrn, getan, so stünde es nur diesem zu, zu beurteilen, welche Genugtuung die seiner Würde angetane Schmach erfordere, weshalb ich selbst mich nicht als ermächtigt betrachte, Ausgleichsvorschläge anzuhören, bis ich Seiner Majestät Belieben darüber vernommen.

Am Abend schrieb der General Borck einen Brief an Kapitän Guy Dickens und zwei an mich, die in Abschrift hier beiliegen" — sei unbesorgt, Leser! — „der wesentliche Inhalt derselben war: der Wunsch, ich möchte des Vorgefallenen nicht weiter gedenken, und daß mich der König von Preußen für den folgenden Tag zu sich zur Tafel laden ließe" — anderweitig verpflichtet für den folgenden Tag, Ew. Majestät! „Die Antwort auf diese Briefe lege ich ebenfalls für Ew. Herrlichkeit bei" — womit der Leser nicht beschwert werden soll. „Ich entschuldigte mich, Seiner Majestät Einladung nicht Folge leisten zu können, da ich mich nicht für befugt hielte, wieder bei Hofe zu erscheinen, bis ich Seiner Majestät", meines eigenen Königs, „Befehle empfangen hätte; und sagte dem General Borck, daß ich mich als unumgänglich verpflichtet betrachte, den König, meinen Herrn, von allem, was vorgefallen, zu unterrichten, da verheimlichen umsonst sein würde, weil die Sache bereits ruchbar geworden sei und bald an allen Höfen Europas bekannt sein würde.

Dies, Mylord, ist der wahre Tatbestand dieses unerklärlichen Vorfalles. Sie werden aus General Borcks Briefe ersehen, daß der König von Preußen, nachdem er nun zur Besinnung gekommen, selber die Extravaganz dieses Benehmens eingesehen hat und sehr danach verlangte, daß es verborgen bliebe — was unmöglich war, denn es war stadtbekannt eine Stunde, nachdem es sich zugetragen.

Was mich persönlich betrifft, so macht mir dieser unglückliche Vorfall nicht wenig Verdruß. Da es unmöglich war, diesen Anfall von Tollheit in dem Könige von Preußen vorauszusehen, so war kein Hütens davor; und als es einmal geschehen, hielt ich dafür, daß ich nicht weniger tun konnte, als dagegen in der Art, wie ich getan, aufzutreten, ohne den Charakter, womit der König mich zu beehren geruhet hat, zu prostituieren. Ich hoffe jedoch, daß dieser Handel keine üblen Folgen haben wird; denn der König von Preußen schämt sich jetzt selbst so sehr über sein Betragen, daß er sagt, er wolle dem Grafen Degenfeld" (der langsam hinüberreist, um Nosti aus seinem Neste bei euch zu verscheuchen)[1] „befehlen, seine Reise nach England zu beschleunigen, mit Orders, welche die Sache sogleich beizulegen versuchen sollen.

Da ich bereits durch Guy Dickens des Königs Befehle zur sofortigen Rückkehr erhalten hatte, so dachte ich, nach dem Vorgefallenen sei es am besten, diesen Ort je eher je lieber zu verlassen, und zwar um so mehr, weil es sich geziemen dürfte, daß ich Seiner Majestät davon Bericht abstatte. Daher werde ich wenige Stunden nach dem Überbringer dieses Schreibens abreisen und will mich möglichst eilen.

Der König von Preußen geht nächsten Samstag nach Ansbach" — der 11. Juli ist ein Dienstag, nächsten Samstag ist der 15. Juli, was auch zutrifft[2]. „Ich verharre mit größter Hochachtung, Mylord, Euer Herrlichkeit gehorsamster und untertänigster Diener

Charles Hotham[3]."

Die Türe war kaum zugeschlagen, als Seine Majestät zu bereuen begann. Beim Anblick des Gesuchs um Postpferde bereute er bitterlich; schickte Borck, um Hotham zur Tafel laden zu lassen, mit welchem Er-

[1] Oben S. 129.
[2] Faßmann S. 410.
[3] Staatsarchiv: Prussian Despatches, vol. XLI.

folg, haben wir gesehen. Ließ Borck unterhandeln, korrespondieren, sich mit Dickens beraten, das Äußerste tun, um Hotham zufriedenzustellen. Diese ganze Korrespondenz ist vorhanden, aber nicht des Mitteilens wert. Borcks Vorstellungen sind in derbem Soldatenstil, voll Ernst und Freundschaftlichkeit: Laßt ein edles, uns gemeinsames Interesse nicht an Kleinigkeit scheitern; der König ist eifersüchtig auf jedes fremde Einmischen in sein Ministerium, meinte aber nichts Böses damit; ich sage euch, es ist nichts! — Hotham ist höflich, sanftmütig; bleibt aber unbeugsam: Mit mir, was meine Person betrifft, wäre es bald ausgeglichen oder ist es vielmehr schon; aber mit dem König, meinem Herrn — kein Auskunftsmittel als Postpferde! Die Berliner Diplomatenwelt ist in Bewegung; Königin Sophie und der „dänische Minister" nebst anderen befreundeten Ministern, wie geschäftig sind die nicht! „Den ganzen Tag", den heutigen und den folgenden, „bringen sie mit Kommen und Gehen zu"[1], Hotham zum Nachgeben ratend: Hotham konnte nicht nachgeben. Der Kronprinz selber schreibt, angetrieben durch Botschaft von seiner Mutter; der Kronprinz entsendet Katte mit folgendem Billett[2] (wenn dies eine richtige Abschrift ist, die man ruhig übersetzen kann):

„An Seine Exzellenz Monsieur le Chevalier Hotham.

Potsdam, 11. Juli 1730.

Monsieur, — Da ich durch M. du Leuvener", den dänischen Minister, einen verständigen wohlgesinnten Mann, „erfahren habe, was des Königs, meines Vaters, Absichten sind, so kann ich nicht anders glauben, als daß Sie sich seinen Wünschen fügen werden. Gedenken Sie, Monsieur, daß mein und meiner Schwester Glück von dem Beschlusse, den Sie fassen, abhängt, und daß Ihre Antwort die Einigung oder Spaltung der beiden Häuser für immer bestimmt! Ich schmeichle mir, daß sie günstig sein wird, und daß Sie meinen Bitten nachgeben werden. Ich werde einen solchen Dienst niemals vergessen, sondern ihn all mein Lebtag anerkennen durch die vollkommenste Hochachtung", mit der ich bin, Tout à vous

„FREDERIC."

Dies Billett übergibt Katte, aber auch dagegen blieb Hotham unerbittlich, höflich, hoffnungsreich sogar: Es werde kein Schaden daraus erwachsen; Degenfeld werde gehen; er selbst werde zu Hause mithelfen; aber vorderhand kein Ausweg als Postpferde! Die man ihm zuletzt denn auch bewilligt, und die Postpferde selber heulen beinahe.

Und so rollt Hotham, der kecke verständige englische Gentleman, davon, heimwärts[3], wenige Stunden nach seinem Kurier — und zieht sich mit Ehren in die Dunkelheit des Privatlebens zurück, aus dem er nicht wieder heraustritt. Er ist in Berlin nicht erfolgreich gewesen: wahrlich seine Unterhandlung ist nun aus in jedem Sinn! Längst schon hatte er (wenn wir uns unseres frühern prosaischen Bildes bedienen dürfen) „den Blasbalg weggelegt, wiewohl noch Rauch bemerkbar war"; nun aber ist

[1] Wilhelmine I. 229. 230.
[2] Daselbst I. 230.
[3] Mittwoch, den 12. (Dickens).

er durch diesen Grumbkowschen Brief gleichsam mit dem Schüreisen in das Zeug hineingefahren, und dies gefährliche Experiment war, da es nicht gelang, verhängnisvoll und entscheidend! Königin Sophie und gewisse andere mögen sich noch immer schmeicheln; aber es liegt am Tage, die Unterhandlung ist nun zu Ende. Was eine Flucht nach England und rasche verzweifelte Maßnahmen, an die Königin Sophie mit Zittern denkt, vermögen dürften, sei dahingestellt: aber durch regelmäßiges Unterhandeln kann dies Ding nicht mehr zustande gebracht werden.

Von dem Kronprinzen befürchtet man dunkel, er berge noch immer Fluchtgedanken; das mütterliche Herz und das Wilhelmines sind bekümmert, den Leutnant Katte so sehr in seinem Vertrauen zu sehen — wünschten ihm wohl einen weiseren Ratgeber bei so kritischen Bewandtnissen! Katte ist stolz auf des Prinzen Vertrauen, prahlt sogar laut damit in Gesellschaft, mit seiner törichten losen Zunge. Armer Jüngling! Er führt einen leichtfertigen Wandel, hat übergenug „unweisen Verstand", wenig von der „weisen" Art und ist noch nicht in den Jahren der Mäßigung. Wilhelminen gegenüber entdeckt man in ihm leise Spuren von etwas — etwas beinahe wie Liebe für einen glänzenden besonderen Stern oder dessen dreimal heimliche, in sich befriedigte Anbetung. Und Wilhelmine war während der jüngsten Radewitzer Zeit, wo Mama „vier Appartements (oder königliche Abendgesellschaften) wöchentlich gab", streng gegen ihn und unzugänglich bei diesen Hofsoireen. Ein rascher junger Tor; führt eine lose Zunge im Munde — noch schlimmer, besitzt ein Miniaturbild, das als Wilhelmine erkennbar ist, und ließ sich nicht bewegen, es herauszugeben, selbst nicht der Königin oder mir zuliebe! — „Tausend- und abertausendmal um Verzeihung, ihr zwei hohen Damen; meine lose Zunge soll gefesselt werden: aber diese zwei Miniaturen, des Kronprinzen und der Prinzessin — ich habe sie von Originalen kopiert, die mir der Prinz geliehen und die er zurückerhalten hat — fordern Sie mir die nicht ab. Nimmermehr, o ich könnte nie!" — Worauf Wilhelmine sich veranlaßt fühlte, eine stolze Haltung gegen ihn anzunehmen und in den Soireen wortlos an ihm vorüberzugehen. Der törichte Bursche — und doch zürnt man nicht so von Herzen, ist nur zurückhaltend auf den Soireen und besorgt um den Bruder in solchen Händen.

Friedrich Wilhelm bereut jene Hothamsche Explosion gar sehr; nimmt sich wohl vor, nicht wieder selber mit fremden Gesandten zu verhandeln, da er zu hitzig ist, sondern es seinen Ministern zu überlassen[1]. Zur Königin sagt er kalt: „Mit Wilhelminens Vermählung ist es also aus und ein Ende. Äbtissin von Herford" (gute protestantische Zufluchtsstätte für unversorgte Standesfräulein, worüber wir das Patronat haben), „sie mag da Äbtissin werden" — und schreibt an die dermalige Äbtissin daselbst, sie möchte Wilhelmine zur „Koadjutorin" oder Nachfolgerin in

[1] Guy Dickens' Depesche, 18. Juli 1730.

jenem Hauptnonnenstifte machen! Ja, was noch kränkender ist, mein Bruder sagt: es sei wohl im ganzen genommen am besten, ich würde Stiftsdame! Der grausame Bruder; doch in Wahrheit der verzweifelnde! — Denn die Spannung steigt immer höher in diesem Haushalte.

Der Königin Sophie Gedanken — sie lauten noch nicht nach Ergebung: das werden sie nun und nimmer, solange ein Lebenshauch in Königin Sophie und ihrem Projekt übrigbleibt: wir können uns der Königin Sophie Stimmung vorstellen. Auch der König kann nicht in sehr sanfter Gemütsbeschaffenheit sein, nachdem er binnen kurzem so viele Ärgernisse gehabt hat. Da ist es erstens mit England völlig aus, nicht mehr in der Schwebe wie bisher: jene behagliche Möglichkeit, die allezeit in unseren Gedanken schwebte, ist förmlich dahin, und es bleibt uns nun nichts als der Kaiser, worauf wir uns in betreff Jülichs und Bergs und der übrigen Momente unseres Heils hienieden stützen können! Sodann die St. Mary Areschen Entdeckungen, quälende Schatten des Verdachts, die daraus emporsteigen, und die unziemliche Katastrophe mit Hotham und die eigene Schuld dabei; Frauentum und Haushalt dem Wesen nach noch immer aufständisch, und alles krummgehend: Majestät ist in der allerböseſten Laune — schmäht und mißhandelt Fritz fast ärger als je. Ebendiese Woche erst[1] sind Schauer von Hieben, gräßlich zu denken, herniedergefallen auf das schöne Haupt und tief hinein in das hohe Herz eines königlichen Jünglings, der als Mann es nicht ertragen kann, als Sohn nicht widerstehen darf und umsonst alle Götter anruft, ihn zu belehren, was in diesem unerträglichen unentwirrbaren Zustand der Dinge anzufangen ist.

Das Schicksal und zwei Schwarzkünstler haben Friedrich Wilhelm fast verrückt gemacht, und er wiederum macht jedermann verrückt. Er hat mehr als Verdacht auf Friedrich, daß dieser zu fliehen beabsichtige, was Friedrich Wilhelm entsetzlich ist: und doch höhnt er ihn mitunter als einen elenden Kleinmütigen, weil er solche Behandlung erträgt. „Kannst deinem Erbprinzentum nicht entsagen? Dein kleiner Bruder ist ein wackerer Junge. Leiste Verzicht und gehe unbehelligt zum — wahrlich zum Teufel: Kannst du nicht?" — „Wenn Eure Majestät gegen die Ehre meiner Mutter erklären, daß ich nicht Ihr ältester Sohn sei, so will ich es tun, anders niemals!" behauptet der junge Mann bescheiden aber fest, sooft ihm dies Auskunftsmittel vorgeschlagen wird — was bereits vielleicht schon manchmal geschieht; worüber der verzweifelte Vater nur empört vergeblich schnauben kann. Ein Zustand, der nahe an Verzweiflung grenzt. Ja, Verzweiflung auf allen Seiten: es wäre denn, man hätte jenen obgedachten „hohen Mast" mit zwei Rollen und Stricken und könnte ein gewisses Schurkenpaar rasch baumeln sehen — welche Hoffnung gibt es sonst noch für irgendeinen? Eine heftige Krisis jedoch ist nicht von Dauer;

[1] Guy Dickens' Depesche, 18. Juli 1730.

dies eine ist wenigstens sicher. Entweder diese gequälten menschlichen Wesen, jung und alt, erliegen alle, werden alle verrückt in ihrem unerträglichen Leid, oder aber es kommt zu etwas Explosivischem unter ihnen. Das tollste Geschwür, wenn es dich nicht vor Schmerz umbringt, bricht zuletzt auf und wird eine offene Wunde.

Natürlich säumte Kapitän Dickens nicht, sowie Hotham abgereist war, mit dem Kronprinzen heimlich zusammenzukommen; traf Katte und ihn „unter dem großen Portal des Potsdamer Schlosses um Mitternacht"[1] oder auf irgendeine weniger romantische Weise — las ihm das uns bekannte Windsorsche Schriftstück seiner Verhaltungsbefehle vor und predigte nach diesem Text. Keine ausgesprochene Unterstützung von seiten Englands, das Gegenteil eher, wie Euer Hoheit sehen — wie könnte man auch? Geben Sie es auf, Hoheit; wenigstens schieben Sie es auf! — Der Kronprinz gibt es nicht auf; ob er es aufschiebt, werden wir sehen.

Diese Woche der Hothamschen Katastrophe ist eine geschäftige Woche für den Kronprinzen und Katte, die viele Beratungen halten, da die Reise nach Ansbach nächsten Samstag vor sich gehen soll! Der Kronprinz hatte ihm eine Schatulle mit Privatbriefen zur Aufbewahrung übergeben; 1000 Taler in Gold, zusammengebracht durch Borgen, durch das Ausbrechen von Juwelen aus der Fassung von Ehrenminiaturbildern und dergleichen mißliche Methoden. Katte hatte sogar sein Kleid, einen grauen Überrock oder Reisemantel, in Verwahrung — und ihrer Pläne sind viele. Fort müssen und wollen wir mittels einer oder der anderen Gelegenheit. Könnte sich nicht Katte einen „Werbeurlaub" nach dem Reiche verschaffen und dort mit uns zusammentreffen? Leutnant Keith steht in Wesel fertig auf dem Sprung. Nach Frankreich, nach Holland, England? Sollten die Engländer nicht wollen — nun, es werde Krieg in Italien geben, sagen alle Zeitungen: warum nicht einen Feldzug als Freiwillige in Italien mitmachen, bis man sieht, wie sich die Sachen wenden? Alles und jedes ist solcher Schmach vorzuziehen. Könnte doch kein Hund so was ertragen! —

[1] Wilhelmine; Ranke I. 301.

Fünftes Kapitel / Reise in das Reich

Samstag, den 15. Juli 1730, in aller Frühe, wie das sein Brauch, rollte Friedrich Wilhelm mit kleinem Gefolge von Militärpersonen aus Potsdam gen Leipzig, auf seiner besagten Reise nach Ansbach und dem Reich begriffen. Nach Ansbach, um unser armes Töchterchen zu besuchen, das jüngst dahin verheiratet wurde. Von da aus können wir, nach Umständen, einen Sprung in das Reich machen. Auf dieser weiten Route liegen viele Höfe und Schauplätze, die eines Besuches wert sein dürften; Höfe, denen etwas Aufmunterung not tut, für des Kaisers Rechte einzustehen gegen diese Engländer, Franzosen und eindrängerischen Fremden des Vertrags von Sevilla. Jedenfalls dürfen wir hoffen, unser schweres Gemüt zu erleichtern und die Spreu durch diesen Ausflug in die frische Luft ein wenig daraus verwehen zu lassen. — Das waren, soviel ich entnehmen kann, Friedrich Wilhelms Zwecke bei dieser Reise, die zu unerwarteter Berühmtheit gelangen sollte. Die authentischen Berichte über sie sind unbedeutend, die Gerüchte zahlreich[1]. Nach mühsamem Sichten ganzer Berge von Staub und Asche, um hie und da eine arme Kohle von Tatsache zu entdecken, liegt es uns nun ob, dem englischen Leser auch einmal zu erzählen, was an Verlässigem, an nutzbaren Löschkohlen sich vorgefunden.

Kronprinz Friedrich, so ist nach einiger Ratschlagung beschlossen, soll Seine Majestät begleiten. Besser, er geht mit uns, bleibt unter unseren Augen, damit er nicht davonlaufe oder anderen Unfug begehe. Der alte General Buddenbrock, der alte Oberst Waldau und der Oberstleutnant Rochow reisen in demselben Wagen mit dem Prinzen, sollen scharfe Wacht über ihn halten, einer wenigstens stets um ihn sein. Der alte Buddenbrock, ein grimmer, aber menschlicher alter Soldat, der Krieg von aller Art gesehen hat: focht sogar zu Steenkirk und bei der Belagerung von Namur unter dem holländischen Wilhelm, machte unter Marlborough Malplaquet durch und vieles andere; war auch bei der Belagerung von Stralsund und

[1] Förster (III. 1—11) enthält Seckendorffs Relation, wie sie nach Wien gegangen. Preuß (IV. 470) eine preußische Relatio ex Actis; das sind die einzigen zwei Originalstücke, die mir zu Gesichte gekommen sind; Auszüge aus anderen (zweifelsohne richtig, aber nicht allzu deutlich gegeben) kommen vor in Ranke I. 294—340.

Landung auf Rügen, wo er nicht zum erstenmal die Bekanntschaft Karls von Schweden machte; und ist ein lieber alter Freund Friedrich Wilhelms. Ein guter alter Herr, wennschon sehr streng, jetzt nahe an sechzig. Er ist der vornehmste unter den dreien.

Der alte Waldau, nicht jünger, obgleich immer noch Kavallerieoberst, feiert gleichfalls den Jahrestag von Malplaquet; Pommer und schweigsamer Schmaucher in der Tabagie, gern gesehen von dem Wirte daselbst. Diesen zwei bejahrten Autoritäten ist als tätiger Geschäftsgenoß der Oberstleutnant Rochow zugeordnet, erst etwa vierzig und vermutlich schärferen Auges. Ich vermute, daß der Prinz und Buddenbrock mit dem Gesicht nach vorwärts sitzen. Buddenbrock kann ihm von so vielem erzählen, wenn er zur Unterhaltung aufgelegt ist: von Wilhelm dem Holländer, von Karl XII., dessen polnische Kämpfe er vor Jahren als Gesandter Berlins mit angesehen hat. Ein Oberst von Kröcher, finde ich, ist Reisemarschall — und es bleibt nicht unbemerkt, daß es dem Prinzen, etwa aus jugendlicher Neugier wohl, immer sehr darum zu tun ist, auf das genaueste zu wissen, wo unsere künftigen Haltepunkte sein werden. Seine Königliche Hoheit hat sich auch in Leipzig mit einem guten Vorrat von Spezialkarten versehen, besonders von den Rheinlanden[1], und studiert sie mit Eifer — offenbar sehr wißbegierig nach Kenntnis der Gestalt Deutschlands, insbesondere der Rheinlande?

Potsdam, Wittenberg, Leipzig, die Räder rollen rasch dahin. Station folgt auf Station, und zeitig am Nachmittag sind wir in Leipzig — ohne uns auch nur einmal nach den Fußstapfen Luthers oder Karls V. umgesehen oder an Luther gedacht zu haben, was du, guter englischer Leser, und ich, durch Wittenberg und die Geburtsstätte des Protestantismus kommend, sicher getan hätten. Zu Leipzig gedachten wir zu Mittag zu essen. Vor dem Peterstore — wo wenigstens frische Pferde stehen und ein topographischer Kronprinz in der Eile nach Karten schicken kann — präsentiert sich ein General Hopfgarten, Stadtkommandant, mit einer Ehrenwache; er hat, wie wir privatim wissen, eine köstliche Mahlzeit in der Pleißenburg für uns bereitstehen[2] — aber er komplimentiert mit schrecklicher Weitschweifigkeit! Hält eine Ansprache und macht Komplimente in einem gezierten, gespreizten, an Wiederholungen reichen Feststil von Gallimathias ohne Ende, wiederholt wieder und wieder: welch eine nie geträumte Ehre es sei; sagt insbesondere „zu verschiedenen Malen": Wie sein allergnädigster König und Herr, hätte er nur eine Ahnung davon, sich ganz gewiß Flügel wünschen würde, um hierher zu fliegen; und verbeugt sich dabei allemal bis auf die Erde, „wie wenn er auf polnische Manier die Füße umfassen wollte", sagte Friedrich Wilhelm später. Ich kann mir vorstellen, wie Friedrich Wilhelm stutzte! wie bei der ersten Erwähnung dieser Idee, daß der

[1] Förster III. 2.
[2] Faßmann S. 410.

schwere August mit seinem lahmen Fuß sich aufschwinge und wie ein gigantischer Auerhahn mit lahmem Fuß und dreieckigem Hute herangeflogen käme, Friedrich Wilhelm grinste; wie beim zweitenmal und dem polnischen Attentat auf seine Füße Friedrich Wilhelm, der alle Lügen haßt und sich nichts aus Standreden unter freiem Himmel macht, ungeduldig zuckt und seine Füße in Sicherheit bringt. Beim drittenmal, soviel ist klar, ruft Friedrich Wilhelm: Anspannen! — und macht sich wahrhaftig wieder auf den Weg; hungrig zwar, aber noch mehr ärgerlich; läßt das große Diner unangerührt kalt werden und Hopfgarten zur Gestalt einer Parabel zusammengebückt dastehen, in welch tragischem Humor läßt sich vorstellen. Warum hat kein preußischer Maler die Szene dargestellt? Möge ein zweiter Chodowiecky, wenn einer kommt, sich daran versuchen[1].

Friedrich Wilhelm bedauerte das Essen, bedauerte, den guten Mann gekränkt zu haben; er konnte es aber nicht länger aushalten. Er eilt nach Meuselwitz, wo Seckendorff ihn wenigstens mit Schweigen und mit einem kalten Imbiß anstatt des Mittags erwartet. Vier Meilen sind es nach Meuselwitz: das flache Tal der Pleiße hinauf gen Altenburg, durch eine Gegend, die merkwürdig ist, wären wir nicht so hungrig. Berühmte Kämpfe haben hier ihren Schauplatz gehabt; bei Lützen, dessen Kirchturmspitze zu deiner Rechten sichtbar, da ist vor hundert Jahren der große Gustav Adolf gefallen: auf dem weiten Blachfeld, einer Art Fechtboden der Völker, wie viele Schlachten sind da nicht geschlagen worden, werden noch da geschlagen werden! Altenburg sehen wir heute abend nicht: glücklich, wären wir nur erst in Meuselwitz, eine Wegstunde näher, und hätten gesehen, was es bei dem alten Feldzeugmeister zu essen gibt.

Essens genug, darum keine Sorge. Der alte Feldzeugmeister hat ein großes schönes Schloß zu Meuselwitz, dank einem unerwarteten Erbfall, mit ungemein schönen Gärten — mit einem braven alten Eheweib dazu, munter, wenn auch kinderlos — und er kann wohl auch „mehr als eine Kerze aufstecken", wenn ein König bei ihm einkehrt. Kein Zweifel, der Mann heißt seine Sparsamkeit schweigen und geht in leuchtendem Glanz auf bei dieser Gelegenheit. In der Tat ein schönes Schloß, dieses sein Meuselwitz; die Türme von Altenburg sind in der Ferne sichtbar, demselben Altenburg, wo Kunz von Kaufungen vor Jahrhunderten die zwei kleinen Prinzen raubte — wo wir uns diesmal nicht aufhalten wollen. Am folgenden Morgen — es sei denn, daß sie es vorzogen, den Sonntag dazubleiben, was ich nicht bejahen noch verneinen kann — hat auch Seckendorff seinen Koffer gepackt und schließt sich Friedrich Wilhelms erlauchter Reisegesellschaft an; macht hier ein Stück jener langen Strecke ab (Länge des Erdäquators im ganzen), die er — wie das Schicksal ihm bestimmt hat — in Begleitung dieses Monarchen zurücklegt.

Von Meuselwitz über Altenburg, Gera, Saalfeld nach Koburg geht unsere

[1] Faßmann S. 411.

nächste Tagereise. Den einen Arm der Leipziger Pleiße hinauf, dann über die Leipziger Elster, beide Flüsse nun zu Bächen zusammengeschrumpft, hinan zu der Wasserscheide oder dem Binnenhochlande zwischen dem Main und der Saale, wo ein und derselbe Regenschauer zum Teil gen Norden durch die Elster, Pleiße oder sonstige labyrinthische Strömung in die Saale, in die Elbe abläuft und zum Teil gen Süden in den Main fließt und so, nach endlosen Windungen im Fichtelgebirge, an Frankfurt vorüber bei Mainz in den Rhein gelangt. Der Main nimmt das Südende des Schauers auf, die Saale das Nordende — oder etwas weiter nach Osten dort, da rollt der Regenschauer durch die Mulde demselben großen Elbstrom zu (durch die Mulde, über die der Alte Dessauer eine neue steinerne Brücke zu bauen gedenkt; Wallenstein und andere Leute sowohl als die Zeit haben manche Brücke dort zerstört). Dies ist der Zug der Urgebirge und ihrer ewig strömenden Regenläufe in jenen Gegenden.

In Gera, dunkle alte Stadt — kennen Königliche Hoheit nicht den Geraer Vertrag? Duhan hat doch nicht vergessen, Sie damit bekannt zu machen? Er ist der Eckstein des Wachstums des brandenburgischen Hauses in der Welt. Hier ist von Ihren erlauchten Vorfahren das Erstgeburtsrecht festgestellt und damit viel Unzeug im Hause Brandenburg vernichtet worden: der älteste Sohn erbt jedesmal das Kurfürstentum ungeschmälert; nach Ansbach und Bayreuth keine Apanagen mehr, sei der Grund oder Vorwand, was da wolle; und auch diese fallen unwiderruflich an das Kurhaus zurück, wenn sie erledigt sind. Schöne Frucht des entschiedenen Sinnes, der den Hohenzollern innewohnte, ihres schönen Talentes zum Vernichten von Unzeug — diese Kunst wird, wenn einer sie zu üben weiß und fort und fort übt, mehr als die meisten anderen Künste seinen Lauf in dieser Welt beschleunigen. In dieser dunklen alten Stadt Gera war es, wo im Jahre 1598 von dem, der die dreiundzwanzig Kinder hatte, der „Geraer Vertrag" zu Pergament gebracht wurde. Im wesentlichen aber war er freilich nur eine Erneuerung, feierlichere Bestätigung der über ein Jahrhundert früher (1478) von Albrecht Achilles eingeführten Hausordnung.

Doch sieh! wir sind wieder unterwegs. Seine preußische Majestät jagt vorwärts ohne Pause; hält sich nirgends auf, nur dort, wo Geschäfte es erfordern: keine Majestät seiner Zeit reist mit solcher Schnelligkeit. Orlamünde eine Stunde weiter — Königliche Hoheit haben von Orlamünde gehört und seinen berühmten Grafen vor tausend Jahren, als Kaiser Rotbart in der Welt war und der nachgeborene Hohenzoller, der Falkenbeize satt, von den Bergen zu ihm herabkam? Orlamünde liegt nicht weit ab zu unserer Rechten; und dies hier ist die Orla, dieses freundliche Flüßchen, das wir nun verlassen und das uns eine Zeitlang Gesellschaft geleistet hat: es fließt auch in die Saale und wird morgen früh bei Magdeburg sein, weit über des Dessauers Brücke hinaus. Ah, da ist endlich Saalfeld,

Stadt und Schloß, und die junge Saale selbst. Seiner Durchlaucht von Saalfeld-Koburg kleine Residenz — Seine Majestät wird wohl bei ihm vorsprechen? Ich hege keinen Zweifel, er tut es und unterläßt nicht die geziemenden Artigkeiten.

Christian Ernst, dessen Schloß dies ist, ein Herr in dem Alter von Seiner Majestät (geboren 1683), heiratete ein liebenswürdiges Fräulein ohne Rang, das der Kaiser allerdings geadelt hat. Er lebt da — etwas den Schatten suchend, wie mich dünkt, und regiert gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder oder Halbbruder Franz Josias, der in Koburg residiert. Herzöge von Saalfeld-Koburg ist ihr Titel, dem auch ihre Besitzungen im wesentlichen entsprechen, wenn es auch unserer reisenden Gesellschaft und der Welt überhaupt wohl bekannt ist, daß über Koburg seit einem halben Jahrhundert oder länger ein Prozeß schwebte; und ungeachtet der etwa 200 „Conclusa"[1] des Reichshofrats zugunsten der Saalfelder wollen ihre Nebenbuhler von Meiningen noch immer kein Ende machen. Und werden auf die nächsten fünf Jahre noch kein Ende machen, bis sie 1735 nach dem 206. Conclusum doch endigen und die Saalfelder in friedlichem Besitze lassen, in dem sie bis auf den heutigen Tag geblieben sind[2]. Wie lange Seine Majestät in dem Schlosse verweilten, oder was sie da getan oder gesprochen — außer daß sie etwa Christian Ernst ermunterten, zu dem Kaiser zu stehen gegen diese französischen Vermessenheiten und die deutschen, spanischen, englischen Pflichtvergessenheiten — darüber sind wir auf bloße vage Vermutungen angewiesen. Und müssen vor Nacht noch nach Koburg.

In Koburg, in dem gemütlichen Tale unter der Festung — wo Martin Luther einsam saß während des Augsburger Reichstags (der uns bekannt ist: wo unser alter Freund Markgraf Georg von Ansbach hypothetisch „sein Haupt auf den Block legte", und wo der große Kaiser Karl V. faktisch dem Tageslicht leuchtete, unter bedauerlicher Wachsvergeudung, in dem Fronleichnamsumgang)[3], wo Martin Luther einsam saß und den berühmten Brief schrieb von den „Dohlen, die um ihn her ihren Reichstag hielten," und „wie keiner je die Pfeiler der Welt geschauet und die Welt doch aufrecht gehalten würde in den stummen Räumen" — in Koburg, wir zweifeln nicht, fand Seine Majestät den Franz Josias zu Hause und alles illuminiert zu seinem Empfange. Franz Josias, ein kräftiger Mann von fünfunddreißig, wird doch auch zum Kaiser stehen in dem kommenden Sturm? Mit einem schwachen Kontingent freilich, vielleicht dreißig oder vierzig Mann; jedoch „many a little makes a mickle, aus Körnern werden Haufen!" — Ich merke indessen zweierlei an, das rein

[1] Michaelis I. 524, 518; Büsching, Erdbeschreibung (Hamburg, 1765) III. 2208; Oertel T. 74; Hübner T. 166.
[2] Carlyles Miscellanies IV. § Prinzenraub.
[3] Oben Band I. S. 185.

genealogischer Natur ist. Erstens, daß Franz Josias einen jüngeren Sohn[1] hat oder vielmehr erst haben wird, der sechzig Jahre später in den Straßen von Paris furchtbar berühmt wird als der „Österreichische Koburg". Der österreichische Koburg von Robespierre und Konsorten. Für jenes revolutionäre Frankreich von 1792—94 ein grenzenloser Schrecken und Entsetzen — doch ziemlich harmlos, als er endlich kommt, ohne andere Begleitung als den Herzog von York und Dünkirchen. Das ist der erste Punkt. Der zweite ist vielleicht noch interessanter, nämlich daß Franz Josias einen ältesten Sohn hat, Knaben von sechs Jahren um die Zeit dieses Besuches — dessen Enkelsenkel heute Prinz von Wales in England und für mich hin und wieder Gegenstand gespannten Nachdenkens ist[2]!

Von Koburg fliegt Friedrich Wilhelm nach einer Rast von abermals unbekannter Dauer weiter nach Bamberg, während neue und immer neue Szenen sich vor unserem jungen Helden und seinem Papa auftun. Es geht das Itztal hinab, eines der vielen kleinen Täler in der großen Abdachung der Rodach; denn die Wasser haben sich jetzt gewandt und alle Ströme und Bäche rieseln unaufhörlich dem Main zu. Hin nach Frankfurt, Mainz, dem Rhein — fern genug von der Saale, Mulde oder des Alten Dessauers Brücke heute — gen Rotterdam und die äußersten Moräste Hollands heute. Nahe bei Bamberg überschreiten wir den Main selbst, die Vereinigung des Roten und des Weißen Main, die von Kulmbach und Bayreuth herkommen — beachten Eure Königliche Hoheit das! Eine Landschaft mit freundlichen Hügeln und Weingärten: und dann noch eine Stunde durch dichten Kiefernwald — die Straße zu beiden Seiten scheußlich geschmückt mit den baumelnden Leibern aufgeknüpfter Räuber[3] — bringt dich nach Bamberg, dem vornehmsten Bistum, ehrwürdige Stadt, deren Bischof, berühmt in alten Zeiten, gleich einem Erzbischof ist und „sein Pallium unmittelbar vom Papst empfängt" — wohl bekomm' es ihm! „Dagegen verpflichtet ist, sein Gebiet herzugeben, falls der erwählte Kaiser kein Land hat" — was jetzt wenig zu befürchten steht. Und so bist du denn endlich im Maintal, der Mainfluß selber ist einen kleinen Schritt nördlich — langer Weg und manche weite Krümmungen zwischen dir und Mainz oder Frankfurt, nicht zu sprechen von Rotterdam und den äußersten holländischen Morästen.

Weshalb sollte eine preußische Majestät in Bamberg sich aufhalten, es sei denn der schönen Lage oder bloß Fütterns halber? In Bamberg gibt es gewisse feiste katholische Domherren in Müßiggang und Wohlleben und ein paar prächtige Paläste, zur Zeit ohne Bischof darin. In der Tat küm-

[1] Friedrich Josias 1737—1815.
[2] Der spätere König Eduard VII. von England. D. Herausg.
[3] Pöllnitz: Memoirs and Letters (englische Übersetzung, London, 1745) I. 209. Es sei abermals gesagt, daß dies ein anderes Buch als die „Memoiren des Pöllnitz" und auch ein anderes als die „Memoiren von Brandenburg von Pöllnitz" ist; solcher Art ist die Titelgebung dieses alten Narren!

mern wir uns wenig um papistische Bischöfe, wo sie immer ihr Pallium herkriegen mögen; je weiter von ihnen weg, desto besser! denkt Seine Majestät. Und es ist auch gar kein Bischof da. Der dermalige Bischof von Bamberg, Kardinal Sinzendorf sein Name, ist kaiserlicher Staatsminister, lebt in Wien, gekleidet in rotes Aktenband, roten Hut und rote Strümpfe, und bedarf keiner Ermahnungen zugunsten des Kaisers. Lassen wir anspannen und fahren wir weiter. Kiefernwald ringsum und tote Missetäter bräunend im Winde: letzteres Merkmal des damaligen Bamberg ist mir bekannt, und ich habe auch die Erklärung dazu. Nämlich, daß der Kardinalbischof, obgleich ein humaner Katholik, zu solchem Tun gezwungen ist. Sein kleines Gebiet grenzt an etwa sechs oder sieben größere Herrschaften und wird, weil geistliches Gebiet, zur Kotgrube alles benachbarten Gesindels; welchem Übelstand der Kardinal ein Ende machen will. Der junge Friedrich und der alte Friedrich Wilhelm und Gefolge mögen es sich also ansehen und daraus machen, was sie können.

„Von Bamberg über Erlangen nach Nürnberg": so geht der Weg. In Erlangen hält sich zur Zeit als Werbeoffizier ein gewisser Rittmeister von Katte auf, ein Vetter unseres Potsdamer Leutnants und Vertrauten; ihm muß diese Durchreise der Majestät und des Kronprinzen ein Ereignis wie wenige in dem toten Städtchen sein. Französische Flüchtlinge sind in Erlangen, damit beschäftigt, nun gerade Straßen anzulegen; noch ist keine Universität da — aber es lebt da eine hohe Witwe von Bayreuth, eine etwas umfangreiche Dame (Freund Weißenfels' Schwester), bei der Friedrich Wilhelm auf der Durchreise vorsprechen muß. Diese hohe Witwe von Bayreuth ist nicht Mutter des gegenwärtigen dortigen Erbprinzen, der dereinst unsere Wilhelmine ehelichen wird — ach nein, seine Mutter ward „geschieden um wichtiger Ursachen willen"[1], und sein Vater lebt noch, im ledigen Stande; vergleichsweise ein gedeihlicher Herr seit den letzten vier Jahren; Nachfolger seit vier Jahren des Gemahls dieser Dame, der sein leiblicher Vetter war. Schrecklich arm vordem, dieser jetzige Markgraf von Bayreuth, wie wir einmal auseinandersetzten; nun aber steht es besser um ihn, es klappert etwas Geld in seinen Truhen, und sein ältester Prinz, ein hübscher junger Bursch, bloß daß er, wenn aufgeregt, ein wenig stottert, befindet sich zur Zeit auf dem Heimweg von seinen Reisen — kommt über Genf zurück, heißt es.

Rittmeister von Katte ist ohne Zweifel Zeuge dieses Durchzugs der inkognito reisenden Majestät, dieses Vorsprechens bei der umfangreichen Witwe; kann aber wenig dreinzureden haben. Ich hoffe, er wirbt große Rekruten hier im Reich; das wird ihm ersprießlich sein. Er ist der Vetter unseres Leutnants Katte, ein älterer und weiserer Mann als der Leutnant. Eines Reichsgrafen und Feldmarschalls Neffe, sollte er auf Beförderung hoffen dürfen — und darf darauf hoffen, wenn er sie verdient hat, durch-

[1] Hübner T. 181.

aus nicht früher in diesem dreimal glücklichen Land. Mag der Rittmeister sich hier nur von dem entfernt halten, was nicht seines Amtes ist, und sich nur nach großen Leuten umtun.

Bamberg liegt halbwegs zwischen Koburg und Nürnberg: die ganze Strecke zwischen Koburg und Nürnberg, etwa zwanzig Meilen, ist keine übermäßige Tagereise für einen raschen König. Und in Nürnberg müssen wir doch sicherlich über Nacht und einen Teil des Tages, wenn nicht mehr, bleiben. Morgen haben wir nur eine Fahrt von sieben Meilen nach Ansbach, angenehm in dem Sommerabend nach Besichtigung all der Denkmäler dieses alten Nürnbergs, der „Stadt der Noriker (Noricorum Burgum)". Stapelplatz der deutschen Welt in den alten, Spielzeugladen der deutschen Welt in diesen neueren Tagen. Die Stadt Albrecht Dürers und des Hans Sachs — zweier Sterblichen, die Friedrich Wilhelm unendlich gleichgültig sind. Aber ist es nicht das Pflanzbeet der Hohenzollern, dieses Nürnberg, denkwürdig vor allen Städten für eine preußische Majestät? Ja, dort in der alten weißen Burg, jetzt so friedlich, da hausten sie, häufigem Hader und gegenseitigen Gährungen ausgesetzt, und hatten alle ihre Geschicklichkeit und Stärke nötig, die Dinge im Gleichgewicht zu erhalten. Es sind nun siebenhundert Jahre her, seit der nachgeborene Sohn des Hauses Hohenzollern seinen Falken entfliegen ließ, seinen Hund zum letzten Male streichelte und von der Rauhen Alb herab in diese Lande kam. Und Gnade fand, nicht unverdiente dünkt mich, vor dem großen Kaiser Rotbart und der schönen Erbin der Vohburgs, und sogar einigermaßen vor Erde und Himmel. Ein wackerer, tüchtiger und braver Jüngling, wenn Ew. Majestät es bedenken wollen? Vieles ist gewachsen und hat abgenommen seit jener Zeit: aber die Hohenzollern sind seitdem immer im Zunehmen — es wäre denn, daß dieser verwünschte Vertrag von Sevilla und diese englischen Heiraten ihnen ein Ziel setzten?

Ach, es ist nicht wahrscheinlich, daß Friedrich Wilhelm in der Eile und dem lauten Strudel der Dinge viel poetische Gedanken oder fromme Morgenrotserinnerungen aus der Vergangenheit anstatt brummiger staubiger Herausforderungen aus der Gegenwart in sich trug — sein Gefühl war Eile hauptsächlich und Drängen nach Fertigwerden! Selbst der Kronprinz, denke ich mir, war so gut wie gleichgültig gegen den weiland jüngeren Sohn der Hohenzollern und betrachtete Nürnberg und die alte weiße Burg mit wenig mehr als ennui: zu ausschließlich von der Prinzessin von England und von schwarzer Sorge um die Holde und um sich selber eingenommen. In Wahrheit aber wissen wir nicht einmal, an welchem Tage sie ankamen oder abreisten, geschweige denn, was sie taten oder dachten in der alten Stadt. Wir wissen bloß, daß das freundliche Städtchen Ansbach mit seinem mächtigen unvollendeten Schlosse sieben Meilen entfernt lag, und daß die Reise dorthin das nächste und quasi letzte Stück Wegs war. Sieben Meilen gen Südwesten, über schöne sommerliche Hügel und Täler, immer sachte

aufwärts an dem Südabhange, immer noch im Flußgebiet des Mains, bewässert von der Regnitz und anderen Nebenflüssen dieses Stromes — halbwegs liegt Heilsbronn[1] mit seinem alten Kloster, wo die Gebeine unserer hohenzollerschen Vorfahren ruhen und der Schädel des Albrecht Achilles, „an dem keine Nähte zu sehen". An den düsteren Kirchwänden sind ihre Gedenktafeln noch zu lesen; was das Kloster betrifft, so hat Markgraf Georg, unser denkwürdiger Reformationsfreund, ein Ende damit gemacht — hat es von Mönchen gesäubert und Schulmeister an ihre Stelle gesetzt, die lange in jener Gegend guten Klang hatten, seitdem aber sozusagen nach Erlangen gezogen sind. Der Julisonnenuntergang, über die alten Türme von Heilsbronn ausgegossen, dürfte wohl Gedanken erwecken in einer preußischen Majestät, wäre sie nicht in solcher Eile.

In Ansbach, welch ein dreimal gastliches jugendfrisches freudiges Willkommen von dem jungen Paare allda. Markgräfin Friederike ist noch nicht voll sechzehn, „schön wie der Tag" und ziemlich töricht: man denke sich ihren Jubel beim Anblick von Papas Majestät und Bruder Fritz, und wie sie umherspringt und vielleicht „Kuchen vom feinsten Ansbacher Mehle" bäckt. Ei, wo sind denn die versprochenen Berliner Würste geblieben, ungetreuer Papa? Will doch für dich backen was das Zeug hält — Sarah schaffte nicht mehr von Herzen, als die Engel hungrig in ihr Zelt einkehrten! —

Ansbach, wie angedeutet, hat einen unvollendeten Palast von einem Umfang, wie er sich besser für Paris oder London schickte; begonnen von früheren Markgrafen, liegengeblieben wieder und wieder wegen Mangels an Geld, steht er da, ein trauriges Denkmal von verschiedenem — während die jungen Leute einstweilen in einem soliden bequemen Flügel oder anstoßenden Bau von natürlichen Dimensionen wohnen. Sie sind so jung, wie gesagt, und nicht überweise. Mit der Zeit bekamen sie einen Sohn und dann noch einen, welcher letztere aufwuchs und alt wurde und in den Torheitsspalten der Zeitungen einigen Lärm machte — schließlich endigend in Hammersmith, wie öfters gemeldet — und der letzte der Ansbach-Bayreuther Markgrafen war. Ich habe ferner gehört, daß es Friederiken nicht an heftigem Temperament fehlte, wie überhaupt den Hohenzollern selten; daß ihr Gemahl auch sein Teil davon hatte und nebenbei nicht allzuviel Verstand, und daß ihr Leben nicht gänzlich eine Symphonie war — besonders da es an Geld fehlte. Die verwitwete Markgräfin, des Markgrafen Mutter, hatte während ihres Sohnes Minderjährigkeit mit großer Umsicht regiert. Ich denke, sie ist nun seit seiner Verheiratung nach Feuchtwangen (vier Meilen südwestlich) auf ihren Witwensitz gezogen; ist aber vielleicht herübergekommen, die Majestäten zu begrüßen. Eine sehr schöne Frau, wie

[1] Nicht zu verwechseln mit Heilbronn, dem bekannten viel größeren Ort in Württemberg. Beide Namen bedeuten Heilquelle oder selbst Heilige Quelle — da heil oder gesund und heilig in altdeutscher Rede ein und dasselbe Wort sind.

ich höre, fast noch jung und reizend, obgleich sie eine tödliche Krankheit mit sich herumträgt und darum weiß[1]. Hier sind auch gewisse Seckendorffs, es ist des Feldzeugmeisters Geburtsland — und es gibt Zeitvertreib für eine königliche reisende Gesellschaft. Wie lange die hohen Gäste in Ansbach verweilten, weiß ich nicht, noch auch was sie da taten — außer daß Kronprinz Friedrich im stillen den jungen Markgrafen ersucht haben soll, ihm ein Paar Reitpferde zu leihen und nichts davon zu sagen; welcher aber Unrat witterte und es ablehnen mußte.

Was den Kronprinzen betrifft, so ist es außer Zweifel, daß hier endlich die Dinge zu einer wirklichen Krisis mit ihm kommen. Die Wahrheit zu sagen, war es des jungen Mannes fester Vorsatz, seitdem er diese Reise antrat, ja seit jenem Schimpf im Lager von Radewitz, fortzulaufen — und wirklich sind die ganze Zeit über zwischen ihm und Katte in Berlin Maßnahmen von der Nun-oder-nimmer-Art im Gange. Rasche junge Geschöpfe, beide noch nicht zwanzig, nicht geschickt im Entwerfen von Maßnahmen. Aber wenn auch! Die menschliche Natur kann dergleichen nicht immer ertragen, und es ist Zeit, daß des Überlegens ein Ende sei. Wird sich je wieder eine solche Gelegenheit bieten? — Was ich des Zuverlässigen über Friedrich finde, während er in Ansbach weilt, ist, daß über Erlangen, hergewiesen von da durch den Rittmeister von Katte, ein gewisser Bote und eine Botschaft kommen, die sich als von hoher Wichtigkeit für Seine Königliche Hoheit erwiesen. Der Bote war Leutnant Kattes Diener, der expreß von Berlin hergekommen ist. Unterwegs erkundigte er sich, wie beauftragt, bei seines Herrn Vetter, dem kundigen Rittmeister: wo Seine Königliche Hoheit gegenwärtig sei, auf daß er ihm einen Brief übergebe. Seines Herrn Vetter, der natürlich antwortete: „In Ansbach", wußte nichts und konnte natürlich nichts ausmachen von der Botschaft, die in dem Briefe enthalten war. Aber er urteilte aus Erfragtem im Zusammenhang mit dunkel geflüsterten Gerüchten, die ihm zu Ohren gekommen waren, daß sie wohl in einem äußersten Grade bedenklich sei. Er schickte daher mit seines Vetters, des Leutnants, Boten selbst ein Billett nach Ansbach an den Oberstleutnant Rochow, des Inhalts: „Er benachrichtige ihn als ein guter Freund, er möge auf seinen hohen Untergebenen ein wachsames Auge haben" — und beschloß auch seinerseits aufzupassen, damit ihm nichts entgehe. Dies Billett an Rochow und der Berliner Brief für den Kronprinzen gelangen durch dieselbe Hand nach Ansbach, Leutnant Kattes Kurier, nichts ahnend, übergibt sie beide. Rochow und der Rittmeister, wenngleich dem armen Prinzen unbewußt, haben ein scharfes Auge auf alle Bewegungen, die er und der rasche Leutnant tun mögen.

Leutnant Katte klagt in dem eben angekommenen Brief: „Daß er noch immer keinen Werbeurlaub habe erhalten können; sei es durch Zufall, oder

[1] Pöllnitz: Memoirs and Letters I. 209 (Datum 29. September 1729 — nur mit Vorsicht zu gebrauchen).

hat Rochow seinem Oberst einen Wink gegeben, noch ist kein Urlaub zu haben gewesen: will im schlimmsten Fall ohne Urlaub und trotz aller Menschen und Dinge kommen, wann immer er gebraucht wird. Nur — daß es bei Wesel bleibe, wenn er raten dürfe!" Dies im wesentlichen ist der Inhalt von Kattes Eilbotschaft. Das Datum muß Ende Juli 1730 sein; aber weder Datum noch Brief sind uns aufbehalten außer durch Hörensagen.

Erwägt er tief diese Dinge, was soll der arme Prinz da tun? Von Kannstatt, nahe bei Stuttgart, auf unserem Heimweg — von Kannstatt, wo Katte, hätte er nur Urlaub erhalten, „verkleidet hinkommen" sollte, hätte man über die Hügel schlüpfen können. Von dort sind es nur sechzehn Meilen nach Straßburg, über den Kniebispaß, wo die Murg, die Kinzig und die in verflochtenen Krümmungen laufenden Bergströme und Täler sich dem Rhein zuwenden: eine labyrinthische Felsen- und Waldgegend, wo Nachsetzen oder die Spur verfolgen unmöglich wäre. Nahe bei Straßburg hat der Graf Rothenburg ein Schloß, der gute Rothenburg, der lange Minister in Berlin war — der vor langer Zeit einmal jene französisch angetanen Profose gesehen hat und immer gütig gegen mich gewesen ist — wäre das nicht ein möglicher Plan? Leutnant Keith ist freilich in Wesel, nur auf ein Zeichen von uns wartend. Gesetzt, er ginge nach dem Haag und sondierte da, was wir für Aufnahme zu gewärtigen hätten? Doch nein, nicht eher als wir erst wirklich auf und davon sind; achtgeben, daß kein Lärm geschlagen wird! — Der arme Prinz befindet sich in unaussprechlicher Verlegenheit, kann dem Katte mit umgehendem Boten nur im wesentlichen antworten (Datum und Brief verbrannt wie der vorhergehende): „Zweifel nach allen Seiten, Zweifel — und doch G e w i ß h e i t. Werde, ehe ich was unternehme, wieder schreiben."

Und es ist keine Frage, er schrieb wieder, mehr als einmal: Briefe durch die Post, die sein treuer Leutnant Katte in Berlin erhielt, von denen einer jedoch unterwegs steckenblieb, und dieser eine fiel — durch die Rührigkeit zum Aufpassen angefeuerter Postmeister, wie am ersten zu vermuten ist, obgleich andere sagen, durch bloßes mangelhaftes Adressieren, durch „Auslassen des Wortes B e r l i n auf der Adresse" — dem wachsamen R i t t m e i s t e r Katte in Erlangen in die Hände. Der beim Lesen erblaßte und einen schmerzhaften Entschluß fassen mußte! Dieser Brief, vermute ich, muß mit einer der letzten in jener Reihe und, wie ich annehme, ungefähr vom 29. Juli 1730 datiert gewesen sein; aber sie sind alle verbrannt, eiligst der Vernichtung übergeben, und es läßt sich nichts Bestimmtes sagen!

Gewiß ist, daß die königliche Reisegesellschaft nach einigen Tagen von Ansbach wieder weitergeht, immer noch gen Süden, „durch das Oettingensche nach Augsburg"[1]. Feuchtwangen ist die erste Station; hier wohnt die verwitwete Markgräfin von Ansbach: hier begeht der Prinz

[1] Faßmann S. 410.

irgendein undenkbar kleines Versehen, „läßt ein Messer, als er es der Markgräfin reicht oder von ihr nimmt, zur Erde fallen"[1], und die kränkliche Dame mochte darüber erschrecken; worauf Friedrich Wilhelm wie ein Unwetter über ihn losbricht — zur stummen Verzweiflung des armen Prinzen. Der arme Prinz trägt verzweifelte Entschlüsse im Sinn herum, muß sie aber streng für sich behalten.

Das Buddenbrocksche Trio, brave alte Militärs, sucht ihm gewiß Trost zuzusprechen, als sie wieder unterwegs sind. Das ist Nördlingen, Ew. Hoheit, wo Bernhard von Weimar im Dreißigjährigen Krieg für seine Übereilung solche Schläge bekam; wollte nicht warten, bis die Schweden sich sammelten: welcher General würde nicht auf Verstärkung warten, wenn sie zur Hand ist? Die Wasser, bemerken Sie, laufen jetzt alle in die Wörnitz, in die Donau: berühmte Kriegsgegend hier, kenne sie noch von meinen jungen Eugen-Marlborough-Tagen her! — „Hm, ah, so!" Denn der Prinz ist von schwarzen Sorgen eingenommen, und er denkt, Blindheim und die Schellenberger Aktionen sind längst vergangene Dinge und waren vielleicht simpel im Vergleich mit dem, was er jetzt vorhat. Die Szene in Feuchtwangen hat, wie es scheint, einen Entschluß in ihm reif gemacht. Bei der Gesellschaft befindet sich ein junger Page Keith, Bruder des Leutnants Keith von Wesel; diesen Pagen Keith, der oft bei den Pferden zu tun hat, fragt er aus, inwieweit er ihm behilflich sein wolle. Der arme Junge zeigt sich bereit, aber seine Furcht ist groß. Nach Donauwörth über Feuchtwangen und Nördlingen sind von Ansbach fünfzehn bis sechzehn Meilen. In Donauwörth sollte man doch sicherlich bleiben und den anderen Tag den Schellenberg besehen, ja, nach dem Schlachtfeld von Höchstädt (Blindheim, Blenheim) fahren, das nur etwa eine Stunde den Fluß weiter hinauf liegt? Buddenbrock war dabei und der Anhalt-Dessauer: schon ihnen zuliebe, wäre sonst kein Antrieb da, sollte man hingehen. Die Wahrscheinlichkeit ist also ein Abstecher nach dem Schlachtfeld von Höchstädt. Und sicherlich, irgendwo in diesen herzbrechenden Massen von historischem Schutt muß ich auf eine ausdrückliche flüchtige Erwähnung des Faktums gestoßen sein — kann aber nun nicht sagen wo — eine genaue Aufzeichnung oder faßliches Bild würde uns ein namhaftes Vergnügen gewährt haben. Ach, wie sollte auch aus jenen dunklen düstren Büchern, die alle wie Strudel öden brandenburgischen Sandes einem wüst um die Seele wirbeln, irgend etwas Menschliches herausgesucht und uns gemeldet und um seinetwillen tausenderlei Nichtmenschliches herausgesucht und auf ewig für uns unterdrückt sein? Ich denke mir gern den jungen Friedrich, sei es auch mit zerstreutem unsicheren Wesen, die Fußstapfen Marlboroughs betrachtend. Und auch Sie, Majestät, dies ist wirklich der Schellenberg, dieser Hügel, an dem wir nun auf der Heerstraße auf flinken Rädern hinrollen, der sich über Donauwörth, unseren Rastplatz für diesen

[1] Ranke I. 304 (aus einem Bericht des Kronprinzen an Katte).

heißen Juliabend, erhebt. Ja, Ew. Majestät, hier ist eins gestürmt worden — bumm, bumm! — ein Lärm, wie er nie zuvor auf diesem Schellenberg erschallt ist: als sei das Jüngste Gericht da, und ein Heldenhaupt, das Gericht zu leiten und es in eine Heldensymphonie aufzulösen. Eine artige Kriegstat, Ew. Majestät! Seine Majestät kennt sie gar wohl, eine Tat seines Marlborough, weltberühmt seit sechsundzwanzig Jahren, und er wird hingehen, um den Schellenberg und seine Schanzen zu besehen. Der große Herzog ist vier Jahre tot, sank traurig dahin, verfinstert unter den Alterstränen der eigenen Geistesschwäche und unter der menschlichen Stupidität anderer! Aber Buddenbrock lebt noch, Anhalt-Dessau und andere von uns leben noch ein Weilchen!

Höchstädt selber — Blenheim, wie die Engländer es nennen, womit sie Blindheim, das andere Dorf auf dem Schlachtfelde meinen — ist in einer kleinen Entfernung den Fluß hinauf, wohl des kurzen Umwegs wert. Welchen Weg sie zum Feld der Ehren und zurück fuhren, weiß ich nicht. Aber dort, gen Norden den Anhöhen zu, ist das kleine Gehölz, wo sich der Dessauer wehrte wie ein molossischer Hund von vollendeter Kriegskenntnis und die Schlacht auf der Eugenischen Seite rettete. Das ist noch zu sehen und sehenswert. Zu sehen auch die rollende Donau, Marlboroughs Stellung, der enge Boden, die angrenzenden Hügel, völlig grün um diese Jahreszeit — und über des alten Buddenbrocks und über Anhalts Backe rollten wohl ein paar eiserne Tränen. Augsburg ist nur an sechs Meilen entfernt, sind wir erst — auf der Brücke bei Donauwörth oder der Fähre bei Höchstädt — über die Donau gekommen, Schnellreisende an einem langen Tage, dem letzten des Juli; sind bald genug in Augsburg.

Was Friedrich betrifft, ganz erfüllt und vorwärtsgepeitscht von jener Szene in Feuchtwangen, so ist er während dieses letzteren Teils der Reise innerlich sehr geschäftig. Vermutlich macht er einigen Fortschritt damit, den Pagen Keith, Bruder des Leutnants Keith in Wesel, zu gewinnen; darf hoffen, daß der Page Keith im entscheidenden Moment zu gewinnen ist: der Leutnant in Wesel wird von allem gehörig in Kenntnis gehalten. An den Leutnant Katte in Berlin schreibt Friedrich jetzt, es läßt sich annehmen, aus Donauwörth oder Augsburg: „Er habe eine Szene in Feuchtwangen gehabt, könne es nicht länger aushalten. Da Kannstatt aufgegeben, weil Katte nicht mit über den Kniebis könne, wolle man sich noch gedulden, bis man nahe genug dem Rheine sei. Erst im Rheinland angekommen, in irgendeinem ruhigen Ort, der bequem gelegen für Speyer, für das französische Landau" — etwa Sinzheim, die letzte Station diesseits Heidelberg, dies schreiben wir aber nicht — „könnte es nicht da geschehen? Irgendwo geschehen soll und muß es! Ihr, Katte, den Augenblick, da Ihr hört, daß wir fort sind, eilt nach dem Haag, fragt nach ‚M. le Comte d'Alberville', den Ihr kennen werdet, wenn Ihr ihn seht. Keith, unser Weseler Freund, wird die vorläufigen Anfragen gemacht haben — und

ich sage Euch, Graf d'Alberville oder Nachricht von ihm wird dort sein. Bringt den Überrock und das übrige mit, namentlich die 1000 Taler in Gold. Graf d'Alberville im Haag, wenn alles gut gegangen — ja, falls irgendetwas mißrate: könnte man, einmal über dem Rhein drüben, nicht etwa in den Klöstern jener katholischen Gegenden Zuflucht nehmen? Niemand unter der Kutte würde an einen Ketzer, wie er ist, denken. Eile, Schweigen, Wachsamkeit! Und somit adieu!" Einen Brief dieses Inhalts hat Friedrich geschrieben und der Leutnant Katte auch erhalten; denn es war nicht dieser, es war ein anderer Brief, der unterwegs steckenblieb und dem Rittmeister in die Hände fiel. Dies ist des jungen Prinzen schließlich gefaßtes Projekt, das hervorgebracht wurde durch jenen geringen Zufall des Messerfallenlassens in Feuchtwangen[1] und das auf dieser Fahrt nach Augsburg ihm schwer den Sinn bedrückte. Zu Augsburg ferner „kaufte er insgeheim rotes Tuch, genug zu einem Überrock"; rotes, da der graue in Kattes Händen unerreichbar war: insgeheim, obschon der wachsame Rochow nichtsdestoweniger sehr wohl darum wußte.

[1] Ranke I. 304.

Sechstes Kapitel / Heimreise aus dem Reich; Katastrophe auf der Heimreise

Die reisende Majestät von Preußen sah sich fleißig im alten Augsburg um; sah ohne Zweifel die Fuggerei oder alte Hospizstiftung der Fugger — die einst Weber dortzulande waren und nun Fürsten sind und Karl V. schon mit Zimtfeuern, ja bei einer alten Gelegenheit einmal mit flackernden Flammen von Schuldscheinen bewirtet haben. Sah all die Fuggereien, kein Zweifel, die alten Luther- und Melanchthonreliquien, Reichstagsdenkmäler und Merkwürdigkeiten der berühmten Reichsstadt — gedachte vielleicht des Markgrafen Georg und des lautstimmigen Kurfürsten Joachim mit der dicken Nase (unseres leiblichen Vorfahren, der freilich in einigen Stücken im Irrtum war!), die weiland dort so hörbar gewesen waren.

Ein vorübergehendes Phänomen, wissen wir ausdrücklich, sah er, ein menschliches, nicht geschichtlich wichtiges. Beim Herumfahren in den Straßen stieß Seine Majestät auf einen auffallenden, wunderlichen Aufzug, bebändert, vielleicht von Musik begleitet. Majestät erkundigte sich: „Ein Hochzeitszug, Ew. Majestät!" — „Will die Braut aussteigen und ihren Putz sehen lassen?" — „Von Herzen gern, will sich die Ehre geben." Die Braut stieg aus, errötend — schmuck, wollen wir hoffen; Majestät beschaute sie sich auf der Straße in Augsburg, denn ihm schlug ein menschlich Herz im Leibe, und (sagt Faßmann, wie mit hämischem Sticheln) „soll sie auch, wie man sagt, beschenkt haben". Sie zog ihres Weges, erfüllte auf anonyme Weise ihr Geschick; Friedrich Wilhelm, laut genannt in der Welt, tat ein gleiches, und ihre Bahnen berührten sich niemals wieder. — Etwa neun Meilen südlich von Augsburg, die Wertag hinauf, eigentlich die Mindel hinauf, liegt Mindelheim, ein weiland in England und in Preußen bekannter Name, einst des Herzogs von Marlborough „Fürstentum", ihm geschenkt von einem dankbaren Kaiser Joseph, ihm entzogen von einem bedürftigen Kaiser Karl, Josephs Bruder, der jetzt herrscht. Ich weiß nicht, ob Seine Majestät, nun da er in der Gegend,

an diese Handlung denkt; aber ich weiß wohl, daß, wenn er es tut, er sie für eine sehr schäbige halten muß.

Am selben Tage, 1. August 1730, brechen wir von Augsburg auf, treten nun die Heimreise an; der Weg biegt sich diesmal nach Westen gen Frankfurt am Main, wo Jachten bestellt sind, und von da zu Wasser den Rhein hinab — herrliche Jachtfahrt im Sommerwetter, noch nicht von Touristen heimgesucht — und soll, hoffentlich glücklich, in Wesel mit Regimentsmusterungen und sonstigem Geschäft endigen. Erste Station, erste Rast soll in Ludwigsburg bei dem bösen Herzog von Württemberg gehalten werden; dahin geht es zuerst von Augsburg. Wir überschreiten die Donau bei Dillingen, bei Günzberg oder ich weiß nicht wo, und da wir schnell reisen, befinden wir uns mit dem morgigen Sonnenuntergang in Ludwigsburg — haben Kannstatt, Stuttgart passiert, und kein Katte war da! Glücklich über das dazwischenliegende Oberland gekommen, sind wir nun völlig im Neckargebiet, wieder im Rheinbecken, und der alte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg bietet uns freundlichen Willkomm, der alte verirrte Kauz, der damals zum Gerede von ganz Deutschland geworden war. Wollen englische Leser sich einen flüchtigen Einblick in seine Geschichte und ihn gefallen lassen? Wunderliche Dinge gehen in Ludwigsburg vor: die Tatsache, daß Ludwigsburg entstand, und daß sich der Herzog da und nicht in Stuttgart befindet, ist schon an sich wunderlich. Nehmen wir nachstehendes Exzerpt, überschrieben: Ludwigsburg im Jahre 1730, und eilen dann weiter:

Ludwigsburg im Jahre 1730.

Herzog Eberhard Ludwig, nun ein bejahrter Herr von vierundfünfzig, hat sich während seiner langer Regierung hervorgetan, nicht durch politische Schiefheiten und Halsstarrigkeiten, wiewohl es auch an diesen nicht mangelte, sondern durch eheliche und erotische, welche die Aufmerksamkeit seiner Mitgeschöpfe auf ihn zogen und schuld daran sind, daß die Geschichte noch immer mit kurzen Worten und aus traurigem Grunde seiner erwähnt. Herzog Eberhard Ludwig ehelichte vor mehr als dreißig Jahren eine untadelhafte Prinzessin von Baden-Durlach (Johanna Elisabeth) und erzeugte in der Folge einen Sohn, nebst anderen guten Ergebnissen für ihn und für sie. Aber im Verlauf der Zeit ließ sich Herzog Eberhard Ludwig mit nichtsnutzigen Geschöpfen ein, plantschte sogar blindlings im Pfuhl erotischen Frevels herum, als gäbe es gar kein Gesetz oder kein bindendes auf diesem Gebiete.

Dies bemerkend, erinnerte sich ein gewisser junger Gesell, Grävenitz mit Namen, der aus dem Mecklenburgischen zu ihm gekommen war, um sein Glück zu suchen, und hier in Württemberg eine Pagenstelle oder so was erlangt hatte — daß er zu Hause eine Schwester habe, die hübsch und schlau sei und es vielleicht hier zu etwas bringen könne. Er läßt sie kommen, die junge Schwester, die allerdings sehr reizend und ein Edelfräulein von Geburt ist, wennschon pfenniglos. Er borgt Kleider für sie (auf harte Bedingungen, sagt man, da er gar unbemittelt war), verschafft ihr leicht Zutritt zu den herzoglichen Abendgesellschaften und heißt sie — sie weiß wohl was tun? Sehr wohl weiß sie es; fesselt mit ihrem pikanten Gesicht das matte Auge Eberhard Ludwigs, entzündet Eberhard Ludwig und will das Feuer um vieles nicht löschen. Kein Gedanke, wie könnte sie etwa; Durchlauchtige Hoheit, fordern Sie so etwas nicht von

ihr! Ein tugendsames Edelfräulein und von unbeflecktem Stamm! — Kurz, sie angelt, sie unter all den Fischen im Pfuhl, diesen Plunder von Herzog; bezaubert ihn, hält ihn an der Angel fest und hat seit zwanzig Jahren und länger ein Wesen mit ihm getrieben, dessengleichen in Deutschland nicht noch einmal da ist[1]. Ihr Bruder Grävenitz, der Page, ist Graf Grävenitz, erster Minister oder Höchster der regierenden Kabale geworden; sie Gräfin von Würben und Selbstherrscherin von Württemberg. Beladen mit Reichtümern, mit sogenannten Ehren, stolzieren sie und die Ihrigen umher, aufgebläht bis in die Wolken; allen übrigen ist nur die eine Freiheit gelassen: schweigend zu atmen in diesem Herzogtum — und der arme Herzog Eberhard Ludwig beklagt sich nicht, ist wie ein Kind dem Befehl seiner Grävenitz gehorsam. Er ist der bloße verzauberte Schemen eines Herzogs geworden, behext unter schlimmeren als thessalischen Zauberformeln, ohne Fähigkeit, etwas anderes zu wollen, als was sie will; sein Volk und er sind das Spielzeug dieser Circe oder Hekate, die sich seiner bemächtigt hat. So ging es über zwanzig Jahre fort. Die Grävenitz ist das Wunder von Deutschland geworden und fordert aus diesem schlimmen Grunde noch auf einige Zeit eine schwache Erwähnung in der menschlichen Geschichte. Gewiß ist es einzig durch die Grävenitz, daß man sich Eberhard Ludwigs erinnert; und doch, von Ludwig mit dem Daumen an abwärts, wer von diesen durchlauchtigen abstrusen Beutelsbachern, allezeit ein dunkles halsstarriges Geschlecht, haftet so in unserem Gedächtnisse?

Die Mehrzahl in Württemberg hat sich um der lieben Ruhe willen in die Grävenitz geschickt, obschon nicht ohne Widerrede und zuweilen mit scharfer Widerrede. So hat der hochwürdige Osiander (nennen wir den württembergischen Prälaten Osiander) sich geradezu geweigert, ihren Namen in das Kirchengebet einzuschließen: „Ist sie nicht bereits im Gebet?" sagte Osiander, „beten wir nicht alle Tage: Erlöse uns von dem Übel?" sprach der entrüstete protestantische Mann. Und da ist noch eine andere Person, die sich nimmermehr in sie schicken will: die rechtmäßige Gemahlin Eberhard Ludwigs, die durchlauchtige Frau; sie führt ein verbittertes Dasein: die Stimme ihres erlittenen Unrechts wird seit langem umsonst gehört im Himmel und auf Erden. Aber weder Lohn noch Strafe haben die Macht, in dem Hauptpunkt ihren weiblichen Willen zu beugen: „Scheidung, Ew. Hoheit? Wenn ich schuldig befunden werde, ja. Bis dahin nie und nimmer, Ew. Hoheit, nie und nimmer", in stetigem Crescendo — so daß Seine Hoheit froh ist, wieder zu entkommen und den Gegenstand auf sich beruhen zu lassen. Worauf die erlauchte Frau auch wieder schweigt. Die Grävenitz hofft und harrt in der Tat beständig darauf, an die rechte, ja sei es auch nur an die linke Hand getraut zu werden: und diese erlauchte Frau steht ihr wie ein verhängnisvolles Denkmal unbeweglich im Wege. Die erlauchte Frau bewohnt beharrlich ihren eigenen Flügel im herzoglichen Schlosse, würde ihn auch nicht gegen Aladins Palast tauschen; blickt da heraus auf die prächtigen Equipagen, das stolze Treiben und den unsauberen Glanz ihres Herzogs und seiner Grävenitz mit hellsichtigem Schweigen, das beredter als Worte zu sagen scheint: „Mene, mene, gewogen und zu leicht befunden!" In dem Lande Württemberg oder unter der Sonne gibt es nicht Lohn noch Strafe, dies Schweigen zu ändern. Redet man von Scheidung, so ist die Antwort wie oben: läßt man die Scheidung auf sich beruhen, so blickt Schweigen hellsichtig aus jenem besonderen Flügel des Schlosses herab auf Dinge, die die Götter eine Weile zulassen.

Das hellsichtige Schweigen ward zuletzt, da man es nicht ändern konnte, den beiden Sündern unerträglich. „Entfernen wir uns", sagte die Grävenitz, „da Ihre Durchlauchtige Hoheit es nicht tun will; bauen uns eine hübsche neue Residenz — sagen wir, auf unserem Jagdsitz zwischen den angenehmen Hügeln jener Waiblinger Gegend — und nehmen den Hof mit dahin." Und sie taten es in diesen jüngsten bösen Jahren; haben nach und nach den ganzen Hofadel, alle Räte, Regierungs-

[1] Michaelis III. 440.

ämter, Landesgeschäfte mit sich hinausgenommen und ihnen dort Häuser gebaut[1]. Bauten in der Tat eine zweite Residenzstadt für Württemberg, mit wieviel Not, murrendem Elend und Störung für Stuttgart und die erste Residenz, das kann sich der Leser denken. Da steht es, jenes Ludwigsburg, zweite Residenzstadt von Württemberg, ein paar Meilen von Stuttgart, der ersten, ein bleibendes Denkmal der Circe Grävenitz und ihres Ludwig. Hat sie nicht kraft ihrer Zauberei die steinernen Häuser dahinaus tanzen lassen? Es bleibt bis zum heutigen Tage eine angenehme Stadt und gelegentliche Residenz des Souveräns. Waiblingen, wohin man in einer Stunde fahren kann, ist aus anderen Gründen merkwürdig geworden — welcher Leser hat nicht von Ghibellinen gehört? Und in noch einer Stunde, den Fluß hinauf, kommst du nach Beutelsbach selber, wo Ulrich mit dem Daumen seinen Sitz hatte und diesen Liebhaber der Grävenitz und noch sonst manchen Unsinn, der in den letzten vier Jahrhunderten ab und zu in der Welt laut geworden ist, gezeugt hat! —

Es steckt etwas Abstruses in all diesen Beutelsbachern von Ulrich mit dem Daumen abwärts: eine stumme Langeweile, eine unerbittliche Halsstarrigkeit, ein gewisser Zug von natürlicher Düsterkeit, den keine Erleuchtung verwischen kann. Allerlei Art Wahrhaftigkeit ist stark in ihnen, mürrischer passiver Mut reichlich, aktiver Mut seltener, artikulierter Verstand mangelhaft: daher eine wunderliche starre Verkehrtheit des Betragens, die bei ihnen hervortritt und oft das verdirbt, was sie an Weisheit besitzen — es ist der königliche Stempel des Fatums, der diesen Menschen aufgedrückt ist. Was man Schicksalsmenschen nennt, wie man sie des öfteren auf den Gipfelpunkten der Welt sich nicht besonders ausnehmen sieht. Etwas von dieser Art hat ohne Zweifel mit Eberhard Ludwigs Verzauberung zu tun, und wir werden davon noch andere Beispiele weiter unten in dieser Geschichte sehen.

Aber so hat seit zwanzig Jahren der absurde Herzog, von seiner Circe auf so lästerliche wundersame Weise in einen bloßen Porkus verwandelt, gelebt und lebt noch so. Und seine erlauchte Gemahlin, ebenso eigensinnig, lebt in Stuttgart, ihm glücklicherweise nun aus den Augen entrückt. Ein Sohn, ein schwächlicher Mann, der einen Erben gehabt, nun aber keinen hat, ist ihr einziger Trost. Seine Frau ist eine preußische Markgräfin (Friedrich Wilhelms Halbtante) und übt den Kalvinismus in dem lutherischen Lande: dieser ihr Gemahl, auch er hat ein abstruses Leben, das keine lange Dauer verspricht. Wir brauchen nicht zu zweifeln, „das Schicksal" und die bösen Dämonen sind um diese armen Mitgeschöpfe! Ja es heißt, die Circe werde nun stark zur Hekate, könnte der verhexte Herzog es nur sehen. Sie wird knochendürr, über die Macht der Schminke hinaus; ihr Gemüt, was an Gemüt sie hat, voll von Spleen, Bosheit und dem Bodensatz versauerten Stolzes. Ein ekelhaftes Geschöpf, sagt ein exoffizieller Zeuge, einst ein Hofrat unter ihr, aber gezwungen, landesflüchtig zu werden und eine freie Presse zu seiner Verteidigung anzurufen[2]: kein Ende des schmutzigen Zeuges von unaussprechlicher Natur, das sie dem Herzog selbst, ihrem Opfer, nachsagt, bezeugt dieser examtliche Herr: boshaft wie eine Hexe, sagt er, und auch häßlich wie eine Hexe trotz Schminke — „toujours un lavement à ses trousses". Du Himmel!

[1] „Von 1727 bis 1730" ging die letztere Verlegung vor sich. Ein Jagdschloß, von Ludwig Eberhard erbaut und Ludwigsburg genannt, stand bereits seit 1705 hier, Kern des nachherigen Palastes mit seinen „Fasanerien", seinen „Favoritas" usw. Der Ort war ursprünglich klösterlich gewesen (Büsching, Erdbeschreibung [1765] III. 1403).

[2] Apologie de Monsieur Forstner de Breitembourg etc. (Paris, 1716, oder „à Londres, aux dépens de la Compagnie, 1745"): in Spittler, Geschichte Württembergs (Spittlers Werke, Stuttgart und Tübingen, 1828, Bd. V.) 497—535; Michaelis III. 428—439 gibt (in abstrusem Kanzleideutsch) eine Fortsetzung dieses hübschen Forstnerschen Handels.

Aber hier ist die hohe preußische Reisegesellschaft: schiebt eure Zaubereien und Verirrungen auf die Seite, hängt ein anständiges Mäntelchen über vieles! Der arme Eberhard Ludwig, der wohl weiß, was sich geziemt, tummelt sich, alte königliche Freunde zu bewillkommnen, und man hört auch nicht, daß irgend etwas schief gegangen wäre während dieses königlichen Durchzugs. „Feld von Höchstädt, sagen Ew. Majestät? O ja!" — Denn Eberhard Ludwig kennt den Boden, hat die Weltschlacht dort bestanden, und so vieles ist seitdem gekommen und verschwunden: o ja, in der Tat!

Friedrich Wilhelm und er sind sich früher schon begegnet und haben sich einander viel zu sagen; der Vertrag von Sevilla ist durchaus nicht ihr einziger Redegegenstand. Ja, der Strom der Herzlichkeit ging endlich so weit, daß Friedrich Wilhelm, der gewissenhafte König, zuletzt auf die vertraulichsten Gegenstände geriet: Grävenitz, das Wort Gottes, Ärgernis für die protestantische Religion, Ihr Großherzogtum wahrscheinlich unbeerbt, Ihre Seele offenbar gefährdet. Ist nicht Ihre Durchlauchtige Hoheit eine untadelige Frau, heldenmütig unter bitteren Leiden, und vor allem Ihr rechtmäßiges Weib? — Hm — na, und könnte wohl auch noch Erben bringen: erst vierzig kommenden Oktober. — Ach Herzog, ach Freund! avisez la fin, Eberhard Ludwig, bedenken Sie das Ende von all dem, wir werden alte Gesellen! Der Herzog, stelle ich mir vor, der ein etwas dicker kleiner Herr war, ward erst blau im Gesicht, dann rot und allerlei anderes, zuletzt anhaltend bleich, gleichsam Anthrazit-Weißglut andeutend; es ist sicher, er sagte am Ende mit Emphase: „Ich will!" Und er tat es nach und nach. Friedrich Wilhelm schickte einen von seinen Leuten nach Stuttgart, um die hohe schwer beleidigte Frau seiner Hochachtung zu versichern, vielleicht um sie einige ferne Strahlen der Hoffnung erblicken zu lassen, falls sie ausharren könne. Eberhard Ludwig, zu einer Weißglut emporgetragen, sieht ein, daß er in der Tat dieser Circe-Hekate herzlich müde ist, daß sie in der Tat seit langem ein unerträglicher Alp für ihn gewesen, hätte er es nur gewußt.

Und Seine Königliche Hoheit der Kronprinz mittlerweile? Nun ja, Seine Königliche Hoheit hat sich einen Hofschneider in Ludwigsburg genommen und sich insgeheim (von Rochow beobachtet) aus dem Augsburger roten Tuche einen schönen Überwurf, Oberrock oder Reisemantel machen lassen, den er bald zu benutzen gedenkt. So jeder für sich, der Vater und der Sohn; das sind ihre bekannten Handlungen in Ludwigsburg: daß der Vater den Eberhard Ludwig von dem Grävenitzgreuel überzeugte, und daß der Sohn sich seinen roten Oberrock anfertigen ließ. Am Donnerstag, 3. August (spät am Nachmittag, wie ich entnehme), reisen sie nach guter Bewirtung ab nach Mannheim, der Residenz des Pfalzkurfürsten, des alten Karl Philipp von der Pfalz; hoffen, wenn alles gut geht, im Lauf des morgigen Tages dort einzutreffen. Der düstere besser belehrte Eber-

hard nimmt mit abstrusen, aber dankbaren Gefühlen Abschied von ihnen; will zum Kaiser stehen und den Grävenitzalp bei erster Gelegenheit abschütteln.

Wie er demgemäß auch wirklich tat. Den Sommer darauf, als er auf Besuch nach dem Norden, namentlich nach Berlin[1] reiste, hinterließ er den Befehl, daß man die Grävenitz vor seiner Rückkehr ihm aus den Augen, irgendwohin sicher beiseite schaffe; was die betreffenden Beamten, Militärs etliche von ihnen — mit aufgepflanzten Bajonetten zuletzt und nicht ohne vergeblichen Widerspruch seitens der Grävenitz — vollzogen. Der arme Eberhard Ludwig, „er ließ von den Kanzeln verkünden, daß er von nun an ein besseres Leben führen wolle" — wäre ihm nur Zeit dazu übriggeblieben. In demselben Jahre, 1731, als der November gekommen, verlor der düstere Eberhard Ludwig, nicht unerwarteterweise, seinen einzigen Sohn — der einzige Enkel hatte längst schon das Zeitliche gesegnet. Die erlauchte standhafte Herzogin hatte nun ihren Herzog, was von ihrem Herzog übrig war, wieder, aber er war in das trockene falbe Blatt verfallen; nach zwei Jahren starb er kinderlos[2], und sein jüngerer Bruder, Karl Alexander, ein österreichischer Feldmarschall von Ruf, sukzedierte in Württemberg, dem wir in kommender Zeit vorübergehend noch begegnen dürften, ihm oder vielleicht weniger angenehm etlichen seiner Kinder; denn sie dauern bis auf den heutigen Tag — und das alte dunkle Element ist noch immer allzu spürbar in ihnen.

Der alte Karl Philipp, Kurfürst von der Pfalz, zu dem Friedrich Wilhelm jetzt auf dem Wege ist und bei dem er morgen abend zu sein gedenkt, ist den Lesern hier nicht gänzlich fremd, und Friedrich Wilhelm ist er sehr, fast allzusehr, das Gegenteil von fremd. Er ist derselbe, der mit der Braut des armen Prinzen Sobieski aus Berlin weglief, als er seine Laufbahn begann; der seine armen protestantischen Heidelberger und ihre Heilige-Geist-Kirche überfiel (da er selber papistisch seit jener Ohrfeige seines Vorfahren), und der viel in Hader mit Friedrich Wilhelm und anderen gelegen hat. Ein eigenwilliger kostspieliger souveräner Herr, dieser alte Karl Philipp, bei dem zu wohnen nichts sehr Angenehmes sein muß, deucht mir. Wie zu befürchten steht, konnte er kein besonderes Wohlwollen für Friedrich Wilhelm hegen nach jenem traurigen Heidelberger Gang, den sie vor zwölf oder elf Jahren miteinander taten, ganz zu schweigen von dem unentwirrbaren jülich-bergischen Geschäft, das eine stehende Kontroverse zwischen ihnen darstellt.

Der arme alte Kurfürst, nächstes Jahr wird er siebzig. Er hat seine Kreuze und Verluste gehabt; schreckliche Türkenzüge in alten Zeiten und allezeit einen Vorrat von Zwisten zu Hause, die noch schlimmer zu er-

[1] Hielt sich da an drei Wochen auf, „bis zum 9. Juni 1731, mit einem Gefolge von mehr als fünfzig Personen" (Faßmann S. 421, 422).
[2] 31. Oktober 1733. Michaelis III. 441.

tragen gewesen sein müssen. Ein Leben beständigen Disputierens, Zankens und Haderns — da unsere Nachbarn so wenig vernünftig sind! Zwiste über den Heidelberger Katechismus und die Heilige-Geist-Kirche, so daß auswärtige Könige sich einmischten, ihre Peitschen über uns schwingend. Sodann Zwiste wegen Grenzstreitigkeiten, wegen Erbschaften und abgesonderten Besitzungen — die offenbar mir gehören, wenn die Nachbarn Vernunft annähmen! In der Tat ist dieser souveräne alte Herr öfter als die meisten übrigen Menschen vor den Reichsgerichtshöfen oder selbst nahe an Schlägerei gewesen, und es ist, als ob jenes erste Abenteuer mit der umgekehrten Sobieski-Hochzeit das Wahrzeichen für vieles später Folgende in seinem Leben gewesen wäre.

Wir erinnern uns jenes Heidelberger Handels: wie hoffnungsvoll die Sache einmal aussah; das Faktum vollbracht, Heilige-Geist-Kirche förmlich unser; euer Corpus Evangelicorum liegt quasi tot da und kann nichts weiter machen als diplomatisches Schriftenwechseln, Plädieren von Leuten in Seide am Reichstag, dem kein Ende abzusehen — als Friedrich Wilhelm unversehens doch ein Ende machte, indem er unversehens die katholischen Stiftungen und Revenüen seines Landes absperrte und ruhig unerbittlich den Schlüssel einsteckte; gleichsam seine eigene Peitsche erhob mit einem „Willst du meinen Juden peitschen?" — und wir mußten, auf kaiserlichen Befehl selber, ganz demütig aus dem Handel kriechen! Die Leser mögen urteilen, ob Friedrich Wilhelm in dieser Ecke von des Kurpfälzers Gedächtnis gut angeschrieben sein konnte. Der arme Mann faßte einen solchen Widerwillen gegen Heidelberg, daß er es bald darauf verließ. Nach Düsseldorf (der bergischen Hauptstadt), wo seine Vorväter gehaust hatten, mochte er auch nicht; verlegte darum die Residenz nach Mannheim, wo er noch ist. Friedrich Wilhelm, der weit davon entfernt gewesen, es in jenem Heidelberger Handel böse zu meinen oder etwa Unbill im Schilde zu führen, hofft, daß man keinen Groll nachtrage. Aber die Sachen liegen so: nach Mannheim, nicht nach Heidelberg geht unser Weg nun! — Übrigens hat dieser Plan der Repressalien oder das Peitschen deines Juden, wenn du meinen peitschest, dem Zweck so gut entsprochen, daß Friedrich Wilhelm seitdem davon, als von der richtigen Methode, Gebrauch gemacht oder damit gedroht hat, wo es nur immer nötig, und hat damit bei verschiedenen Gelegenheiten der Menschheit viel Rederei und Verwirrung erspart.

Aber das Schlimmste zwischen diesen zwei hohen Herren ist jene jülich-bergische Kontroverse, eine Wunde, die noch immer eitert und vermutlich alle Chirurgie übersteigt. Der alte Karl Philipp hat keinen männlichen Erben und wird wohl der letzte der neuburgischen Pfalzkurfürsten sein (wie es sich wirklich herausstellte). Was für Plackerei mit dem ersten derselben über jenes trübselige Geschäft entstand, und wie der damalige Brandenburger, stark gereizt, dem damaligen Neuburger sogar über

das Gesicht schlug und ihn in den Katholizismus trieb, das haben wir nicht vergessen; wie könnten wir auch je? — Es sind hundertundsechzehn Jahre her seit jener Nachtischszene, und — o Himmel! wieviel des Zanks und Haders und wirren Unterhandelns hat es seitdem nicht gegeben; Advokatenfedern sind fast beständig seitdem im Gange, die beiderseitige Dunkelheit der Ansprüche abzuschatten, und von Zeit zu Zeit sind sogar die Kriegswerkzeuge im Schwunge, obgleich man in der Regel abgeneigt war, Blut zu vergießen! Hundertundsechzehn Jahre lang — aber der schließliche Vergleich, der verbrieft in den Archiven beider Parteien liegt und allezeit als endgültig anerkannt wird, war im wesentlichen dieser: „Ihr erlauchter Neuburg behaltet, was Ihr habt; wir erlauchter Brandenburg desgleichen: Kleve mit den abgetrennten Gebieten gehört uns, Jülich und Berg hauptsächlich Euch. Und mögen wir solchermaßen in immerwährender Freundschaft leben. Nur noch zu bemerken: falls unsere Linie ausstirbt, gehören all diese schönen Herzogtümer Euch; falls Eure ausstirbt, uns." Dies war der klare Vergleich, feierlich eingegangen im Jahre 1624, und abermals noch feierlicher und verbrieft und unterschrieben im Jahre 1666, wie Friedrich Wilhelm allzuwohl weiß. Und nun steht der Fall wirklich bevor; dieser Greis, kinderlos mit siebzig Jahren, ist der letzte der Neuburger. Darf man nicht billigerweise beanspruchen, daß ein Vergleich eingehalten werde?

„Pah", antwortet Karl Philipp allezeit: „Vergleich?" Und will nicht hören, was Recht ist in der Sache, wenn es gegen ihn spricht; selbst dann nicht, wenn der Kaiser ihn darum angeht — wie der Kaiser nach jenem Vertrag von Wusterhausen wirklich getan, aber nur Verneinungen zu erlangen vermocht hat. Karl Philipp läßt sich durch keine romantischen Ideen von Recht und Gerechtigkeit oder durch den Satz beirren, daß alte Pergamente jemanden binden. Karl Philipp hatte mit jener lieben Prinzessin Radziwill, Sobieskis gestohlener Braut, eine Tochter und niemals, weder mit der lieben Radziwill noch mit ihrer lieben Nachfolgerin[1], einen Sohn oder eine andere Tochter, die zu mannhaften Jahren kamen. Eine Tochter, sagen wir, eine erstgeborene, ihm unendlich teure. Diese vermählte er mit dem jungen glücklichen Vetter Sulzbach, Karl Joseph Erbprinz von Sulzbach, der auch rechtmäßiger Nachfolger in der Pfalz ist — und, denkt Karl Philipp ferner, „er und sie, will's Gott, sollen auch Düsseldorf und diese schönen jülich-bergischen Lande, die mein sind, behalten. Vergleiche?" Dies ist und war des alten Mannes unbeugsamer Sinn. Ach, diese einzige Tochter starb kürzlich und ihr Gemahl auch[2], wiederum nur Töchter hinterlassend: wird das seinen Sinn nicht beugen? Nicht im geringsten — wenngleich Friedrich Wilhelm sich mit der Hoffnung auf

[1] S. Buchholz I. 61 Anm.

[2] Sie 1728, er 1729; ihre älteste Tochter war geboren 1721 (Hübner T. 140; Michaelis II. 101, 123).

eine solche Möglichkeit geschmeichelt haben mag. Nicht im geringsten: Karl Philipp liebt seine kleine Enkelin, zur Zeit ein Kind von neun Jahren, wie er ihre Mutter und ihrer Mutter Mutter geliebt hat; hofft, sie eines Tages an einen neuen Erbprinzen von der Pfalz und Sulzbach vermählt zu sehen (wie auch geschah), und will um ihretwillen an Berg und Jülich festhalten und kein Geviertzoll wegen eines Pergaments herausgeben.

Was soll Friedrich Wilhelm tun? Sich selbst Gerechtigkeit verschaffen mit seinen 80 000 Mann und den eisernen Ladstöcken? Anders, wie es scheint, wird er nicht dazu kommen. Er möchte nicht gern das fürchterliche Spiel beginnen. Freilich, sollte Europa ja Feuer fangen, wie es in Sevilla und anderwärts danach aussieht — aber mittlerweile, wie glücklich wäre es, könnten Unterhandlungen es ausrichten! Ach, und wenn erst der Kaiser, England, Holland und die übrigen sich dahin bringen ließen, es mir zu gewährleisten — wie es in der Tat geschehen sollte (um einen casus belli zu vermeiden), denn etliche von ihnen haben gesagt, sie wollen! Friedrich Wilhelm versuchte dieses Jülich-Berg-Problem auf friedliche Art zu lösen, sein ganzes Leben lang, emsig und ohne Wirkung. Das Resultat war vielleicht nichtsdestoweniger im Kommen, reifend in weiteren hundert Jahren! Eines weiß ich: was er immer an Geradheit und Geduld, an Mut, Ausdauer und sonstiger menschlicher Tugend an diese oder irgendeine andere Sache gesetzt hat, ist nicht verloren, kein Bruchteil davon, für Friedrich Wilhelm und seiner Söhne Söhne, sondern wird ihm und ihnen gut fruchten, wenn nicht bald, so späterhin, wenn nicht in Berg und Jülich, dann in irgendeinem anderen Teile des Universums, das ein weites Wesen ist und ein langlebiges! Mut, Ew. Majestät!

So stehen die Dinge, als Friedrich Wilhelm gen Mannheim reist; menschliche Höflichkeit wird viele stachlige Punkte bei diesem Besuche bemänteln und wohlbedeckt halten müssen. Ach, der arme Friedrich Wilhelm hat, wenn wir nach Mannheim gelangen, anderes zu bedenken.

Katastrophe auf der Heimreise.

Die königliche Gesellschaft hatte, als sie Ludwigsburg verließ — Donnerstag, den 3. August 1730, etliche Stunden nach der Mittagstafel, wie ich annehme — nur eine kurze Tagereise nach einem Ort namens Sinzheim vor sich, etwa zehn oder zwölf Meilen; noch weit vor Heidelberg. Denn des Königs Absicht ist, in diesem verfallenen stillen Städtchen Sinzheim zu übernachten und Heidelberg und Mannheim mit ihrem städtischen Lärm und Geräusch für den folgenden Tag zu lassen. Sinzheim, so lautete das Programm, wie der Prinz und andere es verstanden; aber durch Zufall oder nach besserer Erwägung bestimmte der König es anders: nicht in Sinzheim, der winkligen, verfallenen Stadt, werden wir heute übernachten, sondern eine gute Meile davor, in dem ländlich stillen Dorfe Steinfurt, wo es gute reinliche leere Scheunen gibt. So etwas tut Seine

Majestät gern, allezeit ein Freund von frischer Luft und keinen Umständen. Matratzen, provisorischer Kochapparat, reichlicher Tabak und eine Badewanne: das ist alles, was der Mensch bedarf, und das ist ohne Schwierigkeit zu haben. Seiner Majestät Geschmack ist schlicht, schlicht und dennoch gut und menschlich. Hier ist ein kleiner königlicher Befehl, den ich einmal gelesen und seitdem immer im Gedächtnis behalten habe, wennschon der Nachweis weggeblasen und in jenen registerlosen sibyllinischen Mischmaschen, Schrecken der menschlichen Natur, verlorengegangen ist — schreiben wir es aus dem Gedächtnis nieder, bis ein Helfer ersteht mit dem Finger auf der Blattseite [1]: „In Magdeburg, auf dieser Musterungsreise, will ich mein Mittagessen unter einem gewissen euch bekannten Baum außerhalb der Wälle haben.“ Mittagsmahl bestehend aus einer gesunden Portion Festem, einer dito Flüssigem, von gehöriger Güte, ehrlich zubereitet — und unter einem schattigen Baume einzunehmen, auf dem Musterungsfelde, überschirmt vom sommerlichen Himmel. Hätte Jupiter Tonans, wäre er dortzulande in Geschäften gereist, sein Mittagsmahl besser halten zu können? —

„In Sinzheim?“ denkt Seine Königliche Hoheit und hat sich insgeheim mit dem Pagen Keith verabredet. In der öden, nachlässigen, alten Stadt (wo Postpferde zu haben sind) bei grauer Sommerdämmerung aus ihrem Quartier zu schlüpfen? Über den Rhein nach Speier führt nur ein dreistündiger Ritt, von da nach Landau, nach Frankreich, nach —? Genug, Page Keith hat es übernommen, Pferde zu verschaffen, und die Flucht soll endlich vor sich gehen. Pst, pst! Morgen früh, ehe die Sperlinge munter sind, gedenken wir unterwegs zu sein!

Ruinen des Turms von Staufen, Hohenstaufen, wo Kaiser Barbarossa weiland lebte, jung und frisch und noch nicht ein Mythos, „im Schlafe nickend im Berg bei Salzburg“ — es liegt nicht weit ab zur Linken dort, wäre dies eine Touristengesellschaft, die sich Zeit nimmt. Aber es ist eine schnellfahrende, weiß nichts von Staufen und kümmert sich nicht darum. — Wir können uns nicht denken, daß sich Friedrich auch nur Barbarossas erinnerte oder sich an Heilbronn selber, die namhafteste und einzige berühmte Stadt, die sie heute passieren, viel kehrte. Die St. Kilianskirche, Ew. Hoheit, und der große steinerne Riese auf dem Kirchturme dort — wagehalsige Maurer und Dachdecker steigen mitunter auf seinen Kopf hinauf und stehen frei da, Fahnen schwenkend [2]. Desgleichen das Rathaus mit seiner erstaunlichen alten Uhr? Und Götz von Berlichingen, den haben die Ratsherren einmal über Nacht in den „Götzenturm“ da eingesperrt; Ew. Hoheit haben von Götz mit der eisernen Hand gehört?

[1] Vermutlich in Rödenbecks Beiträgen — aber langes trauriges Suchen dort und anderswo hat sich vorderhand als vergeblich erwiesen. Historische Mischmasche ohne Register, hundert oder mehrere hundert blinde Säcke historischer Schnitzel, dazu in der Regel verbürgt, wenn auch nutzlos, und nicht der mindeste Zettel daran — sind das nicht handliche Hilfsbücher?

[2] Buddäus, Lexikon II. § Heilbronn.

Berlichinger sitzen noch auf Jarthausen, weiter hinab im Neckartal, hierzulande, und zeigen die alte Hand, die nun stark verrostet ist. Heilbronn, die berühmteste Stadt am Neckar, und seine heilige Wunderquelle —? Was fragt Seine Hoheit danach! Weinsberg wiederum, das ganz nahe zu unserer Rechten liegt — da war es, wo vor 600 Jahren die belagerten Weiber jene erstaunliche Tat getan (nur schade, sie ist ein wenig unverbürgt!) — wovon das alte Schloß bis auf den heutigen Tag den Namen Weibertreu trägt. Die Welfenherzogin, den Gemahl auf dem Rücken, soll an der Spitze jener Weiber gewesen sein; ein hohenzollerscher Vorfahr von Ihnen war, wenn ich mich nicht irre, bei den Belagernden. Ach, denkt Seine Königliche Hoheit, befindet sich nicht eine Welfenblume jetzt in England, und ich, der unglückseligste aller Hohenzollern, bin noch immer weit weg von ihr! In Windsor, und nicht in Weinsberg oder unter den Ruinen von Weibertreu, wünscht Seine Hoheit zu sein.

In Heilbronn zweigt unser Weg links ab, und wir rollen munter gen Sinzheim, in der Hoffnung, vor Nachtanbruch dort einzutreffen. Sachte! Irgendwas ist schief gegangen mit Sinzheim: kein rechtes Logis in den wüsten Wirtshäusern dort, oder es finden sich gute reinliche Scheunen von versprechendem Charakter näher als dort: wir gehen heute abend nicht nach Sinzheim, wir sollen in Steinfurt bleiben, einem kleinen stillen Weiler mit Scheunen, zwei Stunden vor jenem! Dies war dem Prinzen ein arger Strich durch die Rechnung — und einige sagen, ein höchst bedeutender Umstand in seiner Geschichte[1] — indessen faßt er sich im Verlauf des Abends, spricht aufs neue mit dem Pagen Keith. „Steinfurt; sei es also in Steinfurt!" Page Keith will uns auch da Pferde verschaffen. Und Speier und die Fähre über den Rhein sind nur drei Stunden weit. Seid uns günstig, Schweigen und all ihr guten Geister! —

Freitag früh, den 4. August 1730, vor „3 Uhr, der gewöhnlichen Stunde des Aufbruchs", schläft die königliche Gesellschaft in zwei einander gegenüberstehenden reinlichen luftigen Scheunen im Dorfe Steinfurt; die Scheunen einander gegenüber, mit der Heidelberger Straße und dem Anger dazwischen[2]; es ist nicht viel nach zwei, die Dämmerung kaum noch angebrochen. Prinz Friedrich liegt mit seinem Trio der Wachsamkeit, Buddenbrock, Waldau, Rochow in einer Scheune, Majestät mit seinem Seckendorff und Gefolge in der andern: scheinbar alle noch fest im Schlafe? Nicht alle: Prinz Friedrich z. B. wacht — das Trio freilich schläft hörbar, es sei denn, daß andere für sie wachen, ihre sechs Augen sind geschlossen. Friedrich steht behutsam auf, kleidet sich an, steckt sein Geld zu sich, wirft seinen neuen roten Reisemantel um, schiebt den Riegel des

[1] Zu „Sinzheim wäre der Anschlag vielleicht geglückt" (Seckendorffs Relation, in Förster III. 2).

[2] Vgl. Wilhelmine I. 259 (ihre Erzählung der Flucht: ‚Hab es von meinem Bruder gehört' — und zeichne es ein Dutzend Jahre nachher locker auf!)

Scheunentors zurück und geht hinaus. Das Trio der Wachsamkeit schläft fest und weiß von nichts: ach! das Trio der Wachsamkeit hat, während seine eigenen sechs Augen zu sind, andere zwei Augen mit dem Wachen beauftragt.

Gummersbach, der Kammerdiener, tritt an Rochows Kopfkissen heran: „Pst, Herr Oberstleutnant, wachen Sie gefälligst auf! Königliche Hoheit sind auf, haben ihren Überrock an und sind hinausgegangen!" Rochow springt zu seinen Kleidern oder hat sie vielleicht an; in ein paar Minuten ist auch Rochow draußen in dem grauenden Morgen — findet den jungen Prinzen wirklich auf dem Anger, in seinem roten Reisemantel gedankenvoll an einen der Reisewagen gelehnt. „Guten Morgen, Ihro Königliche Hoheit[1]!" — Man denke sich solch einen Gruß dem jungen Manne! In demselben Augenblick kommt auch Page Keith mit einem Paar Pferden heran: „Wohin mit den Gäulen, Junker?" fragte Rochow mit einiger Schärfe. Keith, den Stand der Dinge erkennend, antwortete ohne merkliche Verlegenheit: „Es ist mein und Kunz, des Pagen, Pferd" (was vermutlich wahr ist) — „bereit zur gewöhnlichen Stunde!" hätte Keith hinzufügen dürfen. — „Seine Majestät reist erst um fünf — zurück in den Stall mit den Pferden!" winkte Rochow und argwöhnte nichts, den besten Berichten gemäß, oder stellte sich so.

Der Page Keith kehrte auf dem Sattel zitternd um. Friedrich wendete seine Schritte nach der anderen Scheune — um wenigstens von Rochow wegzukommen. Seckendorff kommt aus der anderen Scheune, munter zur gewöhnlichen Stunde: „Wie gefällt Ihnen Seine Königliche Hoheit in dem roten Reisemantel?" fragt Rochow, wie wenn nichts geschehen wäre. Hat je das Geschick eine Königliche Hoheit so zum besten gehabt oder einen jungen lichten Geist dergestalt in der Bärenhöhle festgehalten? Unser Steinfurter Projekt ist zu Wasser geworden, und nicht heute kommen wir über den Rhein! — Nicht heute, noch an sonst irgendeinem Tage zu diesem Zweck, so stark auch unsere Entschlüsse sind! Denn neues Licht strömt wenige Stunden darauf über dies Projekt herein, und menschliche List oder weitere Anschläge helfen künftighin nichts. „Des Kronprinzen geplante Flucht" wurde versucht und ist fehlgeschlagen. Hier und so e n d i g t das langgenährte Vorhaben; dieser Vorgang in Steinfurt war die ganze äußere Tathandlung, zu der es je kam. Einige Stunden später geht das ganze Vorhaben in Luft auf, und nur die schrecklichen Folgen bleiben übrig! —

Den Anordnungen des gestrigen Abends gemäß sollte der Prinz mit seinem Trio eine Stunde vor seinem Vater aufbrechen, ein Umstand, der dem Pagen Keith in seiner Ausrede zustatten kam. Auf dem Steinfurter Anger bei solcher Sachlage zu zögern, war dem Prinzen natürlich nicht wünschenswert: „Gen Heidelberg also; sehen wir uns das große Faß dort

[1] Ranke I. 305.

an: allons!" Wie der junge Prinz und sein Trio diese Tagereise gemacht, wo er sich aufgehalten, was er gesehen, gesagt oder gedacht hat, davon ist uns nichts aufbehalten; sicher ist nur, daß sein Vater, der von Steinfurt eine Stunde nach ihm abfuhr, mehrere Stunden vor ihm in Mannheim ankam und ungeachtet der Begrüßung durch den Kurfürsten Karl Philipp die lebhafteste Unruhe über den unerklärlichen Umstand bezeugte. Schöner Rheinstrom, dreimal schönes geschmücktes Mannheim — ja, alles ist schön, Ew. Durchlaucht! Aber wo kann der Prinz bleiben? rief er wiederholt aus. Natürlich mag der Prinz in Heidelberg zögern, das große Faß und andere Wunder besichtigend. — „Ich hatte das Vergnügen, jenes große Faß zu reparieren, wie Ew. Majestät bekannt; es hatte halbverbrannt dagelegen, seit Ludwig XIV. mit seinen Mordbrennereien über uns kam und die ganze Pfalz wüst legte, wenig zu seiner Ehre! Ich habe das Faß repariert: es ist wohl die erfolgreichste Tat, die ich bisher vollbracht habe, und wohl sehenswürdig, hätten nur Ew. Majestät Zeit gehabt!" — „Jawohl — aber er ist eine Stunde vor mir abgereist!" — Der aufmerksame Karl Philipp entsandte endlich einen seiner Stallmeister gen Heidelberg oder selbst gen Steinfurt, wenn nötig, um sich nach dem Prinzen umzusehen. Diese amtliche Person traf den Prinzen, alles in Ordnung, in keiner großen Entfernung und brachte ihn sicher wieder zu Papa.

Warum Papa in solcher Aufregung über diesen kleinen Umstand war? Vermutlich ist unterwegs oder vielleicht erst nach seiner Ankunft in Mannheim etwas zu Papas Kenntnis gekommen. Page Keith, der allezeit hinter der Kutsche des Königs reitet, ist heute in Gewissensangst und Schrecken geritten und zuletzt (wohl in Mannheim, als Seine Majestät eben erst in seinen Gemächern angekommen war, oder jetzt, da er Seine Majestät beängstigt sieht) auf seine Knie gefallen und hat mit Tränen und Flehen — sich das Herz frei gesprochen. Page Keith hat gestanden, daß der Kronprinz und er um diese Zeit in Speier oder weiter auf der Flucht nach Frankreich hatten sein sollen. „Gottes Fügung allein hat es verhindert! Verzeihung, Verzeihung: töten Sie mich, Ew. Majestät, aber das ist die nackte Wahrheit und ist sie ganz; weiter habe ich nichts zu bekennen. Hierauf erfolgt die Absendung des Stallmeisters, und hierauf, wie man annehmen darf, ist die Rückkehr des Stallmeisters mit Fritz und dem Trio eine unaussprechliche Erleichterung für Friedrich Wilhelm.

Friedrich Wilhelm ruft Buddenbrock und Konsorten nun stracks zu sich; zeigt in einer unterdrückt vulkanischen Weise mit Fragen und Bedeutungen — gezwungen, an sich zu halten im Hause einer fremden gastfreundlichen Durchlaucht — welch gräßlicher Skandal und Schrecken um ein Haar entstanden sei: „Und ihr drei, Rochow, Waldau, Buddenbrock, daß ihr es euch merkt, ihr drei steht mir dafür und sollt mit euren Köpfen dafür stehen, daß ihr i h n in unser eigenes Gebiet zurückbringt —

lebendig oder tot", fügte der unterdrückte Vulkan in verhaltenem metallischen Tone hinzu, und seine funkelnden Augen, rote Gesichtsfarbe und heftigen Gebärden machen uns die Worte allzu glaubhaft [1].

Worüber Friedrich Wilhelm sich mit dem alten Kurpfalz während ihres erlauchten Zusammenseins in Mannheim unterhalten konnte, ist mir nicht klar; Seine preußische Majestät ist innerlich in einer so verzweifelten Laune, und der alte Kurpfalz innerlich so entgegengesetzter Meinung in bezug auf alle Punkte, insbesondere den jülich-bergischen Punkt. Sie konnten unbefangen von den alten Türkenfeldzügen, der Schlacht von Zenta [2] und dem Prinzen Eugen, sehr unbefangen von dem Heidelberger Faß plaudern. Aber es ist bekannt, daß der alte Karl Philipp seine Agenten beim Kongreß von Soissons hatte, um jene berg-jülichsche Anwartschaft für die Sulzbacher und sich selbst zu sichern, Friedrich Wilhelm schnurstracks entgegen. Wie es damit bewandt sein mag, seitdem der Vertrag von Sevilla die Menschheit in Staunen setzte — davon zu sprechen ist nicht geheuer. Im übrigen hat der alte Karl Philipp die pragmatische Sanktion freimütig angenommen; hat sich dagegen aber insgeheim auch mit Frankreich verbündet, um sich in jener jülich-bergischen Sache auf alle Fälle sicherzustellen, sollte der Kaiser sein Wort brechen — ein Bündnis, das der besagten Sanktion sehr in den Weg treten dürfte. Ja, er äugelt insgeheim mit seinem bayrischen Vetter, dem eleganten ehrgeizigen Karl Albrecht, Kurfürsten von Bayern — sind wir nicht alle von demselben Wittelsbacher Stamm, Vettern von Urzeiten her? — und will im Interesse derselben jülich-bergischen Sache es übernehmen, Bayern in dessen Ansprüchen auf die österreichischen Erbschaften in Ermangelung männlicher Erben in Österreich sicherzustellen [3], was besagter pragmatischen Sanktion direkt zuwiderläuft und ihn verpflichtet, sie sozusagen zu einem bloßen unnützen Schafsfell zu machen! Wahrlich, der alte Karl Philipp hegt und pflegt abstruse Gedanken nach allen Seiten hin, eine recht dunkle Staatsklugheit — und es wird allerdings am geratensten sein, von der Schlacht von Zenta und dem Heidelberger Faß zu plaudern, solange dieser Besuch dauert.

Am anderen Tag, Samstag, den 5. August, kommen gewisse Franzosen von der Besatzung von Landau herüber, um ihre Aufwartung zu machen und mitzuspeisen. Eine Menschenrasse, die Friedrich Wilhelm nicht liebt, und jetzt weniger als je, da er düster argwöhnt, sie möchten des Parriziden Fritz wegen gekommen sein — ihr Rochow und Konsorten, aufgepaßt! Bei Nacht und bei Tage scharf aufgepaßt auf ihn! Friedrich Wilhelm war ohne Zweifel froh, am folgenden Nachmittag wieder fortzukommen, hinaus

[1] Ranke I. 307.

[2] 11. September 1697; Eugens krönende Tat — die dem Großtürken den Rücken brach in dieser Welt, so daß er von dem Tag an umhertaumelt, immer weniger ein Schrecken und ein Schimpf, mehr und mehr eine Lästigkeit, die unerträglich wird. S. in Hormayr (III. 97—101) einige Beschreibung dieses nützlichen Heldenstückchens.

[3] Michaelis II. 99—101.

in die Bergstraße, in die Sommerlüfte und schattigen Gehölze, alles, was zu ihm gehörte, noch sicher um ihn, durch die Sonntagsstille dahinrasselnd gen Darmstadt, wo er zeitig am Abend ankommt[1].

Der alte Fürst von Darmstadt, Ernst Ludwig Landgraf von Hessen-Darmstadt, nun dreiundsechzigjährig, hat nach Pöllnitz ein greises ehrwürdiges Aussehen, „sitzt aber noch gut zu Pferd, ist gut auf den Beinen und scheint vollkommener Gesundheit zu genießen" — was wir gern hören. Was uns jedoch mehr angeht: „er lebt gewöhnlich ganz zurückgezogen in einem kleinen Hause am Markte", in dieser seiner winzigen Metropole, „und überläßt seinem Erbprinzen die Führung der Geschäfte im Schloß und anderwärts[2]." Der arme alte Herr, er hat beinahe den größten Palast in der Welt, nur daß er ihn aus Mangel an Mitteln nicht hat vollenden können; der Bau steht da als eine der größten Lappereien, verdrießlich anzuschauen. Kein Zweifel, der alte Herr hat sein Teil Verdruß in der Welt gehabt. Die öffentlichen Geschäfte sind ihm nun zuwider geworden, und er gibt sich viel mit „Elfenbeindrechseln" als der angenehmeren Beschäftigung ab. Er wohnt in seiner kleinen Behausung unter seinen Drechselbänken und Elfenbeinspänen; speist da „an einer Tafel mit vier Gedecken": nur alle Sonntage, und besonders an diesem Sonntag, legt er seine Schürze ab, geht hinüber in das Schloß und speist da in Gala mit seinem Erben und Hof. Er ist mit Friedrich Wilhelm verschwägert; seine Gemahlin (seit Jahren tot), Mutter dieses Erbprinzen, war eine ansbachische Prinzessin, Tante der jetzigen Königin Karoline von England. Armer alter Geselle, diese Geringfügigkeiten und daß er in gerader Linie von Philipp dem Großmütigen von Hessen abstammt (Luthers Philipp, der auf die Supplementargattin bestand), sind alles, was mir von ihm bekannt, und er dünkt mir etwas tragisch dort, Elfenbein drechselnd in dieser äußerst anarchischen Welt. Was hier zwischen ihm und Friedrich Wilhelm bei dieser Gelegenheit vorgegangen, soll aller Kreatur eine Sache der Vermutung bleiben. Friedrich Wilhelm sagte diesen Sonntagabend in Darmstadt zu seinem eigenen Prinzen: „Also noch hier? dachte ich Euch doch schon in Paris!" — Worauf der Prinz mit angenommener Festigkeit erwiderte: Wenn er gewollt, hätte er allerdings dort sein können[3], und hofft vielleicht, da er an Vorwürfe gewöhnt ist, daß es nichts auf sich habe.

Von Darmstadt nach Frankfurt am Main sind es nicht ganz vier Meilen, eine halbe Tagereise durch das alte Katzenellenbogener Land. Bergstraße und Odenwald sind hinter uns; aber bläulich im Nordwesten dort, wenn Ew. königliche Hoheit hinzuschauen belieben, lugen die Spitzen des Spessarts, eines viel mächtigeren Waldes, hervor — hohe astreiche Stämme dort, die einmal Mastbäume von Admiralsschiffen sein werden, wenn sie

[1] „Sonntag abend in Darmstadt angekommen", sagt Seckendorff (in Förster III. 3), nennt es aber irrtümlich den „7." anstatt den „6."

[2] Pöllnitz, Memoirs and Letters II. 66.

[3] Seckendorff (in Förster III.) S. 3.

nach Rotterdam hinabgeflößt sind. Der Spessart — und näher, versteckt zur Rechten, liegt ein unbekanntes Dorf, Dettingen geheißen, das zur Zeit noch nicht berühmt geworden war in den Zeitungen einer müßigen Welt und eines sicherlich sehr müßigen Englands, das dorthin gehen wird, Händel zu suchen! Das alles ist einem so mit seinen eigenen Gedanken beschäftigten Kronprinzen natürlich im höchsten Grade gleichgültig. — Sie erreichen Frankfurt am Montag beizeiten.

Sieh da, in Frankfurt (schrecklich zu denken!) erklären die drei Wachsamen, Buddenbrock und Konsorten: „Daß wir vom König ausdrücklichen Befehl haben, mit Ew. Königlichen Hoheit nicht in die Stadt zu kommen. Wir sollen vielmehr unmittelbar eine der königlichen Jachten, die hier am Anker schwingen, besteigen und da warten, bis Seine Majestät sich in Frankfurt umgesehen haben und zurückgekommen sind." Das ist eine Botschaft für den armen jungen Prinzen: entdeckt, Gefangener, und eine vulkanische Majestät nun in vollem Ausbruch zu gewärtigen, wenn sie zurückkommt! — Der goldene Hahn auf der Mainbrücke (zu dem in der nächstfolgenden Generation ein gewisser Goethe hinaufzublicken pflegte) und die Turmspitzen von Frankfurt, namentlich jene Turmspitze, worauf der grinsende Schädel des meuterischen Missetäters steckt, die Menschheit daran mahnend, wohin Meuterei führe: das wäre also alles, was wir von Frankfurt zu sehen bekommen, begleitet auch noch von einer Symphonie, wie unsere Gedanken sie im Hintergrunde spielen! Unglücklicher Sohn! unglücklicher Vater!

Ja, Friedrich Wilhelm erhielt neues Licht in Frankfurt: es wartet da eine Stafette von dem Rittmeister Katte auf ihn, mit einem gewissen Brief, den der Rittmeister in Erlangen aufgefangen und mit Stafette herübergeschossen hat, Seine Majestät hier zu erwarten. Majestät hat mit aufgesperrten Augen und aufgesperrter Kehle gelesen: Brief von dem Kronprinzen an Leutnant Katte in Berlin: verräterisches Fluchtprojekt — nun klar am Tage liegend, wie die Sonne am Mittag! — Seine Majestät stieg an Bord in einer Laune, wie man sie noch niemals gesehen hatte: „Scheußlicher Rebell und Deserteur, Scheusal aller Scheusale —!" — es steht allenthalben dreist geschrieben (wenngleich Seckendorff diplomatisch stillschweigt), Seine Majestät habe den unglücklichen Kronprinzen gezerrt und gepufft, habe ihm mit dem Stockgriff in das Gesicht gestoßen, daß seine Nase blutete: — „Nie hat das Gesicht eines Brandenburgers solche Schmach erlitten!" schrie der arme Prinz, an den Rand wahnsinnigen Aufloderns und man weiß nicht was getrieben: als die Buddenbrockschen sich auf jede Gefahr hin dazwischen warfen, den Prinzen an Bord einer besonderen Jacht brachten und der Feuersbrunst für den Augenblick Einhalt taten. Die Jachten fahren gen Mainz und den Rhein hinab; gleiten schnell dahin auf der günstigen Strömung unter Benutzung der gerade wehenden Winde: wären wir nur erst auf dem Ufer zu Wesel in unserem eigenen Gebiet — warte bis dahin, denkt Seine Majestät!

Und so war es unter solchen Umständen, daß Friedrich die Schönheiten des Rheins zuerst kennenlernte — die Leser mögen urteilen, ob in einer sehr für das Malerische empfänglichen Stimmung. Ich weiß nicht, ob sie in Mainz anhielten oder an Barbarossas Weltturnier oder die Hochheimer Weinberge dachten. Ich sehe des Jünglings Jacht rasch, nicht ohne Gefahr, durch die Schlucht bei Bingen fliegen, wild tanzen auf dem kochenden Strudel von St. Goar, geschickt die Klippen meidend — der Jüngling düster unempfindlich für Lebensgefahr oder malerischen Reiz. Koblenz, die Mosel und Ehrenbreitstein: Majestät, auf dem Verdeck rauchend, wenn es ihm beliebt, mag diese durch mürrisch beruhigenden Tabak beschauen; aber dem Kronprinzen ist das Leben selber öde und bankerott geworden.

Koblenz gegenüber, eingenistet zwischen dem Rhein und dem Fuß des Ehrenbreitsteins[1], sitzt vielleicht eben jetzt auf seinem Lustschlosse Kerlich Seine Durchlauchtige Hoheit, der dicke kleine Kurfürst von Trier, einer jener österreichischen Schönborns (Bruder des bambergischen): wozu bei diesem vorsprechen? Wir müssen voran nach Bonn; der glückliche junge Kurfürst von Köln, der reichste Pluralist der Kirche, erwartet uns dort in seiner Residenz. Friedrich Wilhelm betrachtet die schöne Festung Ehrenbreitstein — was dächten Ew. Majestät, wenn die in hundert Jahren Ihnen gehörte; die und noch vieles außerdem, als Zinseszins für die jülisch-bergische und andere ausstehende Schulden? Mut, Ew. Majestät! — Bei dem dicken kleinen Kurfürsten in Kerlich hier sprechen wir nicht vor: ist vermutlich auf der Jagd, „er jagt tagtäglich"[2], als wäre es seine Profession, der arme kleine Kauz.

In Bonn, wo wir ans Land steigen, um bei einem hageren Kurfürsten zu herbergen, befiehlt Friedrich Wilhelm den drei Wachsamen „in meiner" (Seckendorffs) „Gegenwart, auf den Kronprinzen wohl acht zu haben und ihn entweder lebendig oder tot wieder auf das Schiff zu bringen." — Seien Sie unbesorgt, Ew. Majestät. Der Prinz hörte es „mit größter Geduld" an[3]. In Bonn vertraute der Prinz dem Seckendorff: Wie er allerdings habe entfliehen wollen; er könne in seinem Alter nicht mehr ausstehen, daß ihn der König, wie noch jüngst im Lager von Radewitz, mit Schlägen traktiere — und er würde längst entflohen sein, wenn ihn nicht die Liebe zu der Königin und zu der Prinzessin, seiner Schwester, zurückgehalten hätte. Es reue ihn dieser Entschluß auch gar nicht, und wofern der König nicht unterlasse, ihn mit Schlägen zu traktieren, so werde er sie noch ins Werk setzen. An Verlust seines Lebens, eines Lebens wie das seinige geworden, sei ihm wenig gelegen; nur bedauere er, daß diejenigen Offiziere, so von der Sache gewußt hätten, nun unglücklich werden sollten. Wenn der König versprechen würde, diesen Leuten zu verzeihen, wolle er ihm alles klar entdecken. Im

[1] Pöllnitz, Memoirs and Letters III. 180.
[2] Büsching, Beiträge IV. 201.
[3] Seckendorff (in Förster III. 4).

übrigen bitte er Seckendorff, ihm aus diesem Labyrinth zu verhelfen -- keine größere Freundschaft könne er ihm je tun; und dergleichen mehr. Diese Dinge sagte er in Bonn zu Seckendorff, dem Urheber all seiner Leiden [1]. Was Seckendorffs Betrachtungen über dies traurige Werk seiner Hände waren, ist uns nicht bekannt. Vermutlich stellte er gar keine an, da er ein hartherziger alter Praktikus ist, sondern beschloß sein möglichstes für den armen Jüngling zu tun. Irgendwo auf dieser Reise, vermutlicher in Bonn als anderswo, schrieb Friedrich mit Bleistift drei Worte an den Leutnant Keith in Wesel und schaffte sie zur Post: „Sauvez-vous, tout est découvert! Alles ist entdeckt — fort [2]!"

Clement August, der kostspielige Kurfürst von Köln, der hier in Bonn das Gastrecht großartig, mit „über anderthalbhundert Kammerherren" z. B., ausübt — schau ihn an, Leser, wir werden dem Manne vielleicht wieder begegnen. Er ist der jüngere Bruder des eleganten ehrgeizigen Karl Albrecht, Kurfürsten von Bayern, von dem wir vorübergehend gehört haben. Beide sind Söhne jenes „Kurfürsten von Bayern", der in den Marlboroughschen Geschichten so häufig vorkommt — der in dem Erbfolgekrieg zu Ludwig XIV. hielt und so gewaltig umhergejagt wurde, besonders nach der Schlacht von Höchstädt. Seine Knaben, Gefangene des Kaisers, wurden als Söhne eines bloßen Privatmannes aufgezogen und ihre Güter eingezogen; und eine Zeitlang lag vor ihnen nur die Aussicht auf ein dunkles sehr beschränktes Dasein dieser Art — wiewohl sie dann wiederum, dank französischer Gunst und dem Umschwung von Fortunas unbeständigem Rade, sehr hoch stiegen. Bayern kam gänzlich wieder an den alten Kurfürsten von Bayern, sogar Marlboroughs „Fürstentum M i n d e l h e i m" kam an ihn [3]. Und der jetzige Kurfürst, der sich nicht auf die pragmatische Sanktion einlassen will — Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, unseres alten Karl Philipp von Mannheim genealogischer „Vetter" — wir hörten von dunklen Einverständnissen dort, von Tendenzen, die pragmatische Sanktion ganz und gar zu brechen und zu unnützem Schafsfell zu machen! Gar nicht so unmöglich, Karl Albrecht will hoch genug hinaus. Und dieser Clement August, der jüngere Bruder, er ist Kurfürst von Köln; vermöge geschickter Wahltaktik und Gunst der Franzosen hat er einem Onkel hier zu sukzedieren gewußt: hat auf gleiche Weise die Osnabrücker Bischofswürde erlangt — der arme alte Ernst August von Osnabrück (zu dem wir einmal Georg I. galoppieren sahen, um zu sterben, und der selber bald darauf starb): sein

[1] Seckendorff (in Förster III. 4).

[2] Wilhelmine (I. 265) sagt, ein Page des Alten Dessauers, ein Kamerad von Keith, habe es zeitig erfahren und ihn gewarnt. Sicher ist, daß dieses Billett Friedrichs, das die Bücher allgemein als Ursache von Keiths Verschwinden angeben, es nicht gewesen sein kann (vgl. unten S. 193 und das unumstößliche Datum dort).

[3] Beim Frieden von Baden (Ergänzung zu jenem von Utrecht) 1714. Der Kurfürst war 1706 geächtet worden, hatte nichts, wovon er leben konnte, als französischen Sold, bis er wieder zu seinen Staaten gelangte; starb 26. Februar 1726, worauf Karl Albrecht sukzedierte (Michaelis II. 255).

Nachfolger ist dieser selbige Clement August, da die Reihe an einen katholischen Bischof gekommen war, und da die Franzosen für ihn eintraten. Kurfürst von Köln, Bischof von Osnabrück, dito von Paderborn und Münster, dito jetzt von Hildesheim; der reichste Pluralist der Kirche, wandelt hier auf eine matte kostspielige Weise umher, „in grünem Sommerkleid mit schmalen silbernen Tressen besetzt, kleiner Beutelperücke mit einer großen französischen Schleife vorn, und seine Schuhe haben rote Absätze." Eine schlottrige schlaffe Gestalt, Alter nun dreißig; „lang und schmächtig von Person, langes hageres Gesicht, gekrümmte Nase, schwarzen Bart, etwas offenstehenden Mund"[1]; hat über anderthalbhundert Kammerherren — und ist, ich zweifle nicht, Friedrich Wilhelm, in Seiner Majestät gegenwärtiger Stimmung, unaussprechlich lästig. Geduld für den Moment, und Höflichkeit vor allem! — Die drei Wachsamen hatten keine Schwierigkeit mit Friedrich, brachten ihn am folgenden Tag wieder sicher an Bord, und man setzte die Reise fort, während der Kurfürst höflich in eigner Person das Geleit bis Köln gab.

Köln, berühmte alte Stadt der drei Könige, mit seinem berühmten Dom, wo diese drei Herren ruhen: hier endigt des Kurfürsten Geleite, und es bleibt der flauen alten Stadt überlassen, solche Betrachtungen anzuregen, als ihr möglich ist. Sie ist der Sammelplatz für die Freunde der Baukunst aus der ganzen Welt; St. Ursula und ihre elftausend Jungfrauen wurden weiland hier massakriert, Ew. Majestät; sie soll eine englische Prinzessin gewesen sein, sagt man. „Narrenspossen!" brummt Majestät. — Das angenehme Düsseldorf ist viel anziehender für Seine Majestät, die angenehme Hauptstadt von Berg, das uns gehören sollte, wenn Recht geschähe, wenn der alte Pfalzkurfürst seine Grillen fahren ließe und die Kugeln in der großen Kegelpartie, die zu Sevilla und anderwärts gespielt wird, ehrlich rollten! Düsseldorf und dies schöne Schloß der Pfälzer, das eigentlich mir gehören sollte — und hier zunächst ist Kaiserswerth, ein Ort der Belagerungen, Beschießungen, wie welche wissen, die ich kenne. Hm — na, von Vater auf Sohn und Enkel geht es immer so fort, und der Plackerei und Fehde ist kein Ende!

Seiner Majestät nächste Rast ist zu Mörs, in dem alten düstern Schloß in der Stadt Mörs, die (dank Leopold von Anhalt-Dessau und seinen eisernen Ladstöcken) nun, trotz den Holländern, Seiner Majestät gehört. Da ist das Nachtquartier, eine Wegstunde westlich vom Rheinufer — wo Seine Majestät landete, weiß ich nicht, noch auch, ob der Kronprinz mit ihm nach Mörs ging oder in seiner Jacht wartete; vermute aber letzteres. Seine Majestät will morgen nach Geldern, Geschäfte halber, denn die Stadt gehört ihm: aber was sollte der Prinz bei dem jetzigen Stand der Dinge

[1] Büsching (Beiträge IV. 201—204, aus eines gewissen Reisehofmeisters handschriftlichem Tagebuch des Jahres 1731, wo sich auch eine Beschreibung findet, wie der Kurfürst speist — umständlich aber langweilig beides, die Weise und die Beschreibung). Sein Schloß ist jetzt die Bonner Universität.

dort tun? — In Mörs fand Seckendorff Gelegenheit, mit Seiner Majestät zu sprechen, und näselte Anregungen zur Gnade für den bußfertigen Prinzen und die armen Offiziere, die ihm so am Herzen lagen. „Gut, wenn er wirklich alles gestehen und seine Flausen und Verheimlichungen aufgeben will: aber ich weiß, er tut's nicht!" antwortete Seine Majestät.

In jenem verwitterten Schloß Mörs — betrachte es, Leser, wenn auch im Dunkeln; wir dürften es oder den Schatten davon wiedersehen, vielleicht bei Mondschein. Ein gar düsteres altes Schloß, fast von nichts bewohnt, seit der Alte Dessauer (durch Kriegslist und ohne einen Schuß zu feuern) in den Zeiten des Utrechter Vertrags die Holländer daraus hinauswarf, weil Schloß und Gebiet Mörs von Rechts wegen uns gehört, wenn man es uns auch unter Vorwänden allezeit vorenthielt[1].

In Geldern, im Drang der Geschäfte am folgenden Tag, erhielt der König Nachricht aus Wesel, daß Leutnant Keith nicht mehr in Wesel zu finden sei. „Ist zuletzt (soviel wir wissen) einige Stunden, ehe Eurer Majestät allergnädigster Befehl ankam, gesehen worden. Hatte sein Pferd selbst gesattelt, kam durch das Brünersche Tor geritten: auf einen Spazierritt, sagte er, und ist nicht zurückgekommen." — „Keith entflohen, der schändliche Keith, dem ich erst vor wenigen Wochen verzieh; auch er ist in dem Komplott! Will denn sogar die Armee eidbrüchig werden?" Seine Majestät bricht über diese neue Nachricht in Feuer und Flammen aus, befiehlt, daß Oberst Dumoulin (unser geschicktester Späher) augenblicklich dem Keith auf der Spur folge und nicht ablasse, bis er ihn gefunden und gefangengenommen habe. Nach der andern Seite hin befiehlt er, den Kronprinzen förmlich in Verhaft zu halten, ihn als Arrestanten in seiner Jacht nach Wesel hinabzuführen, wo er auf dem Rhein die Ankunft Seiner Majestät abwarten solle. Gefährliche Vorzeichen, meint man.

Seine Majestät fährt, nachdem alles Geschäft in Geldern abgemacht ist, zu Land nach Wesel hinüber; kann Fritzens Jacht sehen, die wartend im Flusse liegt, umschwebt von schwarzer Sorge. Es ist am Abend des 12. August 1730. Und so beendigt Seine Majestät diese berühmte Tour in das Reich; aber nicht beendigt sind die herben Trübsale, die für ihn und andere im Überfluß daraus entsprangen.

[1] Erzählung von dem Marsche dahin (Nacht des 7. November 1712) und dem geschickten Überfalle des Ortes in Leopoldi von Anhalt-Dessau Leben und Thaten (anonym, von Ranfft) S. 85—90 — wo der Bericht des erstaunten holländischen Kommandanten selbst mitgeteilt ist. Ein Teil der oranischen Erbschaft, dies Mörs — von des Großen Kurfürsten erster Gemahlin herrührend — das aber seit des Königs Wilhelm von Oranien Tod und noch früher schon sub lite geschwebt hatte, wiewohl die Pergamente bündig genug waren. Neuenburg, an Stelle Oraniens angenommen und nicht einmal von soviel Wichtigkeit wie Mörs, war ein ferneres Item jener Erbschaftsauseinandersetzung. Außerdem werden wir in kommender Zeit von alten Schlössern in Loo und anderen verfallenen Gegenständen bei Gelegenheit hören.

Siebentes Kapitel / Katastrophe und Majestät kommen in Berlin an

In Berlin bewegen dunkle Gerüchte von dieser beabsichtigten Flucht und wirklichen Verhaftung des Kronprinzen alle Welt, insbesondere den Leutnant Katte und die Königin und Wilhelmine, wie sich wohl denken läßt. Die junge Prinzessin ward von der ersten Kunde gar tragisch betroffen[1].

„Mama hatte Papas Geburtstag zu Ehren einen Ball gegeben" — Dienstag, 15. August 1730 — und wir tanzten alle in den prächtigen Sälen von Montbijou, mit hübschen Pausen in den kühlen Bosketts und Orangerien, alles so munter als möglich; namentlich tanzte Wilhelmine mit ungewöhnlicher Hingebung. „Wir setzten den Ball nach dem Abendessen fort. Ich hatte seit mehr als sechs Jahren nicht getanzt; es war neue Frucht, und ich gab mich dem Genusse hin, ohne viel darauf zu merken, was um mich vorging. Madame Bülow, die, wie auch andere von ihnen, den ganzen Abend verstört ausgesehen und Unwohlsein vorgeschützt hatte, sagte mir wiederholt: ‚Es ist spät, ich wollte, man zöge sich zurück.' — ‚Eh, mon Dieu!' antwortete ich, ‚lassen Sie mich doch heute meine Lust am Tanzen büßen, es wird vielleicht lange dauern, ehe ich wieder dazu komme.' — ‚Das ist wohl möglich', sagte sie. Ich achtete nicht darauf und fuhr fort mich zu vergnügen. Eine halbe Stunde nachher fing sie wieder an: ‚Machen Sie doch ein Ende!' sagte sie verdrießlich; ‚Sie sind so beschäftigt, daß Sie für nichts Augen haben.' — ‚Sie sind so übelgelaunt heute', erwiderte ich, ‚daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll.' — ‚So betrachten Sie doch die Königin und Sie werden nicht mehr Ursache haben, mir Vorwürfe zu machen!' Wirklich füllte mich ein Blick nach ihrer Seite hin mit Schrecken. Ich sah die Königin, blasser als der Tod, in einer Ecke des Zimmers, im Gespräch mit der Sonsfeld und der Gräfin Finkenstein. Da mir mehr an meinem Bruder als an allem in der Welt gelegen war, fragte ich, ob es ihn betreffe? Die Bülow zuckte die Schultern, indem sie sagte: ‚Ich weiß nichts davon!' Einen Augenblick darauf wünschte die Königin gute Nacht und stieg mit mir in den Wagen — sprach auf dem ganzen Weg kein Wort, so daß ich glaubte, mein Bruder müsse tot sein, und bekam fürchterliches Herzklopfen, und die Sonsfeld, gegen Befehl, mußte mir zuletzt im Verlauf der Nacht sagen, was sich zugetragen hatte." Arme Wilhelmine und arme Mutter Wilhelmines!

Die Tatsache des Arrests und unbekannten Unheils für den Prinzen wird als feststehend angenommen; aber was daraus erfolgen dürfte, wer

[1] Wie es scheint, irgendein Gerücht aus Frankfurt, das sie in ihrer Nacherinnerung mit der eigentlichen Kunde aus Wesel verwirrt; denn ihre Daten, hier wie gewöhnlich, sind alle schief (Wilhelmine I. 246; Preuß I. 42, IV. 473; Seckendorff in Förster III. 6).

außer dem Prinzen darein verwickelt, insbesondere wer als darein verwickelt befunden ist, das ist Sache schrecklichen Hin- und Herratens für die drei, die es hier am meisten angeht. Leutnant Katte sieht ein, daß er die ihm anvertrauten Sachen des Prinzen auf die Seite schaffen müsse, namentlich die tausend Taler in Gold und vor allem und über alles die verschlossene Schatulle, die des Prinzen Briefschaften enthält und sogar die Königin und die Prinzessin angehen dürfte! Katte sendet diese zwei Gegenstände, Geld und Schatulle, im tiefsten Geheim an Madame Finkenstein, als die sicherste Hand, mit kurzem Billett die Natur derselben andeutend; Gräfin Finkenstein, des alten Generals von Finkenstein Gemahlin und dem Prinzen eine zweite Mutter, diese, gleich ihrem Gemahl eine geschworene Parteigängerin des Prinzen und seiner Mutter, möge mit diesen kostbaren und fürchterlichen Gegenständen tun, was ihrem eigenen weisen Urteil am besten dünkt.

Madame Finkenstein trägt sie sofort in tiefem Stillschweigen zur Königin. Gewaltiges Entsetzen seitens der Königin und Prinzessin. Sie wissen allzu gut, was für Briefe darin sein mögen, aber es ist ein Siegel an der Schatulle, und der Schlüssel fehlt. Auch darf sie später nicht aussehen, als sei sie aufgemacht worden, selbst wenn man sie jetzt aufmachen könnte. Ein verzweifelter Knoten, und man muß die Lösung finden. Weiberklugheit und Wilhelmine fanden die Lösung vermittels eines ganz besonders scharfsinnigen Kunstgriffs ihrer Verzweiflung[1] und wußten die Briefe herauszukriegen: Hunderte von Briefen, genug, um uns den Tod zu bringen, hätte man sie gelesen, sagt Wilhelmine. Die Briefe verbrannten sie und schrieben, so schnell als die Feder nur gehen wollte, andere an ihre Stelle. Man denke sich die Stimmung dieser beiden königlichen Frauen und die schwarze Windsbraut, in der sie sich befanden. Wilhelmines Arbeitsschnelle überstieg allen Glauben, ihre Feder ging in vollem Galopp Tag und Nacht; neue Briefe mit alten Daten und bedeutungslosem Inhalt wurden in die Schatulle gesteckt; diese wird, ohne Spur von Beschädigung, wieder zugemacht und beiseitegeschoben, als es noch Zeit ist. — Die Zeit drängt; auch Seine Majestät und die Begebenheiten gehen im Galopp. Hier ist ein Brief von Seiner Majestät an eine treue Oberhofmeisterin oder was sie immer sein mag, der, er komme durch welche lindernde Vermittelung er wolle, die Verzweiflung der armen Königin vollendet:

„Meine liebe Frau von Kamecke — Fritz hat desertieren wollen. Ich habe mich gezwungen gesehen, ihn arretieren zu lassen. Ich bitte Sie, auf eine gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit diese Neuigkeit solche nicht erschrecke. Im übrigen beklagen Sie einen unglücklichen Vater.

Friedrich Wilhelm[2]."

[1] Wilhelmine I. 253—257.

[2] Ohne Datum: „angekommen" (von Wesel, schließen wir), Sonntag „20. August" im Schloß zu Berlin (Preuß I. 42).

Dieselbe Post brachte einen Befehl an den Obersten der Gendarmen, seinen Leutnant Katte in strengen Verhaft zu nehmen — der unbesonnene junge Mensch hat sich doch hoffentlich bereits aus dem Staub gemacht? Er läßt seinen Sattel ändern, tut dies und jenes, bedenkt nicht, in welcher Gefahr er schwebt. An demselben Sonntag begegnete ihm sein Major auf der Straße in Berlin, sagte mit bedeutsamem Tone: „Sind Sie noch hier. Ich wundere mich!" — „Ich reise diese Nacht", antwortete Katte, verschob es aber wieder, reiste jene Nacht nicht fort, und der Arrestbefehl für ihn kam an. Am anderen Morgen begab sich Oberst Pannewitz, der hoffte, daß er nun nicht mehr da sei, mit dem rhadamantischen Befehl zu ihm, und da er den unglücklichen Kerl traf, war er gezwungen, den Befehl zu vollziehen. Katte liegt in Haft, dessen harrend, was sich für ihn vorbereitet.

Friedrich Wilhelm hat in Wesel harte Auftritte mit dem Prinzen und anderen gehabt. Am Samstagabend, 12. August 1730 [1], ließ Seine Majestät den Angeklagten ans Land in das Haus des Kommandanten zum Verhör bringen. Da der Angeklagte sich weniger bußfertig als erwartet zeigte und offenbar nicht alles eingestand, so erfolgte eine laute schreckliche Szene, die Friedrich Wilhelm, der unglückliche Vater, damit beschloß, daß er seinen Degen zog und dem unnatürlichen Sohn damit durch den Leib rennen wollte. Der alte General Mosel, Kommandant von Wesel, warf sich dazwischen: „Sire, töten Sie mich, aber schonen Sie Ihren Sohn!" und der Degen ward in die Scheide zurückgesteckt und der Prinz in ein apartes Zimmer einlogiert, von zwei Schildwachen mit aufgepflanztem Bajonett bewacht. Friedrich Wilhelm sah von nun an zwölf Monate lang sein Gesicht nicht wieder — „zwölf Monate und drei Tage".

Strenge Militärs verhörten den Prinzen am folgenden Abend [2] nach Artikeln, die Seine Majestät in der Zwischenzeit aufgesetzt hat. Der Prinz gesteht wenig: habe vorgehabt, über den Rhein nach Landau zu gehen, von da streng inkognito über Straßburg nach Paris; gedachte allda, im tiefsten Inkognito, Kriegsdienste zu nehmen und sich im italienischen Krieg (dessen Ausbruch eben erwartet wurde) auszuzeichnen, was ihm des Königs Gnade wiedererworben haben dürfte; will nicht recht damit heraus, wo er das Geld hergenommen oder was für eine Bewandtnis es mit Katte und Keith habe — sträubt sich allerdings, wie wir bemerken, gegen Lügenhaftigkeit, will aber die reine Wahrheit nicht sagen. „So bleibe er denn in Verhaft und gewärtige das Schicksal, welches die Gesetze für dergleichen bestimmen!" Göttliche Gesetze, nicht wahr? Nun ja, Ew. Majestät, göttlich und menschlich — oder gibt es vielleicht keine anderen als menschliche Gesetze, die klar und bündig in einem Falle wie der vorliegende sind? „Er ist mein Oberst wenigstens", denkt Friedrich Wilhelm, „und hat versucht zu desertieren und andere zum Desertieren zu veranlassen. Wenn über einen rebellischen

[1] Preuß IV. 473; Seckendorff (Förster III. 6) sagt: am 13., aber unrichtig.
[2] Seckendorff (in Förster III. 5).

Kronprinzen, der das Herz seines Vaters bricht, die Gesetze doch undeutlich sind, über einen desertierenden Oberst des Potsdamer Regiments sprechen sie wohl deutlich genug! Er nehme die Antwort hin, die sie ihm geben."

Dumoulin kann mittlerweile nichts gegen Keith, den entlaufenen Leutnant, ausrichten. Dumoulin, mit seinem scharfen Geruch, kam dem Keith bald auf die Fährte und hat folgendes über ihn ausgespürt: Eines Abends, eine Woche vor der Ankunft Seiner Majestät, Sonntagabend, den 6. August 1730[1], sattelte der Leutnant Keith, der ohne Zweifel etwas witterte, wie oben erwähnt, sein Pferd, beschloß, an dem schönen Abend einen Ritt ins Freie zu machen; und ritt zum Brünenschen Tor aus Wesel hinaus. Er befindet sich auf dem rechten Rheinufer, angenehme gelbe Fluren dehnen sich zu beiden Seiten aus. Eine Weile reitet er langsam, dann allmählich schneller, sehr schnell; erreicht in einer Stunde Dingden, ein Dorf im Münsterischen; ist glücklich auf dem kürzesten Wege über die preußische Grenze und reitet von Dingden mit mehr Muße, aber ohne Zeit zu verlieren, über das Oberysselsche geradeswegs nach dem Haag. Er muß im Haag sein! sagte Dumoulin, als er selbst dort ankam, zu offiziellen Leuten — zu Meinertshagen, dem preußischen Gesandten[2], und zu dem holländischen General Keppel, der einmal Gesandter in Berlin gewesen ist. Der preußische Gesandte wendet sich wiederholt an die höchste Behörde, aber es ist zu befürchten, daß sie saumselig sind. Dumoulin entdeckt, daß der Mann sicher dagewesen ist; Keppel verhehlt nicht, daß er vor einigen Tagen Keith bei sich zu Tische gehabt hat; aber wo Keith nun sein möge, davon habe er keine Ahnung.

Dumoulin hat Verdacht, er sei bei Lord Chesterfield, dem englischen Gesandten. Man hat eine oder zwei Nächte ein Licht in einer Dachstube von Lord Chesterfields Haus bemerkt — vermutlich Keith lesend? — aber von Keith ist da nichts zu erfahren, und auch das Licht ist nun verschwunden. Der ausgezeichnete englische Lord ist dieser Tage nach England gereist, aber sein deutscher Sekretär ist anwesend: das Gesandtschaftshaus ist unverletzlich, uneinnehmbar für Preußen. Wer weiß, ob sich nicht Keith, ungeachtet das Licht nun verschwunden, noch immer darin aufhält, bloß von den geschlossenen Läden geschirmt? Da ergibt es sich eines Morgens, daß Keith doch nicht darin ist. Eines Morgens bewundert jemand an der Seeküste die holländischen Fischerboote und wie gut sie segeln. „Pah, Herr, das ist noch nichts!" erwiderte ein Vielbehoster; neulich fuhr ich des Nachts in einem nach England hinüber mit einem Gesandtschaftsboten, der Eile hatte!" — Die Wahrheit ist: der Chesterfieldsche Sekretär, der das Licht verbot, benutzte die erste günstige Nacht, Keith nach Scheveningen und an die Seeküste zu bringen, von wo ihn ein Fischerboot nach England hinübertrug. Als er dort angelangt war, er-

[1] Preuß IV. 473.
[2] Seckendorff (Förster III. 7).

barmte man sich des armen Kerls — versah ihn mit dem nötigen Geld und Beistand, schickte ihn mit dem Admiral Norris den damals mit spanischem Krieg bedrohten Portugiesen zu Hilfe, unter welchen er allmählich bis zum Kavalleriemajor stieg. Friedrich Wilhelm ließ ihn in Wesel dreimal durch öffentlichen Trommelschlag und auch in den holländischen und französischen Zeitungen zitieren, hierauf, als er nicht erschien, sein Bildnis (gevierteilt, wenn ich mich nicht irre) dort an den Galgen nageln und zog ein, was er an Vermögen besaß. Keith besaß mehr Stammbaum als Vermögen, war auf Poberow in Hinterpommern geboren, der Sohn armer Edelleute. Er ließ die nächstfolgenden zehn Jahre nichts von sich hören, so daß er eine Art Mythe für die Leute zu Hause, unter anderen für seine Mutter ward, die tragische Ahnungen seinetwegen hegte. Er wird wohl wieder vorkommen, aber ohne große Bedeutung. Sein Bruder, der Page Keith, ward in das Füsilierregiment hier in Wesel gesteckt, tut da Gamaschendienst, und man hört nie wieder von ihm. Soviel von den Keiths[1].

Andere Schwierigkeit verursacht die Wahl des Gefängnisses für den Prinzen. Wesel ist ein fester Ort; aber aus begreiflichen Gründen wäre ein Ort näher bei Berlin und weiter von der Grenze vorzuziehen. Nach Berlin jedoch führt der Weg durch fremdes Gebiet: von diesen geteilten klevischen Landen aus muß man ein Stück Hannover, ein Stück Hessen-Kassel passieren: gesetzt, diese durchlauchtigen Hoheiten mischten sich darein? Schwerlich werden sie sich dareinmischen, antworten alle finsteren Militärs; jedenfalls könnte man auf Umwegen reisen, und sie brauchten nichts davon zu wissen! Dafür entscheidet man sich auch; in der Umgegend von Berlin, da irgendwo muß sicherlich der passende Ort sein. Das alte Schloß von Mittenwalde, in der Wusterhausener Gegend, das sei also der erste Rastpunkt; Rochow, Waldau und der Weseler Füsilieroberst hier, zuverlässige Leute, und ein oder zwei Reiter zur Deckung, sollen den Gefangenen führen. Über Treuenbrietzen, auf Umwegen: rasch, stille, wachsam — und ihr steht dafür ein! — Nachdem diese Maßregeln getroffen sind, begibt sich Friedrich Wilhelm auf die Heimreise; schwarze Sorge begleitet ihn. Kommt in Berlin an, Sonntag, den 27. August; findet daselbst eine Welt vor, die samt ihm gänzlich zu einer Art Jüngstem Gericht verwandelt ist, der arme Herr.

Szene in Berlin bei Seiner Majestät Ankunft.

Sonntagnachmittag, 27. August 1730, fuhr Seine Majestät, der über Nacht in Potsdam von seiner raschen Reise ausgeruht hatte, zwischen vier und fünf in Berlin ein. Der Deserteur Fritz, eskortiert von seinen drei

[1] Preuß: Friedrich mit seinen Verwandten und Freunden, S. 380, 392. — Vgl. über diesen und andere Punkte Pöllnitz: Memoiren II. 352 bis 374 (und verbessere seine vielen Schnitzer).

militärischen Herren, folgt langsamer und auf Umwegen, um die hannöverschen und hessischen Gebiete zu vermeiden — gen Mittenwalde in der Wusterhausener Nachbarschaft. Die militärischen Herren sind wachsam wie Argus und müssen, wenngleich sie den armen Prinzen bemitleiden, strenge wie Rhadamanthus sein. Von seinen Versuchen, zu entwischen, deren die Überlieferung mehr als einen erwähnt, melden sie nichts an Papa, lassen sich selbst dem Prinzen gegenüber nichts davon merken, tragen aber Sorge, sie sämtlich zu vereiteln: Seine Majestät darf sicher sein in dieser Hinsicht.

Die Auftritte, die folgen, sind ungewöhnlich in der Geschichte von Königen, und da sie mit unendlichem Lärm und Tadel, zusammengesetzt aus Lachen und Entsetzen, in der Welt gemeldet worden sind, liegt es uns ob, bei der Erzählung des wirklichen Herganges um so genauer zu sein. Sehr schwer herauszureißen aus dem verwirrten Haufen chaotischer Fäden, hier ein Endchen und da ein Endchen, die sich zurechtziehen und zu einer anschaulichen Darstellung weben lassen! Jedoch dürfte sich dadurch vielleicht das vermischte Lachen und Entsetzen ein wenig mäßigen. Was wir ehrlich sagen können, ist: daß auch Mitleid nicht dabei fehlen sollte. Die nächstfolgenden sechs Monate waren zweifelsohne die elendesten in Friedrich Wilhelms Leben. Der arme König wandelte — wenn wir davon absehen, daß er sich nicht bewußt war, Unrechtes zu wollen, sondern sehr das Gegenteil — jene ganze Zeit wie in der hohlen Nacht der Hölle und war oft geradezu dem Wahnsinn nahegebracht durch die Wendung, welche die Dinge genommen hatten.

Hier ist der erste Auftritt: Wilhelmine berichtet Seiner Majestät Ankunft an jenem Sonntagnachmittag folgendermaßen; sie war mit zugegen bei dem Abenteuer, und zwar nicht bloß als Zuschauerin:

„Die Königin befand sich allein im Gemach Seiner Majestät, seine Ankunft erwartend. Sobald er sie von fern erblickte, rief er: ‚Ihr nichtswürdiger Sohn ist nicht mehr, es ist aus mit ihm‘, oder Worte dieses Inhalts. ‚Was‘, schrie die Königin, ‚Sie haben die Grausamkeit gehabt, ihn umzubringen?‘ — ‚Ja, sage ich Ihnen — aber wo ist die Schatulle?‘ Die Königin ging, sie zu holen; ich benutzte den Augenblick, zu ihr zu laufen; sie war ganz außer sich und schrie unaufhörlich: ‚Mon Dieu, mon fils (O Gott, mein Sohn)!‘ Der Atem stockte mir, und ich fiel ohnmächtig der Frau von Sonsfeld in die Arme.“ — Die Königin brachte die Schatulle zu dem König, dieser riß die Briefe heraus und ging damit hinweg, worauf die Königin wieder zu uns kam.

„Wir erfuhren, daß mein Bruder wenigstens nicht tot sei. Der König kam darauf zurück. Wir liefen alle hinzu, ihm die Hand zu küssen; aber kaum sah er mich, als Zorn und Wut sich seiner bemächtigten. Er ward ganz schwarz im Gesicht, seine Augen sprühten Feuer, sein Mund schäumte. ‚Schändliche Kanaille‘, sagte er, ‚unterstehst du dich, mir unter die Augen zu kommen? Fort, leiste deinem Schurken von Bruder Gesellschaft!‘ Dies sagend ergriff er mich mit einer Hand und schlug mir mehreremal mit der Faust in das Gesicht, wovon ein Schlag meine Schläfe so heftig traf, daß ich rückwärts fiel, und ich würde mir den Kopf an der Kante des Getäfels gespalten haben, hätte nicht Frau von Sonsfeld mich bei dem Kopfputz er-

wischt und den Sturz dadurch geschwächt. Ich lag bewußtlos am Boden. Der König, seiner nicht mehr mächtig, wollte mich mit den Füßen treten. Die Königin, meine Brüder und Schwestern und alle, die anwesend waren, verhinderten ihn daran. Sie drängten sich alle um mich, was den Damen Kamecke und Sonsfeld Zeit gab, mich aufzuheben. Sie setzten mich in einen Stuhl in der Fenstervertiefung, spritzten Wasser in mein Gesicht, um mich zum Leben zurückzurufen, für welchen Dienst ich ihnen Vorwürfe machte, als ich wieder zu Worten kam, da mir der Tod tausendmal lieber war als das Leben, wie die Sachen standen. Die Königin stieß bitteres Geschrei aus, da ihre Festigkeit sie völlig verlassen hatte: sie rang die Hände und lief verzweiflungsvoll im Zimmer umher. Des Königs Gesicht war so von Wut entstellt, daß es furchtbar anzublicken war. Die Kleinen lagen auf den Knien, für mich flehend[1] —"

— arme kleine Wesen, welch eine Gruppe: Amalie, das jüngste Mädchen, ungefähr sechsjährig, Heinrich, in seinen bißchen Beinkleidern, kaum über vier! — Übrigens entnehme ich: dies Zimmer war im ersten Stock oder noch tiefer, und ein solcher Lärm sehr hörbar. Die Wache war des Lärms wegen unter das Gewehr getreten, und es sammelte sich ein Zusammenlauf von Leuten, die lugten und horchten: „Hinweg! Hinweg!"

„Der König hatte nun zwar seinen Ton geändert: er gestand, mein Bruder lebe noch; aber er drohte fürchterlich, daß er ihn töten und mich für mein Lebtag zwischen vier Mauern einsperren wolle. Er beschuldigte mich der Teilnahme an meines Bruders Verbrechen, das er als Hochverrat behandelte — und daß ich ein Verhältnis mit Katte hätte; von ihm, sagte er, hätte ich mehrere Kinder gehabt. Die schüchterne Gouvernante flammte über diese unerhörte Beschimpfung auf: ‚Das ist nicht wahr', sagte sie heftig, ‚und wer Ew. Majestät dergleichen gesagt, der hat gelogen!' ‚O schonen Sie meinen Bruder, und ich will den Herzog von Weißenfels nehmen', wimmerte ich; aber in dem argen Lärm hörte er mich nicht, und als ich es lauter wiederholen wollte, bedeckte mir die Sonsfeld das Gesicht mit ihrem Taschentuche.

Wie ich mich dessen zu entledigen suchte und den Kopf umwendete, sah ich den armen Katte über den Platz gehen; vier Soldaten geleiteten ihn zum König; versiegelte Koffer meines Bruders und die seinigen wurden hinterhergetragen. Blaß und niedergedrückt, zog er doch den Hut ab, mich zu grüßen" — armer Katte, gegen mich allezeit so demutsvoll in stiller Ehrerbietung und nun so unglücklich! „Einen Augenblick darauf ging der König, dem gemeldet worden war, daß er da sei, hinaus, indem er ausrief: ‚Nun werde ich Beweismittel erhalten, um den Schurken Fritz und die Kanaille Wilhelmine zu überführen, stark genug, um ihnen die Köpfe abhauen zu lassen.'" — Die zwei Hofdamen warfen sich abermals ins Mittel, und eine derselben, es war die Kamecke, verwies ihn mit kühner Rede sein Tun, mahnte ihn im Tone einer Prophetin, zu bedenken, was er vorhabe. Seine Majestät starrte sie mit Erstaunen an, aber eher mit Achtung als mit Unwillen, indem er sagte: ‚Sie meinen es gut!'

Und so stürzte der König hinaus, den Katte aufsuchend, und verschwand. Wilhelmine bekam ihn darauf etwa ein Jahr lang nicht wieder zu Gesichte, da sie auf ihr Zimmer verwiesen und dort bei schmaler Kost gefangengehalten wurde mit Schildwachen vor den Türen und keiner andern Aussicht als den grausigsten Schrecken, die ihre Einbildungskraft sich malen mochte.

[1] Wilhelmine I. 265—267.

Dies ist der verrufene tätliche Anfall der väterlichen Majestät auf Wilhelmine, wovon das Gerücht, Staunen und Abscheu erregend, in alle Länder ergangen ist, aber nicht so genau sein konnte wie dieser Bericht aus erster Hand. Die Leute, die sich unter dem Fenster versammelt hatten, verbreiteten, von der Wache verjagt, natürlich die Sache, und es war kein Ende der mitfühlenden Übertreibungen. So ging z. B. das Gerücht in Berlin, die arme Prinzessin sei umgebracht, zu Tode geschlagen oder getreten worden. Voltaire, in jener gar lügenhaften Masse zorniger Verleumdungen, die er Vie Privée du Roi de Prusse nennt, erwähnt der Sache mit Emphase und sagt ferner, die Prinzessin habe ihm (Voltaire) die „Ehre angetan, ihm ein schwarzes Mal zu zeigen, das sie seitdem auf der Brust habe" — was vermutlich eher falsch als wahr ist. Kapitän Guy Dickens, der gesandtschaftliche Kapitän, der sich als ein heller, freimütiger und einsichtsvoller Mann erweist und natürlich Zutritt zu den höchsten Kreisen des verfeinerten Gerüchts hatte, berichtet den Vorfall etwa zehn Tage später, mit verschiedenen Irrtümern, folgendermaßen:

„Berlin, 5. September 1730. Vor vier oder fünf Tagen" (nach dem Kalender neun und unmittelbar bei Seiner Majestät Rückkunft, die Dickens vor einer Woche ohne Beifügung jenes Faktums gemeldet hatte) „mißhandelte der König Wilhelmine schrecklich im Bette" (gar nicht im Bette); „das ganze Schloß war in Alarm, die Wache rückte aus" — um den Zusammenlauf auseinanderzujagen, wie bemerkt. Nicht eigentlich ein Zusammenlauf, dergleichen an diesem Orte nicht erlaubt ist; aber es mochte natürlich ein Stehenbleiben der Vorbeigehenden erfolgen, bis die Wache ausrückte und die Leute mit Nachdruck weitergehen hieß. Dickens erfährt ferner, „der Königin ergehe es nicht besser" — so ist Berlin jetzt mit Gerüchten erfüllt.

Der arme Katte hatte ebenfalls eine harte Audienz. Er fiel dem König zu Füßen und ward getreten und geschlagen — hatte übrigens, außer dem bereits zutage Liegenden, nichts oder wenig zu bekennen: Absicht zu fliehen und auf der Flucht zu begleiten, sehr unleugbar, wenngleich die Vorbedingungen und sonstigen Umstände besagter Flucht Katte nicht vollkommen bekannt waren; ihm bekannt nur, daß der Gedanke, Irrungen in auswärtigen Höfen zu erregen, oder die geringste Spur von Verrat gegen Seine Majestät ihnen auch im Traume nicht in den Sinn gekommen war. Ein oder zwei Namen von Personen, die Kenntnis oder Ahnung von diesen Unternehmungen hatten, wurden Katte entrissen — so der Name eines Leutnants Spaen, der als Wachhabender ein- oder zweimal Katte verkleidet in Potsdam eingelassen hatte — gegen ihn und seinesgleichen, wes Ranges oder Geschlechtes immer, lasse man Verhaftungsbefehle ergehen und verfolge emsig nach allen Seiten, wie mit Bluthunden, ihre Spur; und Katte, seiner Uniform beraubt, werde in strengen Verhaft genommen. Berlin ist mit dem Gerücht von diesen Dingen eine sehr bewegte Stadt.

Achtes Kapitel / Die Folgen für den Kronprinzen und seine Freunde

Was den Kronprinzen anlangt, so kommt er, seinen Umweg verfolgend, sicher in Mittenwalde an; wird da in das alte Schloß, ich glaube auf zwei Nächte (aber das Datum ist mir in diesen registerlosen Büchern wieder weggeblasen), in einer von allem entblößten Stube, mit Schildwachen vor der Tür, einlogiert und blickt hinaus, indem er Grumbkow und die amtlichen Personen zum Angriff erwartet. Eine dieser Amtspersonen, ein gewisser „Gerber, Generalfiskal", der als oberster preußischer Fiskale (einer Art Elixier aus Vögten, Häschern und Grand-Jurys[1], alles in einem) einen roten Mantel trägt — verursachte dem Prinzen einen gewaltigen Schreck. Ein roter Mantel ist die Tracht des Berliner Scharfrichters, und der arme Friedrich glaubte schon, es sei mit ihm zu kurzem Prozesse gekommen. Als er bald gewahr wurde, daß dem nicht so sei, kam sein Mut zurück, stieg vielleicht durch die Erschütterung.

Er bot Grumbkow und den Beamteten mit stolzem, fast verächtlichem Blicke die Spitze; antwortete kurz angebunden — wenn möglich, ohne zu lügen, jedoch ohne etwas auszusagen — zeigte Haltung, Stolz: ob sie sonst nichts zu fragen hätten? erwiderte er mitunter. Als Grumbkow merkte, daß nichts aus ihm herauszubringen sei, nicht einmal das Geheimnis der Schatulle und dessen, was die königlichen Frauen damit angestellt hätten, begann er, wie Wilhelmine sagt, Andeutungen fallen zu lassen, daß es im Dienst Seiner Majestät Mittel gäbe, die Wahrheit trotz widerspenstiger Launen zu ermitteln, daß ein Ding, Folter genannt, in Seiner preußischen Majestät Landen noch nicht abgeschafft sei! Friedrich gestand später, es habe ihn kalt überlaufen. Jedoch nahm er einen stolzen Blick an: „Ein Henker wie Sie findet natürlich Vergnügen daran, von seinem Handwerk zu reden; aber auf mich soll es keinen Eindruck machen. Ich habe alles gestanden — und es reut mich fast; denn mir geziemt es

[1] Der Grand-Jury in England liegt es bekanntlich ob, zu untersuchen, ob hinlänglicher Grund da sei, den Angeklagten vor die Petty- (kleinere) oder eigentliche Jury zu stellen, damit er da gerichtet werde. D. Übers.

nicht, Rede und Antwort zu stehen einem coquin comme vous, Schurken wie Sie", berichtet Wilhelmine[1], wiewohl wir hoffen, daß der eigentliche Ausdruck etwas weniger freimütig war. — Grumbkow rollte sein Protokoll zusammen und ging seiner Wege mit dem Manne im roten Mantel und den übrigen; so endigte die Szene in Mittenwalde — Mittenwalde, das uns seit langem aus unseren Wusterhausener Spazierritten mit dem armen Duhan bekannt ist; wenig ahnten wir damals, was uns eines Tages hier bevorstehe!

Als Mittenwalde abgetan ist, wird Friedrich am Montag, dem 5. September 1730, weitergeschickt nach Küstrin, einer befestigten kleinen Stadt, an zwölf oder dreizehn Meilen östlich von Berlin. Am Abend des 5. findet er sich in einem festen Zimmer im Schlosse daselbst einlogiert — Zimmer mit nackten Mauern, von oben her erleuchtet; keine Möbel, selbst nicht die nötigsten; alles deutet darauf hin, daß das stolze Gemüt und die eisernen Gesetze es mit Muße hier miteinander ausfechten sollen und sehen, wer der Stärkere ist.

Sein Degen war ihm in Wesel abgenommen worden; Degen, Uniform, jedwedes Ehrenzeichen ist nun fort: er trägt die braune Gefängniskleidung vom schlichtesten Schnitt und Tuch; seine Beköstigung ist zu zehn Groschen per Tag festgesetzt („das Essen soll ihm aus der Garküche geholt werden, des Mittags vor 6 Gr., des Abends vor 4 Gr. —")[2], Speisen ihm vorzuschneiden, kein Messer zu gestatten. Zimmer morgens, mittags und abends zu lüften, durchschnittlich nicht länger als vier Minuten jedesmal; Lichte oder einzelnes Talglicht um sieben auszulöschen. Absolute Einsamkeit; keine Flöte erlaubt, keine Bücher erlaubt, außer Bibel und Gebetbuch — oder allenfalls des Noltenius H a n d b u c h, wenn ihn etwa danach gelüstete. Da, abgesperrt von dem Geschwätz der Toren und nur verkehrend mit dem Stummwahrhaftigen, mit dem mächtigen unartikulierten Geächze des Schicksals, der Notwendigkeit und Ewigkeit, bedenke sich der Tor von Fritz, wenn anders Gedanken ihm innewohnen! Da, zwischen den Moorsümpfen der Oder, wo selbst das Schilfgras ringsumher sich bräunt und sogar die Brachvögel nach besserem Klima entfliegen, harre er, bis die Frage seines Urteils, eine etwas verwickelte Frage, in der königlichen Brust herangereift ist.

Was Wilhelmine anlangt, die sitzt in strengem Verhaft auf ihren Gemächern im Berliner Schloß, Schildwachen vor jedem Ausgang, auf viele Monate hinaus. Wilhelmine gefällt es beinahe, so elend war ihr Dasein bisher, weil man ihr nie Ruhe ließ. Sie spielt, liest, komponiert, schmuggelt Briefe an und von Mama herein und hinaus — einen mit Bleistift geschrieben von meinem Bruder sogar, o Himmel! Dann und wann weint Wilhelmine mit ihrer guten Sonsfeld, hofft nichtsdestoweniger, daß dies

[1] I. 280.
[2] Instruktion, 14. September 1730 (in Förster I. 371, 372).

Ragnarök oder diese allgemeine Götterdämmerung sich erhellen wird. Friedrich Wilhelm, überzeugt, daß England bei diesem Verrat mit im Spiele war, läßt Seine Exzellenz Kapitän Dickens bedeuten: daß die englischen Unterhandlungen aus seien, daß er weder durch einfache noch durch doppelte Heirat mit England mehr zu tun haben wolle. „Wohlan", antwortet England, „sei's drum. Die Unterhandlung geschah nicht völlig auf unser Ansuchen. Es sei zu Ende mit ihr[1]!" — Ja, bei Tafel einmal (berichtet Seckendorff, während Fritz unterwegs nach Küstrin war) bringt er einen Toast „auf den Untergang von England" aus und wollte die Königin zwingen, Bescheid zu tun[2]; die weinte natürlich, ließ sich aber nicht zum Bescheidtun bewegen. Ihre Majestät ist eine weinende, fast zu Tod gegrämte Frau; Seine Majestät ein wütender, fast zu Tod gegrämter Mann. Seckendorff und Grumbkow sind gleichsam allzu siegreich und werden nun ängstlich deswegen. Aber sie blicken mit gut verschleierten Gesichtern darein und führen das Steuer umsichtig im Tabakparlament, mit der Absicht, im nächsten besten Zufluchtshafen einzulaufen.

Ihre Majestät beharrt trotz alledem weiter; taucht bloß mit ihren englischen Plänen tiefer unter, bis die Welle vorüber ist. Botschaften, verzweifelte Anrufungen ergehen noch immer, durch Mamsell Bülow, Wilhelmines Hofdame, und sonstige Kanäle; ja, Wilhelmine meint, es beständen englischerseits noch immer Absichten, und deren Fehlschlagen habe im letzten Moment an einem Zufall gelegen, daran nämlich, daß der englische „Kurier einige Stunden zu spät eingetroffen sei", meint Wilhelmine[3]. Aber das ist ein Irrtum. Die Unterhandlung war, trotz Ihrer Majestät Bemühungen, im wesentlichen aus; England konnte nach einer solchen Botschaft keine Schritte weiter in der Sache tun und tat keine.

In jener Schatulle fand Seine Majestät das, was wir wissen; nichts als mysteriöse Wirkungen weiblicher Kunst und durchaus kein Licht. Es ist eine große Quelle des Zorns und Schmerzes für ihn, daß weder die Schatulle noch Kattes oder des Prinzen sogenannte „Geständnisse" einen Einblick in die Sache gewähren. Einen tieferen Grund muß sie haben, denkt Seine Majestät, weiß aber nicht, was oder wo. Wohl das Land umzustürzen und den Kaiser und das europäische Gleichgewicht um und um zu kehren? Mich gedachten sie vermutlich zu vergiften! sagte er zu Seckendorff einmal[4]. Trug je ein Vater mehr Sorge für seine Kinder, für ihre Seele und ihren Leib? Besorgt bis zum Übermaß, sie in orthodoxer Lehre und Ermahnung zu erziehen: und sie lohnen mir es so, Herr Feldzeugmeister! „Hätte er mir in Wesel ehrlich die Wahrheit gestanden und alles

[1] Dickens Depesche, 25. September 1730, und Harringtons Antwort vom 6. Oktober; Seckendorff (in Förster III. 9), 23. September.
[2] Seckendorff (in Förster III. 11).
[3] Wilhelmine (I. 369, 384); Preuß und andere nach ihr.
[4] Dickens Depesche, 16. September 1730.

gesagt, ich hätte es in der Stille mit ihm abgetan. Aber nun muß die Sache ihren Lauf nehmen, und die Welt soll richten zwischen uns[1]."

Seine Majestät ist in lichten Flammen. Er arretiert, straft und verbannt, wo sich nur eine Spur von Mitwirkung oder Berührung mit dem Deserteur Fritz und seinen Anschlägen findet. Die Bülows, Bruder und Schwester, Bruder im Dienste des Königs, Schwester in Wilhelmines, achtbare Hofleute, ursprünglich von Hannover, werden nach Litauen und dem Ende der Welt geschleudert: sie mögen in Memel leben und bereuen, wie sie können. Minister Knyphausen, allezeit englisch gesinnt, nebst seiner Frau — für die es besonders hart ist, weil General Schwerin, der galante geistreiche Kurt, weiland von Mecklenburg, zurückbleibt — wird weit weg verwiesen, soll seinen ländlichen Privatgeschäften nachgehen; kein Minister mehr fortan. Der Leutnant Spaen vom Riesenregiment, der falsche Wache hielt und Katte nicht angab, wird kassiert und kommt auf ein Jahr nach Spandau. Er wanderte anderswohin und brachte es nachher zu etwas, der arme Spaen[2]. Buchhändler Hanau mit seinen nichtsnutzigen Büchern: nach Memel auch mit ihm, dort mag er sich mit orthodoxerer Literatur befassen.

Es ist gefährlich, dem Kronprinzen der königlichen Verordnung zuwider Geld geliehen zu haben: glücklich noch, wenn der Verlust eures Geldes die Rechnung tilgt. Beweis z. B. der Franzose Montolieu, Baron oder wie er sich immer nennt: an den Galgen geheftet (sein Bildnis nämlich), nachdem er geflohen war. Es ist gefährlich, mit dem Kronprinzen freundlich gesprochen zu haben, ja, von ihm angeredet worden zu sein. Doris Ritter, wohl ein anmutiges gutes Mädchen, durchaus keine Schönheit, aber musikalisch, die Tochter des Kantors von Potsdam, stand einoder zweimal zufällig an der Tür oder sang vielleicht im Zimmer, als der Prinz gerade vorüberging: der Prinz sprach über ihre Musik mit ihr, sagte ihr wohl was Artiges nach junger Leute Brauch — nichts weiter, auf Ehre; obschon Seine Majestät glaubt, daß viel mehr zwischen ihnen gewesen ist: er verurteilt die arme Doris zur Staupe und zu drei Jahren Zwangsarbeit. Rhadamanthus ist ein strenger Richter, Eure Majestät, und könnte ein bißchen besser unterrichtet sein! — Die arme Doris überstand wacker die traurige Patsche und heiratete nachher, und es ging ihr erträglich gut — da Prinz und König sie glücklicherweise forthin unbehelligt ließen. Voltaire hatte zwanzig Jahre nachher das Vergnügen, sie in Berlin zu sehen: „Frau eines gewissen Schomer, Schreiber des Fiakerbureaus" — lies: Schomer, P ä ch t e r der Berliner Droschken; entschieden ein armer Mann. Die Frau war zur Zeit hart genug von Zügen geworden: „Groß und mager; sah aus wie eine Sibylle; es ist ihr nicht im

[1] Seckendorff (Förster, ubi supra), 23. September.
[2] Preuß I. 63, 66.

mindesten anzusehen, wie sie je verdient haben kann, wegen eines Prinzen gestäupt zu werden[1]."

Der vortreffliche Instruktor des Kronprinzen, der gute Duhan de Jandun wird, wir wissen nicht für welchen Fehler oder Mitschuld, nach Memel verwiesen; soll dort leben — aus welchen Hilfsquellen, ist ebenfalls unbekannt. Wie es scheint, war sein Fehler der, überhaupt den Prinzen mißerzogen und ihn in diese französischen Literaturen, diese welschen giftigen Elemente des Denkens und Tuns, eingeführt zu haben, die den jungen Mann zugrunde richteten. Denn Seine Majestät bemerkt, daß die Quelle davon hier liege; daß nur eine vorhergegangene gänzliche Verderbtheit von Herz und Sinn zu so schrecklichen Ausgängen des Verhaltens geführt haben könne. Und in der Tat weiß Seine Majestät aus glaubwürdiger Quelle, daß der Deserteur Fritz sehr irrgläubige Ansichten hege; Ansicht von der Prädestination z. B. — die schon allein dazu angetan ist, die wahre Mutter des Unheils in einem jungen zum Übel geneigten Gemüte zu werden. Die Ketzerei von der Prädestination oder der „freien Gnadenwahl", wie Seine Majestät es nennt, der zufolge der Mensch von aller Ewigkeit her entweder zur Seligkeit oder zu dem Gegenteil vorausbestimmt sei (was Fritzens Ansicht ist und sogar auch diejenige Kalvins und vieler umnachteten Geschöpfe, darunter der Verfasser dieses Werkes), erscheint Seiner Majestät durchaus verwerflich; auch würde weder die ganze Synode von Dortrecht noch Kalvin noch der heilige Augustin in eigener Person, unterstützt von einer dreißigfachen Autorenkraft, Seiner Majestät praktischen Verstand mit einem solchen Satz versöhnen. Was! Könnte nicht der Deserteur Fritz selbst, jetzt oder in was für sonstige Tiefen von Sünde er noch verfallen dürfte, zu sich sprechen: „Ich war dazu vorausbestimmt: was konnte ich, was kann ich dafür?" Seiner Majestät Verstand schaudert, wie wenn er über den Rand eines Abgrunds blickte. Er denkt viel darüber nach, ob nichts geschehen könne, um den verlorenen Fritz, d. h. wenigstens seine Seele, von diesem entsetzlichen Wahne zu retten — schleudert euren feingebildeten Duhan mit seiner Metaphysik nach dem fernen Memel hin, als ersten Schritt. Und deutet damit, wenn auch vorerst nur historisch und in spekulativer Weise, sogar den Finkenstein und Kalkstein an, daß ihre Methode der Heranbildung einer jungen Seele zum Tun von Gottes Willen und zur Vollbringung nützlicher Arbeit in dieser Welt dem König keineswegs bewundernswürdig erscheine[2]! Finkenstein und Kalkstein waren allezeit heimlich eher von der Partei der Königin und stehen nun getadelt und in ausgesprochener Ungnade da.

Daß das hochverräterische Geheimnis dieses Kronprinzen (parrizidisch, steht zu vermuten, und darauf gerichtet, das Universum umzustürzen) bis

[1] Voltaire, Oeuvres (verleumderische Vie Privée du Roi de Prusse) II. 51, 52; Preuß I. 64, 66.
[2] Sein Brief an diese (3. Dezember 1730) in Förster II. 382.

auf den Grund erforscht und angemessen bestraft werden muß, vermutlich mit dem Tod, sieht Seine Majestät allzuwohl ein und auch, welche schreckliche Schwierigkeiten, formelle und sachliche, es geben wird. Aber was auch immer aus seinem vergänglichen Leben werde, sollte man nicht, wenn es möglich wäre, seine Seele aus den Klauen Satans erretten! „Klauen Satans“, „Brand aus dem Feuer“, „um unseres Herrn Jesu Christi willen“, „das helfe der allmächtige Gott und Vater, Amen“ — in solchen Redensarten spricht Friedrich Wilhelm davon in jenen wirren alten Urkunden und Kabinettsschreiben[1], die ein eigenes Gefühl in dem aufmerksamen Leser erwecken und uns die ungeschlachteste der menschlichen Kreaturen zeigen, in flennende Weichheit zerschmolzen und heiser etwas brummend, das, man sieht es, wirkliches Gebet ist. Hier hat sich ein Handel zugetragen, wie er selten wieder dagewesen ist! —

[1] Förster I. 374, 379 usw.

Neuntes Kapitel / Kriegsgericht über Kronprinz und Konsorten

Das Gerücht von diesen Dingen erfüllt natürlich alle Gemüter und beschäftigt alle Menschenzungen in Berlin und Preußen, obschon eine königliche Verordnung droht, daß die Zungen ausgeschnitten werden sollen, die sich unterfangen, davon zu reden[1], und es ertönt weit und fern nach fremden Höfen und Ländern hin, wo keine solche Verordnung existiert. Friedrich Wilhelms Benehmen erscheint, von außen gesehen, wie das eines scheußlichen königlichen Werwolfs oder blinden menschenfressenden Polyphem, der toll geworden ist. Von innen besehen, wo der Polyphem seine Gründe hat und eine Art inneren Nachtlichtes, seinen Pfad zu erleuchten, und nicht auf Menschenfressen versessen ist, sondern auf Zucht trotz Schwierigkeiten — ist es ein ziemlich wildes Stück Menschheit, weniger lächerlich als tragisch. Nie zuvor ist ein königlicher Bär so von einem Paar zaubertreibender Pfeifer auf dem Markt herumgeführt oder in einen solchen Zustand versetzt worden, als er für sie tanzte!

„General Ginkel, der holländische Gesandte dahier", schreibt Dickens, „sprach von einer Unterredung, die er mit dem Könige gehabt", da Ihre Hochmächtigkeiten ihm befohlen hatten, Seine Majestät in der Sache mit Bitten anzugehen. Der König „trage sich mit ‚höchst ungeheurem ruchlosen Vorhaben, wovon es sich nicht geziemt mit Worten zu sprechen', berichtet Ginkel. ‚Es ist gewiß', fügte er hinzu, ‚wenn der König von Preußen desselben Sinnes bleibt, wie er jetzt ist, werden wir so ruchlose blutige Szenen hier sehen, wie sie nie erhört worden sind, ‚solange die Welt steht.' ‚Will seine ganze Familie opfern', nicht den Kronprinzen allein; ‚denn jedermann außer Grumbkow, so bildet er sich ein, sei in Verschwörung gegen ihn.' Armer behexter König! — ‚Und all diese Dinge sprach er mit solchen Flüchen und verwirrten Blicken, während ihm der Mund dabei schäumte, daß es gräßlich anzusehen oder zu hören war.'" Das ist Ginkels Bericht nach Dickens' Meldung[2]. Ein andermal, einen Monat später, als Ginkel abermals, auf neuen Befehl, ein gutes Wort für den armen Gefangenen einzulegen ging, fand er Seine Majestät nicht in faselndem Donner, sondern in kummervollem dichten Nebel; Ginkel ‚war um so weniger imstande, zu urteilen, was der König von Preußen mit seinem Sohne zu tun gedenke, als es zutage lag, daß es der König selber nicht wußte[3].'

[1] Dickens, vom 7. November 1730.
[2] Depesche, 7. September 1730.
[3] Depesche, 10. Oktober 1730.

Der arme Friedrich Wilhelm wandert während dieser drei Monate rastlos umher, schleicht bei Nacht von einem Zimmer in das andere, wie ein von bösen Geistern Besessener; „bestellt seinen Wagen um zwei in der Nacht, um nach Wusterhausen zu fahren", findet aber, daß es dort nicht besser sei, und fährt wieder zurück; trinkt sehr stark, „ist seit einem Monat nicht nüchtern zu Bette gegangen"[1]. Eines Nachts kommt er wie ein verstörter Geist um Mitternacht, das Licht in der Hand, in das Zimmer der Königin geschlichen, sagt, wild stierend: „Er glaube, etwas verfolge ihn" — O Fiechen, irrende ungehorsame Frau, willst du bei all dem mich nicht beschützen? Wohin kann ich fliehen, wenn verfolgt, außer zu dir? Fiechen, als ein verständiges Weib, macht keine Glossen; befiehlt, daß man Seiner Majestät Bett in ihrem Zimmer aufstelle, bis diese Erscheinungen aufhören[2]. Ein sehr aufgeregter königlicher Vater.

Die Frage, was geschehen solle mit diesem unglücklichen Kronprinzen, einem Ausreißer von der Armee, einem Rebellen gegen die väterliche Majestät und einem, der an die freie Gnadenwahl oder daran glaubt, daß eines Menschen gute oder üble Aufführung durch Gottes Beschluß im voraus über ihn verhängt sei — diese Frage wird verwickelter, je länger man sie erwägt. Seckendorff und Grumbkow, erschreckt über ihr Allzusiegreichsein, sind heftigen gewaltigen Methoden entgegen und bringen diese und jene Erwägung vor: „Wer ist es, der einen Kronprinzen gesetzlich richten, verurteilen oder vor sich laden könnte? Er ist ein Reichsfürst ebensowohl als Sohn Eurer Majestät!" — „Nun, er ist auch Erbfolger der souveränen Majestät in Preußen und Oberst in der Potsdamer Garde!" antwortet Friedrich Wilhelm.

Endlich, nach sechs oder sieben Wochen düstren Nachsinnens, wird in dem Tabakskollegium und der königlichen Brust bestimmt, daß Katte und der Kronprinz als Deserteure von der preußischen Armee vor ein Kriegsgericht gestellt werden können und sollen. Dagegen kann keine Macht auf Erden oder außerhalb derselben etwas Beachtenswertes einzuwenden haben. Man setze ein ehrliches Kriegsgericht ein, aus unseren würdigsten Kriegsmännern ausgewählt. Das spreche wie eine Stimme des Rhadamanthus über die zwei Übeltäter und sage uns, was mit ihnen geschehen soll. Um die Mitte des Oktober sind die Dinge seitens Friedrich Wilhelm so weit gediehen.

Der Kronprinz in Küstrin.

Der arme Friedrich hat mittlerweile eine grimme Zeit seit zwei Monaten; einsam sich selbst überlassen, in grober brauner Gefängnistracht, in unausgesetztem, unergründbarem Zwiegespräch dort mit dem Schicksal und der Notwendigkeit. Des Königs strenge Befehle müssen buchstäblich

[1] Depesche, 19. Dezember 1730.
[2] Das. 27. Februar 1731.

erfüllt werden; der Kronprinz ist dergestalt eingemauert. In Berlin gehen die wildesten Gerüchte über den Zustand, in dem er sich befände; „mit Lumpen und Ungeziefer bedeckt, unrasiert, kein Kamm erlaubt, zündet sich selbst das Feuer an", lautet ein Zeugnis, das dem Kapitän Dickens berichtenswert dünkt. Denn die Wahrheit ist, kein unamtliches Auge kann den Kronprinzen sehen oder wissen, was sein Zustand sei. Und wir finden, daß trotz des königlichen Edikts „Zungen", die nicht „abgeschnitten" sind, gewaltig schwatzen. „Leute aus allen Ständen sind unaussprechlich entrüstet" über gewisse strenge Hergänge in der Sache: „Markgräfin Albrecht hat öffentlich gesagt: ‚Ein Tyrann, so schlimm wie Nero[1].'"

Wie lange des Kronprinzen trotzende Laune aushielt, wird uns nicht gesagt. Um die Mitte des Oktober läßt sich der Prinz vernehmen, „alles bekennen" zu wollen; und obgleich, als Papa demgemäß Abgeordnete sendet, so gut wie nichts Neues bekannt wird und Papas Zorn von neuem aufflammt, so darf man vermutlich dies doch für den Wendepunkt seitens des Sohnes ansehen. Bei diesem konnte jene Stimmung natürlich nicht andauern. Auch der wildeste Löwe hört auf, an seinen Stangen herumzubeißen, wenn er erst gewahr wird, daß sie aus Eisen gemacht sind. Dem Kronprinzen in seinem Entsetzen, Unwillen und Verzweiflung dort wohnt auch eine helle menschliche Urteilskraft inne, die loyal gegen das Tatsächliche ist und dessen unerbittliche Natur wohl erkennt. Es wohnen gerechte Gesinnungen in diesem Jüngling, die sich durch keine Form erlittenen Unrechts auf die Dauer krampfhaft verdrehen lassen. Nicht lange währt es, bis er anfängt, durch dies fürchterliche, halb infernale Element hindurch einzusehen, daß die Tatsachen nun einmal so beschaffen seien, und daß nichts als Zerrüttung und keine Ehre, die nicht Unehre wäre, dadurch zu erlangen sei, daß man sich nicht nach den Tatsachen richtet. Mein Vater mag ein Tyrann und wahnsinnig gegen mich gemacht worden sein: nun, wenn auch, laß mich wenigstens nicht wahnsinnig werden!

Grumbkow ist tätig auf der milden Seite der Sache, versteht sich, Grumbkow und alle offiziellen Leute. Grumbkow kann nicht umhin, sich unter anderem diese Frage zu stellen: Wie, wenn uns der König plötzlich sterben sollte! Grumbkow kommt wiederholt nach Küstrin hinaus; stellt dem Prinzen vor, wie entsetzlich die Lage ist: wie unabänderlich, unerbittlich und von wie unberechenbarer Gefährlichkeit und Grauenhaftigkeit für Mutter und Schwester und sein Selbst und das königliche Haus; und daß es nur eine Möglichkeit des guten Ausgangs gäbe: die des loyalen Fügens, wo Widerstand unmöglich ist. Allmählich bricht ein matter, schwankender, aber sichtbarer Lichtschimmer durch den schwarzen Wirbelwind unserer Entrüstung und Verzweiflung, und gesundere Gedanken fangen an, sich einzuschmeicheln. „Gehorche, du bist nicht der Stärkste, es gibt Stärkere als du! Alle Menschen, auch die höchsten, sind dazu berufen, Gehorsam zu lernen."

[1] Dickens, 7. November, 2. Dezember 1730.

Dazu kommt noch, daß, nachdem der erste Stoß der königlichen Wut vorüber ist, Seiner Majestät strenge Anordnungen in Küstrin anfangen, nur schlaff und nur von denen, die unmittelbar verantwortlich sind, beobachtet zu werden, und selbst von diesen mehr im Buchstaben als im Geiste. Kammerpräsident von Münchow, oberster Vertreter der Regierung in Küstrin, wo er im Schlosse wohnt, wagt es nach einer Weile, da die Tür des Prinzen, wie wir gesehen, verschlossen ist, ein Loch durch die Decke über ihm zu bohren, durch das er mit dem Prinzen sprach und ihm teilnehmend seine Dienste anbot. Allerhand Dinge, Bücher unter anderen, werden mittelst geschickter Kunstgriffe von dem klugen Münchow eingeschwärzt, der willig ist, in solchem Dienst etwas zu wagen. Zum Beispiel, Münchow hat einen Sohn, einen gewandten siebenjährigen Knaben, der zur Verwunderung der Nachbarn wieder im langen Kinderrock erscheint und das lebhafteste Verlangen äußert, hier zu dem Prinzen eingelassen zu werden und ihm ein wenig Gesellschaft zu leisten! Das Gebot der Nichtgesellschaft erstreckt sich doch wahrhaftig nicht auf ein unschuldiges Kind? Das unschuldige Kind hat sein langes Röcklein inwendig ringsum mit Taschen gefüttert und geht mit gemischter Ladung, wie ein Schiff der Wüste oder kleines Boot, dem nicht verboten ist, die Linie zu passieren. Da sind ferner Stühle, ein Stuhl wenigstens, der der menschlichen Natur unentbehrlich ist, und der inwendig, wenn man ihn aufmacht, eine Kommode darstellt, deren Schubladen Papier, Tinte, neue Literatur und sonst manches enthalten. Kein Ende des Wohlwollens Münchows, und seine Erfindungskraft ist groß[1].

Später trifft auch ein gewisser Fouqué, gefördert, glaube ich, von dem Alten Dessauer, zu dessen Leuten er gehört, im regulären Dienst oder als Freiwilliger in der Garnison zu Küstrin ein. Er ist ein alter Freund des Prinzen — entlief als des Dessauers kleiner Page vor langer Zeit zur Belagerung von Stralsund, um da des Dessauers kleiner Soldat zu werden — ein geistreicher, hitziger, sehr schätzbarer Mann; und sein eigentliches Geschäft ist hier, dem Prinzen auf jede mögliche Weise zur Hand zu gehen. Er ist oft bei dem Prinzen; ihr Licht wird pünktlich um sieben ausgelöscht: „Sehr wohl, Herr Kamerad", pflegte er dann zu sagen; „sie haben ihre Ordres an dem Licht des Kronprinzen erfüllt, aber das Licht des Hauptmanns Fouqué geht Seine Majestät nichts an!" und zündete ein Paar Wachskerzen an. Ja, ich habe von Hauptleuten gehört, die des Prinzen Lichter pünktlich ausbliesen, als eine Pflicht- und Befehlssache, und sie dann wieder anzündeten, als eine der menschlichen Natur anheimgestellte Artigkeit. Kurz, Seiner Majestät Befehle können nur dem Buchstaben nach erfüllt werden; Kommandant Lepel und sämtliche Offiziere sind willig, ein Auge zuzumachen, wo sie nur immer können. Auch nur dem Buchstaben nach sind Seiner Majestät Befehle noch streng genug.

[1] Preuß I. 46.

Spruch des Kriegsgerichts.

Mittlerweile kommt das mit großer Sorgfalt ausgewählte Kriegsgericht in Köpenick zusammen und fängt am 25. Oktober seine Arbeit an. Dieser Deserteur Kronprinz und seine Mitschuldigen, insbesondere Katte, sein Hauptmitschuldiger: was soll mit ihnen geschehen? Köpenick liegt auf der Straße nach Küstrin, nur ein paar Wegstunden von Berlin; in dem alten Schloß da ist Platz für ein Kriegsgericht. „Que faire? ils ont des canons!“ sagten die alten preußischen Räte, in diesen Gehölzen herumwandelnd, als Gustav Adolf mit seinen Schweden vor der Tür war. „Que faire?“ mögen die neuen militärischen Herren nun nach hundert Jahren hier abermals bei sich denken, während die falben Blätter auf sie herabraschеln!

Das Präsidium des Gerichts wird geführt von Generalleutnant Schulenburg, einem bejahrten erfahrenen Herrn aus der Malplaquetzeit; einer der vielen Schulenburgs, die als Soldaten oder sonstwie sich damals bemerkbar machten. Er ist ein Neffe von Georgs I. magerer Mätresse, die ursprünglich ebenfalls eine Schulenburg war und sich, aber nicht als Soldat, bemerkbar machte. Der mageren Mätresse, sagen wir, nicht der dicken mit dem Talgsturz und den Augenbrauen wie ein Wagenrad und dunklen kohligen Scheiben als Augen, die Georgs I. Halbschwester, vermutlich gar nicht seine Mätresse war und die nun als sogenannte Gräfin Darlington in Isleworth sitzt, mit guten fetten Gnadengeldern und einem zugeflogenen zahmen Raben — vermutlich die Seele Georg I. in irgendeiner Form[1]. Nicht diese, sagen wir — sondern die hopfenstangige Herzogin von Kendal, wirkliche Ex-Mätresse, die sich auf der Heerstraße das Haar ausriß, als der Schlag den armen Georg rührte, und die nun fleißig in die Kirche geht, armes Skelett oder mageres menschliches Nageleisen. Im Interesse der Forschungen des englischen Lesers in der sogenannten „Geschichte“ bemühe ich mich mit Unwillen, diese zwei Wesen einmal wieder voneinander zu unterscheiden, auf daß jede sie selber sei, bis sie alle beide glücklich vergessen sind für alle Ewigkeit. Es war die letztere, die magere Stangen- oder Nageleisenartige, welche Tante von Schulenburg war, dem bejahrten erfahrenen Malplaquet-Herrn, der nun in Köpenick den Vorsitz führt. Und der Leser merke sich ihn, denn er wird wiederholt vorkommen.

Das Gericht bestand ferner aus drei Generalmajoren, von denen ich nur Grumbkow (Generalmajor dem Range nach, obwohl mehr Diplomat und Schwarzkünstler denn Soldat) und Schwerin nenne, Kurt von Schwerin aus Mecklenburg (den Madame Knyphausen in ihrem gegenwärtigen Exil auf dem Lande vermißt), drei Obersten, darunter Derschau, drei Oberstleutnants, drei Majoren und drei Hauptleuten, die alle hier unge-

[1] S. Walpole, Reminiscences.

nannt bleiben sollen. Schließlich kommen drei Auditeurs: Mylius, der Kompilator trauriger preußischer Folianten, die einigen bekannt sind, Gerber, dessen roter Mantel uns schon einmal erschreckt hat, und der Auditeur von Kattes Regiment. Ein vollständiges Kriegsgericht und von symmetrischem Bau, der Regeldetri gemäß — von dessen Verfahren wir hauptsächlich das Resultat wissen und auch nicht viel suchen, mehr zu wissen. Dieser Gerichtshof versammelte sich am Mittwoch, dem 25. Oktober 1730, in dem Städtchen Köpenick, hatte nach sechs Tagen beendigt, unterzeichnet, gesiegelt und an Seine Majestät eingesandt und war am Dienstag darauf in Berlin zurück. Seine Majestät, der in Wusterhausen während der Jagdsaison ist, findet Beschlüsse folgenden wesentlichen Inhalts:

Der Mitschuldigen des Kronprinzen sind zwei: erstens Leutnant Keith, wirklicher Deserteur (den man nicht fangen kann): soll in Wesel in effigie gehängt, gevierteilt und an den Galgen geheftet werden. — Gut, sagt Seine Majestät. Zweitens Leutnant Katte von den Gendarmen, der zu desertieren vorhatte, nicht wirklich desertierte, stark versucht dazu: alles erwogen, „lebenslänglicher Festungsarrest“[1] dem Leutnant Katte. — Nicht gut dies, schlecht dies, denkt Majestät; dies provoziert von Seiner Majestät einen ärgerlichen Verweis gegen das allzu laxe Kriegsgericht, einen Verweis, der noch zu lesen ist, in brummiger, unklarer Phraseologie, aber mit einer hinlänglich klaren rhadamanthischen Idee darin und mit einem praktischen Inhalt, der leider nur zu klar: Daß Katte ein vereideter Soldat sei, und zwar von den Gendarmen oder der Leibgarde der preußischen Majestät; er hat nichtsdestoweniger, seinem Eide direkt zuwider, „mit der künftigen Sonne tramiert“, als diese zu desertieren gedachte; hat mit auswärtigen Höfen sich eingelassen und komplottiert als Helfershelfer besagter künftiger Sonne und eines beabsichtigten hohen Verbrechens gegen die preußische Majestät selber seitens der künftigen Sonne, weit davon entfernt, dieses geplante Verbrechen, wie die Pflicht es ihm gebot, sofort zu entdecken. Daß Kattes Verbrechen Majestätsbeleidigung sei (crimen laesae majestatis), daß die Richtschnur sei: Fiat justitia, et pereat mundus — und daß kurzum Kattes Strafe der Tod sei und hiermit als solche von Rechts wegen ausgesprochen werde. Der Tod am Galgen und durch heiße Zangen sei die übliche Strafe der Hochverräter; jedoch wollen Seine Majestät in diesem Falle sagen: einfachen Tod durch das Schwert und den Scharfrichter, da gewisse Umstände die königliche Gnade bewögen, sich so weit und nicht weiter zu erstrecken. Und das Kriegsgericht habe dies dem Katte sofort anzukündigen, und es „soll ihm dabei gesagt werden: Daß es Seiner Königlichen Majestät leid täte, es sei aber besser, daß er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme“ (Wusterhausen, den 1. November 1730).

Friedrich Wilhelm[2].“

So lautet das eiserne Urteil über Katte, das kein Flehen, kein Einfluß Sterblicher abzuändern vermag — damit nicht die Gerechtigkeit aus der Welt komme. Kattes Vater ist ein General von Rang, Kommandant von Königsberg in diesem Augenblick; Kattes Großvater mütterlicherseits, der alte Feldmarschall Wartensleben, ist ein Mann in guter Gunst bei Friedrich Wilhelm und in hoher Achtung und Ansehen in seinem Lande seit

[1] So hat es Ranke (I. 316). D. Übers.
[2] Preuß I. 44.

einem halben Jahrhundert. Aber all dies kann nichts helfen. Der alte Wartensleben denkt an die Tochter, die er verloren; denn glücklicherweise ist Kattes Mutter längst tot. Der alte Wartensleben schreibt an Friedrich Wilhelm; sein trauervoller Brief und Friedrich Wilhelms trauervolle, doch unerbittliche Antwort sind uns erhalten; zeigen aber nur, was wir bereits wissen.

Kattes Mutter, des Feldmarschalls Wartensleben Tochter, starb 1706, als Katte erst zwei Jahre alt war. Er ist nun sechsundzwanzig, gar jung für solch ernsthaften Ausgang, und sein Schicksal ist sicherlich sehr hart. Arme junge Seele, er widersetzte sich nicht weiter und haderte nicht mit dem Unabwendbaren und Unerbittlichen. Er horchte auf den Pastor Müller von den Gendarmen; räumte zerknirscht auf seine Weise ein, daß der große Gott gerecht und der arme Katte sündhaft, töricht, nur durch das Wunder der Gnade zu erretten sei, und bereitete sich gottesfürchtig vor, solchermaßen zu sterben. Es gibt drei Briefe von ihm an seinen Großvater, die noch zu lesen sind, einer davon in Wilhelmines Buch[1], dessen Ton klingt wie vom Winde getragener Trauergesang. Wilhelmine empfindet augenscheinlich weiches Mitleid mit Katte; in ihrem Herzen hegt sie eine schöne königlich-jungfräuliche Art von Gefühl für den armen Jüngling. Er bereute und unterwarf sich von Herzen; hinterließ bei dem Prediger Müller eine Schrift mit frommen Betrachtungen, den Kronprinzen zur Unterwerfung ermahnend. Das sind Kattes letzte Beschäftigungen in seinem Gefängnis in Berlin, nachdem der Spruch ergangen war.

Kattes Tod, 6. November 1730.

Sonntag abend, den 5. November, wird ihm, im Augenblick unerwartet, angekündigt, daß er nach Küstrin müsse, um da zu sterben — der Wagen sei schon vor der Tür. Katte ermannt sich von dem plötzlichen Schreck, gibt zu verstehen, daß alles bereit sei; und so, unter Aufsicht seines alten Majors und zweier Mitoffiziere, die, nebst dem Feldprediger Müller, mit ihm im Wagen sitzen, eskortiert von einem Trupp seines alten Kavallerieregiments, verläßt er auf so plötzlichen Befehl Berlin, fährt die Nacht durch, Küstrin und unmittelbarem Tode zu. An teilnahmsvoller Zurede fehlt es nicht, auf die Katte heiter antwortet; grimme Gesichter trugen eine Wolke des Schmerzes in jener Nacht. Des Predigers Müller Ermahnungen waren inbrünstig und beständig, und von Zeit zu Zeit vernahm man, heiser melodisch durch die feuchte Dunkelheit und das Geräusch der Räder hindurch, Strophen frommer Lieder, die Müller anstimmte.

Am grauen Wintermorgen des 6. November 1730 kam Katte in der Küstriner Garnison an. Er nahm herzlichen Abschied von dem Major und den Leuten: Ade, ihr Brüder, lebt ewig wohl! — Und gegen neun Uhr befindet er sich auf dem Weg nach dem Schloßwall, wo ein Schafott er-

[1] Wilhelmine I. 302.

richtet ist. Katte trug auf Befehl ein braunes Kleid, genau wie das des Prinzen; den Prinzen hatte man bereits in ein tiefer gelegenes Zimmer gebracht, damit er Katte vorbeigehen sehe („sterben sehe", lautete der königliche Befehl, aber man nahm es in der Ausführung nicht so genau); und Katte weiß, daß er ihn sehen wird. Der treue Müller war mit Katte auf seinem letzten Wege, und er hatte seit seiner Ankunft noch den Garnisonprediger Besserer für das traurige Amt zu sich gesellt. Folgendes ist aus einer Relation des letzteren und wenigstens besser als nichts:

„Seine (Kattes) Augen waren meistens zu Gott gerichtet; wir (Müller und ich) erhielten daher sein Herz unterwegs immer himmelwärts, durch Vorhaltung der Vorbilder solcher, die im Herrn verschieden wären — als des Sohnes Gottes selbst und Stephani wie auch des Schächers am Kreuz, bis wir uns unter solchen Reden dem Schlosse näherten. Er erblickte endlich, nach langem sehnlichen Umsehen, seinen geliebten Jonathan, Ihro Königliche Hoheit den Kronprinzen am Fenster des Schlosses, von selbigem er mit höflichsten und verbindlichsten Worten in französischer Sprache Abschied nahm, mit nicht geringer Wehmut [1]."

Präsident Münchow und der Kommandant waren mit dem Prinzen, dessen Empfindungen sich denken, aber nicht beschreiben lassen. Selten hat sich ein Prinz oder Mensch in solch einer Lage befunden. Umsonst sein wiederholter flehentlicher Ausruf: „Im Namen Gottes fordere ich, haltet mit der Vollziehung ein, ich will an den König schreiben!" Unmöglich das; ebenso leicht ist es, den Lauf der Sterne aufzuhalten. Und somit kommt Katte, während heitere Treue noch auf seinem Gesicht strahlt, dem Tode nun nahe. „Pardonnez-moi, mon cher Katte!" rief Friedrich mit einem Tone: Verzeih' mir, lieber Katte; o daß ich dir das getan! — „Der Tod ist süß für einen so liebenswerten Prinzen", sagte Katte: „La mort est douce pour un si aimable Prince" [2], und fuhr dahin — um eine Ecke des Schlosses herum, wie es scheint; nicht unter den Augen Friedrichs, der in eine Ohnmacht fiel und Katte zum letztenmal in dieser Welt gesehen hatte.

Der Leichnam lag, auf königlichen Befehl, den ganzen Tag auf dem Schafott und ward in der Nacht im verborgenen auf dem Kirchhof verscharrt; Freunde merkten sich im stillen den Platz für bessere Zeiten — und Kattes Staub ruht nun anderswo: mit unter dem seiner Angehörigen.

„Nimmer zuvor oder seitdem in neuerer Geschichte ist eine solche Tat vorgekommen", ruft der erzürnte Leser aus, „grausam, wie das Zermalmen menschlicher Herzen unter Mühlsteinen, wie —." Oder wahrlich wie das Tun der Götter, das grausam, obschon nicht das allein ist? Dies ist alles, was ich nach vielem Sichten und Zusammenstellen habe über die bestimmten Tatsachen davon erfahren können. Kommentar dazu, der in dieser Zeit nicht sehr endgültig ausfallen dürfte, mag der Leser selber nach Gutdünken liefern.

[1] Schreiben an Kattes Vater (Auszug in Preuß: Friedrich mit seinen Verwandten und Freunden S. 107).
[2] Wilhelmine I. 307; Preuß I. 45.



Achtes Buch

Der Kronprinz begnadigt. Sein Leben in Küstrin
November 1730 bis Februar 1732



Erstes Kapitel / Prediger Müller besucht den Kronprinzen

Von Friedrichs innerem Leben zu diesem Zeitpunkt ist uns nicht das allermindeste durch ihn selbst und auch nichts besonders Namhaftes durch andere glaubhaft bekannt geworden. Wie überhaupt in diesen verworrenen Büchern, reich an nichtssagenden Pedantereien und gelehrtem Kram, alles eigentlich Menschliche peinlich dunkel für uns bleibt; so selten, und dann nur durch endloses Gewölk immerwirbelnden müßigen Staubes, können wir den kleinsten unmittelbaren Zug des Jünglings oder seines wirklichen Tuns und Wesens oder Wollens bei diesen oder bei anderen Anlässen erhaschen! Aber es ist klar, daß diese jüngste Lebenserscheinung wie ein überwältigender Katarakt auf ihn herabstürzte und ihn unter der Unermeßlichkeit des Schmerzes, der Verwirrung und Verzweiflung zermalmte; sein eigener Tod war nun keine bloße Theorie, sondern vermutlich eine nahe bevorstehende Tatsache — eine willkommene in wilden Momenten, und dann wieder so unwillkommen! Vernichtet, bankerott, schuld an eines Freundes Lebensopfer, das muß er auf alle Fälle fühlen: was soll aus ihm werden? Wohin sich wenden, völlig geschlagen, überwältigt in all seinen Unternehmungen? Stolze junge Seele, die er war: die machthabenden Gewalten, seien sie gerecht, seien sie ungerecht, haben sich als zu stark für ihn erwiesen! Wir hören von noch auffindbaren tragischen Spuren Friedrichs, die aus dieser Zeit stammen: von Bibelstellen, die er angeführt, von hingeworfenen Skizzen, die er mit dem Bleistift gezeichnet hat, Zeugen eines Sinnes, der auf Golgatha weilt und pathetisch, nicht trotzend, über das Schlimmste brütet.

Der Prediger Müller von den Gendarmen, den man als einen frommen und verständigen Mann erkannt hat, ist beauftragt, nicht gleich von Küstrin zurückzukehren, sondern dort zu verweilen und den Kronprinzen wegen jenes entsetzlichen Prädestinationsgegenstandes und seiner übrigen beispiellosen Ketzereien, die so geendigt haben, zu bearbeiten. Müller blieb demgemäß ein paar Wochen da, auf das gespannteste geschäftig mit der Prädestinationsfrage und überhaupt mit dem Besänftigen und gegenseiti-

gen Erweichen der väterlichen Majestät und des bedrängten Sohnes. In all diesem hatte er guten Erfolg und namentlich in dem Prädestinationspunkt siegreichen Erfolg. Müller hat Nachricht von seinem Verfahren in einem Büchlein gegeben, das uns etwas hätte sagen können, hätte es nicht im amtsmäßigen Tone reden müssen. Sein Briefwechsel mit dem König während dieser zwei Wochen ist ebenfalls größtenteils gedruckt[1] und lautet natürlich noch amtsmäßiger — lehrt uns so gut wie nichts; höchstens, daß wir daraus des armen Friedrich Wilhelm tiefandächtige Stimmung entnehmen, seine Besorgnisse wegen „der Klauen Satans" und was dem mehr ist, das wir oben gern hörten. Außer diesem findet sich in Müller wenig, was wir brauchen können.

Aber fünfzig Jahre danach war ein Sohn dieses Müller noch am Leben, ein unschuldiger Landgeistlicher, nicht ohne Verstand und voll Einfalt und Wahrhaftigkeit; diesen kundschaftete Nicolai aus und ließ sich mitteilen, was sein Vater von diesem bei weitem bedeutendsten Abenteuer seines Lebens zu erzählen pflegte. In des jüngeren Müller Aufzeichnungen für Nicolai finden wir einige von seinem Vater herrührende Details, die des Nachlesens wert sind:

„1. Weiß ich aus der Erzählung meines Vaters, der auf königlichen Befehl den Kronprinzen zur Erkenntnis und Reue über seinen Fehltritt zu bringen suchen sollte, daß dieser sich damit entschuldigte: ‚Weil sein Vater ihn nicht leiden könnte, so hätte er seinem Mißfallen entgehen und einen Hof besuchen wollen, mit dem sein Vater in Freundschaft und Verwandtschaft stünde'" — offenbar England damit andeutend, denken die Müller junior und senior.

„2. Zum Beweise dafür, daß der Weg nach England gehen sollte, dient der Umstand, daß der eine Günstling — Herr von Keith, wenn ich nicht irre" (nein, Sie irren nicht), „schon ein Schiff zur Überfahrt bestellt hatte." — Hier ist etwas noch Unerwarteteres:

„3. Sagte mein Vater, daß er eine vortreffliche Erkenntnis auch Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion bei dem Kronprinzen angetroffen habe. Auf seine Veranlassung mußte mein Vater, der erst bei dem Kommandanten logierte, seine Wohnung über des Kronprinzen Gefängnis nehmen, wo er ihm täglich, oft schon des Morgens um sechs Uhr, ein klopfendes Zeichen gab, daß er zu ihm kommen sollte; alsdann disputierte er oft halbe Tage lang mit ihm über verschiedene Meinungen der christlichen Sekten, und er hatte sogar die Streitlehre der reformierten Kirche bis auf die kleinsten Unterschiede inne. Wenn ihm mein Vater Beweissprüche aus der Heiligen Schrift anführte, so fragte er ihn einstmals, wie er die Zahlen der Kapitel und Verse, wo der Spruch stehe, so genau behalten könne? Hierauf wies ihm mein Vater eine kleine Handkonkordanz, die er in seiner Tasche hatte, als ein Hilfsmittel. Diese mußte er ihm einige Tage lang überlassen. Da er sie ihm wiedergab, fand er inwendig auf dem Deckel mit Bleistift einen Mann auf den Knien gezeichnet, über dessen Haupt zwei Schwerter kreuzweis hingen, und darunter, mit lateinischen Buchstaben geschrieben, die Worte Asaphs Psalm LXXIII. V. 25. 26. Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil." — Armer Friedrich, dies ist allerdings eine Skizze, deren man sich nicht von ihm versehen hätte, ist aber

[1] Förster I. 376—379.

eine unzweifelhafte, die auf verworrene Nachtgedanken und Ahnungen bei dermaliger Lage der Dinge hinweist!

„Wer nun die schöne Erkenntnis und den eigentümlichen Charakter und Geist des jungen Herrn betrachtet, der immer nach Licht und Aufklärung strebte (denn damals war er noch nicht gleichgültig gegen Religion, er betete oft mit meinem Vater auf den Knien) — der muß glauben, daß es moralisch unmöglich war, daß dieser Prinz (wie etliche törichte Menschen behauptet haben) sich dem Aberglauben des Papsttums in die Arme werfen“ (Hilfe in Wien suchend, eine Erzherzogin heiratend und ich weiß nicht was) „und von den Intrigen der katholischen Geistlichen sich bestricken lassen sollte.“ — O nein, Herr Müller, niemand als sehr törichte Leute könnte sich so etwas von diesem jungen Herrn denken.

„Als mein Vater nach Hinrichtung des Herrn von Katte zum Kronprinz kommt, findet er ihn sehr alteriert; er bittet ihn, ein niederschlagendes Pulver mit Wasser einzunehmen, welches beides auf dem Tische schon stand; der Prinz schüttelt aber immer den Kopf dazu.“ Fürchtet sich vor Gift, meinen Sie? „Hierauf nimmt mein Vater ein Papier aus der Tasche, worin er zu seinem Gebrauch niederschlagendes Pulver hatte, schüttet sich davon etwas in die Hand und so in den Mund, und nun greift der Kronprinz nach dem Pulver meines Vaters und nimmt es.“ Insgeheim aus dem Weg geschafft zu werden; sein Tod auf irgendeine Weise beschlossen, denkt der verzweifelte junge Mann [1]?

Jene Szene der Hinrichtung Kattes und der Haltung des Prinzen und anderer dazu sind noch niemals menschlich dargestellt worden, sonst wäre die Antwort darauf anders ausgefallen. Nicht menschlich dargestellt — und so wurde nur, wie von einer Unzahl kleiner Hunde, in allen Ländern dagegen angebellt; sie hat noch immer nicht die rechte Antwort in strenger vox humana erhalten können, tief wie ein De Profundis, erschütternd wie ein Äschyleischer Chor — denn in der Wirkung ist das eher ihr Charakter, hätte es nur dem Bellen erst einmal beliebt aufzuhören.

„Der König von Preußen kann nicht schlafen“, schreibt Dickens; „die Offiziere bleiben allnächtlich bei ihm auf, und im Schlummer rast er und spricht von Geistern und Erscheinungen [2].“ Wir sahen ihn geisterhaft in der Nacht umherschleichen, bei seinem Fiechen Schutz gegen Gespenster suchend; Ginkel sah ihn am hellen Tage, einmal in donnerhafte Windsbraut eingehüllt und dann wieder in kummervollen Nebel. Hier, etwas weiter, ist ein neuer Zug — und, zu diesem und den übrigen hinzukommend, ein merkwürdiger alter:

„In bezug auf Wilhelmines Vermählung und auf die Frage, ob ein Vater seine Tochter nicht zur Ehe geben könne, wem er wolle, sind acht Geistliche, vier lutherische und vier reformierte, zu Rate gezogen worden, die alle außer einem“ (dem von der Garnisonskirche, einem rhadamanthischen Kameraden in Serge) „geantwortet haben: ‚Nein, Ew. Majestät!‘ Es ist merkwürdig, daß Seine Majestät seit einem Monat nicht nüchtern zu Bette gegangen ist [3].“

[1] Nikolai: Anekdoten VI. 183—189.
[2] Depesche, 3. Oktober 1730.
[3] Dickens, 9. und 19. Dezember 1730.

Was Seckendorff und Grumbkow von all diesen Phänomenen dachten? Sie hatten ihre Sache z u gut gemacht. Sie sind durchaus für Begnadigung; neigen sich mit ihrem ganzen Gewicht nach dieser Seite hin — in schwarzen Angstanwandlungen, einer von ihnen namentlich, der bebend bei sich denkt: „Wie, wenn Seine Majestät uns mittlerweile sterben sollte!"

Zweites Kapitel / Der Kronprinz soll sich bessern und nicht untergehen

Hinsichtlich Friedrichs bedarf das Kriegsgericht keiner Verschärfung von dem Könige; das Urteil über Friedrich, einen des Desertierens schuldig befundenen Oberstleutnant, gefällt von dem Präsidenten und allen Mitgliedern außer zweien, lautet: der Tod von Rechts wegen[1]. Die zwei von dieser Meinung Abweichenden, die die königliche Gnade und Verzeihung anriefen, waren dem Range nach Generalmajor — Schwerin, wie einige schreiben, ist einer davon oder, wenn nicht Schwerin, dann Linger und zuverlässig Dönhoff — zwei würdige Herren, die keinem meiner Leser und auch mir nicht bekannt sind, außer als Namen. Die übrigen sind alle kalt der Meinung, daß die Kriegsartikel den Tod aussprechen. Andere Gesetzbücher und Erwägungen mögen dieses und jenes sagen, das zu berühren nicht ihres Amtes ist; das Militärgesetzbuch sagt dies: und dabei belassen sie es.

Der Junius Brutus von König hatte in der eigenen Brust grimmig geantwortet: Gut denn! Aber seine Räte, der Alte Dessauer, Grumbkow, Seckendorff, alle samt und sonders machen heftige Vorstellungen. „Ein Reichsfürst, Ew. Majestät, und nicht bloß ein Oberstleutnant! Darf nicht, kann nicht sein" — ja der gute alte Buddenbrock riß im Feuer des noch unwirksamen Plädierens seine Weste auf: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, solange ich noch sprechen darf!" Auswärtige Höfe legten sich ins Mittel: Schweden, die Holländer; die Engländer auf einem Umweg, über Wien nämlich; endlich sendet der Kaiser selbst ein eigenhändiges Schreiben[2]; denn die arme Königin Sophie hat sich sogar an Seckendorff gewendet, will sich auch mit Grumbkow selber befreunden und klopft in ihrer Verzweiflung an jeder

[1] Der Verfasser ist hier Preuß (I. 48) und Förster (I. 373) gefolgt. Ranke (I. 314), freilich leider ohne Beleg oder Anführung seiner Quellen, sagt, das Gericht habe sich für inkompetent erklärt und gar kein Urteil über den Kronprinzen abgegeben; findet auch nicht, „daß König Friedrich Wilhelm das mindeste hiergegen eingewendet oder daß er jemals im Ernst daran gedacht habe, seinen Sohn mit dem Tode zu bestrafen". D. Übers.

[2] Datum, 11. Oktober 1730 (Förster I. 380).

Türe an. Dabei soll Junius Brutus auch väterliche Gefühle gehabt haben. Friedrich Wilhelm, dem Flüstern seines eigenen Herzens und den Stimmen aller Menschen allein gegenüberstehend, gibt endlich nach in dieser Sache. Gegen Seckendorff, der einen milderen didaktischen, noch immer hinlänglich strengen Behandlungsplan[1] in Vorschlag gebracht hat, räumt er zuletzt ein, daß ein solcher Plan vielleicht gut sei; daß der Kaiser den Ausschlag bei ihm gegeben habe; und die didaktische Methode, nicht die köpfende, soll versucht werden. Daß Dönhoff und Schwerin mit ihrem Gerede von Gnade, mit „ihren Augen auf die künftige Sonne", wie das klar sei, sich nicht genützt hätten und es vielleicht eines Tages empfinden sollten. Daß aber auf alle Fälle Friedrichs Leben verschont bleiben solle; mit Kattes Hinrichtung soll in dieser Weise genug geschehen sein. Bußfertigkeit, hingebende Unterwürfigkeit und Besserung — die dürften noch mehr für den verlorenen Sohn erwirken, wenn er von Herzen umkehrt. Diese Punkte finden wir, irgendwann vor dem 8. November, so gut wie entschieden.

Der unglückliche verlorene Sohn ist nicht in der Lage, weiter zu widerstehen.

Prediger Müller hatte mit Kattes letzten Mahnworten zur Reue und Unterwerfung bei dem Kronprinzen Eingang gefunden. Prediger Müller, mit seinen gesunden niederschlagenden Pulvern, mit seinen religiösen Zusprüchen und Erwägungen von zeitlicher und ewiger Natur — wir haben gesehen, wie es ihm fast über Erwarten glückte. Selbst im Punkte der Prädestination und der eigentlichen Bedeutung der freien Gnadenwahl wird sich alles geben oder hat sich gegeben, berichtet Müller. Des Predigers Berichte, Friedrich Wilhelms grimm erweichte Antworten darauf: sie sind niedergeschrieben und in verworrener Weise gedruckt worden, aber der englische Leser soll damit verschont bleiben.

Und Grumbkow ist draußen in Küstrin gewesen und hat über dasselbe Thema nach andern Texten gepredigt: Grumbkow, der den Gedanken: „Wie, wenn Friedrich Wilhelm sterben sollte?" beständig mit sich trägt, ist natürlicherweise ein beredter Prediger. Genug, es ward bestimmt (vermutlich schon vor Kattes Todestag oder höchstens drei Tage danach, wie wir entnehmen können): daß, wenn der Prinz mit einem körperlichen Eid (keine „reservationes mentales", verstanden?) seine zerknirschungsvolle Reue und vollkommene fußfällige Unterwerfung und Absicht künftigen vollkommenen Gehorsams und Fügens in den königlichen Willen in allen Stücken, „Gnadenwahl" mit inbegriffen, beschwören wolle und mit gutem Gewissen beschwören könne — so dürfte möglicherweise der väterliche Wille seinen Arrest ein wenig mildern und ihn allmählich wieder auf die Probe stellen[2].

Welchem Ausgang, wie Müller berichtet, der Kronprinz mit seinem

[1] Sein Brief an den König, 1. November 1730 (in Förster I. 375, 376).
[2] Des Königs Schreiben an Müller, 8. November (Förster I. 379).

ganzen Gewicht und Willen sichtbar zuneigt. Sogar die Gnadenwahl ist abgefertigt; die junge Seele (fürwahr ein Liebhaber der Wahrheit, Ew. Majestät!) klopft an die Decke, da mein Fußboden über seinem Zimmer ist, ehe die Wintersonne aufgeht, als Zeichen, daß ich zu ihm hinabkommen soll — so eifrig ist er, sich über Irrtum und Dunkelheit aufklären zu lassen. Glaubt imstande zu sein, und ich bin derselben Meinung, den Eid leisten zu können; wünscht ihn jedoch erst zu sehen, damit er jede Klausel desselben reiflich prüfe. — Ist es wirklich an dem? antwortet die Majestät. Und darf mein Bärenherz wieder ausströmen und dankbar weinen über einen geretteten Sünder, einen wie ein Brand aus dem Feuer gerissenen armen Sohn? „Gott, der Allerhöchste, gebe seinen Segen!" schließt die väterliche Majestät: „Und da er oft durch wunderbare Leitung, wunderliche Wege und saure Tritte die Menschen ins Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungeratene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen entrissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater, um unseres Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterbens willen! Amen! — Ich bin übrigens Ew. wohlaffektionierter König, Friedrich Wilhelm (Wusterhausen, 8. November 1730)[1]."

Der Kronprinz beginnt einen neuen Lauf.

Es war Montag, den 6. November, daß der arme Katte starb. Nach vierzehn Tagen, am darauffolgenden zweiten Sonntag, ist eine ausgewählte Kommission: Grumbkow, Borck, Buddenbrock nebst drei andern Militärs und dem Geheimrat Thulemeyer, hinaus nach Küstrin gekommen; am Sonntag, dem 19. November[2], nehmen diese sieben Friedrich, der sich dazu bereit erklärt hatte, dort den Eid ab (dessen Bedingungen die Leser sich denken können). Er gibt ihn sowohl schriftlich als mündlich: darauf bekommt er seinen Degen wieder, und seine Gefängnispforte öffnet sich. Er schreitet heraus, in die Stadtkirche mit seinen Kommissarien, nimmt das Abendmahl, hört, mit ganz Küstrin, einer anspielenden Predigt über den Gegenstand zu, „Text glücklich gewählt und vom Prediger geschickt behandelt". Der Text war Psalm siebenundsiebzig, Vers elf: Ich muß das leiden; die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern. Der Prediger (nicht Müller, sondern ein anderer) stieg allmählich zum lebhaften Pathos empor; der Prinz und ganz Küstrin weinten am Schlusse oder waren dem Weinen nahe[3].

[1] Förster I. 379.

[2] Nicolai, der genaueste der Menschen, nur daß gelegentlich zu seiner Zeit Urkunden weniger zugänglich waren, gibt (Anekdoten VI. 187) „Samstag, den 25. November", als den Tag der Eidleistung; aber, kein Zweifel, die späteren Forscher, Preuß (I. 56) und andere, haben ihn in diesem geringfügigen Falle im Irrtum befunden.

[3] Preuß I. 56.

Aus der Kirche wird der Prinz nicht zurück in das Schloß, sondern in ein für ihn eingerichtetes Haus in der Stadt geführt, das er unter gewissen Bedingungen fortan sein eigenes nennen darf: ein irrender Prinz, halb befreit und in Gnaden wieder auf Probe gestellt. Seine erste Handlung daselbst ist es, folgenden von ihm selbst oder mit Hilfe irgendeiner amtlichen Hand verfaßten Brief an seinen allerdurchlauchtigsten Papa zu schreiben:

„Küstrin, den 19. November 1730.

Allerdurchlauchtigster usw. Allergnädigster Vater, — Ew. Königlichen Majestät, meinem Allergnädigsten Vater, habe durch meinen Ungehorsam, als Dero Untertan und Soldat ebensosehr, als durch meine Unfolgsamkeit als Dero Sohn, Veranlassung zu einem gerechten Zorne und Widerwillen gegen mich gegeben. Mit dem alleruntertänigsten Respekt unterwerfe ich mich ganz der Gnade meines Allergnädigsten Vaters und bitte mich allergnädigst zu pardonniren, da mich nicht so sehr die Beraubung meiner Freiheit in meinem malheureusen Arrest, als meine eigenen Gedanken von meinem begangenen Fehltritte zur Raison gebracht haben. Der ich mit alleruntertänigstem Respekt und Submission bis an mein Ende verharre usw.

Friedrich[1]."

Dieses sein neues Haus in der kleinen Stadt Küstrin findet Friedrich nach streng ökonomischen Prinzipien zwar, jedoch zu einem wirklichen eigenen Hausstand für ihn eingerichtet, und sogar in der Form eines Hofes, mit Hofmarschall, Kammerjunkern und dem übrigen Zubehör — ein Hof, auf seine einfachste Bedeutung (wie die Franzosen sagen) zurückgeführt und vermutlich der billigste, der je geschaffen wurde. Hofmarschall ist ein dortiger Zivilbeamter, ein gewisser Wolden. Die Kammerjunker sind Rothwedel und Natzmer; Natzmer der Jüngere, Sohn eines ausgezeichneten Feldmarschalls: ein gutmütiger, aber närrischer dreister Geselle, sagt Wilhelmine, „ein verdorbener Stutzer (petit-maître manqué)". Zum Beispiel fand er einmal, auf einer vornehmen kaiserlichen Soiree in Wien, den jungen Herzog von Lothringen, Franz, von dem man sagt, er sei zum Gemahl der göttlichen Maria Theresia und selbst dereinst zum Kaiser bestimmt, in einer ruhigen Ecke stehen. Der närrische Natzmer tritt keck zu ihm heran, mit graziösem abgeschmackten Geschwätz: der hohe junge Herr gähnte, wie nur zu natürlich war, sperrte den Mund weit auf, und mit abgeschmackter Vertraulichkeit steckte der närrische Natzmer (Wilhelmine und die Berliner Zirkel wissen es) dem hohen jungen Herrn seinen Finger in den Mund. „Mein Herr, Sie scheinen zu vergessen, wo Sie sind!" sagte der hohe junge Herr, indem er den Mund mit Nachdruck schloß und sich umdrehte, nahm aber glücklicherweise keine weitere Notiz davon[2]. Das ist vorerst alles, was wir von Natzmers Geschichte wissen, dessen sorgloses Wesen und Stegreifbetrachtungen, mit einem Anstrich von Scharfsinn und Gutmütigkeit, nicht unanziehend für den Prinzen sind.

[1] Preuß I. 56, 57; und Anonymus, Friedrichs des Großen Briefe an seinen Vater (Berlin, Posen und Bromberg, 1838) S. 3.
[2] Wilhelmine I. 310.

Der Hofmarschall und diese zwei Kammerjunker gehören zur Juristengattung; Leute, die für das öffentliche Amtswesen bestimmt sind, in dem der Prinz selber nun beschäftigt werden soll. Der Prinz hat vier Lakaien, zwei Pagen, einen Kammerdiener. Er „trägt seinen Degen, hat aber kein Portepee", geschweige eine Offiziersuniform: er ist nur ein wieder auf die Probe gestellter Prinz, noch nicht ein Soldat der preußischen Armee; vorerst nur hoffend, es wieder zu werden. Er trägt „ein hechtgraues Kleid mit schmalen silbernen Tressen" und muß sich seine Uniform wieder verdienen, indem er sich allmählich als neuer Mensch bewährt.

Denn zugleich mit dem neuen Hausstand wird ihm eine neue Beschäftigung in Küstrin angewiesen: es soll sich zunächst einmal zeigen, wie er sich darin ausnehmen wird. Er hat dort in der Domänenkammer als jüngster Rat zu sitzen; keine andere Laufbahn wird ihm erlaubt. Er lerne Staatsökonomie und wie man Dömänengüter (ein Hauptzweig der Kroneinkünfte dieses Landes) bewirtschaftet: bescheidene, aber nützliche Arbeit, und er mag zusehen, wie er sie leiste. Zwei ältere Räte sind dazu ernannt, ihn in staatswirtschaftlicher Wissenschaft und Praxis zu unterrichten, wenn er Fähigkeit und Fleiß zeigt — und es stellte sich wirklich heraus, daß er dies auch tüchtig tat, da er allen Grund hatte, es zu versuchen.

Diese Lebensweise dauerte für ihn die nächstfolgenden fünfzehn Monate, das ganze Jahr 1731 hindurch und weiter; es muß für ihn ein gar eigentümliches Jahr gewesen sein und vermutlich auch ein höchst lehrreiches, nicht in den Domänenkenntnissen allein. Er ist gänzlich auf sich selbst angewiesen. All seine Mitgeschöpfe gleichsam beobachten ihn. Dem hundertäugigen Argus oder Ohr des Dionysius, will sagen, dem Tabaksparlament mit seinen Spähern und Überbringern — keine Fingerbewegung kann dem hier entgehen. Er hat vielem Argwohn zu begegnen, da Papa ihn leider immer mit schiefen Blicken, leider ungläubig ansieht. Er wechselt Briefe mit Grumbkow, holt sich fleißig Rat bei Grumbkow (unserem Hauptsouffleur, Präsidenten in dem Dionysiusohr, der jetzt nicht mehr ein Übelwollender ist) — legt gegen Grumbkow viel Dankbarkeit an den Tag, nun und fernerhin. Schönen Dank, daß Ihr mich aus dem sechs Stock hohen Fenster hinausgeworfen und beim Rockzipfel erwischt habt! — Gänzlich auf sich selbst angewiesen, wie gesagt; hat in dem ganzen Universum nichts, das ihn retten kann, als seinen eigenen gesunden Verstand, sein eigenes Vermögen, zu erkennen, was an den Dingen ist, und zu tun, was sich für ihn geziemt.

Seine französischen Literaturliebhabereien und unheilsamen Praktiken muß er allesamt aufgeben. Sogar seine Flöte, höchst unschuldige „Prinzessin", wie er in alten Tagen seine Flöte zu nennen pflegte, ist ihm verweigert, seitdem er nach Küstrin kam — aber allmählich schaffte er sie sich insgeheim zurück und verkehrte viel mit ihr; gibt wehklagend in schönen

Adagios Empfindungen Lauf, für die gegenwärtig keine andere Äußerungsform da ist. Seine Freiheit ist auf Küstrin und die unmittelbare Umgegend beschränkt; außerhalb Küstrins darf er auch nicht eine Nacht ohne Erlaubnis des Kommandanten schlafen. Er wandle behutsam und strebe allen Ernstes, daß er ein neuer Mensch werde, zu etwas nütze in den Domänenwissenschaften und anderweitig.

Drittes Kapitel / Wilhelmine soll den Prinzen von Bayreuth heiraten

Da der Kronprinz soweit in Ordnung gebracht ist, nimmt Seine Majestät Wilhelmines Fall, den andern zu Händen liegenden verwirrten Strähn, hervor. Wilhelmine ist die ganze Zeit über auf ihrem Zimmer zu Berlin in Arrest gewesen: es ist angemessen, daß Wilhelmine versorgt werde; entweder durch Heirat, indem sie dem königlichen Willen kindlich gehorcht, oder auf irgendeine viel strengere Weise — „zwischen vier Mauern“, flüstert man — wenn ungehorsam.

Die arme Wilhelmine dachte nie daran, ihren Eltern nicht zu gehorchen: aber, wem von ihnen soll sie gehorchen? Der König richtet die Blicke wieder auf den Prinzen von Bayreuth, zu dem man sich vor diesem nun beendigten Wirrwarr verstanden hatte; die Königin blickt ganz anderswohin. Königin Sophie glaubt verzweifelt noch immer an die englische Partie für Wilhelmine und steht in unterirdischem Verkehr mit jenem Hofe, da sie sich weigert, einzusehen, daß die Unterhandlung mit diesem wirklich erloschen sei. Grumbkow selber, so übersiegreich in seiner jüngsten Aufgabe, neigt sich nun England zu; „aufrichtig in seinem Wunsche, gut mit uns zu stehen“, meint Dickens: Grumbkow vertröstet die Königin mit trügerischen Hoffnungen in bezug auf England. „Sei fest, Kind; laß mich gewähren; nur schwöre mir bei deiner ewigen Seligkeit, daß du nie und nimmer, unter keinerlei Zwang, einen anderen als den Prinzen von Wales ehelichen willst — leiste mir den Eid[1]!“ So lautete der Königin Sophie jüngster Vorschlag an Wilhelmine — Nacht des 27. Januar 1731, wie sich berechnen läßt — am Vorabend von Ihrer Majestät Abreise nach Potsdam. Sie weinten viel miteinander jene Nacht, aber Wilhelmine wich dem Eid aus einem religiösen Grund geschickt aus. Der Prinz von Bayreuth, mag Papa ihn gern haben oder nicht, hat sich noch niemals persönlich gezeigt: wer oder was sich zeigen wird, oder wie die Dinge gehen können oder werden, wenn nicht einen schlechten Weg, das ist noch ein schreckliches Geheimnis für Wilhelmine.

[1] Wilhelmine I. 314.

Teils durch Verdruß und Mangel an Bewegung, teils durch schlechte Nahrung (denn sogar die Nahrung ist schlecht, Qualität und Quantität gleich unaussprechlich) sieht sich Wilhelmine „zu einem Skelett abgemagert"; keine Gesellschaft außer ihrer treuen Sonsfeld, keine Beschäftigung außer ihren Büchern und Musik — sucht jedoch noch immer den Mut aufrechtzuhalten. Eines Tages, es ist nach meiner Berechnung im Februar 1731, sitzen sie, ihre Sonsfeld und sie, über ihren traurigen Schüsseln sogenannten Mittagessens in ihrem abgelegenen oberen Stock des Berliner Schlosses — der Tritt der Schildwache ist das einzige Hörbare — und „sahen uns traurig einander an, hatten nichts zu essen als eine Suppe von Salzwasser und ein Ragout von alten Knochen voll Haare und Schmutzkram" — sonst nichts: nichts anderes war es eigentlich, was sie ihm auch für feine Namen geben mögen, sagt die heftige Prinzessin — „wir hörten ein scharfes Klopfen am Fenster und sprangen erstaunt auf, um zu sehen, was es bedeute. Es war ein Rabe, der ein Stück Brot im Schnabel trug, es auf der Fensterbank niederlegte und davonflog[1]."

„Tränen traten uns in die Augen über dies Erlebnis." Sind wir denn geworden wie der hebräische Elias, so daß die wilden Raben uns Speise bringen müssen? Die Wahrheit ist: es war nichts Wunderbares, wie Wilhelmine nachher entdeckte. Es war ein zahmer Rabe — nicht die Seele des alten Georg I., die in Isleworth von guten Gnadengeldern lebt, sondern der Lieblingsrabe einer gewissen Markgräfin, der sich in dem Dächerwirrwarr hier verirrt hatte. Aber der Umstand war rührend. „Wohlan," rief Wilhelmine aus, „in den römischen Geschichten, die ich jetzt lese, wird oft erwähnt, daß diese Vögel Glück bedeuten." Ganz Berlin (so stark ist der Appetit nach Geklatsch und so groß ist jetzt die Hungersnot daran in Berlin) spricht von diesem kleinen Vorfall: und die französische Kolonie — alte protestantische Kolonie, praktische bedachtsame Leute — war so betroffen davon, daß ihre Bewohner uns Körbe voll guter Sachen brachten und sie täglich, wie durch Zufall, auf irgendeinem neutralen Boden stehenließen, wo das Mädchen sie holen konnte, während die Wache nichts sehen wollte, wenn sie nicht dazu gezwungen wurde. Dies schöne Verfahren hat Wilhelmines Zuneigung von dieser Zeit an der französischen Nation als einem gewandten nützlichen Volk gewonnen und hat sie dazu geneigt gemacht, ihr beizustehen, wo sie konnte.

Das Omen mit dem Raben brachte nicht sogleich Glück: indessen erwies es sich zufällig doch als der Wendepunkt, die Sonnenwende dieses langen grönländischen Winters, wonach unter Stürmen und Bedrohungen das Tageslicht stetig näher kam. Stürme und Bedrohungen: denn es kamen Gerüchte von Zank und Hader draußen in Potsdam, Hader über den alten Gegenstand zwischen dem königlichen Ehepaare und erschreckliche Botschaften (durch einen gewissen Eversmann, einen frechen könig-

[1] Wilhelmine I. 316.

lichen Lakaien) von Vermählung mit Weißenfels, von lebenslänglicher Gefangenschaft und anderen harten Dingen, bei denen allen Wilhelmine sich bestrebte, ihren armen Kopf besonnen zu erhalten und mit Würde, jedoch bescheiden zu antworten. Dagegen dürfen ihre Schwestern sie wieder besuchen, und merkliche Linderungen treten ein. Endlich, am 11. Mai, erschien eine feierliche Deputation, Borck, Grumbkow, Thulmeyer darunter, alte wirkliche Freunde und vorgebliche neue, welche die arme Wilhelmine beben machte (da sie nachts einen Brief von Mama erhalten hatte), jedoch eine Lösung herbeiführte. Es war Freitag, den 11. Mai, ein Tag der Krisis in Wilhelmines Geschichte; denn die Königin befahl eines, der König ein anderes, und die Stunde der Entscheidung war gekommen.

Mit furchtbar feierlichem Wesen eintretend und sich vorstellend, machten die Herren, deren Wortführer Grumbkow war, es ihr mit sanften Redensarten, jedoch mit scharfer Deutlichkeit klar: daß sie den Erbprinzen von Bayreuth heiraten müsse, und zwar ohne die beiderseitige Einwilligung ihrer Eltern, die gegenwärtig nicht zu erlangen sei, sondern ein für allemal auf Befehl nur eines Teiles, dessen Stimme vollgültig sei. Tun Sie dies (oder sagen Sie auch nur, daß Sie es tun wollen, flüstern einige der Gutgesinnten), so wird Seiner Majestät väterliche Huld über Sie zurückkehren wie gestaute Wasser — und die Königin wird sich sicherlich damit aussöhnen (oder vielleicht alles noch nach ihrem Willen wenden! flüstern die Gutgesinnten). Weigern Sie sich, es zu tun — Gott allein weiß, welch unerhörter Ausgang Ihnen allen, Ihrer Majestät, Ihrem königlichen Bruder, Ihnen selbst, Königliche Hoheit, bevorsteht! Tun Sie es, lassen Sie sich raten: Sie müssen, Sie müssen! — Wilhelmine rang die Hände, lief außer sich hin und her, während die Gutgesinnten ihr zuflüsterten, die übrigen „am Fenster miteinander sprachen". Endlich tat sie es. Will heiraten, wen ihr allergnädigster Papa bestimmt; habe niemals den mindesten Ungehorsam gewollt oder gemeint; hoffe vor allem, seine väterliche Huld werde nun zurückkehren und jedermann beseligen — und oh, versöhnet mir Mama, ihr Gutgesinnten! fügt sie hinzu. — Bravissimo! antworten diese: Ihre Majestät wird sich sicher versöhnen lassen, der Kronprinz von Küstrin zurückkommen, und alles wird gut sein[1].

Friedrich Wilhelm war hocherfreut; Königin Sophie Dorothea war in Verzweiflung. Bei Seiner Majestät, der wie ein väterlicher Bär „weinte", als er einige Tage darauf Wilhelmine, die Gehorsame, wieder umarmte, ward es ein abgemachter Punkt, der Wilhelmine als solcher mitgeteilt wurde, daß der Kronprinz zu ihrer Vermählung vermutlich von Küstrin zurückkehren werde. Aber Ihrer Majestät Aussöhnung — die folgte sehr langsam. Ihre Majestät war noch in Zornesflamme bei ihrer nächsten Zusammenkunft, und die arme Wilhelmine ward ohnmächtig, als sie sich näherte, ihre Hand zu küssen. „Beschimpft, besiegt, und meine Feinde

[1] Wilhelmine I. 327—333.

triumphieren!" sagte Ihre Majestät und ließ ihren Zorn über Wilhelmine aus und ward krank (sobald sie Zeit dazu hatte), sterbenskrank, und sagte: „Wozu dein erheucheltes Weinen, während du es doch bist, die mich umgebracht hat!" — und war wirklich ganz und gar hart und bitter gegen die arme Prinzessin; ein Hauptschmerz für diese in jenen prüfungsvollen Monaten. Können himmlische Gemüter solchen Zorn beherbergen und ihn so unerbittlich auslassen?

Gegenwärtig ist keine Zeit da zum Kranksein; hohe Gäste sind gekommen und im Kommen, und der Hof ist ungemein glänzend — da Seine Majestät die geziemende Pracht erstrahlen läßt, die, da seine häuslichen Angelegenheiten wieder besser stehen, bei dieser Gelegenheit sehr groß war. Die Durchlauchten von Braunschweig, jung und alt, sind hier; wohlgelitten bei Friedrich Wilhelm und fast zur Familie gerechnet — seitdem bei ihrem jüngsten Besuche ihr ältester Sohn mit der Prinzessin Charlotte hier verlobt wurde. Mit der Prinzessin Charlotte, Wilhelmines zweitjüngerer Schwester — dem mutwilligen koketten, aber sehr hübschen und einschmeichelnden Wesen, das seinen Bräutigam für einen ziemlich phlegmatischen jungen Herrn zu halten scheint, wie Wilhelmine allmählich entdeckt. Da ist sodann der alte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, den wir voriges Jahr in Ludwigsburg mit seiner weiblichen Welt und anderem in verwickelter Lage sahen, auch dieser meldet sich an — dem damals gegebenen Versprechen gemäß. Der alte Eberhard Ludwig kommt, verweilt drei Wochen, mit großer Pracht bewirtet — der arme alte Herr; sein einziger Sohn ist nun tot, und die Dinge nehmen einen ernsten Gang mit ihm. Bei seiner diesmaligen Heimkehr findet er, hinterlassenem Befehl gemäß, die unsaubere Hexe Grävenitz gehörig weggeräumt, setzt mit den gehörigen Gefühlen seine verletzte Herzogin, besser spät als nie, wieder ein und stirbt in einem oder zwei Jahren kinderlos.

Diese sind unter den hohen Gästen in Berlin, und noch viele andere sind da, die wir nicht nennen. Prachtvolle Mähler; mit „sechsundzwanzig Mohren", bunten Kerlen, die die große Treppe hinauf-, etlichemal um die königliche Tafel herum- und dann wieder hinabmarschieren, melodische Janitscharenmusik machend, die manchem vielleicht gefällt; abgerichtete Geschöpfe, diese Mohren, sämtlich als Knaben angeschafft und frühzeitig aufs Zimbelieren und Querpfeifen eingeübt, fügt mein Gewährsmann hinzu[1]. Festessen, Sauhetzen (wenn die Sau hetzbar ist), insbesondere Paraden fehlen nicht in diesen schönen Sommertagen.

Eines Abends, es ist Sonntag, der 27. Mai, etwas spät, als die hohen Gäste mit der Königin und Wilhelmine eben zur Abendtafel gehen (des Königs Majestät hat sich „um sieben zur Ruhe begeben", um morgen bei Zeit zur Revue auf den Beinen zu sein), hört man das Gerassel von Rä-

[1] Faßmann S. 420 usw.

dern im Hofe. Ein bescheidener Reisewagen fährt da im inneren Hof vor, an den Fuß der großen Treppe daselbst, wo nur fürstliche Personen absteigen — wer kann es sein? Die Königin läßt sich erkundigen. Himmel, es ist der Erbprinz von Bayreuth! „Das Haupt der Medusa hat nie eine solche Wirkung hervorgebracht wie diese Neuigkeit: die Königin saß versteinert da, und ich" war durch Rückwirkung ebenfalls versteinert! Wilhelmine verbrachte die miserabelste Nacht, tat kein Auge zu und fühlte sich ganz unwohl am Morgen — war auch bange vor Papas rauhen Späßen — und elend genug. Sie hatte die vergangene Nacht sehr gebeten, von der Revue wegbleiben zu dürfen. Aber das ging nicht an. „Ich muß hin", sagte die Königin nach einiger Erwägung, „und du mit mir." Was sie auch taten — und dabei in den Pomp und die Förmlichkeiten des Scheinkriegs mit einer kleinen unerwarteten Szene Abwechslung brachten.

Königin, Prinzessin und zugehörige Damen hatten auf Seiner Majestät Befehl vor der Front zu passieren: die Prinzessin in großer Unruhe, „mit drei Hauben auf, um mich zu verbergen", arme Seele. Der Markgraf von Schwedt, an der Spitze seines Regiments, „schien aufgeschwollen vor Wut", da hohe Hoffnungen dergestalt geschwunden waren — und salutierte mit abgewandten Augen. Was seine Mutter, die Dessauer Markgräfin in hellen Farben, betrifft, die war den ganzen Tag über „blau im Gesicht". Als die Front passiert und die Begrüßungen vorüber waren, zogen sich Ihre Majestät und die Damen in eine sichere Entfernung zurück, um zuzusehen: Solch ein Schauspiel an Pomp und Herrlichkeit, gesteht Wilhelmine, kann die Welt nicht noch einmal bieten. Solches Schwenken, rhythmisches Zusammenstoßen und Entfalten, pünktlich wie ein Uhrwerk, weit und breit; eine rasche große Kolonne hier trifft mit einer anderen raschen großen Kolonne dort an bestimmter Stelle im bestimmten Moment zusammen: mit ihrem Feuern und Trompeten, schimmernden Uniformen und Fahnen und Feldmusik — in Ausstattung und Manövrieren alles vollkommen bis auf den niedersten Trommler oder schwarzen Pauker — der oberste Feldwebel spielt auf dem Dinge wie auf einem ungeheuren Klavier, eine Geviertstunde im Flächenraum! Kommt von dem Alten Dessauer her, all dieses, von dem „gleichen Schritt", von dem grübelnden Nachdenken über Taktik in seinem rauhen Kopfe. Gar sehr hübsch. — Mittlerweile aber kommt ein Offizier heran, nähert sich, den Hut in der Hand, dem Wagen der Königin; sagt, er habe Befehl, ihr Seine Hoheit den Prinzen von Bayreuth vorzustellen. Der Prinz kommt demgemäß heran; ein junger Mann von einnehmendem Äußeren, intelligent aussehend, mit fester Haltung; verbeugt sich vor Ihrer Majestät, die mit frostiger Höflichkeit antwortet, und — und Wilhelmine, schwach, nüchtern, die ganze Nacht ohne Schlaf, fällt förmlich in Ohnmacht. War nicht zu helfen: und alle Welt sah es, und Guy Dickens und die Diplomaten schrieben darüber nach Hause, und

es entstanden Gerüchte und Gerede genug[1]! Aber das war die nackte Wahrheit von der Sache: heißes Wetter, Aufregung, Mangel an Schlaf, nüchterner Magen; nicht Widerwille gegen den Erbprinzen, nichts von dem.

Wahrlich eher das Gegenteil, und bei näherer Bekanntschaft sehr das Gegenteil. Denn er zeigte sich als ein ganz vernünftiger, ehrenhafter und wählenswerter junger Prinz: bescheiden, bieder, mit reichlich Verstand und Geist; auch gütig und gut, Temperament wohl unterdrückt, ist hitzig, nicht rauh; weiß sich in allen Kreisen ruhig zu behaupten; auch lebhaft in der Unterhaltung und kann gut antworten, wenn es darauf ankommt — obgleich er beim Sprechen ein wenig stotterte. Die unterwürfige Wilhelmine fühlt, daß man leicht hätte einen schlimmeren Gemahl bekommen können.

Welche Herrlichkeiten für dich in England! pflegte die Königin in alten Zeiten zu ihr zu sagen: „Er ist ein Prinz, jener Friedrich, der ein gutes Herz besitzt, und dessen Begabung sehr klein ist. Eher häßlich als schön und sogar ein wenig verwachsen (un peu contrefait). Aber vorausgesetzt, du läßt dir seine Ausschweifungen gefallen, so wirst du ihn völlig beherrschen und kannst mehr König sein als er, wenn erst sein Vater tot ist. Sieh nur, welch eine Rolle du spielen wirst! An dir wird es sein, über das Wohl und Wehe von Europa zu entscheiden und der Nation Gesetze zu geben[2]" — in einer Art! Was Wilhelminen selbst damals keine himmlische Aussicht dünkte. Wer weiß, ob von all den Anträgen, die sie erhielt, darunter „vier" oder drei von „gekrönten Häuptern" dieser schließliche bescheidene ehrliche im wesentlichen nicht der beste sein mag? Nimm dein Teil, wenn unvermeidlich, und sei dankbar dafür! —

Die Verlobung folgt nach ungefähr einer Woche, Sonntag, den 3. Juni 1731, mit großer Pracht, in Gegenwart der hohen Gäste und aller Welt, und Wilhelmine ist die verlobte Braut Friedrichs von Bayreuth — und jene gewaltige Doppelheirats-Tragikomödie: viel Lärm um nichts, ist endlich doch aus. Mut, Freunde, alle Dinge endigen!

Die hohen Gäste ziehen darauf wieder ihrer Wege, und der Berliner Hof, wie sich nicht anders erwarten läßt, ist erschöpft wie nach einer großen Anstrengung. Fühlen nicht Friedrich Wilhelm und unzählige Personen — die Leser und der Verfasser dieser Geschichte mit eingeschlossen — einen Stein von ihren Herzen fallen? — Jetzt, und jetzt erst, wird die Königin Sophie sterbenskrank und wirft Wilhelminen vor, daß sie sie umgebracht habe. Friedrich Wilhelm hofft zuversichtlich, daß dem nicht so sei, wartet draußen in Potsdam einige Tage, bis diese tödliche Gefahr vorüber ist; reist dann mit verdoppelter Schnelligkeit nach Preußen und zu öffentlichen Geschäften ab, nachdem ein solcher Berg von häuslichen Geschäften siegreich überwunden ist.

[1] Dickens, vom 2. Juni 1731 (in pathetischen Ausdrücken); Wilhelmine I. 341 (ohne Pathos).
[2] Wilhelmine I. 143.

Der arme König, sein Leben ist seit langem eine Reihe von Erdbeben und titanischen Erschütterungen gewesen. Wenig hat gefehlt, und er hätte sein eigen Haus über sich eingerissen, sich selbst, Sohn, Weib, Familie und Schicksal unter dem Trümmerhaufen begrabend — ein Denkmal für die späte Nachkommenschaft. Niemals ist ein solcher Zaubertanz eines wohlmeinenden königlichen Bären mit poetischem Temperament dagewesen, dem zwei Schwarzkünstler um des Kaisers und der pragmatischen Sanktion willen eins vorpfiffen! Auch das Tabakparlament mag froh sein; denn wahrlich, das Spiel war in der letzten Zeit gefährlich geworden. König und Parlament, darf man annehmen, kehren mit doppelter Kraft zu den öffentlichen Geschäften zurück.

Viertes Kapitel / Das Kriminalverfahren in Preußen und anderwärts

Nicht daß Seine Majestät, während er am tiefsten in häuslichen Verwickelungen steckte, je die öffentlichen Geschäfte hintansetzte. Diesen Sommer sogar errichtet er Husarenschwadronen, beflissen, diese Gattung Soldaten bei seiner Armee einzuführen — viel Pferdebändigen und neues Säbelexerzitium ist für diesen Zweck nötig[1]. Die Reichsgeschäfte hat er keinen Moment aus den Augen gelassen — freut sich, zu sehen, daß der Kaiser sich wieder mit den Seemächten verständigt und die Dinge in ihre alte Lage kommen, trotz jenes faulen Vertrags von Sevilla.

Ja, während der letzten zwei Jahre, dieweil die häuslichen Vulkane am schlimmsten tobten, hat sich Seine Majestät viel mit einer neu entstandenen Frage, der Angelegenheit der Salzburger Protestanten, abgegeben, wovon wir später mehr hören werden. Fern und nah, beim Reichstag und anderweitig, hat er emsig, gottesfürchtig und mit Umsicht diese Frage der armen Salzburger betrieben und hat sogar Gelder für künftige Unterstützungen (denn er sieht voraus, wie es kommen wird) zurückgelegt — Gelder, an denen, wie es sich um diese Zeit ergibt, ein gewisser Beamter in Preußen drüben sich vergriffen hat! Ende Juni geht Seine Majestät nach Preußen auf die übliche Musterungsreise, was wir nicht erwähnen würden, wäre nicht die Sache mit ebendiesem Beamten und etwas sehr Rhadamanthisches und Besonderes, das ihm zustieß, und das zeigte, wie Seine Majestät imstande ist, promptes Gericht ergehen zu lassen.

Das Verfahren mit Schlubhut.

Mit der Königsberger Kriegs- und Domänenkammer war es in letzter Zeit in verschiedenen Stücken schief gegangen; allerhand Dinge waren in Unordnung dortzulande, die Kammerräte offenbar lässig auf ihren Posten, weshalb sie scharf zur Rede gestellt und sozusagen beim Kragen geschüttelt worden sind. Ja, da ist ein Rat, ein sogenannter Edelmann aus dortiger Gegend, mit Namen Schlubhut, der wirkliche Unter-

[1] Faßmann I. 417—418.

schlagung, Veruntreuung jenes frommen, für die Salzburger bestimmten Schatzes begangen hat — ist überführt und gesteht, daß er nicht weniger als 11 000 Taler, einige sagen 30 000, die dem öffentlichen Schatz und den salzburgischen Protestanten gehörten, in seine eigene schändliche Börse gesteckt hat! Diese Sachen, besonders diese letztere unerhörte Schlubhutsche Sache, hat das Kriminalkollegium in Berlin eine Zeitlang unter Erwägung gehabt, und hinsichtlich Schlubhuts hat es ein Resultat zutage gefördert, worüber sich Friedrich Wilhelm nicht wenig wundert. Schlubhut ist offenbar des Unterschleifs schuldig, sagen sie; aber er hat Vermögen, ist begütert, er erstatte die entwendete Summe, Kapital und Zins, und erhalte drei oder vier Jahre Festungsarrest als Denkzeichen. „Jahre Arrest? Erstatten? Ist Diebstahl in den obersten Regionen ein Ding, das mit Erstattung abzumachen ist?" brummt Seine Majestät und will dies Urteil seines Kriminalkollegiums nicht bestätigen, sondern läßt es offen, bis er an Ort und Stelle ist und mit eigenen Augen schaut. Schlubhut, der sich während dieser ganzen Zeit in gelindem Arrest befindet, sollte sich die Sache mehr, als er tut, zu Herzen nehmen!

Einmal an Ort und Stelle, urteile man, ob die Königsberger Domänenkammer nicht eine scharfe Prüfung zu passieren hatte, insbesondere ob Schlubhuts Drillexerzitium wohl ein sanftes gewesen ist! Schlubhut, vor Seine Majestät gebracht, tritt stolzer auf, als man es hätte annehmen sollen: täte ihm sehr leid, wisse nicht, wie es zugegangen sei; habe allezeit beabsichtigt, das Geld wiederzuerstatten; wolle es erstatten, bis zum letzten Pfennig, und alles ausgleichen. — „Erstatten? Weiß Er denn, was stehlen heißt? Wie dem gemeinsten überführten Dieb der Galgen zum Lohn wird, wieviel mehr einem des Diebstahls überführten öffentlichen Beamten? Weiß Er also, daß Er ganz besonders verdient, gehängt zu werden?" — Schlubhut, im Bewußtsein seines Ranges, wennschon auch des Quasi-Diebstahls, fühlt sich zu nahegetreten: „Es ist nicht Manier, einen preußischen Edelmann um so etwas hängen zu lassen!" antwortet Schlubhut, trotzig zur unrechten Zeit: „Ich kann und werde die Gelder wieder herbeischaffen!" — E d e l mann? Geld herbeischaffen? „Ich will Sein schelmisches Geld nicht haben." In strengen Verhaft mit diesem Schurken! — Und dahin wird er auch abgeführt. Unglücklichster der Sterblichen, der nicht an rechter Stelle, als er im Begriff war das Geld zu stehlen, seines Ranges gedachte, sondern an unrechter, als er dem Rhadamanthus Rede darüber stand!

Und da liegt wahrhaftig der Schlubhut in seinem Gefängnis auf dem Schloßplatz in Königsberg die ganze Nacht und hört nahe bei der Domänenkammer, die auf demselben Platze ist, der Domänenkammer, wo er zu amtieren pflegte, ein entsetzliches Hämmern von Zimmerleuten vor sich gehn — unglücklichster der preußischen Edelleute. Und am Morgen, siehe da, ist ein hoher Galgen errichtet, hart bei der Domänenkammer,

gerade vor den Fenstern — und da, wahrhaftig! stirbt der unglückliche Schlubhut etliche Stunden später den Tod des Diebes: sprechend oder denkend, was kein Mensch mir berichtet hat. Der Tod war ihm gewiß, unvermeidlich wie das Schicksal. Und so baumelt er dort, eine Warnung für die übrigen Räte, tagelang — einige sagen wochenlang — bis auf ihre Bittstellung der Galgen wieder weggenommen wurde. Die Stümpfe davon waren, hart am Pflaster abgesägt, lange danach noch auf dem Schloßplatz in Königsberg zu sehen. Das nenne ich prompte Rechtspflege! Hat der Leser je so was gehört? Die Tatsache steht fest[1] — obwohl alle preußischen Bücher sie nur lose und ohne die mindeste Genauigkeit der Details wiedergeben; erst nach langem Suchen habe ich sie auch nur datieren können: Juli 1731, während Friedrich noch in Küstrin in Verdunkelung ist, und etwa sechs Wochen nach Wilhelmines Verlobung. Und hier ferner, unmittelbar aus der Nachbarschaft des damaligen Schlubhutschen Vorgangs, ist eine verlaufene Notiz, freilich nur meteorologisch hauptsächlich, die aber doch das Auflesen lohnt, da sie verbürgt ist. „Wehlau", bemerken wir, liegt auf dem Rückweg — auf unserer Rückreise vom äußersten Memel — eine Tagereise näher als dieses, eine halbe Tagereise jenseits von Königsberg:

„Dienstag, 10. Juli 1731. Der König speiste bei dem General Dockum in Wehlau" — wo er an vierzig Stunden lang wieder Musterung gehalten, zu welchem Zweck sich allerhand Regimenter dort versammelt hatten, der arme „General Katte mit seinem Regiment" war mit darunter — bei Tafel nach all diesem „beschloß der König noch, nach Königsberg abzureisen, und kam daselbst Schlag zwölf in der Nacht bei strömendem Regen an." Dies bringt uns innerhalb ein oder zwei Tagen Schlubhuts Tod. Schrecklicher „Auerochsenkampf, zwei Auerochsen gegen sechs wilde Bären", folgte alsdann und die Schlubhutsche Menschentragödie; ich weiß nicht, in welcher Reihenfolge — mutmaße doch, daß die Schlubhutsche Sache vorausgegangen. Pillau, Weg nach Danzig, auf dem engen Streif zwischen dem Frischen Haff und der Ostsee, ist die nächste Station heimwärts; in Pillau ist General Finkenstein (der treffliche alte Hofmeister des Kronprinzen) Kommandant und erwartet Seine rasch reisende Majestät, Tag und Stunde sind bestimmt, mir aber nicht bekannt. Majestät reist in drei Wagen; der Alte Dessauer, Grumbkow, Seckendorff, Ginkel sind unter seinem Gefolge; das Wetter ist noch immer sehr elektrisch.

„In Fischhausen, halbwegs nach Pillau, hatte Seine Majestät einen Strauß mit dem Elentier, erlegte sechs Elentiere — Geschöpfe von der Hirschgattung, flink wie Rehe, aber stark wie Bullen und vier Handbreit höher als das größte Pferd — zum Erstaunen Seckendorffs, Ginkels und der Fremden dort. Eine halbe Stunde vor Pillau abermals wütende Elektrizität; der Blitz zersplitterte eine Eiche fünfzehn Schritte vom Wagen Seiner Majestät entfernt. Und in Pillau selbst mußte das zum Empfang Seiner Majestät von Finkenstein unter Waffen aufgestellte Garnisonsbataillon" (der Regen ist nun vorüber, steht zu hoffen) „plötzlich vorwärtsstürmen und eine neue Stellung einnehmen, da sich das Frische Haff infolge irgendeines Drucks der Elemente plötzlich mehr als zweihundert Schritte über seine alte dortige Fluthöhe hinaus ergossen hatte[2]."

[1] Beneckendorf (anonym): Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. (Berlin, 1788.) VII. 15—20; Förster (II. 268) usw.
[2] S. Mauvillon II. 293—297 — verbessert mittelst Faßmann S. 422.

Pillau, Fischhausen — hier war es, wo der treffliche alte Adalbert die Erde mit seinem Leben „in der Form eines Kreuzes" stempelte, vor achthundert Jahren, und das sind die neuen Phänomene daselbst! — Der General Dockum, Dragoneroberst, bei dem Seine Majestät in Wehlau speiste, fand wenige Monate darauf seinen Tod. Einer von Dockums Dragonerleutnants fühlte sich beleidigt wegen irgend etwas und forderte seinen Abschied. Nachdem der Abschied erteilt war, forderte er Dockum auf Pistolen und schoß ihn tot[1]. Nichts weiter ist in militärischen Annalen von Dockum und von jenem Leutnant zu sagen.

Das Verfahren mit dem Kriminalkollegium selbst.

Und dergestalt ist der Irrtum des Kriminalkollegiums in Sachen Schlubhuts berichtigt worden. Denn nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit ist dieser Souverän oberster Richter und trägt das Schwert an Gottes Statt — indem er dann und wann, wenn es not tut, auf diese schreckliche Weise einschreitet. In demselben dunklen authentischen Beneckendorf (selber ein Mitglied des Kriminalkollegiums in späteren Zeiten), und aus ihm in alle Bücher übernommen, steht ein anderes Einschreiten aufgezeichnet, das komischer Art ist und das wir ebenfalls mitteilen wollen. Unbestrittene Tatsache, wiederum gänzlich ohne Genauigkeit oder Details; nicht einmal datierbar: höchstens bemerken wir bei näherer Forschung, daß sie vor der Schlubhutschen Hinrichtung, und nachdem das Kriminalkollegium seinen Irrtum in dessen Sache beging, stattgefunden haben dürfte — muß jedenfalls geschehen sein, als diese Schlubhutsche Geschichte noch in lebhafter Erinnerung war. Hier die ungenaue, aber unzweifelhafte Tatsache, wie sie uns überkommen ist:

„Eines Morgens in aller Frühe" (mochte sein, als Schlubhut noch nicht gehängt und nur zu Festungsarrest und Wiedererstattung verurteilt war) kam der General Graf von Dönhoff, Oberst eines Musketierregiments, wohlgelittener alter Soldat — der freilich in dem Kriegsgericht über den Kronprinzen letzthin auf der milden Seite stimmte; aber ich hoffe, Seine Majestät, bei dem er seit langen Jahren in hoher Achtung steht, hat ihm verziehen — dieser Dönhoff kommt frühmorgens mit einem grimmig jämmerlichen Gesicht zu dem König. „Was gibt's, Herr General?" — „Ew. Majestät, mein bester Musketier, ein vortrefflicher Soldat und von gutem Maß, hat kürzlich einen Fehltritt begangen — ist in schlechte Gesellschaft geraten, der arme Kerl; diese und er mit ihnen schlichen sich in ein Haus ein und stahlen etwas Unbedeutendes ohne Gewalttätigkeit; der Sold ist nur anderthalb Groschen, Ew. Majestät, und der Teufel versucht die Leute! Und da hat das Kriminalkollegium den Kerl zum Strang verurteilt, einen vortrefflichen Soldaten und von gutem Maß, wegen dieses einzigen Vergehens. Den Edelmann Schlub-

[1] 7. April 1732 (Militärlexikon I. 365).

hut verurteilte man zur „Rückerstattung": das war ihr Spruch über Schlubhut, einen von ihrem Rang; und dieser arme Soldat, sechs Schuh drei Zoll, Ew. Majestät, soll in der Luft tanzen wegen ein paar Dreiern!" So etwa mochte Dönhoff das Ding vorstellen — während die Tatsache, sagt mein Dryasdust, „ein gewaltsamer Diebstahl durch Einbruch war, wobei eine Summe von 6000 Talern gestohlen wurde, und dieser Musketier war der Anführer!" — Nun gut, ist aber Schlubhut zum Strang verurteilt worden? Führt ihr also zweierlei Gewicht und zweierlei Maß in eurem Kriminalkollegium?

Friedrich Wilhelm empfindet diesen argen Widerspruch heftig, um so mehr, als der Soldat noch dazu sein eigen Gut und von Riesenlänge ist. Friedrich Wilhelms Ingrimm entbrennt; er schickt eilige Boten nach den Räten aus, läßt sie allesamt auf der Stelle zu sich befehlen. Die Herren sind noch im Schlafrock, über dem Barbieren, über dem Frühstück; sie eilen, was sie können. Sobald die ersten drei oder vier angemeldet sind, läßt sie Friedrich Wilhelm in brennender Ungeduld hereinrufen, stellt sie zur Rede über das zweierlei Gewicht und Maß. Entschuldigungen, Ausflüchte reizen ihn nur noch mehr; es dauert nicht lange, bis er aufspringt, fürchterlich brüllend: „Ihr Schurken, warum habt ihr solch Urteil gesprochen?" und dabei fuhr er mit dem königlichen Knüttel unter sie. Man denke sich die Verwirrung, die unrichterlichen Haltungen und Plädoyers! Der königliche Knüttel regnet Hiebe rechts und links, es setzt blutige Köpfe ab, und „einer verlor ein paar Zähne, die anderen hatten Löcher im Kopf", ehe sie zur Türe hinauskonnten. Die später ankommenden Räte machten sich, als sie ihren so übel zugerichteten Kollegen auf der Treppe begegneten, eilig wieder aus dem Staube, ohne die Ehre einer königlichen Audienz[1].

Mögen sie lernen, künftighin einerlei Maß und Gewicht in ihren Gerichtshöfen zu halten. — Das ist die wirkliche Szene, des ungefähren Datums: Berlin 1731, ungewöhnlich in den Annalen der Themis. Kein konstitutionelles Land kann Derartiges je zu sehen hoffen, wäre das Bedürfnis auch noch so dringend. — Ich wünsche nur, Seine Majestät wäre ein wenig gleichmäßiger verfahren, als er so rhadamanthisch verfuhr! Den Schlubhut ließ er hängen, da Schlubhut nur Schlubhuts Gut war; diesen Musketier, Seiner Majestät eigen Gut, ließ er nicht hängen, sondern nach einigem vorhergegangenen Durchstäupen das Gewehr wieder schultern! —

Seine Majestät war allezeit äußerst strenge gegen Veruntreuungen. Einen Steuerbeamten namens Wilke (der ein Nebengeschäft mit „Anwerbung großer Rekruten" getrieben und dabei einigen Unterschleif begangen hatte) ließ der König öffentlich „von dem Schinder" stäupen und zeitlebens in Spandau einsperren. Noch tragischer war der Fall des

[1] Beneckendorf VII. 33; Förster II. 270.

armen Hesse. Hesse, ein Domänenrat in Königsberg, der Geld unter sich hatte, ward bei unordentlicher Rechnungsführung und mit einem Defizit von mehreren Tausenden befunden. Wohin sind denn diese Tausende gekommen, Herr Rat? Der arme alte Hesse vermochte es nicht zu sagen: „Gott ist mein Zeuge, ich habe keinen Groschen davon eingesteckt", beteuerte der arme alte Hesse; „aber wohin sind sie?" — „Meine Bücher sind in einem solchen Zustand — ach, und mein armes altes Gedächtnis ist nicht mehr, was es war!" Er ward nach Berlin gebracht; ward am Ende wirklich gehängt, die arme alte Seele — und hernach fand man auf seiner staubigen Vorratskammer, hier und da in Töpfen versteckt, das meiste oder gar alles von dem fehlenden Gelde[1]! Datum und Urkunden von all diesen Fällen sind vorhanden, wennschon mein Dryasdust keine gibt, und die Fälle stehen außer Zweifel — gar sehr rhadamanthisch. Die milde Eigenschaft der Barmherzigkeit — ach ja, sie ist schön und beseligend, wenn zulässig (obschon dreimal verflucht, wenn nicht); aber es ist zuvörderst die harte Eigenschaft der Gerechtigkeit, auf welcher in dieser Welt Reiche begründet und heilsame und dauerhafte Dinge für die Menschheit zustande gebracht werden können! —

Schiffer Jenkins im Golf von Florida.

Ein paar Wochen vor Schlubhuts Tod sind die englischen Zeitungen in Aufregung — fürs erste mit Erzählen. Das Schiff Rebekka, Kapitän Robert Jenkins, ist im Hafen von London angekommen, mit einer wunderlichen Geschichte in seinem Logbuch. Wovon nach gehörigem Sichten genau folgendes der wesentliche Inhalt ist:

„London, 23.—27. Juni 1731. Kapitän Jenkins lief mit der Rebekka vor mehreren Monaten aus dem hiesigen Hafen aus; fuhr nach Jamaika, um eine Ladung Zucker zu holen. Nahm seine Ladung in Jamaika ein, stach wieder in See, 5. April 1731, und trat die Heimreise an, mit leidlichem Wind während der ersten vierzehn Tage. Am 20. April lag er mit keinem oder keinem passenden Wind am Eingang des Golfes von Florida, nicht weit von Havanna" — fast zu nahe, scheint mir; aber diese störenden Winde! — „nicht weit von Havanna, als ein spanisches Küstenwachtschiff sich blicken ließ, an Jenkins herankam und ihn fürchterlich enterte: ‚Halunke, was hast du hier zu schaffen, schmuggelst du in diesen Gewässern? Jamaika sagst du? Zucker? Sieht danach aus! Zeig dein Logbuch, Häute, spanische Taler!' Und man fiel über Jenkins' Schiff und Person auf eine ganz außerordentliche Weise her. Riß seine Luken auf; stöberte unten herum, nach Farbholz, Häuten, Talerstücken[2] suchend; fand keine — nicht eine Spur von Konterbande am Bord von Jenkins' Schiff. Sie brachten jedoch seine Schiffsinstrumente herauf, ebenso seinen Vorrat an Talglichtern[3]. Sie rüttelten und durchstöberten ihn und alles nach spanischen Talern; rieten ihm wütend, Säbel in der Hand, zu gestehen, daß er schuldig sei. Sie zerhieben Jenkins Kopf, hauten ihm das linke Ohr fast ab, und der Befehl war gegeben: ‚Skalpiert ihn!' — Da er aber kein Haar hatte, unterließ man das; riß ihm nur die Perücke ab und hieb drauflos —

[1] Förster (II. 269) usw.

[2] Gegenstände, deren Ausfuhr aus dem spanischen Amerika den Engländern verboten war. D. Übers.

[3] Talg war gleichfalls ein Konterbandeartikel. Derselbe.

noch immer gestand er nichts, auch keine Talerstücke. Sie hängten ihn an eine Segelstange — mit dem Strick um den Hals; der Strick scheint aber teerig gewesen zu sein, und die Schlinge ging nicht zu — noch immer kein Geständnis. Sie hißten ihn höher hinauf, banden ihm einen Schiffsjungen an die Füße; da ward der Halsstrick dem Jenkins entsetzlich enge, wäre nicht der Schiffsjunge (mit so kleinem Köpfchen) durchgeschlüpft, da die Schlinge teerig war; was eine merkliche Erleichterung für Jenkins bedeutete. Dem Tode nahe wurde er herabgelassen: ‚So gestehe denn, Halunke!' Halunke konnte nichts gestehen; sprach von ‚der britischen Majestät Flagge, friedlichem englischen Untertan auf offener See'. — ‚Britische Majestät, offene See!' antworteten jene und hißten ihn wieder hinauf. Dreimal hintereinander versuchten sie Jenkins auf diese Weise an der Segelstange, einmal mit dem Schiffsjungen an seinen Füßen: nimmer hat ein Mensch so einen Tag gehabt, so zugerichtet, seine arme Rebekka und er, von gewalttätigen backenbärtigen Banditen! Als sich die Sonne neigte und nicht die mindeste Spur von Konterbande sich vorfand, machten sie einen letzten Angriff auf Jenkins; faßten sein blutiges geschlitztes Ohr, rissen es unbarmherzig ab, schmissen es ihm ins Gesicht: ‚Bring das deinem König und erzähle ihm alles!' Gingen dann ihrer Wege, indem sie Jenkins Talglichter und die besten von seinen Sextanten mit sich nahmen, so daß er aus Mangel an astronomischen Beobachtungen kaum sein Schiff nach Hause steuern konnte; und hat an Waren 112 Pfund Sterling eingebüßt, von seinem Ohr nicht einmal zu reden. Streng war all dies; Schiffsmannschaft will es auf ihren Eid bezeugen, wenn man es verlangt [1]."

Das sind sicherlich wunderliche Tatsachen, angetan dazu, ein auf seine Ehre wachsames, seestaatliches Publikum aufzuwecken. Was auch geschah — nach ungefähr acht Jahren, wie der Leser sehen wird! Vorderhand brummt man in den Kaffeehäusern; und „Donnerstag, den 28. Juni", melden die Zeitungen: „Heute begab sich Kapitän Jenkins mit seinen Schiffseignern", Ohr in seiner Tasche hoffentlich, „nach Hampton Court hinaus, um die Sache dem Herzog von Newcastle vorzulegen": „Mit Ew. Gnaden Erlaubnis, noch sind es kaum drei Monate her, seitdem der berühmte Vertrag von Wien unterzeichnet worden ist, wobei die Holländer und wir der Xanthippe von Spanien den Arm gaben, und nichts als halkyonisches Wetter sollte von dieser Seite zu gewärtigen sein!" Seine Gnaden von Newcastle, besorgt, Irrungen mit Spanien zu vermeiden, antwortet: was, kann ich mir nur denken. Und nichts erfolgt auf Jenkins und sein Ohr [2] — er mag es „in Baumwolle aufbewahren", wenn ihm beliebt; soll „ein besseres Schiff" zu einigem Trost erhalten. Dies ist das erste Auftauchen des Jenkins und seines Ohrs vor einer fahrlässigen Menschheit. Beide werden eines Tages wunderbar wieder auftauchen.

[1] Daily Journal (und die übrigen Londoner Zeitungen) 12.—17. Juni (A. S.) 1731; Coxe, Walpole I. 579, 560 (undeutlich und der Verbesserung bedürfend).

[2] In jenen Jahren sang Pope:

The Spaniards own they did a witty thing,
Who cropt our ears and sent them to the king.
(Der Spanier rühmt sich, wie er unsre Ohren
Dem König schickt, die wir durch ihn verloren.)

Das Kind Carlos erhält seine Apanage.

In bezug auf jenen Vertrag von Wien aber, die siebente und letzte Geburtswehe um Kind Carlos Apanage, mag der vergeßliche Leser folgenden Auszug hinnehmen, damit er auf der Höhe der öffentlichen „Begebenheiten", wie sie sich zu nennen belieben, bleibe:

„Vermöge jenes gewaltigen Vertrags von Sevilla sollten Kardinal Fleury und die Spanier sich mit England zusammentun und den Kaiser vi et armis zwingen, spanische Besatzungen" (anstatt neutraler) „in Parma und Piacenza einzulassen und dem Kind Carlos seine dortige Apanage zu sichern, um derentwillen die ganze Natur im Kreisen war, bis er sie erhalten hatte. ‚Krieg in Italien ist sicher!' sagten alle Zeitungen nach Sevilla; und Kronprinz Friedrich, wie wir sahen, wollte davonlaufen und sich in diesem Kriege die Sporen verdienen — er ist unvermeidlich, da der Kaiser noch immer hartnäckig opponiert. Und die Engländer und der große Georg, ihr König, waren in Bereitschaft. Nichtsdestoweniger erfolgte kein Krieg. Der alte Fleury, der nicht Krieg, sondern nur etwas Nützliches für sich herausfischen wollte — Lothringen, wie willkommen, und fürwahr die kleinsten Spenden sind willkommen! — der alte Fleury manövrierte, zögerte, bis die Spanier und Xanthippe Elisabeth alle Geduld verloren und sogar die Engländer es müde wurden und Verdacht schöpften; worauf denn der Kaiser wieder zu den Seemächten einlenkte oder sie zu ihm, und es kam ein behagliches W i e z u v o r zustande: gar sehr zur Freude Friedrich Wilhelms und anderer. Hier sind einige der Daten dieser sublimen Phänomene:

16. M ä r z 1731, Vertrag zu Wien, England und der Kaiser verbünden sich wieder zu behaglichem W i e z u v o r. Traktat abgeschlossen durch Robinson" (Sir Thomas, der zuletzt Graf von Grantham wurde, von dem wir mit der Zeit oft hören werden); „ward bestätigt und erweitert durch eine Art zweite Auflage, 22. Juli 1731; die Holländer schließen sich an, Spanien selber tritt bei, und alles ist nun gut. Was kaum erwartet werden konnte.

Denn vor der ersten Auflage dieses Traktats und während Robinson noch in Wien wie ein Herkules daran arbeitete — starb der Herzog von Parma. Starb, und keine Spur von ‚spanischer Besatzung' war noch dort, um Kind Carlos bestehendem Übereinkommen gemäß einzuführen. Im Gegenteil, der Kaiser selber nahm Besitz — ‚bis erst des Herzogs Witwe, die sich als in gesegneten Umständen erklärte, niedergekommen sei! Wenn mit einem Sohn, dann müsse natürlich dieser die Herzogtümer bekommen; wenn bloß mit einer Tochter, dann s o l l e Carlos dieselben haben, Robinson brauche nichts zu fürchten'. Die nötigen Monate verliefen, aber weder Sohn noch Tochter kam, und der Vertrag von Wien, die erste Auflage und auch die zweite, ward unterzeichnet; und

20. O k t o b e r 1731 kamen spanische Garnisonen, nicht länger eine Hypothese, sondern eine leibhafte Tatsache, 6000 Mann stark, ‚von der britischen Flotte gebracht', in Livorno an und besetzten die lange bestrittenen Parma und Piacenza — und endlich am Tag nach Weihnachten, dem Himmel sei Dank,

a m 26. D e z e m b e r kam Kind Carlos in höchsteigener Person an: Kind Carlos (möge es gesund bleiben) erhielt die Herzogtümer, und wir hoffen, damit ist die Sache aus. Hat doch nie ein junger Herr soviel Spektakel unter seinen Mitgeschöpfen wegen ein wenig Erbgutes zu machen gehabt. Wenn Kind Carlos' Tatleistung hierzu in irgendeinem Verhältnis steht, so wird es ein äußerst hervorragender Fürst werden!

Noch feilscht man wegen Toskana, dessen Herzog alt und unbeerbt ist; der letzte Mediceer, wie es sich erwies. Kind Carlos möchte gern auch Toskana haben; dies ist aber ein Reichslehen und könnte leicht besser verwendet werden, denkt der Kaiser. Ein mehr oder weniger ungewisser Punkt, dieser toskanische, wie so viele andere! Der

letzte Mediceer beschwerte sich höflich, daß man sich in seine Kleider teile, ehe er sie abgelegt habe; da er jedoch keine Macht besaß, versuchte er keinen Widerstand, sondern beruhigte sich höflich[1]. — Brauchen meine Leser daran erinnert zu werden, daß dieses selbe Kind Carlos König von Neapel und sogar zuletzt Karl III. von Spanien wurde und einen jüngeren Sohn als König von Neapel hinterließ, Stammvater der jetzigen Majestät daselbst?"

Und so ist, nach solchen diplomatischen Erdbeben und solchem Kreißen der Natur, endlich eine Geburt zutage gekommen; die siebente Geburtswehe ist von Erfolg, einigermaßen von Erfolg gewesen. Hier ist wirklich Kind Carlos' Apanage; dort wahrscheinlich wird mit himmlischer und der Seemächte Begünstigung des Kaisers pragmatische Sanktion eines Tages sein. Der Vertrag von Sevilla, drohendste von all jenen schrecklichen Kriegsdrohungen, ist vorübergegangen, wie sie alle vorübergingen; hat sich friedlich zu einem Vertrag von Wien gestaltet: eine Xanthippe gleichsam gesättigt, ein Kaiser, der auf Sättigung hofft — pragmatische Sanktion und alles: für die Seemächte und für jedermann schlechterdings nur halkyonisches Wetter fortan — das sich nicht bis zum Golf von Florida und Kapitän Jenkins erstreckt, wie es scheint! Robinson, der das Ding zustande brachte — ein gewandter Mann, als Sekretär des alten Horaz Walpole in Soissons und anderwärts zu den Geschäften herangebildet und nun in selbständige Wirksamkeit gesetzt — Robinson betrachtet den Traktat von Wien (der freilich seine mannigfaltigen Schwierigkeiten gehabt hat) als ein unsterblich machendes Werk.

Der Kronprinz hat schon längst auf Papas Befehl an den Kaiser geschrieben, um Kaiserlicher Majestät für jene heilsame Fürsprache zu danken, die ihm, wie Papa einschärft, das Leben gerettet hat.

Wir müssen uns nun ein wenig nach dem geretteten Kronprinzen umschauen und sehen, wie es ihm in seiner Verdunkelung unter den Domänenwissenschaften in Küstrin ergeht.

[1] Schöll II. 219—221; Coxes Walpole I. 346; Coxes House of Austria (London, 1854) III. 151.

Fünftes Kapitel / Zusammenkunft der Majestät mit dem Kronprinzen in Küstrin

Seit dem Ende des Novembers vorigen Jahres hat der Kronprinz in seiner Verdunkelung in Küstrin seinen Prüfungskursus in den Domänenwissenschaften und anderweitig mit aller möglichen Geduld, Fleiß und Gewandtheit verfolgt. Es ist falsch, was man in einigen törichten Büchern liest, daß Friedrich die ihm als Kriegs- und Domänenrat angewiesenen Amtsgeschäfte vernachlässigt habe. Das hätte ihm schlecht zu stehen kommen können! Die noch erkennbare Wahrheit ist, daß er sich allen Ernstes Mühe gab, die Friedrich-Wilhelmsche Methode der Domänenverwaltung und das Finanzwesen überhaupt, besonders das preußische, das beste vorhandene damals und seitdem, zu erlernen — Finanz-, Polizei-, Verwaltungswesen — und er profitierte viel von den ihm als Lehrer in den verschiedenen Zweigen zugeteilten Räten. Ein gewisser Hille unterwies ihn in Finanzsachen; dessen für diese Gelegenheit verfaßtes und benutztes Kompendium ist in neuerer Zeit gedruckt worden und soll bei kurzer Fassung ein sehr lehrreiches Stück sein, das helles Licht auf die musterhaften Friedrich-Wilhelmschen Methoden wirft[1]! Diese erlernte der Prinz und übte sie auch all sein Lebtag — „im wesentlichen seines Vaters Methoden folgend", berichten die Wissenden — sehr zu seinem Nutz und Frommen, als die Zeit kam.

Der gründliche Nicolai suchte emsig nach Spuren von ihm in den dortigen Domänengeschäften und fand etliche — Befehl von Papa, „über die neumärkischen Glashütten zu berichten"; eigenhändige Unterschriften zu gewöhnlichen Berichten, eine oder zwei; und einige Überlieferungen, daß er an dem Entwurf zu gewissen in dortiger Gegend noch stehenden Amtsgebäuden Anteil gehabt habe — da jedoch das Kammerarchiv von Küstrin und Küstrin selber 1758 von den Russen völlig niedergebrannt wurde, so waren solche Spuren lange vor Nicolais Zeit größtenteils verschwunden[2]. Seitdem sind deren genug an den Tag gekommen, in der Form von Briefwechseln mit dem König und anderweitig: und es ist

[1] Preuß I. 59 Anm.
[2] Nicolai: Anekdoten VI. 193.

sicher, daß der Kronprinz Pläne zu Wirtschaftsgebäuden entworfen hat; Karzig und Himmelstädt (Karzig jetzt deshalb Friedrichsfelde genannt), dunkle bemooste Stätten, zu denen antiquarische Pietät, wenn es ihr beliebt, pilgern kann, sind beide von ihm gebaut oder umgebaut worden — und es ist zugleich bemerkenswert, wie gründlich unterrichtet sich Friedrich Wilhelm in solchen Dingen zeigt und wie väterlich entzückt über das Empfangen solcher Vorschläge für die in den besagten Karzig und Himmelstädt zu machenden Verbesserungen und darüber, daß der junge Schlingel so fleißig ist, und daß seine Ideen sogar gut sind[1]. Vielleicht ist uns weiter unten ein kurzer Blick in diese Geschäfte gestattet.

Des Prinzen Leben in diesem seinem Zustande der Verdunkelung ist ein Leben des Zwangs, der Spannung, beständigen Bedrohung; aber nachdem die ersten Monate überstanden sind, fängt es an erträglicher zu werden, als man denken sollte. Er ist auf die kleine Stadt angewiesen, darf ohne die Erlaubnis des Kommandanten keine Nacht abwesend sein; diese Beschränkungen existieren jedoch ebenso wie andere ähnliche mehr in der Form als in der Wirklichkeit. Ein liebenswürdiger Kronprinz; keine Seele in Küstrin, die nicht bei Tage und bei Nacht sich beeilen würde, ihm zu dienen. Er fährt und reitet in dem grünen moorigen Land umher, auf Domänengeschäften, auf Besuchen, auf erlaubten Vergnügungen ziemlich nach eigenem bescheidenen Belieben. Eine grüne, flache Gegend, aus Torf und Sand geschaffen, die der beständigen menschlichen Betriebsamkeit bedarf: erhöhte Dammwege mit unzähligen Brücken, schwarze, schilfige Gräben zu beiden Seiten; viele Lachen, schmutzige Sümpfe, stehende oder fließende Wasser allenthalben; die große schmutzige Oder, gelblichblau von Farbe, kommt aus dem Süden, die große schwarze Warthe aus den polnischen Marschen im Osten; das Schwarz und das Gelb fließen lange unvermischt nebeneinander. Nichts des Malerischen in dieser Landschaft, aber viel des Nutzbaren, des durch Ökonomiewissenschaft Verbesserungsfähigen und auch mehr der schönen Erzeugnisse darin, von der Blumenart und von einer noch interessanteren Gattung, als beim ersten Anblick zu vermuten ist. Am beengendsten für Friedrich war sein gar zu knappes, seine Neigungen überall beschränkendes Einkommen: aber der Adel aus der Umgegend brachte unter sich Geschenke für ihn zusammen (se cotisirent, sagt Wilhelmine), und auf eine oder die andere Weise kam er doch zurecht. Münchow, sein Präsident in der Kammer, neben dem Friedrich sitzt („des Königs Sessel steht allezeit bereit, aber leer da"), ist von Herzen sein Freund; die Münchows lassen es sich angelegen sein, Bälle, ländliche Feste für ihn zu veranstalten; ebenso die Hilles — ja Hille, der strenge Finanzlehrer, hat eine Mamsell Hille, mit der sich tanzen läßt[2]; und sie ist noch nicht einmal das einzige bezaubernde Er-

[1] Förster II. 387, 390, 391.
[2] Preuß I. 59.

emplar, die einzige Blume der Lieblichkeit in jenen moorigen Regionen, wie wir sehen werden. Im ganzen hat Seine Königliche Hoheit, nachdem die ersten Anfälle des königlichen Mißtrauens vorüber sind und Verzeihung anfängt, dem königlichen Gemüte möglich zu scheinen, eine erträgliche Zeit, und er faßt seine Seele in Geduld, in Tätigkeit und Hoffnung.

Unerlaubte Dinge muß er ein für allemal zu tun meiden: vielleicht kommt er allmählich zur Einsicht, daß viele davon törichte Dinge waren und besser ungeschehen blieben. Er wandelt behutsam; dazu ermahnen alle Dinge beständig. Wir gewahren einiges wirkliches Verlangen in ihm, weise zu sein, zu tun und zu lernen, was nutzreich, wenn es ihm hier möglich ist. Aber das große Problem, für ihn die Realität selber, ist allezeit: bei Papa wieder in Gunst zu gelangen. Und dies, da Papa nun einmal ist, was er ist, gibt allen übrigen Problemen, die der Jüngling hegen mag, eine Biegung, denn sie müssen sich alle nach diesem einen richten, und das erzeugt etwas Gemachtes — nicht gerade Heuchlerisches, denn auch das ist verderblich, wenn es entdeckt wird — sondern Berechnetes, Zurückhaltendes, Halbaufrichtiges seitens des Sohnes: ein unvermeidliches Moment, das in ihrem Briefwechsel nun und fortan reichlich hervortritt. Wenn man mit Papa und seinem Grumbkow im Briefwechsel steht und auf jedem Schritt von einem Argus wie dem Tabaksparlament bewacht wird, ist wirkliche Freimütigkeit der Sprache eben nicht das Geratenste; scheinbare Freimütigkeit dürfte sicherer sein! Außer der Meisterschaft in den Domänenwissenschaften hatte der Kronprinz, wie ich bemerke, noch eine andere Kunst hier zu studieren, die ihm später frommte: die Kunst, unter seinen Mitgeschöpfen eine höfliche Tarnkappe zu tragen. Nach und nach wird er ein Meister darin wie wenige: ein Mann, höflich-undurchdringlich dem Zudrängen menschlicher Neugier gegenüber; fähig, heiter den Menschen in ihre eigenen Augen zu schauen und gesellig von Angesicht zu Angesicht zu plaudern und ihnen dabei im wesentlichen doch unsichtbar zu bleiben. Eine Kunst, die für einen König nicht weniger wichtig ist als die Domänenwissenschaften selber und — wenn mit vollendeter Geschicklichkeit geübt und mit Verachtung der Lüge als Notbehelf, wie in diesem Falle — eine schwierige Kunst. Es ist der wichtigste Zug in den auf uns gekommenen zwei- oder dreitausend Briefen Friedrichs an allerlei Korrespondenten: Briefe, die mit anmutigster fließender Schnelligkeit geschrieben sind, höflich, leutselig — die einen aber auch nicht den mindesten Blick in seinen wirklichen innern Menschen tun lassen oder einem irgend etwas sagen, was man etwa vorwitzig zu wissen verlangt.

Da die Geschichte Friedrichs in dieser Küstriner Epoche, ja in allen Epochen und Teilen vorläufig noch wenig anderes als ein Strudel brodelnden Wirrwarrs, Staub hauptsächlich und sibyllinische Papierschnitzel, in

den Blättern des armen Dryasdust ist, so tun wir vielleicht noch am besten, wenn wir ein paar Schnitzel (von der teilweise lesbaren oder wenigstens lesbar zu machenden Gattung) aus dem gräßlichen Kessel herausschnappen, sie an ihren gehörigen Daten feststecken und versuchen, ob der Leser dadurch etwa mit eigenen Augen einen Blick auf das Ding erhaschen kann. Hier ist das erste Schnitzel, ein Stück in Grumbkows Handschrift.

Es handelt von einem sehr großen Ereignis, das eine Epoche oder einen Wendepunkt in dem Küstriner Leben bildet. Majestät hat, nachdem die Hoffnung darauf lange hingehalten worden war, bei dem ungeratenen Sohne in Küstrin (so auf die ferne Möglichkeit einer Verzeihung hindeutend) wirklich vorgesprochen — sieht ihn, zum erstenmal nach jener Szene in Wesel mit dem gezogenen Degen, nach Jahr und Tag wieder. Grumbkow hat für Seckendorff und die Leute in Wien ein rohes Protokoll darüber abgefaßt, und hier ist es, aus dem Staubwirbelwind herausgeschnappt und dem Leser ehrlich vorgelegt. Seine Majestät ist auf der Reise nach Sonnenburg zu irgendeinem großen Maltheserritterzeremoniell und macht auf der Durchreise einige Stunden in Küstrin halt:

Grumbkows „Protokoll" vom 15. August 1731 oder kurzgefaßter Bericht von dem, was sich an jenem Tag in Küstrin zugetragen hat.

„Nachdem S. K. M. gestern" (Montag, den 15. — Stunde nicht angegeben) „in Küstrin angelangt, begaben Sie sich sofort ins Gouvernement unter Begleitung vieler hundert Menschen. Nachdem Sie in einer Kammer abgetreten, beorderten Sie den Generalmajor von Lepel", Kommandanten von Küstrin, „Obersten von Derschau und mich, hereinzugehen. Der König befahl hierauf dem Geheimrat von Wolden", des Prinzen Hofmarschall, einem soliden rechtskundigen Mann, „den Kronprinzen aus seinem Hause nach dem Gouvernement zu bringen, welcher denn auch in wenig Minuten in Gesellschaft des von Rohwedel und des von Natzmer", der zwei Kammerjunker, „in das Zimmer hereintrat, worin S. K. M. waren.

Sobald S. K. M. sich nach dem Kronprinzen umwandten, fiel derselbe Sie (sic) zu Füßen. Nachdem S. K. M. ihm befohlen, aufzustehen, sagten S. K. M. mit sehr ernsthafter Miene:

‚Ihr werdet Euch zu besinnen wissen, was nunmehro vor Jahr und Tag passiert ist und wie schändlich Ihr Euch aufgeführt, auch was vor ein gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und Euch also wohl kennen müssen, habe ich alles in der Welt getan, mit Gutem und Bösem, um Euch zum ehrlichen Mann zu machen, und da ich Euer böses Vornehmen schon einigermaßen soupçonniret, habe ich Euch aufs aller rudeste und härteste im sächsischen Lager' zu Radewitz, in jenen Galatagen, ‚traktieret, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehen und eine andere Konduite annehmen, mir Eure fauten offenbaren und um Vergebung bitten; aber alles umsonst, und seid Ihr immer verstockter geworden. Wenn ein junger Mensch Sottisen tut in Courtoisieren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch als Jugendfehler pardonnieren: aber mit Vorsatz lacheteen und dergleichen garstige Aktion zu tun, ist impardonable. Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinn durchzukommen: aber höre, mein Kerl, wenn du auch 60 oder 70 Jahre alt wärst, so sollst du mir nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen jedermann soutenieret, wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, dich zur Räson zu bringen! —

Wie habe ich es nicht in allen Okkasionen ehrlich mit Euch gemeint! Wie ich das letztemal Nachricht kriegte von Euren Schulden, wie hab' ich Euch väterlich vermahnt, mir alles zu entdecken; ich wollte alles bezahlen, Ihr solltet mir nur die Wahrheit sagen. Worauf Ihr mir gesagt: Ihr wäret über die benannte Summe noch 2000 Taler schuldig; welche ich denn bezahlet und meinen Frieden mit Euch gemacht. Nachhero hat es sich aber gefunden, daß Ihr noch viele Tausende schuldig gewesen, und da Ihr nun gewußt, daß Ihr es nicht bezahlen können, so war es so gut, als wäre das Geld gestohlen worden — ohne zu rechnen, wie Euch das französische Kroop, Montolieu und Ferrant, betrogen.' Pfui! — — ,Nichts hat mich mehr touchiert' (fährt Seine Majestät, an das Pathetische anstreifend, fort), ,als daß Ihr nicht mehr Vertrauen zu mir hattet; da doch alles, was ich zum aggrandissement des Hauses, der Armee und Finanzen tue, nur für Euch sein muß, wenn Ihr Euch dessen würdig machet! Ich muß hiermit deklarieren, daß ich alles getan, um Eure Freundschaft zu gewinnen, aber alles umsonst!' Bei welcher Expression der Kronprinz sich „sehr wehmütig zu seines Herrn Vaters Füßen warf" — Tränen (steht zu vermuten) in beider Augen nunmehr.

,War es nicht Eure Intention, nach England zu gehen?' „frugen Seine Majestät hernach. Der Kronprinz antwortete: ,Ja!' Worauf S. K. M. sagten: ,Nun höret die suiten an! Eure Mutter würde in das größte Unglück geraten sein, weil ich sie naturellement soupçonniret haben würde, als wenn sie mit von der Sache gewußt. Eure Schwester hätte ich lebenslang an einen Ort gesetzt, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätten. In das Hannöversche wäre ich mit meiner Armee gezogen und hätte alles brennen und sengen lassen, sollte ich auch mein Leben, Land und Leute sakrifizieret haben. Seht, das sind die Früchte Eures unbesonnenen und gottlosen Verfahrens. Und da ich Euch sonsten in allerhand Krieges- und Zivilkommissionen wollen employieren, wie dürft Ihr Euch nur nach einer solchen Aktion vor meinen Offizieren und übrigen Dienern zeigen? — Das einzige, was dieses reparieren kann, ist, daß Ihr mit Hintersetzung Eures Blutes suchet, diese faute zu reparieren!' Worauf der Kronprinz sich wehmütig zu S. K. M. Füßen warf, bittend, ihn auf die härtesten Proben zu stellen; er wolle alles ausstehen, S. K. M. Gnade und Estime wiederzugewinnen.

Darauf Ihro K. M. ihn frugen: ,Hast du Katten verführt oder hat Katte dich verführt?' Der Kronprinz antwortete ohne Häsitieren: ,Ich habe ihn verführt.' Hierauf der König: ,Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit gesagt.'"

Der Dialog breitet sich nunmehr in das Allgemeine aus, woraus wir, auf Abkürzung bedacht, folgende Punkte hervorheben. Der König spricht:

,Wie gefällt Euch das Leben von Küstrin? Immer noch soviel Aversion vor Wusterhausen, und Euren Sterbekittel, wie Ihr ihn genannt, zu tragen?' Des Prinzen Antwort ist nicht gegeben. — ,Kann wohl sein, daß Euch meine Kompanie nicht ansteht; ich habe keine französische Manieren, kann auch keine bon-mots auf die Petitmaitres-Manier hervorbringen, was ich für die größte Bärenhäuterei halte. Ich bin ein deutscher Fürst und gedenke als solcher zu leben und zu sterben. Sagt nun an, was Ihr mit Euren Capricen und opiniatrem Herzen gewonnen, da Ihr alles das gehaßt, was ich geliebt, und wenn ich einen distinguiert, Ihr ihn meprisiert! Wenn ein Offizier in Arrest gekommen, habt Ihr ihn beklagt und Euch seiner angenommen. Eure rechten Freunde, und die es ehrlich mit Euch meinten, habt Ihr gehaßt und verleumdet; diejenigen, so Euch flattiert und in Eurem bösen Vorhaben gestärkt, habt Ihr karessiert. Ihr sehet nun die Früchte davon. In Preußen und in Berlin fragt seit etlicher Zeit keiner nach Euch, ob Ihr in der Welt wäret oder nicht; und wo nicht einer oder der andere aus Küstrin gekommen wäre und erzählt hätte, daß Ihr mit den Ballons spielt und französische Haarbeutels traget, so hätte man nicht gewußt, ob Ihr lebet oder tot wäret.'

Harte Worte, auf welche die Antworten des Prinzen (falls er nicht bloß mit wehmütigen Gebärden geantwortet) nicht gegeben sind. Wir kommen nun auf die Prädestination oder Gnadenwahl und erfahren (mit wirklichem Interesse, nicht nur von der lachenden Art), wie „S. M. auf das allerbündigste zeigten, was für horrible suiten aus dem absoluto decreto, darinnen man Gott für einen Urheber der Sünde macht, und daß Christo nicht für alle Menschen gestorben wäre, entspringen. Worauf denn der Kronprinz hoch und teuer versicherte, daß er nunmehr ganz S. M. christlicher und orthodoxer Meinung beistimme."

Der König, nun völlig gerührt, gibt seine Zufriedenheit über die Orthodoxie zu erkennen und fügt mit Enthusiasmus hinzu: „Wenn bei ihm Gottlose sich gegen seine Pflichten, gegen Gott, den König und das Vaterland äußerten, sollte er allsobald auf seine Knie fallen und Jesum Christum inbrünstig bitten, ihn durch Hilfe des Heiligen Geistes von solchem bösen Vornehmen zu entledigen und auf bessere Wege zu bringen. Und wenn es ihm von Herzen ginge, würde Jesus, der alle Menschen selig haben wolle, ihn nicht unerhört lassen." Nein! Und so möge Gott in seiner Gnade dir beistehen, armer Sohn Fritz. Und ich, in Hoffnung, daß die Zukunft Früchte bringen wird, vergebe dir das Vergangene. — Worauf der Kronprinz mit einsilbigen Worten, mit vielen Tränen antwortete und „des Königs Füße küßte" — und da des Königs Augen nicht trocken blieben, zog er sich in ein anderes Zimmer zurück, mancherlei Dinge in seiner veränderten Seele erwägend.

„Da es S. M. Geburtstag war" (4. August nach altem Stil, 15. nach neuem, dreiundvierzigster Geburtstag), „folgte der Prinz in Tränen und größter Gemütsbewegung seinem Vater, ließ sich solche innere Freude merken, sich abermals zu des Königs Füßen werfend, daß ihn S. K. M. zuletzt umarmten. Und da S. K. M. sich in den Wagen setzten" — um den Abend noch (zu Wasser hauptsächlich) nach Sonnenburg zu gelangen, wo ein durchlauchtigter Vetter, einer von den Markgrafen von Schwedt, oberster Maltheserritter, seinen Sitz hat — „küßte der Kronprinz S. K. M. in présence vieler hundert Menschen die Füße" abermals (leinene Stiefeletten, nicht gewichste Schuhe) und ward abermals von S. M. umarmt, welche sagten: „Weil Sie glaubten, daß seine Treue aufrichtig wäre, wollten Sie nun auch weiter für ihn sorgen. Welches denn in dem Kronprinzen solche Freude setzte, die man mit keiner Feder exprimieren kann"; und somit rollten die Wagen fort — gen Sonnenburg auf das Maltheserrittergeschäft zunächst[1].

Das waren die wesentlichen Punkte, sagt Grumbkow, als er den Tag darauf seinen Bericht schreibt; und der Leser muß sie sich auslegen, wie er kann. Ein Kronprinz von vortrefflichen Schauspielertalenten, denkt der Leser. Nun wohl, eine gewisse Übertreibung, unendliches Wollen, das sich selber begeistert — etwas von dem; aber das ist keineswegs das Ganze oder auch nur das Hauptsächliche des Phänomens, o Leser. Dieser Kronprinz hegt wirkliche Liebe für seinen Vater, wie wir uns mit der Zeit überzeugen werden. Ist zum mindesten ein Kronprinz, der loyal gegen das Tatsächliche ist; fähig, die überwältigende Tatsache zu erkennen, und gewahr, daß er sich in dieselbe ergeben muß. Ist das Sichergeben einmal geschehen, dann klärt sich das Element stark auf, da die Frage von Papas Seite zum erstenmal eine billige Erwägung erhält. Allerdings ist Papa Gottes Statthalter in verschiedenen unleugbaren Punkten, deren etliche gar wichtig sind; besser man versucht es doch, Papa zu gehorchen.

[1] Förster III. 50—54.

Der dunkle alte Faßmann gibt ein oder zwei Fünkchen Licht über Seiner Majestät Geschäft in Sonnenburg. Majestät wird morgen „bei der Installation des jungen Markgrafen Karl als neuen Heermeisters des Johanniterordens" präsidieren, da das Amt vor kurzem plötzlich erledigt worden ist. Es ist ein Familienbesitz — gewöhnlich in Händen eines der Markgrafen, Halbonkeln des Königs, eines ihrer Nachgeborenen, der nicht in Schwedt oder anderweitig versorgt ist. Markgraf Albrecht, der letzte Inhaber, ein alter sechzigjähriger Herr, ist kürzlich „an einem Schlagfluß, der Sie über der Mittagstafel betraf, Todes verfahren"[1] — und sein ältester Sohn, Markgraf Karl, bei dem Seine Majestät heute übernachtet, ist nun Heermeister. „Majestät kam abends um sechs in Sonnenburg an" (muß von Küstrin etwa um fünf abgefahren sein), „zweiundvierzig Ritter den folgenden Tag in Sonnenburg geschlagen" — ein gewisser Oberst oder Generalleutnant von Wreech, den wir bald wiedersehen werden, ist einer von diesen; Seckendorff ein zweiter. „Neuer Ritterschlag in Sonnenburg am folgenden 29. September", der uns nicht das geringste angehen soll. Man merke sich jedoch Markgraf Karl, den neuen Heermeister; denn er bewährte sich als ein Soldat von einiger Namhaftigkeit und wird in den Schlesischen Kriegen wieder vorkommen — wie auch, noch eindrücklicher, ein armer Bruder von ihm, „an der Seite des Königs erschossen" bei einer Gelegenheit in jenen Kriegen.

Wir fügen noch folgendes aus Dickens hinzu; denn all die Diplomaten, wie das einsichtsvolle Publikum überhaupt, werden von dem Vorgang in Küstrin stark betroffen und schreiben davon als Neuigkeit — und „Herr Ginkel", der holländische Minister dahier, ein gescheiter, redlicher und beobachtender Mann, uns genugsam bekannt, hat den Tag darauf draußen bei dem Prinzen soupiert und berichtet folgendermaßen an Dickens von ihm: „Herr Ginkel, der vergangenen Donnerstag", Tag nach der Zusammenkunft, „mit dem Prinzen soupierte, sagt mir, Seine Königliche Hoheit habe sich außerordentlich zu seinem Vorteil verändert (extremely improved), seitdem er ihn zuletzt gesehen, da er sehr gewachsen sei, und daß seine Unterhaltung, voll gesunden Verstandes und geistreicher Ausdrucksweise, für sein Alter erstaunlich sei[2]."

Hier sind weitere aus dem Zauberkessel erhaschte und jedes an seine Stelle festgesteckte Schnitzel, die uns einen oder zwei spätere Blicke gewähren:

Potsdam, 21. August 1731. (Der König an den Hofmarschall von Wolden.) *** „Der Kronprinz soll auch bereisen die Ämter Quartschen, Himmelstädt, Karzig, Mossin, Lebus, Gollow und Wollup", schmutzige, den Altertümlern teuere Moormeiereien; diese soll er bereisen und persönlich inspizieren, „weiter aber nicht. Es soll aber bei S. K. M. jederzeit um Permission angehalten und geschrieben werden, wo der Kronprinz hingehen will; und soll von der Kammer

[1] 21. Juni 1731. Faßmann S. 423; Pöllnitz II. 390.
[2] Depesche, 18. August 1731.

jederzeit einer mit Ihm gehen, der Ihm von der Wissenschaft den nötigen Unterricht geben kann, und da Er jetzo die Theorie nur gelernt, so soll der Kronprinz nunmehro sich bemühen, die Wirtschaft praktisch zu erlernen; zu dem Ende alles gesagt werden muß, wie die Wirtschaft geführt wird, wie gepflügt, gemistet, gesäet und der Acker zubereitet und bestellt werden muß, dabei zugleich der Unterschied von der guten und schlechten Wirtschaft und Bestellung gezeigt werden muß, und daß Er solches selbst kennen und beurteilen lerne. Wie ihm denn auch von der Viehzucht und Brauwesen aller nötige Unterricht zu geben und zugleich zu zeigen, wie das Brauwesen muß traktieret, gemaischet, das Bier gestellet, gefaßt und überall dabei verfahren, auch das Malz zubereitet werden und beschaffen sein muß, wenn es gut ist. Es soll auch auf solche Weise bei Bereisung der Ämter fleißig mit Ihm von allem räsoniert und gezeigt werden, warum dieses oder jenes geschehen, auch ob es nicht könne anders und besser gemacht werden" — o König unter tausend! — „In den Ämtern soll dem Kronprinz erlaubt sein, Hirsche, Rehe, Hühner, Hasen zu schießen, und denen Heideläufern anbefohlen werden, Ihm ein Pläsier mit Schießen zu machen, und ein Klein-Jagen" (keine Parforce- oder große Jagd) „angestellt werden". Ferner kann „der usw. von Wolden Ihm auch zuweilen des Nachmittags ein Pläsier machen, auf dem Wasser zu fahren, Enten zu schießen" — wenn sich die arme Seele was daraus macht. Wolden oder einer von den Kammerjunkern soll ihn aber allezeit begleiten und responsable sein. „Kein Mädchen oder Frauensmensch" — habt ein Auge auf ihn, „Sie drei!"

Diese Dinge befinden sich noch in den preußischen Archiven, datiert eine Woche nach jener Zusammenkunft. Zwei Wochen später folgt des Prinzen Gutachten betreffend Karzig und das Anlegen eines neuen Vorwerks daselbst; zu Papas großer Zufriedenheit, da es Papa „sehr lieb ist, daß er auf dergleichen Vorschläge komme und Verbesserungen zu machen suche. Nur" —

Wusterhausen, 11. September. (Der König an den Kronprinzen.) ** „Nur mache ihn aufmerksam darauf, zu examinieren, ob Wiesewachs daselbst vorhanden sei, und wieviel Acker zu diesem Vorwerk angelegt werden kann." (Hört Seine Majestät!) „Ihr müßt zugleich einen Landmesser mitnehmen und alles überschlagen lassen; Euch auch genau erkundigen, wie das Land beschaffen; ob es nur Roggen tragen kann oder ob es auch Gerstenland ist; und müßt Ihr alles aus Eurem Kopfe tun und es selbst überlegen, jedoch könnet Ihr wohl mit andern Leuten davon räsonieren. An Hütung wird es daselbst nicht fehlen; wenn nur Wiesewachs" —

in der Tat, es fehlt an nichts und geschieht auch alles („Holz zu den Gebäuden wird beizeiten angeschafft", und „was noch zu roden und zu räumen ist, wird auch den Winter hindurch getan"): es geschieht in erfolgreicher und belehrender Weise, sowohl in Karzig als in Himmelstädt, obschon wir nichts weiter davon sagen wollen[1].

Küstrin, 22. September. (Kronprinz an Papa.) — — „Bin diese Woche in Lebus gewesen, wo ungemein schön Land herum ist — — sehr schön Wetter für den Landmann". „Der Major Röder von den Württembergern", ein unbekannter Major, „ist hier durchpassiert und hat den Mittwoch bei mir gegessen. Er hat einen schönen Kerl für meines allergnädigsten Vaters Regiment" (die Potsdamer Riesen, bei denen ich vormals gestanden), „welchen ich nicht ohne blutigen Herzen habe ansehen können. Ich versehe mich von meines allergnädigsten Vaters

[1] Förster I. 387—392.

Gnade, er werde es mit mir gut machen; ich verlange auch nichts und kein Glück in der Welt, als was von Ihnen kommt, und hoffe, Sie werden sich wohl mal meiner in Gnaden erinnern und mir wieder den blauen Rock anziehen[1]" — Worauf Papa nichts antwortet oder bloß ‚Hm, na, die Zeit kann kommen!'

Karzig wird sogleich in Angriff genommen; Papa weist mit Vergnügen das Geld dazu an; „Holz wird beizeiten angeschafft", und das „Roden und Räumen" beginnt, noch ehe der Monat zu Ende ist. Karzig und unmittelbar danach, auf gleiche Weise, Himmelstädt — aber auf all dies dürfen wir uns nicht weiter einlassen. Ganz offenbar lernt der Prinz die Domänenwissenschaften, eifrig bemüht, sich in den Augen von Papa als ein vollkommener Sohn zu erweisen. Papa fragt sich in hoffnungsvollen Momenten: „Mit wem sollen wir ihn vermählen, wie ihn auf selbständigen Fuß setzen?" Aber was der Prinz in eigener Brust von all dem hielt; wie er zu nichtoffiziellen Zeiten aussah, redete, lebte? Hier ist ein auf uns gekommenes verworrenes dunkles Schriftstück, das einiges Licht auf den Punkt werfen würde, wäre es nicht für den Leser und mich beinahe unentzifferbar:

Schulenburgs drei Briefe an Grumbkow über Besuche bei dem Kronprinzen während der Küstriner Zeit.

Der Leser kennt den Generalleutnant Schulenburg, einen steifen kleinen militärischen Herrn von mittleren Jahren, Neffen der Hopfenstange Emerita, die Herzogin von Kendal in England heißt. „Bei Malplaquet ist ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen worden"; hat Schlachten und Erfahrungen genug durchgemacht, vorher und seitdem. Besitzt wirklichen Verstand, reichliche wirkliche Pedanterie; ein preußischer Soldat jeder Zoll. Er führte den Vorsitz bei jenem Köpenicker Kriegsgericht, nimmt tiefen Anteil an diesen kronprinzlichen Schwierigkeiten. Seine Majestät erzeigt ihm sogar die Ehre, zu erwarten, daß er in der Stille ein mahnendes Auge auf den Kronprinzen habe, da er dessen Nachbar in dortiger Gegend ist, Chef eines Reiterregiments in dem nahen Landsberg. Er ist eben auf irgendeinem vermutlich quasi-diplomatischen „Geschäft" (das uns unbekannt bleiben mag) in Wien gewesen[2] und hat in Berlin seinen Bericht darüber abgestattet oder es sonstwie abgemacht — reist nun geschwind wieder heim nach Landsberg. Auf dem Heimweg, und nachdem er zu Hause angekommen ist, schreibt er diese drei Briefe aus dem Stegreif, vertraulich und infolgedessen mit geschäftlicher Aufrichtigkeit an Grumbkow — wenig ahnend, daß sie eines Tages würden gedruckt in die weite Welt wandern und da geprüft und gemustert werden! Ohne Zweifel ein verworrenes, unverständliches Schriftstück, aber doch ein unzweifelhaft echtes. Der Kronprinz, Schulenburg selber und die tatsächliche Gestalt von Zeit und Ort sind hier für uns mit sach-

[1] Briefwechsel mit Vater (Oeuvres XXVII. 3me partie S. 27).
[2] September 1731 Militärlexikon III. 433).

licher Aufrichtigkeit in Schulenburgs Seele abgespiegelt — wie in einem zufälligen Gewässer, unruhigen Moorgewässer in trübem Zwielicht und mit hinderndem Schilf und Gesträuch; aber bei alledem sehen wir doch mit unseren eigenen Augen!

Könnte man nicht auf irgendeine erdenkliche Weise diese abstruse trübe Urkunde ins Lesbare verdolmetschen und dadurch hier und da einen Blick, einen tatsächlichen Anblick von Angesicht zu Angesicht, von dem Kronprinzen Friedrich in seinem hechtgrauen Rock mit schmalen silbernen Borten, in seinem verdunkelten Zustand in der Küstriner Gegend dort erhaschen? Alles ist sehr rätselhaft um ihn: seine inneren Ansichten über alle Art Dinge, von der Gnadenwahl bis zur kürzlichen Doppelheiratsfrage, ebenso wie seine äußere Lebensweise in ihrer Fleisch- und Blutphysiognomie — wir durchsuchen vergebens Tonnen staubiger, jedes Interesses barer Produkte mühseliger Nachtarbeit, um hie und da ein Eckchen eines Zuges davon zu erwischen. Versuchen wir es mit Schulenburg. Wir erfahren auf alle Fälle, daß für Grumbkow im Herbst 1731 diese Worte hell und bedeutungsvoll waren; bewußt sagen sie uns etwas von dem jungen Friedrich, unbewußt sehr viel von dem Generalleutnant Schulenburg, der mit seinen strengen theologischen Ansichten, seinen militärischen Steifheiten, seiner zurückhaltenden, zopfmäßigen, scharfen und doch menschlichen Art und Weise wohl beachtenswert ist, als einer alten, jetzt ausgestorbenen Gattung angehörend. Er ist eben von Wien zurück, auf dem Wege nach seiner Heimat, von Berlin, von Küstrin, und hat den Prinzen gesehen. Er schreibt in einem elenden Wirtshaus oder Posthaus zwischen Küstrin und Landsberg — datiert seinen Brief „Wien", als wäre er noch in der Kaiserstadt, so eilig ist er.

Nr. 1. An Seine Exzellenz (dazu eine Schaufel voll anderer Titel) Herrn Generalleutnant Baron von Grumbkow, Präsident des Kriegs- und Domänendirektoriums (faktisch Vizepräsident des Tabaksparlaments) in Berlin.

„Wien" (eigentlich Berlin-Landsberger Heerstraße, jenseits Küstrin). „Den 4. Oktober 1731.

Ich bedauere sehr, daß ich nicht mehr das Vergnügen haben konnte, Ew. Exzellenz vor meiner Abreise von Berlin noch einmal zu sehen. Ich fuhr gestern früh zwischen sieben und acht ab und kam abends vor sieben in Küstrin an. Aber der Prinz hatte sich selbigen Tags nach dem Amt Himmelstädt" (die Warthe hinauf, an sieben Meilen östlich, wo viel vorbereitend gerodet und geräumt wird) „begeben und übernachtete in Massin" (Umweg zurück), „wo er heute früh etliche Hirsche geschossen hat. Da man mir sagte, daß er vermutlich in Kammin" (noch näher an Küstrin, dritthalb Meilen davon, halb so weit östlich von Zorndorf — achte darauf, o Leser) „bei der Frau Obristin von Schöning speisen würde, so begab ich mich dahin. Er war daselbst einen Augenblick vor mir angekommen." Und wer ist Frau von Schöning, die Dame von Kammin hier? — Geduld, Leser.

„Ich fand ihn gewachsen und dabei von gesundem Aussehen und munterem Wesen. Er war sehr freundlich gegen mich (me gracieusa fort) und erkundigte sich hernach über das Wiener Leben. Er fragte mich, ob ich mich dort gut amüsiert

hätte. Ich sagte ihm, welche Geschäfte mich dahin geführt und daß diese mehr als Vergnügungen mich in Anspruch genommen hätten, daß aber im übrigen viele Welt da beisammen gewesen sei und es daher nicht an Erholung gefehlt habe. Er unterhielt sich lange mit Frau von Wreech" —

„Wrochem" nennt sie Schulenburg, die junge Frau des Generalleutnants von Wreech, eines Marlborough-Kameraden, der jüngst zum Johanniterritter geschlagen worden ist[1] — seine reizende junge Frau, Tochter der Frau Obristin Schöning, unserer Wirtin hier; wohnt in Tamsel, auf großem Fuße in dieser Gegend, man sehe sich die junge Dame wohl an —

„die ihm nicht gleichgültig zu sein schien". O nein! — „Auch war sie in ihrer vollen Schönheit; ein Teint von Lilien und Rosen."

Reizendes Wesen, über das es noch Anekdoten gibt und wenigstens Verse, die dieser Prinz verfaßt hat; nicht allzugern gesehen von Wreech, dem neuen Johanniterritter, der, obgleich erst ins vierzigste Jahr gehend, vielleicht doppelt so alt ist als sie. Die Allerschönste, Allerhübscheste — man stelle sich das vor und überlege, ob die moorige Neumark nichts an Blumen hervorbringe!

„Man setzte sich zu Tafel, und er bat mich, neben ihm zu sitzen. Das Gespräch fiel unter anderem auf die Mätresse des Pfalzkurfürsten" — des grillensüchtigen alten Herrn, der immer in Hader ist mit heidelbergischen Protestanten, jülich-bergischen Erben und mit einer unvernünftigen Welt überhaupt, den wir auch voriges Jahr in Mannheim sahen; hat eine Mätresse namens Taris. „Der Kronprinz sagte: ‚Möchte doch wissen, was der gute alte Herr mit einer Mätresse tut.' Ich antwortete, die Mode sei so eingerissen, daß die Fürsten sich nicht für Fürsten halten, wenn sie keine Mätressen haben; daß ich mich über den Leichtsinn der Frauen verwundere, da sie doch nur zu sehr den unvermeidlichen Sturz ihres Glückes vor Augen haben müßten, und ich führte das Beispiel der Grävenitz an" —

Der „Grävenitz", ein Beispiel, das sich, wie wir prophezeiten, kürzlich in Württemberg zugetragen hat. Die Gebete des Landes: „Befreie uns von dem Übel!" sind nun dort erfüllt; es ist ganz und gar aus mit der Grävenitz! Ach ja, die ist kürzlich herabgestürzt von ihrer Höhe in Württemberg und zum Tischgespräch geworden; bei Nacht von Soldaten ergriffen, umsonst ihre stolze Weigerung, ihre Beteuerungen, daß sie zu unwohl sei, um sich anzukleiden: „So gehen Sie im Hemd" — sitzt gefangen, total verfinstert[2]. Ihre Wut bezähmend, kommt sie auf freien Fuß und zieht mühsam in fashionablen Hauptstädten herum, toujours un lavement à ses trousses! —

„Es kamen andere Gegenstände zur Sprache, und ich suchte jedesmal eine Moral daraus abzuleiten", da ich ein Militär von der alten Schule bin.

„Unter anderem sagte er, er liebe die große Welt und beobachte gern die lächerliche Seite an gewissen Leuten. Ich sagte, das sei vortrefflich, wenn man selbst davon profitiere; wenn es aber bloß zum Zeitvertreib geschehe, so tauge ein solcher Gegenstand wenig, und man sollte lieber zu erkennen suchen, was an uns

[1] Militärlexikon IV. 269.
[2] Michaelis III. 440; Pöllnitz I. 297.

selbst lächerlich ist. Beim Aufstehen sagte der Hofmarschall Wolden" nicht sehr aufrichtig „zu mir: ‚Sie taten wohl daran, ihm ein wenig Moral zu predigen.' Der Prinz ging an das Fenster und rief mich zu sich.

‚Haben Sie nichts davon erfahren, was aus mir werden soll?' sagte er. Ich antwortete: ‚Man sagt, Monseigneur würden nach Berlin zur Hochzeit' (Wilhelmines) ‚zurückkehren; aber was nachher geschehen soll, davon habe ich nichts gehört. Da Monseigneur aber Freunde haben, so werden diese nicht ermangeln, für Sie zu wirken, und Herr von Grumbkow hat mir gesagt, daß er den König zu überreden suchen würde, Ihnen ein Regiment zu geben damit Sie etwas zu tun bekommen.' Es schien, als mache ihm das Vergnügen. Ich nahm zugleich die Freiheit, ihm zu sagen: ‚Monseigneur, Ihr Wohl und Wehe hängt nun am meisten von Ihnen selber ab.' — ‚Wieso?' fragte er. Ich antwortete: wenn Sie eine gute Aufführung zeigten, so würde der König Ihre Wünsche erfüllen; man müsse aber unbedingt selbst damit anfangen. Vor allem müsse man Gott fürchten" — — Und ließ mich sogar auf eine Moralpredigt oder diskursives Zwiegespräch von großer Länge ein, wovon wir zu des armen Lesers Behuf einen abgekürzten Auszug geben wollen, wie folgt:

„Schulenburg: Mit der guten Aufführung muß man unbedingt anfangen. — Prinz: Ich tue nichts, was dem König mißfallen könnte. — Schulenburg: Das wäre jetzt freilich etwas zu frühe! Ich rede aber von der Zukunft. Hoheit, das Vornehmste, was ich Ihnen empfehle, ist: Gott fürchten! Jedermann sagt, daß Sie die Gesinnungen eines edlen Mannes haben: das ist vortrefflich für den Anfang; aber ohne Gottesfurcht, Ew. Hoheit, ersticken die Leidenschaften die besten Gesinnungen. Müssen ein vorwurfsfreies Leben führen, und insbesondere im Kapitel Frauenzimmer! Müssen sich nicht einbilden, daß Sie das mindeste tun können, ohne daß der König es erfährt; wenn Ew. Hoheit einen unrechten Weg einschlagen, wird er es verbessern wollen; das Ende wird sein, daß Sie wieder in seiner Nähe leben müssen, was Ihnen nicht zusagt. — Prinz: Hm, nein! — Schulenburg: Von dem Schaden für die Gesundheit spreche ich nicht; ich — Prinz: Pah, man ist jung, ist nicht Herr über sich in diesen Stücken" — und kurzum über dies delikate, etwas weitläufige Kapitel antwortet der Prinz nach lockerer junger Herren Art, indem er sogar meine würdige Person neckte, mit Seitenblicken auf Seine Majestät, wegen angeblicher alter Sünden; Andeutungen oder Vermutungen, die ich mit Nachdruck zurückwies. „Aber ich gestehe, ob ich schon meine ganze Rhetorik aufwendete, vermochte ich ihm doch keinen anderen Sinn beizubringen, und mir scheint, es müßte ein Wunder sein, wenn er sich in dieser Hinsicht ändert." Ach, Herr General! Da ist leider nichts zu helfen, fürchte ich!

„Er sagte, nichts fürchte er mehr, als wieder immer um den König sein zu müssen. — Schulenburg: Bewaffnen Sie sich in diesem Fall mit Geduld, Monseigneur. Gott hat Ihnen Verstand genug verliehen; machen Sie nur beharrlich den rechten Gebrauch davon, so werden Sie die Gunst des Königs gewinnen. — Prinz: Unmöglich; übersteigt wirklich meine Kräfte, sagte er, und machte tausend Einwendungen. — Schulenburg: Ew. Hoheit kommen mir vor wie einer, der ein Handwerk nicht lernen will, weil er es nicht schon versteht. Fangen Sie an damit, sonst wird es Ihnen freilich nimmer gelingen. Machen Sie sich vor dem Aufstehen jeden Morgen einen Plan für den Tag" — mit einem Wort, seien Sie moralisch, o seien Sie moralisch!

Seine Hoheit kam dann auf die Heiraten für ihn, von denen man rede; ein wichtiger Punkt für den jungen Mann. Er sprach, fast hoffnungsvoll, von der Heirat mit der Prinzessin von Mecklenburg — Nichte

des verstorbenen Zaren Peter des Großen, Tochter jenes unglücklichen Herzogs von Mecklenburg, der mit seinen Rittern in Streit lag und eine Plage für all seine Nachbarn und für uns mit ist. Die Leser erinnern sich der durchlauchtigen Mutter jener jungen Dame und einer Zusammenkunft, die sie einmal mit ihrem Onkel Peter hatte — in Magdeburg vor einem Dutzend Jahren, in offenem Empfangssalon mit Kabinett — eine Anekdote, die nicht leicht mit menschlichen Lettern zu drucken oder unnötigerweise zu wiederholen ist. Die Mutter ist nun tot, der Vater noch über die Ohren in Händeln und Plackerei, aber die junge Dame selber, die ist Nichte der jetzigen Zarin Anna; nach dem Gesetz der Primogenitur Erbin des russischen Reiches: allerdings eine namhafte Partie!

„Aber es sind Schwierigkeiten im Wege; zunächst, würden Ew. Hoheit die Religion wechseln? — Prinz: Will durchaus nicht. — Schulenburg: Und auf die Nachfolge in Preußen verzichten? — Prinz: Da müßte ich wohl ein Narr sein! — Schulenburg: So kann aus dieser Heirat nichts werden. — Darauf sagte er: Wenn der Kaiser so sehr für uns ist, so gebe er mir seine zweite Tochter"; der glückliche Franz von Lothringen bekommt die älteste. — „Schulenburg: Ist das Ihr Ernst? — Prinz: Warum nicht? Wenn er mir einige Herzogtümer mitgibt. — Schulenburg: Keine Herzogtümer möglich unter der pragmatischen Sanktion, Hoheit; müßten außerdem auch die Religion wechseln. — Prinz: Oh, dazu werde ich mich niemals verstehen! — So kann auch aus der Heirat nichts werden. Von den Engländern und ihrer Doppelheirat und ihrer Hotham-Zänkerei sprach er leicht und wie von einer erloschenen Sache, in Ausdrücken, die Ew. Exzellenz gefallen werden.

Aber, sagte ich, da Sie soviel von Heiraten sprechen, so wünschen Sie wohl zu heiraten? — Prinz: Nein; wenn es aber der König durchaus will, so heirate ich, um ihm zu gehorchen. Dann lasse ich meine Frau sitzen (planterai là ma femme) und lebe, wie es mir gefällt. — Schulenburg: Entsetzlicher Gedanke! Denn erstens, Ew. Hoheit, steht es nicht in Gottes Gesetz geschrieben: Ehebrecher werden das Reich Gottes nicht ererben?" Und sodann zweitens und drittens und viertens! — Auf dies alles antwortete er, wie lockere junge Herren antworten — besonders wenn man sie mit Gewalt zum Heiraten zwingt. „Ich kann wohl sehen, wenn er heiratet, so geschieht es bloß, um mehr Freiheit zu haben, als er jetzt hat. Es ist gewiß, wenn seine Ellbogen frei wären, so würde er ausschlagen (s'en donnerait à gauche). Er sagte mir wiederholt: ‚Ich bin jung; ich will meine Jugend genießen.'" Ein bedenklicher junger Geselle, Herr General, besonders wenn man ihn zum Heiraten zwingen sollte.

„Nachdem dies Gespräch zu Ende war", fährt der General fort, „unterhielt er sich mit der Wreech" und ihrem Teint von Lilien und Rosen; „aber er blieb nicht lange, fuhr gegen fünf ab" (Mittagsmahl Schlag zwölf dazulande), „indem er mich einlud, ihn in Küstrin zu besuchen, was ich versprach."

Und so fährt der Prinz davon, in dem herbstlichen Sonnenuntergang die moorige Niederung der Warthe hinab, durch ein unmalerisches Land, das nichtsdestoweniger Wreechs und unvergleichliche Blumen hervorbringt. O ja; und wenn er ein paar Stunden weit nach rechts blickt, da steigt der Rauch der Abendsuppen von Zorndorf auf; und jenseits des Flusses, etwa vier Meilen zur Linken, liegt Kunersdorf: arme schläfrige sandige Weiler, wo Teufelsnesseln eines Tages zu pflücken sind! —

„Die schöne Wreech fuhr nach Tamsel", ihrem schönen Sitz, ich nach diesem elenden Krug, wo ich mich ein paar Stunden nach jenem Gespräch hinsetzte und es niederschrieb, und habe heute abend sonst nichts zu tun. Ew. Exzellenz allermoralischster, steifhalsigster Gamaschenhengst und gehorsamster Diener

von Schulenburg[1]."

Dieser junge Mensch mag orthodox in puncto Gnadenwahl sein und äußerlich alles werden, was ein Papa nur wünschen kann; aber hier sind sonderbare Ketzeransichten, hier ist eine Fülle des meuterischen launenhaften Feuers in seinem Innern, Herr General! In der Tat, dieser junge Mensch ist in einer unglücklichen Lage; er steht schon jetzt vereinsamt da in der Schöpfung, hat außer sich selbst gegenwärtig keinen Freund in der Welt, der ihm etwas nützen kann. Der ungestüme Papa stürmt nach einer Seite, die ungestüme Mama Natur nach der andern, und zwischen dem Äußeren und dem Inneren sind der Widersprüche genug.

In bezug auf die schöne Wreech von Tamsel, mit ihrem Lilien- und Rosenteint, entstand allmählich viel Geflüster und schüchternes Gerücht, das in den apokryphischen Anekdotenbüchern in nicht allzu bestimmter Form auf uns gekommen ist. Hier folgen aus erster Hand drei Worte, die wir als das Wesentlichste ansehen dürfen. Etwa zehn Monate nach dieser Zeit schreibt Grumbkow von Berlin aus, indem er auf eine gemeine, mitunter schmutzige Spionenart seinem Seckendorff berichtet, gelegentlich folgendes: „Er" (König Friedrich Wilhelm) „hat mir im Vertrauen gesagt, die Wreech, des Obristen Frau, sei — von dem K. P. (Kronprinzen), und ihr Mann sage, er wolle es nicht als sein anerkennen. Und Seine Majestät ist im stillen eher vergnügt damit," fügt der schmutzige Spion hinzu[2]. An anderer Stelle habe ich gelesen, daß das arme Ding, das wirklich, wie erwartet, kam (ob männlich oder weiblich, habe ich vergessen), nicht lange lebte — auch sonst hatte Friedrich nicht durch irgendwelche Gelegenheit ein anderes Kind in dieser Welt. Der Tamselsche Haushalt mußte es unter sich ausmachen, wie er konnte, und die Wreech wurde Friedrich wieder ziemlich fremd — erstaunlich fremd dem König Friedrich, wie wir vielleicht sehen werden. — —

Prädestination, freie Gnadenwahl, Herr General; was ist Rechtgläubigkeit über Prädestination in solcher Begleitung[3]! Wir gehen nun zum zweiten und zum dritten Brief über — aus Landsberg ungefähr vierzehn Tage später:

Nr. 2. An Seine Exzellenz usw. von Grumbkow in Berlin.

„Landsberg, 19. Oktober 1731.

Vorgestern" (das ist Mittwoch, den 17. Oktober) „habe ich einen Befehl erhalten, nur 50 Pferde und 30 Mann zu Fuß in der Postierung zu lassen, und" — Befehl, woraus sich ergibt, daß an der polnischen Grenze hierherum irgendein

[1] Förster III. 65—71.

[2] Grumbkow an Seckendorff, Berlin, 20. August 1732 (Förster III. 112).

[3] Über Wreech vgl. Beneckendorf V. 94; über Schulenburg ebendas. 26 und Militärlexikon III. 432, 433 und IV. 268, 269. Beide sind vorsichtig offiziell und unterdrücken die Klatschereien.

Werbestreit vorgefallen ist, daß die Herren Polacken einige von unseren Korporalen ergriffen haben, die sie aber eben wieder herausgeben; Befehl und Streit übergehen wir. „Die Korporale wird man herausgeben; da aber diese polnischen Herren aus unserem Verfahren sehen werden, daß wir keine große Lust zum Beißen haben, so glaube ich, sie werden um so übermütiger werden; dann mag sich in acht nehmen, wer künftighin dort werben will!

Am selbigen Tage benachrichtigte man mich aus Küstrin, daß der Kronprinz einen Ausflug nach Karzig und von da nach dem Amt Himmelstädt" (auch in Himmelstädt wird nun geräumt und gerodet) „beschlossen habe, was nur eine halbe Meile von hier ist; daß zwischen den beiden Ämtern ein kleines Jagen stattfinden würde, und wenn ich wollte, könnte ich kommen, und der Prinz würde mit mir speisen." — Dem leistete ich Folge und so gibt es hier wiederum, Donnerstag, den 18. Oktober 1731, in jenen entlegenen Warthe-Oder-Gegenden einen kurzen unmittelbaren Blick auf Seine Königliche Hoheit. Schulenburg fährt fort, ohne auch nur einen neuen Absatz zu machen, was er freilich niemals tut:

„Man hatte ein paar Spießer und etliche Hindinnen in den fast ruinierten Saugärten eingesperrt. Der Prinz schoß einige, und die anderen taten dasselbe; aber es scheint nicht, daß er großen Geschmack an der Jagd hat. Er ging von da nach Himmelstädt und zu Mittag hierher", in meine arme Behausung in Landsberg. „Um ein Uhr gingen wir zu Tisch und blieben bis vier sitzen. Er sprach nur von gleichgültigen Dingen, sagte nur einmal: ‚Wissen Sie, daß der König 400 000 Kronen zur Auslösung jener Ämter des Markgrafen von Bayreuth versprochen hat'" — des alten Markgrafen; die Ämter sind verpfändet, um Geld aufzutreiben: die Leser erinnern sich, welch endloses Prozessieren stattfand, bis Friedrich Wilhelm die Sache in Fluß brachte: ‚So zahlt mir denn mein Geld zurück[1]!' — „‚400 000 Taler an den alten Markgrafen, im Fall sein Prinz (Wilhelmines gegenwärtiger Bräutigam) einen Sohn mit meiner Schwester haben sollte.' Ich erwiderte, daß ich nichts davon gehört hätte. — ‚Aber', sagte er ‚das ist viel Geld! Und einige hunderttausend Taler hat man an Ansbach gegeben, das niemals wiederzahlen kann; denn alles ist da in Unordnung. Wenn der Markgraf seiner Reiherbeize nachgehen kann, kümmert er sich um nichts, und seine Leute rupfen ihn, wo sie können.' Ich sagte: Wenn diese Fürsten ihre Ausgaben regulierten, so könnten sie nach und nach ihre Schulden abtragen; man habe mir in Wien gesagt, die bayreuthischen Ämter wären zu sehr niedrigem Preise verpfändet, und die Pfandhalter zögen acht bis zehn Prozent Gewinn aus ihrem Gelde" — der Markgraf müsse sich umtun usw. „Ich sah sehr wohl, daß diese Darlehen, die der König macht, nicht nach seinem Geschmacke sind.

Gleich als man von Tische aufstand, ging er weg, indem er sich entschuldigte, daß er nicht über Nacht hier bleiben könne; der König habe es nicht gern, daß er in der Stadt schlafe; außerdem habe er noch seinen Bericht an den König zu vollenden. Er ging nach Massin, um da zu übernachten. Meinerseits wollte ich ihm nicht zum Dableiben zureden und tat es nicht weiter, als die Form es erforderte. Er hatte mit sich den Präsidenten Münchow", einen Zivilbeamten, den wir kennen, „einen Ingenieurkapitän Reger und die drei Herren von seinem Hof", Wolden, Rohwedel, Natzmer, der einmal seinen Finger in einen gewissen Mund steckte, der fade Geselle.

„Er ißt nicht viel; aber ich bemerke, daß er die Nebengerichte (petits plats) und die hauts goûts liebt; aus Fischen macht er sich wenig; obgleich ich vortreffliche Forellen hatte, rührte er sie doch nicht an. Er ißt keine Fleischsuppe; scheint den Wein nicht zu lieben; er versucht alle Weine, hält sich aber gewöhnlich an Burgunder mit Wasser.

Ich stellte ihm alle anwesenden Offiziere meines Regiments vor; er empfing

[1] Oben S. 100.

sie im Stil eines Königs" (en roi, genug ruhiger Stolz in ihm, Herr General). „Es ist sicher, daß er fühlt, wozu er geboren ist, und wenn er je dazu gelangt, wird er sich nichts vergeben. Ich meinesteils gedenke mich sehr abseits zu halten und ihn möglichst wenig zu sehen. Ich kann wohl bemerken, daß er nicht gern Rat anhört", besonders wenn dieser als Moralpredigt von steifen alten allweisen Militärs erteilt wird — „und sich nur mit Leuten gefällt, die ihm geistig untergeordnet sind. Er sucht immer zuerst die lächerliche Seite an jedermann zu entdecken und mokiert sich gern. Das ist ein großer Fehler in einem Prinzen: er sollte die Fehler der Leute erkennen, ohne sie irgendwem mitzuteilen" — was, wie wir bemerken, nicht ganz die Methode privater Militärs von dem allweisen Typus ist! —

„Ich spreche als ein Freund mit Ew. Exzellenz und versichere Sie, er ist ein Prinz, der Geist hat, der sich aber von seinen Leidenschaften beherrschen lassen" (— keine glückliche Prophezeiung das, Herr General) „und niemanden lieben wird, der nicht darauf eingeht. Meines Erachtens werden alle Prinzen in einer und derselben Form gegossen; da ist nur ein Mehr und ein Weniger.

Beim Abschied umarmte er mich zweimal und sagte: ‚Es tut mir leid, daß ich nicht länger verweilen kann; aber ein andermal will ich besser profitieren.' Wolden" (einer der dreie) „sagte mir, er könne nicht beschreiben, wie wohlgesinnt der Kronprinz gegen Ew. Exzellenz sei" (der pfiffige Schelm!), „er sage ihm oft" (ohne Zweifel annehmend, daß es wiedergesagt werde): „‚Wenn ich meine Dankbarkeit ihm nicht beweisen kann, so will ich sie seinen Nachkommen beweisen'" — tief verpflichtet der Grumbkowsippe samt und sonders! — „Ich verbleibe Ew. Exzellenz" allerzopfmäßigster „von Schulenburg[1]."

Und somit, nachdem er Einblick in die Arbeiten zu Karzig und Himmelstädt genommen hat (wo, nebenhergesagt, Oberst Wreech Amtshauptmann ist), nachdem er ein paar Spießer geschossen und in gemeldeter Weise gespeist und geplaudert hat, begibt sich Seine Königliche Hoheit nach Massin zur Ruhe und endigt einen Tag seines damaligen Lebens.

Wir gehen zu Brief Nr. 3 über.

Einen oder zwei Tage nach Nr. 2, wie es scheint, hat Seine Majestät, der gewöhnlich um diese Jahreszeit zur Jagd in Wusterhausen ist, einen raschen Ausflug hinüber nach Crossen in der Landsberger Gegend (eine Tagereise südlich von Landsberg) gemacht, sich da rasch nach etwas umgesehen, begleitet von Grumbkow und einem anderen beamteten Herrn: Truchseß von Waldburg, einem würdigen Soldaten und Edelmann jener Gegend, von dem wir wieder hören werden. In Nr. 3 kommt ferner der „Kurfürst von Köln" vor — der schmächtige magere Herr aus bayrischem Geschlecht, den wir im vorigen Jahre in Bonn sahen, der reichste Pluralist der Kirche, den ohne Zweifel unsere armen Leser wieder vergessen haben. Dieser kommt vor und auch beträchtliche Mißlaune von der Oppositionsart seitens Schulenburgs. Aus diesem Grunde und überhaupt als eine arme unmittelbare Abspiegelung der Zeit und des Ortes — Abspiegelung in unruhigem Moorwasser, durch Schilf und im Zwielicht, dunkel aber unzweifelhaft echt — teilen wir den Brief mit, obwohl von dem Prinzen darin wenig die Rede ist:

[1] Förster III. 71—73.

Nr. 3. An die Exzellenz Grumbkow (wie oben) in Berlin.

„Landsberg, den 22. Oktober (Montag) 1731.

Monsieur! — Ich wünsche, daß Ew. Exzellenz Ihre Reise noch Crossen mit aller denklichen Annehmlichkeit zurückgelegt haben. Wäre ich früher davon benachrichtigt gewesen, so wäre ich gekommen, nicht nur um den König zu sehen, sondern auch Ihnen und Truchseß zuliebe; aber ich erhielt Ew. Exzellenz Schreiben erst gestern früh, so daß ich nicht vor gestern abend, und zwar spät, hätte ankommen können; denn es ist zehn Meilen von hier, und dabei muß man Relaispferde vorausschicken, weil keine Postpferde unterwegs zu haben sind.

Wir sind, sans comparaison, wie Harlekin! Kaum sind wir aus einem Handel heraus, so geraten wir in einen anderen, und alles um jener großen Klötze willen (pour l'amour de ces grand colosses). Was der Kurfürst von Köln als Bischof von Osnabrück getan" — eine Tat, die dem Verfasser dieses Werkes nicht bekannt ist; offenbar irgend etwas Unglimpfliches gegen unser Werbewesen — „ist zu drollig; aber wenn wir uns rächen, wird es überall an unseren Grenzen ein schönes Spiel abgeben! Wenn all diese Dinge nur einen Eindruck auf unseren Herrn machten: aber sie machen keinen; sie" — kurzum, dies Werbewesen sei verrückt, denkt der steife Schulenburg und steht nicht an, es auszusprechen, obschon nicht auf seinem Platz im Parlament oder selbst im Tabakparlament. Denn es gibt eine Opposition in allen Ländern und zu allen Zeiten. „Wir ruinieren das Land", sagt das ehrenwerte Mitglied, „wir senden alljährlich Millionen hinaus, um einen Haufen Strolche (gens à sac et à corde) zu erhalten, die uns nicht den mindesten Dienst leisten. Man sieht klar, es ist die Hand Gottes", die gewisser Leute Verstand verfinstert, „sonst wäre es nicht möglich, daß man nicht endlich einmal die Augen aufmache!" — ein steifer zopfmäßiger Herr von gewaltiger Weisheit und mit viel brennendem Schwefel in seinem Innern. Der ganze übrige Teil seines Briefes redet im Oppositionston (fast wie von seinem Platz[1] im Parlamente aus, aber viel kürzer gefaßt, als es da Brauch ist) und schließt mit einem Seitenblick auf Viktor Amadeus' seltsamen Streich oder eigentlich auf den Streich, den der Sohn drüben in Sardinien an Viktor verübt hat. Dem geht folgender Zwischensatz über einen näherstehenden Prinzen voran:

„Was den Kronprinzen betrifft, so können Sie sich darauf verlassen, daß er alles tun wird, was man verlangt" (heiraten wird, wen Ihr immer wollt), „wenn man ihm nur mehr Spielraum vergönnt, denn das ist es, wonach er zielt. — Kein übler Streich, der des Königs von Sardinien." — Große Tagesneuigkeit damals, die nun etwas in Vergessenheit geraten ist und ein Wort von uns erfordert:

Der alte König Viktor Amadeus von Sardinien hatte feierlich zugunsten seines Sohnes abgedankt, sich ein Jahr lang oder länger mit einer ältlichen Geliebten, die er lange als die erste der Frauen geschätzt hat, in den Genuß des Privatlebens zurückgezogen — ward nach einem Jahre solchen Genusses überdrüssig, forderte seine Krone zurück und konnte sie nicht bekommen! Die teure Geliebte und er wurden gefangengenommen, in abgesonderte Schlösser einlogiert[2]: und der Ingrimm des stolzen alten Herrn ist von wahrhaft olympischem Charakter — er schlug einen eichenen Tisch beim aufgeregten Reden mit der Hand entzwei (sagen die Ciceroni)

[1] Bekanntlich reden die Mitglieder im englischen Parlament von ihren Sitzen aus. D. Übers.

[2] Entsagte am 2. September 1730, ging nach Chambéry; reklamiert, wird in Rivoli festgesetzt am 8. Oktober 1731 (Neuigkeit davon kommt eben zu Schulenburg); stirbt daselbst, 31. Oktober 1732, in seinem 67. Jahre.

— und sein Schweigen und die feurigen Dolche seines Blicks sind noch emphatischer. Aber der junge Mann hält aus; mit einer Königskrone läßt sich kein Kinderspiel treiben, Ew. Majestät! sagen seine neuen Minister. Ist und will König bleiben. „Kein übler Streich von ihm", denkt Schulenburg —

— „namentlich wenn der Vater ihm das gleiche zugedacht hatte", das heißt, wenn er den Sohn hatte einsperren wollen. Kein übler Streich — den vielleicht ein anderer nachahmen dürfte, „wenn sein Papa ihm die Gelegenheit dazu gäbe! Aber sein Papa wird sich hüten, und die Königin wird ihm diese sardinische Geschichte zu Gemüte führen, wenn er wieder vom Abdanken spricht", wie er manchmal tut, wenn er bei schlechter Laune ist. —

„Aber wäre es nun nicht besser, wir wären in Freundschaft mit England, falls Krieg aus dieser sardinischen Geschichte entsteht? General Schulenburg" — der berühmte venezianische Feldmarschall, der den Türken in Kreta Schläge gab [1], mein verehrter Onkel, der zuweilen seine Schwester, die Hopfenstange, nunmehrige Emerita, in London zu besuchen pflegte und mit Georg I. berühmten Andenkens des Abends rauchte und Bier schlürfte — auch dieser „schreibt mir aus Paris diese Viktor-Amadeus-Neuigkeit"; sie ist also sicher, der Exkönig vor fast vierzehn Tagen in Rivoli eingesperrt; „er, General Schulenburg, sagt ferner, nach dem äußeren Anschein zu urteilen, scheine alles sehr ruhig; aber viele hielten dafür, daß es auf dem Grund des Sackes wohl nicht so sein werde. —

Ich bin mit Hochachtung", Exzellenz, der Ihre sehr in Steifleinewand,

„Le Comte de Schoulenbourg [2]."

So weit der Generalleutnant Schulenburg, dem wir für diese zeitgenössischen Einblicke in einen historisch gewordenen jungen Mann und in die Atmosphäre, in der er lebte, danken. Und mit diesen drei zufälligen Kundgebungen, als ob sie (die allein übriggeblieben) die Summe von allem wären, was er in der Welt gesagt hat, mag der Generalleutnant sich nun wieder ins Stillschweigen zurückziehen: er wird nach etwa zehn Jahren zweimal wieder vorkommen, einmal in einer edleren Haltung als der des Schwatzens, der enggeharnischte, brave, ein wenig gallensüchtige militärische Herr von der alten preußischen Schule.

Diese so für uns abgespiegelten Anblicke des Kronprinzen sind nicht sehr hell für den Leser — da das Licht mittelmäßig und der Spiegel keiner von den besten ist — aber einige Züge schimmern doch heraus, gute und nicht so gute, die mit anderen dazu kommenden allmählich zu etwas Faßlichem zusammenwachsen dürften. Ein offenbar sehr aufgeweckter Prinz, nicht ohne Mutwillen, Fülle von Feuer, von dem gegenwärtig ein gut Teil unregelmäßig scheint und brennt, da es von außen gewaltig niedergehalten und falsch gehalten wird. Stolz genug, denkt Schulenburg, launenhafter Mutwille genug — woraus uns „eine Herrschaft der Leidenschaften" bevorsteht, wenn wir es erleben. Wie sich zeigen wird!

[1] Derselbe, der früher von Karl XII. geschlagen worden; ein würdiger Soldat nichtsdestoweniger, sagen die Autoritäten: Sein Leben von Varnhagen von Ense. (Biographische Denkmale. Berlin, 1845.)

[2] Förster III. 73—75.

Wilhelmine ist vorigen Juni verlobt worden: Wilhelmine, eine Braut seit sechs Monaten, wird fortwährend viel von Mama gequält. Aber der Bräutigam, Prinz von Bayreuth, gewinnt allmählich die gute Meinung urteilsfähiger Leute, unter anderem die Wilhelmines. Eines Tages wäre ihm fast ein unerhörter Unfall begegnet; ein dummer Bedienter reichte ihm bei einer Bärenjagd eine geladene halbgespannte Flinte; der halbgespannte Hahn ging unversehens los, die Kugel streifte Seiner Majestät Schläfe, berührte das Haar — o Himmel! Einige von den Dessauischen (Alliierte von Schwedt und der Markgräfin in hellen Farben) machten impertinente Glossen darüber, auf die der Prinz gebührend antwortete, und denen ein höflicher König geräuschlos aber strenge Einhalt tat[1]. Der König hat dem Prinzen von Bayreuth ein Regiment gegeben und mag ihn nicht übel leiden, wennschon der junge Mann nicht immer nach des Königs Wunsch trinkt. Die Hochzeit rückt ungeachtet der Wolken von seiten Ihrer Majestät stetig näher.

Seiner Majestät Bauoperationen.

„In diesem Jahr", sagt Faßmann, „wurde der Häuserbau „in Berlin und Stettin" — in Stettin, wo neue Festungsbauten fertig sind, in Berlin, wo allmählich ganz neue Stadtteile gebaut werden — „über die Maßen sehr poussiert." Ach ja, auch dies ist ein bedenklicher denkwürdiger Zug von Seiner Majestät Regierung. Die vorige Majestät, der alte König Friedrich I., der wie andere vor ihm die Vergrößerung Berlins wünschte, hatte ein neues Stadtviertel angelegt und es Friedrichstadt genannt — mooriger, sumpfiger Boden wurde in Straßen abgesteckt: die Friedrichstraße ist die Hauptstraße, in der hie und da ein Haus einsam prophetisch dasteht. Aber die jetzige Majestät, Friedrich Wilhelm, ist es, die den Plan zur Ausführung bringt und die Friedrichstraße wirklich bauen läßt, und zwar nicht immer auf sanfte oder freiwillige Weise. Friedrich Wilhelm war ebensosehr der Ädil als der Drillfeldwebel seines Landes; die Stadt Berlin entstand ebensowenig wie die preußische Armee von selber oder auf dem Prinzip des Gehenlassens. Trümmer und Schutt läßt Friedrich Wilhelm auf keinen Fall liegen, sondern er ist auf alle Weise beflissen, sie von der Welt hinwegzufegen, auf daß etwas Nützliches, dem königlichen Sinne Wohlgefälliges dafür dastehe. Daher diese „über die Maßen poussierten" Bauoperationen in der Friedrichstraße und anderwärts.

Die Menge der sumpfigen wüsten Plätze, die er von Anfang bis ans Ende aufräumte und mit festen Menschenwohnungen bebaute, ist fast unzählbar. Ein übliches Geschenk von ihm (wie von seinem Sohne nach ihm) an einen Begünstigten war das eines Hauses — ein vortreffliches Geschenk. Oder wenn der Mann selber imstande ist, zu bauen, dann hilft ihm Seine Majestät dabei, spornt ihn dazu an: „Holz genug ist in den königlichen

[1] Wilhelmine I. 355.

Forsten; Stein, Kalk ist in den königlichen Steinbrüchen; an wüsten Plätzen ist Überfluß: warum sollte irgend jemand, der ein wenig tätig ist und etwas Kapital besitzt, in einem schlechten Hause wohnen? Allmählich wurde der Druck Seiner Majestät auf Privatleute zum Bauen unter Ermunterung beträchtlich, wurde übermäßig, unwiderstehlich, und man klagte viel darüber in den Jahren, von denen jetzt die Rede ist. Der alte Oberst Derschau ist des Königs Geschäftsführer in Berlin in diesen Dingen; ein harter starrer Mann, der die Leute, alle Art Leute mit dem geringsten Kapital, preßt, bis sie bauen.

Nüßler z. B., den wir einmal in Hannover eine gewisse bestrittene Erbschaft für Friedrich Wilhelm betreiben sahen, der gewandte Nüßler, obschon er keine feste Anstellung hat und Gehalt höchstens für gelegentliche Aufträge erhält, wird gedrängt, zu bauen — im Jahre 1733 ereignet sich dieser Nüßlersche Fall und wird von Büsching, dem Biographen Nüßlers, stark ausgebeutet: „Baut Euch ein Haus in der Friedrichstraße!" drängt Derschau. „Aber ich habe kein Gehalt, kein Kapital!" plädiert Nüßler. — „Pah! Euer Schwiegervater, der verworrene Kanzler von Ludwig an der Universität Halle, ein Ungeheuer von Rechtsgelahrtheit dort, ist er nicht zugleich auch ein Ungeheuer von aufgespeicherten Geldern? Er wird Euch um seiner selbst und seiner Tochter willen Geld vorschießen[1]. Oder soll Seine Majestät ihn etwa zwingen?" drängt Derschau. Und dreht langsam und beständig die Schraube auf Nüßler, bis auch dieser sich ein festes gutes Haus in der Friedrichstadt baut — in der Friedrichstraße, wie sie jetzt heißt, die dem heutigen Touristen bekannt ist. Eine solid gebaute, helle, eine Stunde lange, schnurgerade Straße — Friedrich Wilhelm fand sie als Bruch und Morast vor und hinterließ sie so, wie der Tourist sie heute sieht, vermöge dieser harten Methoden. Ebenso geht es dem Herrn Geheimrat Klinggräf, Nüßlers nächstem Nachbar: der hatte keine Lust zum Bauen, nichts weniger als das; ward aber dazu genötigt, unter noch schlimmeren Umständen als Nüßler. Man hat viel Mühe mit dem Fundament zu seinem Hause — denn die Nüßler-Klinggräfische Stelle war ein Fischteich, und „Karpfen wurden aufgegraben" beim Grundlegen — man brauchte viel Gepfähl, ineinandergefügtes festes Gebälk; 4000 Taler sind draufgegangen, ehe noch ein Stein gelegt ist: und wirklich, das Haus muß ehrlich gebaut werden, oder es könnte deinem Haus und dir schlimm ergehen. „Kostet mich alles zusammen 12 000 Taler und ist vielleicht 2000 wert!" klagte Nüßler, als der Bau vollendet war. Noch schlimmer daran ist der Geheimrat Klinggräf: sein Haus, das nächste nach dem Nüßlerschen, hat, als es fertig ist, fast gar keinen Wert für ihn; ein Seifensieder bietet ihm 800 Taler dafür, und um dem Ersticken zu entgehen, kauft es Nüßler selber von Klinggräf zu dieser Summe. Derschau, mit seiner langsamen Schraubenmaschi-

[1] Büsching, Beiträge I. 324.

nerie, ist nicht wenig furchtbar — und Büsching weiß es als eine Tatsache, „daß ehrbare Berliner Personen ihm und dem Bürgermeister Koch aus dem Wege zu laufen pflegten, wenn einer von diesen auf der Straße erschien!"

Diese Dinge waren beschwerlich zu tragen. Ja, wahrlich: wo ist die Freiheit des Privatkapitals oder sonst irgendeine Freiheit unter solchen Bedingungen? Freiheit, unter bekannten Bedingungen Schutt und Chaos zu vernichten, magst du haben; aber nicht die geringste Freiheit, sie um dich zu behalten, wenn du es auch noch so gern tätest! Was sollen wir dazu sagen? Nüßler und der Seifensieder wohnen alle beide in menschlicheren Häusern als einst. Berlin selber und auch noch verschiedene andere Dinge sind nicht aus dem Freihandel entstanden. Die Stadt Berlin würde bis auf den heutigen Tag ein wildes Weideland („das Berlin", ein bloßer Gattungsname dieser Bedeutung) geblieben sein, wäre das Freihandelsprinzip dort immer an der Herrschaft gewesen. Es tut mir leid, daß Seine Majestät die Schranken überschreitet — und wir, meine Freunde, wenn wir unser Chaos in einen Kosmos umwandeln können, indem wir parlamentarische Reden hineinfeuern und es mit Blaubüchern bombardieren, dann wollen wir dereinst sehr über Seine Majestät triumphieren!

Dergestalt wird der Häuserbau außerordentlich poussiert, das Ohr des Jenkins abgerissen und Viktor Amadeus in Haft genommen, während unser Kronprinz in seiner Verdunkelung von einem Weisen in Gamaschen inspiziert wird und Wilhelmines Hochzeit herankommt.

Sechstes Kapitel / Wilhelmines Hochzeit

Dienstag, den 20. November 1731, kam nach achtmonatiger Brautzeit Wilhelmines Hochzeitstag; und der stürmische Roman der jungen Dame endete schließlich glücklicher, als man erwartet hätte. Mamas unbillige Launen dauerten mehr oder weniger fort; aber auch diese müssen nun ein Ende nehmen. Alte Freier und Aussichten, „die vier oder drei gekrönten Häupter“ — sie liegen weit jenseits des Horizonts, sind selbst dem Gedanken entschwunden. Karl XII., Peter II. sind tot; Weißenfels ist es zwar nicht, hätte es aber ebensogut sein können. Prinz Fred, noch nicht anderweitig vermählt, schreibt französische Madrigale in Leicester House, neigt sich zur Politik der „West-Wickhamschen“, der Pitt-Lyttletonschen Partei, steht auf schlechtem Fuße mit Vater und Mutter und wird es zu nicht viel bringen. August der Schadhaft-Starke steckt tief in polnischen Wirren, in antikaiserlicher Politik, in Trinkgelagen — seine große Zehe ist immer noch nicht besser, wird niemals wieder besser werden. Geisterhaft verblichen alle diese; hier, voll blühenden Lebens in seinen Wangen, ist das einzige praktische Faktum, unser guter Erbprinz von Bayreuth — im stillen die ganze Zeit über das uns beschiedene Geschick — das wir freudig willkommen heißen; und wir wollen dem Himmel dafür danken, daß wir über der Entscheidung nicht umgekommen sind! —

Die Hochzeit war von großer Pracht, das Berliner Schloß und alle Dinge und Geschöpfe in ihrem höchsten Glanze; die Braunschweig-Beverns kamen und andere hohe Gäste; kein Ende des pomphaften Zeremoniells, der Feierlichkeiten und Herrlichkeiten — selbst die Schleppe an unserem Kleid war „zwölf französische Ellen lang“. Von dem allen soll der Leser verschont bleiben und sich das Ganze bequem an der Hand von zwei Beispielen vorstellen, die wir für ihn ausgesucht haben: eines von einer Person, einem anwesenden hohen Gast; eines von einem Gemach, wo die erhabenen Ereignisse vor sich gingen.

Die verwitwete Herzogin von Sachsen-Meiningen, die uns bei der Gelegenheit mit ihrem Besuche beehrt hat, eine sehr starke Dame, nahe an

Sechzig, ist die Person. Eine lebendige ältliche Tochter des Großen Kurfürsten selber, Halbschwester des vorigen Königs, Halbtante Friedrich Wilhelms, Witwe nun ihres dritten Gemahls: ein absonderliches Phänomen, das wir auf einen Moment durch Wilhelmines satirische Brille anschauen können. Einer von ihren drei Gemahlen, „Christian Ernst von Bayreuth" (Markgraf allda, ehe die jetzige Linie an die Reihe kam), war ein Verwandter des Bräutigams, so daß sie ein doppeltes Recht hat, hier zu sein. „Sie hatte das Geheimnis entdeckt, Bayreuth total zu ruinieren", sagt Wilhelmine; Bayreuth „und ebenso Kurland, wo ihre erste Ehe war" — Meiningen war vielleicht schon vorher ruiniert gewesen? Hier ist das Porträt „meiner Großtante", mit sehr starken Farben und keinem schmeichelnden Pinsel hingeworfen:

> „Sie soll in ihrer Jugend sehr gern gefallen haben; man konnte es noch an ihren affektierten Manieren sehen. Sie würde eine vortreffliche Schauspielerin für Charakterrollen abgegeben haben. Ihr feuerrotes Gesicht, ihre unförmliche Gestalt, die von so ungeheurem Umfang war, daß sie kaum gehen konnte, gaben ihr das Ansehen eines weiblichen Bacchus. Sie trug ihren" — einen mächtigen, aber nicht mehr schönen Teil ihrer Person — „sorgfältig zur Schau und patschelte ihn beständig mit ihren Händen, um die Aufmerksamkeit darauf zu ziehen. Obgleich über sechzig" — siebenundfünfzig in Wirklichkeit — „war sie herausgeputzt wie ein Mädchen: die Haare in Bänderlocken frisiert (marronnées), überladen mit rosenroten Zieraten, welche Farbe den Grundton ihres Teints bildete, und so mit farbigen Juwelen beladen, daß man sie hätte für den Regenbogen halten können [1]."

Diese reizende alte Dame, Tochter des Großen Kurfürsten und so sehr dick und gerötet, hatte einmal einen Sohn, der auch in seiner Art nennenswert ist — als ein Meilenstein in der dunkeln Chronologie jener Gegenden. Ihr erster Gemahl war der Herzog von Kurland; diesem brachte sie einen Erben, der zum Herzogtum gelangte — und der schließlich Herzog war, der l e t z t e der Kettlerischen oder einheimischen Linie von Herzogen daselbst. Die Kettler waren Deutschritter-Kommandeurs in Kurland gewesen; sie hatten das Land für sich in Besitz genommen, als das Rittertum unterging, und dieser war der letzte von ihnen. Er heiratete Anna von Rußland mit der dicken Backe (Zar Peters Nichte, die seitdem Zarin geworden ist) und starb kurz nachher, vor zwanzig Jahren, beweint ohne Zweifel von der armen rosenroten Mutter, weit weg in Bayreuth und sonst kinderlos; und auch in einer Hinsicht zum Kummer Kurlands, das dadurch erledigt und unternehmenden Nachbarn zum Raub wurde. Und unter jenen Umständen war es, daß der sächsische Moritz (unser liederlicher Freund, der eines Tages Maréchal de Saxe sein wird) seinen Griff nach Kurland tat, mit Geldern unterstützt von jener französischen Komödiantin, wovon das Gerücht noch vag umherschwebt. Moritz hätte seinen Zweck erreichen können, hätte er den ersten Teil der Tatleistung vollbracht: sich nämlich in die geschwollenbackige Anna, die dortige Witwe, zu verlieben;

[1] Wilhelmine I. 375.

aber er vermochte es nicht, vermochte bloß, sich verliebt zu stellen: Kurland fällt daher (nun da die Geschwollenbackige Zarin geworden ist) an einen gewissen Biron, einen geborenen Kurländer, der es vermochte [1]. — Wir eilen in das „grand appartement“ im Berliner Schloß und besehen uns flüchtig mit Wilhelmine (in abgekürzter Form), wie prächtig es ist:

„Das königliche Appartement im dritten Stock des Palastes in Berlin findet, man muß es sagen, nicht leicht seinesgleichen in der Welt. Aus dem äußeren Salon oder Vorzimmer, Salle des Suisses genannt“ (wo die Hellebardiers und aufwartende Dienerschaft sich aufhalten), „gelangt man durch sechs große Zimmer in einen prachtvoll dekorierten Saal, von diesem wieder durch zwei Zimmer, und so in das, was man die Bildergalerie heißt, ein neunzig Fuß langes Zimmer. All dies ist in einer Linie.“ Großartig all dies, aber doch nur gewöhnlich im Vergleich. Aus dieser Bildergalerie tritt man (rechts oder links ist nicht gemeldet und hat auch nichts auf sich) in eine Reihe von vierzehn großen Zimmern, eines glänzender als das andere: z. B. der Kronleuchter im ersten Zimmer ist von massivem Silber, wiegt in Pfunden, ich weiß nicht wieviel, aber in ausgemünztem Silber „10 000 Kronen“; die Decken sind gemalt wie von Correggio; „die Wandspiegel zwischen den Fenstern sind zwölf Fuß hoch und die Rahmen von massivem Silber; an dem Tisch unter jedem Spiegel ist Platz für zwölf Personen“; je zwölf Durchlauchten können da flankiert von ihrem Spiegel speisen, indem sie die Correggiositäten über sich und die praktischen Sublimitäten ringsumher bewundern. „Und das ist nur erst das erste der vierzehn“; und man kommt zu immer superberen Herrlichkeiten, bis man z. B. in dem letzten oder superlativen Saal „einen Kronleuchter findet, der 50 000 Kronen wiegt; seine Kugel ist groß genug, um ein Kind von acht Jahren darin unterzubringen, und die Arme (guéridons)“ haben, ich vergesse, wieviel Schuh oder Klafter im Umfang, massiv Silber. Ja, sogar der Balkon für das Orchester ist von Silber; müde Geiger stützen ihre Ellbogen auf Brustwehren von diesem edlen Metall. Selten, wenn je, ist so etwas noch einmal dagewesen. In diesem superlativen Saal geschah die Trauung [2].

Von dem alten König Friedrich, dem kostspieligen Herrn, rührte die Möblierung und Correggiomalerei dieser erhabenen Gemächer her: aber diese Massen von getriebenem Silber, die sind iene Anschaffung Friedrich Wilhelms — der durch das, was er in Dresden in Augusts des Starken Einrichtung sah, dazu angeregt wurde und dabei wohl auch bedachte, daß Silber Silber sei, ob man es nun ausgemünzt in Fässern bewahre oder zu Kronleuchtern, Spiegelrahmen und Orchesterbalkons verarbeite. —

Dieser Dinge haben wir nur erwähnt, um zu sagen, daß das massive Silber sich allerdings nachher als ein nützlicher Schatz in der Zeit der Not bewährte; alles massive Silber (tüchtig zuvor mit Kupfer vermischt) ward eingeschmolzen, zu barem Gelde (inländischer und fremder Münzsorten) ausgeprägt und hinaus auf die Wanderschaft über die ganze Welt ge-

[1] Der letzte Kettler, Annas Gemahl, starb (unter Hinterlassung von nur einem alten, in Papisterei und andere Nichtigkeiten verfallenen Onkel, der bis an seinen Tod, an zwanzig Jahre nachher, im Auslande residieren und ein bloßer Name sein mußte) 1711; Moritzens Versuch mit Adrienne Lecouvreurs Geld geschah 1726; Anna ward Herrscherin aller Reußen (bei ihres armen Vetters Peter II. Tod) 1730; Bieren (Biron, wie er sich zu schreiben versuchte, da er von geringer Geburt war) wurde erst 1737 installiert und hatte, er und Kurland, alle beide, noch verschiedene Stürze durchzumachen, ehe er zu stetigem Gleichgewicht gelangte.

[2] Wilhelmine I. 381; Nicolai II. 881.

schickt, ehe ein gewisser Prinz seinen Siebenjährigen Krieg und andere Klemmen, die bevorstehen, hinter sich hatte! —

Kurzum, Wilhelmines Hochzeit war prächtig, obschon es auch Mißlichkeiten absetzte, und Mama war etwas hart. „Die Haarfrisur mißriet durch zu vieles Hantieren und hing einem ins Gesicht wie eines Knaben Haar. Die Königskrone ward einem (wie sich das freilich geziemte) auf das Haupt gesetzt: das Haar war in vierundzwanzig armdicke Locken gewickelt; so hatte es die Königin gewollt; das Kleid war von Silbertuch und mit spanischer Goldspitze besetzt, die Schleppe zwölf Stab lang — man wurde fast erdrückt von einer solchen Ausstaffierung." Mut, meine Prinzessin! — Wirklich lief die Hochzeit auf das allerschönste ab: mit Tänzen und Erhabenheiten, langsamem feierlichen Fackeltanz zum Beschluß, in jenen unvergleichlichen oberen Gemächern, während Großtante Meiningen und viele andere Sterne und Regenbogen zusahen; sogar die Markgräfin von Schwedt in ihren schreienden Farben war gezwungen, mit dabei zu sein. Solche mannigfaltige Herrlichkeit, solch ein Tanzen der Konstellationen: das irdische Berlin und die ganze Welt auf den Zehenspitzen ringsumher! Langsamer Fackeltanz, das Ganze beschließend, zerschmolz in die Schatten der Mitternacht für diesmal, und es war Stille in Berlin.

Aber die darauffolgenden Nächte gab es Bälle von weniger feierlichem Charakter, wo es sich viel angenehmer tanzte. Auf diese, auf einen von diesen, lenken wir nun die Aufmerksamkeit aller Leser. Freitag, den 23., war abermals Ball und große Abendgesellschaft — sogenanntes „grand appartement" — bei Hofe. Ungeheurer Ball, „siebenhundert Paare, alles Leute von Rang": da waren „vier Quadrillen" oder Tanzgruppen in dem großen Meer dieser Figuren von Rang, jede in ihrer gehörigen Entfernung in der grandiosen Zimmerreihe: Wilhelmine präsidiert bei der Quadrille Nummer eins; der ihr angewiesene Raum war in dem die Bildergalerie genannten Zimmer — die Königin und alle Fürstlichkeiten befanden sich bei Wilhelminen, die ihre Quadrille anführen und beaufsichtigen sollte. Das tat sie mit ihrem gewohnten Feuer und ihrer Schwungkraft — und schwebte da auf leichten Füßen einher, Zeit sechs Uhr abends, als Grumbkow herzutrat, den sie den Tag vorher an sein Übereinkommen hinsichtlich Friedrichs scharf gemahnt hatte:

„Ich liebte den Tanz", sagt sie, „und benutzte die Gelegenheit. Grumbkow kam und unterbrach mich mitten in einem Menuett: ‚Eh, mon Dieu, Madame!' sagte Grumbkow, ‚Sie scheinen ja wie von der Tarantel gestochen! Sehen Sie denn nicht jene Fremden, die eben angekommen sind?' Ich hielt inne und, mich überallhin umsehend, bemerkte ich wirklich einen grau gekleideten, mir unbekannten jungen Mann. ‚So gehen Sie doch hin, den Kronprinzen zu umarmen, dort steht er vor Ihnen!' sagte Grumbkow. Mein Blut strömte wild durcheinander vor Freude. ‚O Himmel, mein Bruder?' schrie ich: ‚Aber ich sehe ihn nicht, wo ist er? Um Gottes Willen, zeigen Sie ihn mir!' Grumbkow führte mich zu dem jungen Mann in Grau. Beim Näherkommen erkannte ich ihn, obschon mit Mühe: er war erstaunlich viel stärker ge-

worden (prodigieusement engraissé) und kürzer am Hals; auch sein Gesicht war sehr verändert und nicht mehr so schön, als es gewesen. Ich warf mich mit offenen Armen auf ihn (sautai au cou): ich war so ergriffen, daß ich nichts als gebrochene Ausrufe hervorbringen konnte; ich weinte, ich lachte, wie von Sinnen. Mein Lebtag habe ich keine so lebhafte Freude empfunden.

Als ich wieder zu mir gekommen war, warf ich mich dem König zu Füßen; der König sagte: ‚Bist du zufrieden mit mir? Du siehst, ich hab' Wort gehalten!' Ich nahm meinen Bruder bei der Hand und flehte den König an, ihm seine Freundschaft wiederzuschenken. Diese Szene war so rührend, daß sie Tränen in die Augen der ganzen Versammlung brachten. Ich näherte mich alsdann der Königin. Sie war genötigt, mich zu umarmen, da der König nahe gegenüberstand; aber ich bemerkte, daß ihre Freude nur eine verstellte war." — Warum denn, o Prinzessin? Errate, wenn du kannst, die weiblichen Launen Ihrer Majestät! —

„Ich wendete mich wieder zu meinem Bruder liebkoste ihn tausendmal und sagte ihm die zärtlichsten Dinge: bei alledem blieb er aber eiskalt und antwortete nur mit kurzen Worten. Ich stellte ihm den Prinzen (meinen Gemahl) vor, zu dem er kein einziges Wort sagte. Ich war erstaunt über dies Benehmen! Schob aber die Schuld auf den König, der uns beobachtete und meinen Bruder dadurch befangen machen mochte. Aber selbst sein Gesicht überraschte mich: er trug eine stolze Miene und schien auf jedermann herabzublicken."

Ein sehr veränderter Kronprinz. Was kann das bedeuten? Weder der König noch er erschienen an der Abendtafel; sie speisten anderswo mit einem ausgewählten Zirkel, und das Geflüster ging unter uns, daß der König ihn mit großer Freundlichkeit behandle, worüber die Königin wider Erwarten ihren geheimen Verdruß nicht verbergen konnte. „In der Tat", sagt Wilhelmine, abermals zu hart gegen Mama, „liebte sie ihre Kinder nur insofern, als sie ihren ehrgeizigen Absichten dienten." Die Tatsache, daß ich es war und nicht sie, die die Befreiung des Prinzen erwirkt hatte, war Ihrer Majestät schmerzhaft: ach ja, einigermaßen!

„Als man die Tafel verließ, flüsterte mir Grumbkow zu: ‚Daß der König mit meinem offenmütigen freundlichen Empfang meines Bruders sehr zufrieden, mit meines Bruders kalter Erwiderung dagegen sehr unzufrieden sei: Ist das Verstellung, und gedenkt er noch immer, mich zu hintergehen? Oder i s t das aller Dank, den er für Wilhelmine hat? denkt Seine Majestät. Beharren Sie in Ihrer Aufrichtigkeit, Madame, und ermahnen Sie um Gottes willen den Kronprinzen, daß er das Finassieren lasse!' Als ich dem Kronprinzen während einer Pause im wiederbegonnenen Tanze diesen Bericht Grumbkows mitteilte und ihn fragte: Warum denn so verändert und kalt, Bruder meines Herzens? antwortete er, daß er immer derselbe sei, und daß er seine Gründe habe für das, was er tue." Wilhelmine fährt fort und kann ihren Kronprinzen durchaus nicht verstehen:

„Er besuchte mich am folgenden Morgen auf Befehl des Königs. Der Prinz", mein Gemahl, „hatte die Aufmerksamkeit, sich zurückzuziehen und mich und die Sonsfeld allein mit ihm zu lassen. Er erzählte mir seine Leidensgeschichte, ich ihm die meinige" — und wie ich darauf eingegangen sei, um ihm durch meine Willfährigkeit die Freiheit zu verschaffen. „Er schien über diesen letzten Teil meiner Erzählung sehr außer Fassung gebracht. Er dankte mir für die Verpflichtungen, die ich ihm auferlegt hatte — mit Liebkosungen, die augenscheinlich nicht von Herzen kamen. Um dies Gespräch zu unterbrechen, fing er an, über einen gleichgültigen Gegenstand zu reden; und unter dem Vorwand, meine Gemächer zu besehen, ging er in das anstoßende Zimmer, wo der Prinz, mein Gemahl, sich aufhielt. Diesen betrachtete er eine Zeitlang von Kopf bis Fuß, und nachdem er ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten gesagt hatte, ging er wieder weg." Was ist aus all dem zu machen? „Madame Sonsfeld zuckte die Achseln"; kein Ende des Staunens der Madame Sonsfeld über solch einen Kronprinzen.

Ach ja, arme Wilhelmine; es ist ein Kronprinz, der zu einer furchtbaren Erkenntnis der Tatsachen gelangt ist, seitdem wir ihm zuletzt begegnet sind! Er sieht vielleicht bereits, nicht allein welch hoher Platz ihm in dieser Welt bestimmt ist, sondern auch dunkel, wie einsam seine Seele sein wird, wenn er seine Höhe behaupten will. Der Gipfel des erstarrten Schreckhorns — hast du je eine solche Stellung recht bedacht? Und sogar der Weg dahin ist gefährlich, ist schrecklich in diesem Falle. Sei nicht zu hart gegen deinen Kronprinzen. Denn es ist gewiß, er liebt dich bis ans Ende!

Kapitän Dickens, der einzige von all den Exzellenzen, der nicht auf der Hochzeit war — und niemals an eine Hochzeit geglaubt hatte, sondern bloß an ein Gerücht, womit man es auf England abgesehen habe — macht gehörig Feststellung von diesem glücklichen Wiedererscheinen des Kronprinzen: „ungefähr um sechs gestern abend, als die Gesellschaft mitten im Tanzen war — zur großen Freude und Überraschung des ganzen Hofes" — und fügt hinzu: „Heute morgen kam der Kronprinz zur öffentlichen Parade, wo Massen von Menschen aus allen Rängen herbeiströmten, um Seine Königliche Hoheit zu sehen, und ihre Freude aufs offenste kundgaben [1]."

Wilhelmine macht sich, nachdem diese geräuschvollen, nicht durchweg angenehmen Tumulte erst vorüber sind, kurz nach Neujahr aus dem wilden Getümmel auf den Weg heimwärts in das stille Bayreuth [2]. „Berlin war mir ebenso verhaßt geworden, als es mir einst teuer war. Ich schmeichelte mir, daß ich, der Größe entsagend, ein sanftes und ruhiges Leben in meiner neuen Heimat führen und ein glücklicheres Jahr beginnen könnte, als das war, das ich eben geendigt hatte." Mama war noch immer störrisch; aber vor der Abreise wußte sich Wilhelmine noch eine Unterredung mit ihrem Papa zu verschaffen und ihm unter vier Augen ihr Herz zu eröffnen. Armer Vater, nach all dem, was gekommen und vorübergegangen war:

„Meine Rede wirkte; er zerschmolz in Tränen, konnte vor Schluchzen nicht antworten; er gab seine Gedanken durch seine Umarmungen kund. Endlich, indem er sich zusammennahm, sagte er: ‚Ich bin in Verzweiflung, daß ich dich nicht gekannt habe. Man hatte mir ein so abscheuliches Bild von dir gemacht, daß ich dich ebensosehr haßte, wie ich dich jetzt liebe. Hätte ich mich nur unmittelbar an dich gewendet, so würde ich vielem Verdruß entgangen sein, und du auch. Aber man hinderte mich daran, mit dir zu sprechen, indem man dich mir als böser denn der Teufel schilderte, und mir sagte, daß du mich zum Äußersten treiben würdest, was ich lieber vermied. Deine Mutter ist durch ihr Intrigieren zum Teil mit schuld an dem Unglück der Familie; ich bin auf allen Seiten hintergangen und getäuscht worden. Aber meine Hände sind gebunden, und obgleich mein Herz zerrissen ist, muß ich doch diese Missetaten ungestraft lassen!'" — Der Königin Absichten waren allezeit gut, stellte Wilhelmine vor. ‚Lassen wir die Details auf sich beruhen', antwortete er: ‚was geschehen ist, ist geschehen; ich will versuchen es zu vergessen', und versicherte Wilhelmine, sie sei ihm die Liebste in der Familie, und er wolle noch große Dinge für sie tun — was sich

[1] Depesche, 24. November 1731.
[2] 11. Januar 1732 (Wilhelmine II. 2).

in der Folge nur teilweise erfüllte. ‚Mein Herz ist zu betrübt, um Abschied von euch zu nehmen‘, schloß er, ‚umarme deinen Gemahl für mich; ich bin so bewegt, daß ich ihn nicht sprechen kann[1].‘ Und so rollten sie davon.

Der Kronprinz war viele Wochen vorher wieder in Küstrin zurück. Zurück in Küstrin, aber unter gänzlich veränderten Vorzeichen: seine Geschichte, nach jenem ersten Auftauchen bei Wilhelmines Tanz, „23. November, wohl ungefähr um sechs Uhr des Abends", und auf der Parade den Tag darauf (Samstagmorgen), war folgendermaßen gewesen. Montag, den 26. November, war abermals großer Ball und der Prinz anwesend, nicht in grau diesmal. Am folgenden Tag petitionierten der Alte Dessauer und alle höheren Offiziere in Berlin: „Geben Sie ihn der Armee zurück, Ew. Majestät!" Majestät willigte ein: und so erschien der Kronprinz Freitag, den 30., auf einem großen Gastmahl bei Seckendorff wieder in Militäruniform; ein völlig begnadigter Jüngling. Seine Uniform ist die des Goltzschen Infanterieregiments, das in Ruppin liegt — in und um Ruppin, in jenem moorigen Land gen Nordwest, an sieben oder acht Meilen von Berlin, wohin er nun bestimmt ist.

Der Kronprinz mußte noch auf drei Monate zu seinen Kammerarbeiten in Küstrin zurückkehren und nach dem Bauwesen in Karzig sehen, bis im Goltzschen Regiment einiges angeordnet und alles hübsch vollendet war. Aber „am letzten Tag des Februar" (dem 29. 1732, da es ein Schaltjahr war) wird Seine Königliche Hoheit zum Obersten und Befehlshaber des besagten Regiments ernannt; und er begibt sich demgemäß nach Ruppin, wo seine Leute stehen. Und legt somit den hechtgrauen Rock ab und zieht den militärischen blauen an[2] — um sich nie wieder davon zu trennen, wie es sich erwies.

Ruppin ist eine kleine Stadt in jener nordwestlichen Fehrbelliner Gegend: das Regiment Goltz hatte bisher in verstreuten Standquartieren gelegen, soll nun aber in Ruppin liegen; das erste Bataillon hier, die übrigen in der Nähe. Hier in Ruppin selber und zuletzt in dem benachbarten Rheinsberg war Friedrichs Wohnsitz während der nächstfolgenden acht Jahre. Sein gewöhnlicher Aufenthalt, unterbrochen von vorübergehenden Ausflügen, hauptsächlich nach Berlin in der Karnevalszeit oder zu anderen großen Gelegenheiten und allemal strenge auf Urlaub, da sein Amt das eines Infanterieobersten ist, ein Ding, das dortzulande beständige Wachsamkeit und Fleiß erfordert und am allerwenigsten von einem Menschen in Friedrichs Lage in irgendeinem Punkt vernachlässigt werden darf. Er erfüllte seine militärischen Pflichten bis zu einer Vollkommenheit, die sogar Papa befriedigte, und genügte von sich aus manchen anderen Pflichten und Anforderungen der eigenen Vervollkommnung, auf die Papa weniger Wert legte. Diese acht Jahre betrachtet man mit Recht als zu den wichtigsten seines Lebens gehörig.

[1] Wilhelmine II. 4, den 11. Januar 1732 datiert.
[2] Preuß I. 69.

Neuntes Buch

Letzte Stufe der Lehrjahre Friedrichs
Das Leben in Ruppin
1732—1736



Erstes Kapitel / Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern

Wir haben den Kronprinzen beschrieben als sehr beflissen, sich namentlich in allen sichtbaren äußeren Dingen in Papas Willen nach Belieben zu fügen — vor allem sich durch wirkliche Vortrefflichkeit im Kommando des Regiments Goltz hervorzutun. Aber noch bevor er zu diesem gelangte, entstand eine andere Frage, bei der Gehorsam ebenso wesentlich ist und noch schwieriger sein dürfte.

Bereits von der Zeit an, da jene gewaltige Katastrophe ablief, ohne Friedrichs Kopf mitzunehmen, und da Hoffnungen einer friedlichen Beilegung anfingen, Raum zu gewinnen, hatte man sich mit der Frage abgegeben: Wen soll der Kronprinz heiraten? Und die Debatten darüber in der königlichen Brust und im Tabaksparlament und die Gerüchte darüber in der Welt überhaupt waren mannigfaltig und ohne Ende. In den Schulenburgschen Briefen sahen wir den Kronprinzen selber gespannt und neugierig in dieser Hinsicht. Sehr natürlich: aber nicht in der Seele des Kronprinzen, sondern im Tabaksparlament und in der königlichen Brust muß die Sache entschieden werden. Wer also in aller Welt wird es sein?

Der Kronprinz selber hört bald von dieser Partie, bald von jener. Mit England ist es ganz vorüber; die Prinzessin Amalie ist unter den Horizont gesunken. Friedrich selbst ist empfindlich darüber, daß Hotham die Nase so hoch getragen hat: daß die Engländer damals, als alles auf dem Spiele stand, auch nicht im allermindesten von ihrem: „Beide Heiraten oder keine" abgehen wollten — er meint, sie hätten Wilhelmine retten und sein Ehrenwort für das übrige nehmen sollen. England ist ihm nun aus dem Sinne — jede Romantik ist allzu schmerzhaft daraus vertrieben: und anstatt der „hehren Luftschlösser der Hoffnung" in diesem hohen Abschnitt seiner Geschichte erblickt der Jüngling die „gemeinen Lehmdörfer der Wirklichkeit", mit Augen, die sie recht gut als wirklich erkennen. Mit Augen und Herz, die bereits gehörig dazu abgehärtet sind. Das ist kein glückliches Ergebnis, wenn es auch ein unvermeidliches war. Wir sahen

ihn mit der schönen verheirateten Wreech kokettieren, mit dem Generalleutnant Schulenburg auf eine Weise vom Heiraten sprechen, die den Zopf dieses tugendhaften Mannes zittern machte. Er weiß, man würde seine Wahl nicht gelten lassen, wenn er für sich selber wählte, und ist bemüht, sich nichts daraus zu machen. Macht sich in der Tat auch nicht viel daraus, da alle Romantik daraus verschwunden ist. Er sieht hauptsächlich auf äußere Vorzüge: auf persönliche Erscheinung, Gemütsverfassung, feine Gesittung; auf „religiöse Grundsätze" mitunter eher im umgekehrten Sinne (eher ein Zuviel fürchtend) — allezeit aber auf die mit der Partie gebotenen geldlichen Verhältnisse als ein sehr unmittelbares Moment. Über viel Geld verfügen zu können, hält er für eine sehr wünschenswerte Eigenschaft einer Gemahlin; wünschenswert und beinahe unerläßlich unter den gegenwärtigen beengten Umständen. Das sind die Ansichten dieses schlecht situierten Junggesellen.

Der Partien, die mit der Zeit zum Vorschlag kamen und in den Zeitungen und den müßigen Köpfen der Menschen herumspukten, gab es zahllose. Jede könnte es sein: ein Kauflustiger, und besäße er auch nur vier Groschen, ist gewissermaßen Eigentümer des ganzen Marktes! Was Schulenburg darüber mitzuteilen hatte, hörten wir aus seiner eigenen Meldung vergangenen Herbst — aber der bei weitem Vornehmsten aus der ganzen Anzahl ward bei jener Gelegenheit kaum oder gar nicht gedacht. Des Kaisers älteste Tochter, alleinige Erbin Österreichs und dieser weitausgedehnten Pragmatischen-Sanktions-Operationen, Erzherzogin Maria Theresia selber — es wird behauptet, es sei des Prinzen Eugen oft geäußerter Wunsch gewesen, die zukünftige Kaiserin mit dem Kronprinzen von Preußen verheiratet zu sehen [1]. Was freilich der Menschheit unendliche Wirren erspart haben würde! Ja, sie allein unter allen Prinzessinnen, schön, großherzig, tapfer, war die passende Genossin für einen solchen Prinzen — wären nur die gütigen Feen zu Rate gezogen worden, was selten geschieht — und sogar das Romantisch-Ideale hätte in diesem Falle mit hohen Resultaten für die Seele dieses jungen Prinzen Wirklichkeit werden können! Wünsche sind frei: und der weise Eugen mag allerdings den Wunsch vielleicht öfter ausgedrückt haben; aber dabei blieb es auch. Die Vorbedingungen, politische und namentlich religiöse, waren leider zugleich unerläßlich und unmöglich: wir müssen diesen Tagtraum fahren lassen. Noch gibt es einen katholisch-protestantischen Gegensatz in der Menschheit; und dies ist eine der Strafen, die sie dafür büßt, daß sie sie nicht früher geschlichtet hat. Der kaiserliche Hof kann keine Erzherzogin auf die für die andere Seite allein möglichen Bedingungen hergeben.

Der kaiserliche Hof kann nur eine Nichte empfehlen, eine unbedeutende junge Prinzessin, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, die des

[1] Hormayr: Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit (Wien, 1817) I. 13; angeführt bei Preuß I. 71.

Kaisers Nichte ist und auf diese Weise von Nutzen werden kann, für sich und für uns, denken die kaiserlichen Majestäten — würde ein neues Band um Preußen und die pragmatische Sanktion knüpfen und das Bündnis für unsere Erzherzogin einmal noch sicherer machen, denken Ihre Majestäten. Diese braunschweigische Prinzessin, bringt Seckendorff sachte im Tabaksparlament vor, sollte sie nicht etwa, sie, die Tochter von Euer Majestät geschätztem Freunde — eine sittsame, bescheidene junge Prinzessin, von der ein Bruder bereits Euer Majestät Haus anverlobt ist — sollte sie nicht die Rechte sein? Wohl wahrscheinlich, daß sie es ist.

Haben wir dem Leser nicht einmal von Kaiser Karls jugendlichen Heiratsabenteuern erzählt, und dürfen wir sie hier zur Gedächtnisauffrischung noch einmal erwähnen? Wie Kaiserliche Majestät vor etwa fünfundzwanzig Jahren, damals nur König von Spanien, Prinzessin Karoline von Ansbach, die sehr arm und verwaist in der Welt war, zur Ehe begehrte; wie diese ihn aber ausschlug, da sie nicht gesonnen war, auf solchen Grund ihre Religion zu ändern — und nun dafür, mit Walpole telegraphierend, England regiert, als Königin daselbst. Wie Karl, jetzt Kaiserliche Majestät, damals König von Spanien, sich hierauf an Braunschweig-Wolfenbüttel wandte und daselbst einen viel besseren Empfang fand. Wie er sich an den alten Anton Ulrich, regierenden Herzog wandte, der lange Romane schreibt und sonstige närrische gutmütige Dinge tut — und der seine Enkelin überredete, daß ein Übertritt zum Katholizismus in einem solchen Falle nichts auf sich habe, daß er sich selber gar nichts daraus machen würde, die Religion zu wechseln. Wie die Enkelin demgemäß den Wechsel wagte, nach Barcelona ging und vermählt wurde — und den alten Großpapa mahnend angehen mußte: „Warum wechseln Sie nicht auch!“ Worauf dieser wirklich wechselte, bei sich denkend: „Hol's der Kuckuck, ich muß wohl!“ Der närrische alte Herr. Er ist tot, und seine Romane, in sechs Quartbänden, sind sämtlich tot; und die Enkelin ist Kaiserin, unter besagten Bedingungen, eine erlauchte, langweilige, stattliche Dame, fleißig in ihren katholischen Übungen, von der ich niemals etwas Böses, eher Gutes in ihrer hohen erlauchten Stellung gehört habe. Nur schade etwa, daß sie ihre Nichte für diesen jungen preußischen Herrn empfohlen hat — den das keineswegs „an die Familie fesselte“, die in Wien so um ihn besorgt war! Aber wenn ihre kaiserliche Stellung eine Sünde in sich trug und hier oder anderswo von Strafe verfolgt ward, so ist das sicherlich dem närrischen alten Anton Ulrich zur Last zu legen, nicht ihr, der armen Dame, die niemals solche Höhe begehrt hatte, noch auch um ihrer Seele willen wagte, den Sprung dahin zu tun, bis der erlauchte alte literarische Herr ihr erst zeigte, wie leicht er sei.

Nun, der alte Anton Ulrich ist längst tot[1], und seine religiösen Rechnungen sind über alle Spitzfindigkeiten hinaus samt und sonders abge-

[1] 1714. Alter 70. Hübner T. 190.

schlossen; und mir fällt die traurige Pflicht zu, ein wenig klarzumachen, was und wer seine etwas schale Nachkommenschaft ist, soweit es die Leser dieser Geschichte angeht. Anton Ulrich hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere Herzog war und der jüngere eine Apanage namens Blankenburg hatte. Nur dieser jüngere hatte Kinder — die jetzige erlauchte Kaiserin war eins davon. Der ältere starb kinderlos[1], gerade einige Monate vor der Zeit, bei der wir nun angelangt sind, regierender Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, bis auf einige Apanagen, und geht uns nichts weiter an. Zu dieser erhabenen Würde ist nun der jüngere gelangt, und seine Apanage Blankenburg und seine Kinder mit ihm — so daß jetzt nur eine Apanage (Bevern, uns vorläufig noch nicht bekannt) aussteht, die vielleicht auch wieder mitvereinigt wird, läge uns etwas daran. Ludwig Rudolf ist der Name dieses neuen souveränen Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel oder obersten Herzogs; Alter nun sechzig; hat eine strahlende, rührige, etwas unregelmäßige Herzogin, sagt Wilhelmine, und eine Nase — oder vielmehr fast keine Nase, trauriger Ursachen wegen[2]! Andere Eigenschaften oder Zufälligkeiten sind mir nicht von ihm bekannt — außer, daß er Vater der Wiener Kaiserin ist und Großvater der Prinzessin, die Seckendorff für unseren Friedrich von Preußen in Vorschlag bringt.

An Ludwig Rudolfs schaler Nachkommenschaft sind unsere Leser unerwarteterweise einigermaßen beteiligt: die Leser mögen daher geduldig aufmerken. Er hatte drei Töchter, niemals einen Sohn. Zwei seiner Töchter, die älteste und die jüngste, sind noch am Leben; die mittlere hatte vor langer Zeit ein trauriges Schicksal. Sie heiratete 1711 Alexei, den Zarewitsch Peters des Großen: der törichte Zarewitsch, elend und andere elend machend, brach ihr durch schlechte Aufführung, schlechte Behandlung nach vier Jahren das Herz, so daß sie starb, ihm nur einen armen kleinen Peter II. hinterlassend, der nun auch tot ist, und somit ist diese Geschichte zu Ende bis auf das bloße Andenken. Einige Nachrichten sagen aus, sie sei nicht gestorben; sie habe es nur so scheinen lassen und sei durch Flucht ihrem unerträglichen Zarewitsch entwichen. Sie habe sich in Paris in tiefster Verborgenheit mit einem Offizier, der eben nach Louisiana abreiste, wieder vermählt, habe viele Jahre in Louisiana als eine haushälterische Soldatenfrau gelebt, sei mit ihrem pensionierten Offizier nach Paris zurückgekehrt und habe ihm oder irgendeiner anderen auserwählten Vertrauensperson nach ihm — sie war zur Zeit Witwe und in dürftigen Verhältnissen — unter siebenfachem Eid ihr erhabenes Geheimnis anvertraut. Welches erhabene Geheimnis auf diese Weise einem äußerst erlesenen Kreise in Paris bekannt und in Büchern veröffentlicht wurde, wo man es auch heute noch liest. Keine Spur von Wahrheit ist daran — höchstens, daß vielleicht irgendeine dürftige Soldatenwitwe in Paris, auf Mittel und Wege denkend,

[1] 1731. Michaelis I. 132.
[2] Wilhelmine II. 121.

einige Ähnlichkeit mit den Porträts dieser Prinzessin an sich entdeckte und deren tragische Geschichte gehört hatte.

Ludwig Rudolfs zweite Tochter ist also schon seit vielen Jahren tot, und diese Fabel ist zur Zeit noch nicht aus ihrem Staube emporgewachsen. Von Ludwigs Rudolfs übrigen zwei Töchtern haben wir gesagt, daß eine, die älteste, die Kaiserin sei, Kaiserin Elisabeth, zur Zeit genau vierzig; mit keinem lebenden Sohn, aber zwei schönen Töchtern, deren ältere die erlauchte Maria Theresia ist. Das Fehlen eines Sohnes aber hat die pragmatische Sanktion veranlaßt und seit so vielen Jahren die ganze Schöpfung geplagt! Ludwig Rudolf hat eine jüngste Tochter, die ebenfalls verheiratet und eine Mutter in Deutschland ist — als solche von hervorragender Bedeutung bis auf den heutigen Tag; von ihr, oder vielmehr von ihrem Gemahl und Familienzirkel, müssen wir zunächst ein Wort sagen.

Ihr Gemahl ist niemand anderes als der geschätzte Freund Friedrich Wilhelms, Herzog von Braunschweig-Bevern dem Titel nach, der als Angehöriger einer jüngeren Linie von der Apanage Bevern lebt, wie sein Vater getan. Nun aber ist er sicher, die Souveränität zu erben und Herzog von ganz Braunschweig-Wolfenbüttel zu werden, er oder seine Söhne, sobald der jetzige Inhaber erst daraus geschieden ist. Der jetzige Inhaber, haben wir eben erwähnt, ist sein Schwiegervater; aber nicht darauf beruht seine Anwartschaft. Er ist Neffe des alten Anton Ulrich, Sohn eines nachgeborenen Bruders (der ebenfalls „Bevern" war in Antons Zeit), und er ist deshalb der rechtmäßige männliche Erbe, da der alte Anton bereits zu seinen Vätern versammelt ist und nichts als drei Enkelinnen hinterlassen hat. Antons Erbe wird nun dieser Neffe sein, der eine Enkelin geehelicht hat, die jüngste der drei, jüngste Tochter Ludwig Rudolfs, des jetzigen souveränen Herzogs — eine Dame, die, wenn nicht sonst, so wegen der Familie, die sie ihm gebracht hat, denkwürdig und nennenswürdig ist und eine Mutter in Deutschland heißen darf[1].

Vater Bevern, ihr Gemahl, Ferdinand Albrecht ist sein Name, ist nun gerade fünfzig, nur zehn Jahre jünger als sein erlauchter Schwiegervater Ludwig Rudolf — dem er, um es gleich zu sagen, endlich in drei Jahren (1738) wirklich in der Regierung folgt; er wird, wie gehofft, regierender Herzog von Braunschweig — aber nur auf wenige Monate, da auch er in demselben Jahre starb. Der arme Herzog; nach allem Vernehmen ein ganz guter Mann, obschon nicht von hervorragenden Eigenschaften. Er ist gegenwärtig „Herzog von Braunschweig-Bevern" — anwartender Herzog von Braunschweig, ein guter Freund Friedrich Wilhelms. Eine Art österreichischer Soldat war er vormals und er wird es auf kurze Zeiten wieder: Generalfeldmarschall betitelt, ist aber weder im Krieg noch sonst denkwürdig, außer wegen der Nachkommenschaft, die er mit dieser seiner

[1] Siehe genealogische Tafel S. 277.

erlauchten Gemahlin hatte. Schale Nachkommenschaft, ruft der ungeduldige Leser, erlaubt mir aber einen oder zwei daraus anzuführen:

1. Karl, den ältesten Sohn, dem die Nachfolge im eigentlichen Braunschweig sicher ist und der mit der Prinzessin Charlotte von Preußen verlobt ist — „einem satirischen Geschöpf, das meinen Prinzen lieber hat als ihn", denkt Wilhelmine. Die Hochzeit erfolgte nichtsdestoweniger. Braunschweig fiel richtig heim, erst an den Vater, dann, wenige Monate darauf, an Karl und seine Charlotte: und von ihnen kam im Laufe der Zeit ein anderer Karl, von dem wir in dieser Geschichte hören werden — und von dem die ganze Welt viel in den französischen Revolutionskriegen, 1792 und noch tragischer nachher, gehört hat. Erschossen, oder schlimmer, in der Schlacht von Jena, Oktober 1806; „eine Schlacht, die verloren war, ehe sie begann" — so urteilt die strategische Geschichte, die man davon gibt. Er befahl der Französischen Revolution sehr bestimmt, sich selbst zu unterdrücken, und das war die Antwort, die die Französische Revolution ihm erteilte. Was für neue Königinnen Karoline von England und ominöse Herzöge von Braunschweig von diesem Karl auf Reisen durch die anarchische Welt geschickt worden sind, fruchtbar nur für die Zeitungen, das brauchen wir nicht zu sagen! —

2. Anton Ulrich, nach seinem erlauchten Urgroßvater so genannt, schreibt keine Romane wie dieser. Er ist gegenwärtig ein junger Herr von achtzehn, geht binnen kurzem nach Rußland, in der Hoffnung, Zaren zu zeugen, was einen schrecklichen Ausgang nahm, sowohl für ihn als für die künftigen Zaren, die er zeugte. Der Leser hat gewiß von einem „Zar Iwan" gehört, der in einer dämmrigen, mondhellen Nacht des Jahres 1764 auf seinem Zimmer in der Festung Schlüsselburg, mitten im Ladoga-See, gewaltsam umkam, während der neblige Mond auf die steinernen Zinnen, auf das melancholische Gewässer herabblickte und nichts sagte. — Doch greifen wir nicht vor.

3. Elisabeth Christine, für uns wichtiger als irgendeines von ihnen. Nach der Kaiserin, ihrer hohen Tante, genannt, Alter nun siebzehn; schale junge Dame von schönem Teint, die, wie man sagt, den Kronprinzen heiraten soll und von der wir mehr hören werden. Der Kronprinz fürchtet, sie sei „zu religiös" — und werde „cagots" um sich haben (gravitätische Personen in schwarzer Tracht, die sich höchst unbewußt sind, wie wenig Weisheit sie besitzen), die lästig sein dürften.

4. Ein munterer junger Knabe, jetzt zehn Jahre alt, Ferdinand mit Namen; von dem England innerhalb der nächstfolgenden dreißig Jahre eine Zeitlang laut genug erklingen wird: der große „Prinz Ferdinand" selber — unter dem der Marquis von Granby und andere groß wurden, während Chatham das Ruder führte. Dieser war wirklich ein achtbarer Herr und tat namhafte Dinge — ein Trismegistus im Vergleich mit dem Herzog von Cumberland, an dessen Stelle er kam. Ein heiterer, ausnehmend höflicher, bescheidener, gutgearteter Mann dabei, mit dem wir etwas besser bekannt werden dürften, wenn wir es erleben. Er ist gegenwärtig ein Knabe von zehn Jahren, der den Disteln die Köpfe abschlägt.

5. Drei andere Söhne, sämtlich Soldaten, zwei davon jünger als Ferdinand, deren Name bis auf eine spätere Periode herab in den Zeitungen war. Der letzte von ihnen ward in den Unruhen von 1787 aus Holland vertrieben, wo er lange den Oberbefehl nach etwas torystischen Prinzipien geführt hatte. Die anderen werden wir bei Gelegenheit voranstürmen, unerschrocken dem Tode auf dem Schlachtfelde entgegengehen sehen, alle hervorragend tapfer von Charakter; aber damit mag für jetzt genug über sie gesagt sein.

Das sind die Kinder, von denen Ludwig Rudolfs jüngste Tochter, des erlauchten Ferdinand Albrechts Gemahlin, Mutter in Deutschland ist, von hervorragender Bedeutung zu ihrer Zeit. Wenn die Frage gestellt wird, so muß man allerdings einräumen, daß sie alle von ziemlich schalem Typus

Anton Ulrich (1633—1714), oberster Herzog, das ist Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Ferdinand Albrecht (1636—1687), sein jüngerer Bruder, apanagiert in Bevern, das ist Herzog von Braunschweig-Bevern.

August Wilhelm, älterer Sohn und Erbe (1662, 1714, 1731) hatte keine Kinder.

Ludwig Rudolf, der jüngere Sohn (1671, 1731, 1735), apanagiert in Blankenburg; Herzog v. Braunschweig-Blankenburg; ward Wolfenbüttel 1731; † 1. März 1735. Kein Sohn, so daß nun Bevern folgte. Drei Töchter:

Ferdinand Albrecht, ältester Sohn (ein älterer war 1704 auf dem Schellenberg unter Marlborough umgekommen), folgte in Bevern (1680, 1687—1704, 1735); kaiserlicher Soldat, Friedrich Wilhelms Freund; heiratete seine Kusine, Antoinette Amalie („Mutter in Deutschland", wie wir sie nennen). Oberster Herzog, 1. März 1735, nach Ludwig Rudolfs Ableben; starb selber 3. September selbigen Jahres.

Elisabeth Christine, die Kaiserin (1691, 1708, 1750).

Charlotte Christine (1694, 1711, 1715), Gem. Alexeis v. Rußland, nahm ein fabelhaftes Ende.

Antoinette Amalie, (1695, 1712, 1762), Beverns Gemahlin, eine „Mutter in Deutschland".

Geb. 1713, Karl, der Erbe (wird unseres Friedrich Schwester heiraten).

1714, Anton Ulrich (Rußland, Tragödie des Zaren Iwan).

1715, 8. November, Elisabeth Christine (des Kronprinzen Gem.).

1718, Ludwig Ernst (Holland, 1787).

1721, Ferdinand (Chathams und Englands Prinz) vom Siebenjährigen Krieg.

1722, 1724, 1725, 1732, vier weitere; Knaben die jüngsten zwei, die alle beide in Friedrichs Kriegen umkamen.

sind. Es ist an ihnen nichts als eine Art hellblonder Einfalt bemerklich: nichts Geistvolles, Ursprüngliches, Glänzendes in ihrer Verstandesäußerung. Wenn gefragt wird, wieso sie zur geringsten Auszeichnung in der Welt kamen, so liegt die Antwort nicht gleich auf der Hand. Allerdings sind sie hierin, wie in andern Stücken, echte Welfen. Man fragt mit gesteigerter Verwunderung, indem man in den Welfen überhaupt nichts als diese selbe hellblonde Einfalt und eher Armut als Reichtum an geäußertem Verstand oder an glänzenden Eigenschaften wahrnimmt: wie es kam, daß die Welfen seit tausend Jahren an hervorragenden Stellen eine solche Rolle spielten und noch immer nicht ausgespielt haben.

Leser, ich habe beobachtet, daß geäußerter Verstand nicht das ist, was auf die Dauer vorwärtskommt, sondern daß es ungeäußerter ist. Witz, logischer Prunk, Geistesleuchten, wahr oder falsch — wie kostbar ist dergleichen nicht der müßigen Menschheit und den Zeitungen und Geschichtsbüchern, sogar wenn es falsch ist: die Natur und die praktische Tatsachenwelt dagegen machen sich im Vergleich so gut wie nichts daraus, selbst wenn es wahr ist! Zwei stille Eigenschaften, die die Natur sehr hochschätzt, wirst du an diesen Welfen, den heutigen und den alten, bemerken: erstens vollendeten Menschenmut, eine edle, vollkommene und gleichsam unbewußte Erhabenheit über Furcht. Und dann zweitens viel Geistesschwerkraft, ein edles, nicht allzu bewußtes Gefühl von dem, was Recht und Unrecht ist; ich habe dies bei einigen gefunden und meine, daß es Schwerkraft oder gute Gravitation, gute Beobachtung der lotrechten Linie bedeutet und mit Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, hohem Ehrgefühl und solchen Namen mehr benannt wird. Das sind allerdings schöne Eigenschaften, namentlich wenn ihnen eine „hellblonde Einfalt" zum Träger dient. Wenn die Welfen nicht viel artikulierten Geist hatten, so laßt uns annehmen, daß sie von dem, was sie hatten, einen guten Gebrauch machten, keinen schlimmen oder gleichgültigen, wie gewöhnlicher ist! —

Wen Seine Majestät erkoren hat, und was der Kronprinz davon hält.

Prinzessin Elisabeth Christine, das schale braunschweigische Musterexemplar, sekundiert von Seckendorff und Wien, stellt sich nach Erwägung Friedrich Wilhelmen in dieser Sache als die Wünschenswerte heraus. Aber die Ansichten seines Sohnes, der sie bisher nur dem Rufe nach kennt, nehmen nicht diese Richtung. Schalheit, Plattheit, die Furcht vor „cagotage" und schrecklichen Kerlen in schwarzer Tracht, die sich ihrer Beschränktheit völlig unbewußt sind, schrecken ihn sehr ab. Und was mitzubringendes Geld anlangt — so war ihre erhabene Tante, die Kaiserin, niemals sehr bei Gelde; die Hilfsquellen auf dieser Seite sehen geringfügig aus. Er würde die Prinzessin von Mecklenburg, halbrussische Katharina oder Anna, von der wir gehört haben, vorziehen; würde die Prinzessin von Eisenach

(deren Namen er nicht recht weiß) vorziehen; meint, es gäbe viele vorzüglichere Prinzessinen. Am allerliebsten würde er, was man im Tabaksparlament schon seit langem weiß, aber als unmöglich betrachtet, auf Reisen gehen — wie es z. B. der Prinz von Lothringen gegenwärtig tut — und sich ein wenig in der Welt umschauen.

Diese offenherzigen Erwägungen gibt der Kronprinz Grumbkow und dem geheimen Ausschuß des Tabaksparlaments ernstlich zu hören: ernstlich und zu wiederholten Malen, in seinem zur Zeit sehr lebhaften Briefwechsel mit besagtem Herrn. Es sei „viel davon verlorengegangen", hören wir — aber noch genug und mehr als genug ist auf uns gekommen! Kein schöner Briefwechsel: der Ton seicht, hart von Gemüt, tragisch leichtfertig, besonders seitens des Kronprinzen; mitunter sogar ein Anflug von Heuchelei bei diesem, ein leichter Anflug zwar und nicht recht nachhaltig: ach, was kann der arme junge Mensch tun? Grumbkow — der, wie mir scheint, seit jenem Nosti-Handel nie so ganz sicheren Boden unter sich hat, zeigt gewaltige Hingabe für die wirklichen Interessen des Prinzen und erteilt soliden Rat über das, was höchsten Orts tunlich und was nicht tunlich sei: höchst vorbildliche „Hingabe" — wieweit glaubhaft, das weiß der Prinz recht gut. Und so ist der Briefwechsel unschön; ist nicht einmal sehr aufschlußreich — denn der arme Friedrich ist ziemlich verkappt, wenn er an jene Adresse schreibt, und von Grumbkow selber bedürfen wir keiner weiteren „Aufschlüsse" — dieser Briefwechsel ist in der Tat, für sich betrachtet, eine Ware, die man eher meiden sollte. Doch der Leser wird vielleicht, um eines armen darein verflochtenen Kronprinzen willen, ein paar genaue Auszüge daraus verlangen, ehe wir ihn gänzlich beiseite legen.

Die braunschweigische Spekulation abzuwenden oder die mecklenburgische oder eisenachische oder irgendeine andere an ihrer Stelle einzuleiten, dazu fruchtet natürlich der Briefwechsel nichts. Seckendorff hat seine Befehle von Wien; Grumbkow hat sein Jahrgeld, seinen mundenden Köder dafür, daß er Seckendorff hilft. Und wenn auch Engel plädierten, nicht in einem Tone tragischer Leichtfertigkeit, sondern mit der Stimme brechender Herzen, es wäre umsonst. Die kaiserlichen Majestäten haben befohlen: Man vermähle ihn mit Braunschweig, „binde ihn damit fester an unser Haus für die kommende Zeit". Und der Sinn des Königs neigt sich von selbst nach dieser Richtung hin, nachdem der erste Anstoß einmal dazu gegeben ist. Der kaiserliche Wille ist der väterliche geworden; da gilt keine Antwort als Gehorsam. Grumbkow kann nichts weiter tun, als womöglich den Kronprinzen so zu lenken oder zu treiben, daß er sanft gehorche, ohne das Geschirr abermals zu zerreißen. Das macht infolgedessen auch so ziemlich seinen ganzen Anteil an diesem unlieblichen Briefwechsel aus: das Hü! Hott! eines kundigen Fuhrmannes, der einen feurigen jungen Araber in seine niederträchtige Karre fest eingespannt hat und ihn mit der Stimme oder höchstens mit leichtem Peitschen k n a l l treiben muß und es tut.

Dürfen wir hoffen, daß ein oder zwei ausgewählte Probestücke dieser Urkunden, nicht aus Grumbkows Anteil oder um des unlieblichen Grumbkows willen, dem Leser nun annehmbar sein mögen? Ein oder zwei aus dem großen Vorrat herausgesuchte Briefe in lesbarem Zustande werden uns Vater und Sohn und die Art, wie das tragische Geschäft vor sich ging, besser zeigen, als Beschreibung es vermöchte.

Papas Briefe an den Kronprinzen während jener letzten Küstriner Periode, als Karzig und Himmelstädt an der Tagesordnung waren und man solchen Fortschritt in den Kameralwissenschaften machte, sind alle hoffnungsvollen, ungeschlacht-liebreichen Inhalts; es sind eine ziemliche Anzahl: Stil wunderlich ungeschlacht, verwickelt, hastig, aber ein tüchtiger innerer Kern von Verstand und Wert sieht überall hervor. Diese Briefe sind erfreulich für den armen gesühnten Kronprinzen in dieser Zeit und unter diesen Umständen, und sie sind noch jetzt für dritte Personen fast angenehm zu lesen, wenn erst Grammatik und Orthographie ein wenig verbessert sind. Hier ist ein exaktes Probestück, höchst wichtig für den Prinzen und uns. Plötzlich eines Nachts, durch Stafette, macht Seine Majestät, in bester Absicht und Seckendorff und dem Tabaksparlament für diese Idee Dank wissend, einen Vorschlag — wie folgt:

„An den Kronprinzen in Küstrin (von Papa).

Potsdam, den 4. Februar 1732.

Mein lieber Sohn Fritz — Es freuet Mich sehr, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor der großen Kälte; denn Ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen inkommodieret sind: also nehmet Euch hübsch in acht.

Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn Meine Kinder gehorsam sind, Ich sie sehr lieb habe; so, wie Ihr zu Berlin gewesen, Ich Euch alles von Herzen vergeben habe und von der Berliner Zeit, daß Ich Euch nicht gesehn, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etablieren — sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter, und Euch suchen bei Meinem Leben noch zu verheiraten. Ihr könnt wohl persuadiert sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, soviel als möglich ist, examinieren lassen, was sie für Conduite und Education: da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein.

Ihr sollt Mir cito Euer Sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Katsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall" (der alte Wartensleben, Großvater des armen Katte) „als Gouverneur" (von Berlin); „und das Gouvernementshaus[1] werde lassen zurecht bauen und alles möblieren, und Euch so viel geben, daß Ihr allein wirtschaften könnt; und will Euch bei der Armee im April kommandieren" (was eigentlich nichts mit der Sache zu tun hat, Ew. Majestät!).

„Die Prinzessin ist nicht häßlich, auch nicht schön. Ihr sollt keinem Menschen was davon sagen — wohl aber der Mama schreiben, daß Ich Euch geschrieben habe.

[1] Ein ganz stattliches altes Haus oder Palais, von dem Großen Kurfürsten erbaut, der es dem Feldmarschall Grafen von Schomberg schenkte, dem „Herzog von Schomberg", der bei der Schlacht an dem Boyn fiel. „Dasselbe Haus, welches gegenwärtig (1859) Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen gehört." (Preuß I. 73 und Oeuvres de Frédéric XXVI. 12 Anm.)

Und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will Ich Euch lassen reisen — die Hochzeit aber vor zukommenden Winter nicht sein kann. Indessen werde schon Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etlichemal sehet in allem Honneur, auch daß Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und dieses ist alles, und comportable sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern.

Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolger und erhalte Dich als einen guten Christen, und habet Gott allemal vor Augen — und glaubet nicht den verdammlichen Partikularglauben; und seid gehorsam und getreu, so wird es Dir hier zeitlich und dort ewiglich gut gehn — und wer das von Herzen wünscht, der spreche Amen.

Dein getreuer Vater bis in den Tod.

Friedrich Wilhelm.

Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, so werde Ich Dich kommen lassen. Ich glaube, Deine Braut wird hier kommen. Adieu; Gott sei mit Euch."

Dies wichtige Sendschreiben kam durch Stafette dieselbe Nacht, 4.—5. Februar, in Küstrin an, worauf der Hofmarschall Wolden die Ehre hatte, den Kronprinzen zur Freude des Lesens zu wecken. Der Kronprinz fertigte unverzüglich durch umgehenden Eilboten die schuldigen Antworten an Papa und Mama ab, deren Inhalt Wolden, dem gehorsamen Hofmarschall, natürlich gänzlich unbekannt ist — aber ohne Zweifel waren sie bejahend, da der Kronprinz so entzückt schien über diesen glänzenden Beweis von Papas Liebe, wie der Hofmarschall bemerken konnte[2].

Was der eigentliche Grad der Freude des Kronprinzen war, das werden wir besser ersehen aus nachstehenden drei aufeinanderfolgenden Mitteilungen von ihm, die er in den dazwischenliegenden Tagen, ehe Berlin oder dieser „Herzog von Lothringen" (dem unsere Leser und der Kronprinz aufwarten sollen) sowie die wirkliche Zusammenkunft mit Papa und der Zukünftigen an die Reihe kamen, vertraulich an Grumbkow abgeschickt hat. Grumbkows eigene Briefe an den Kronprinzen aus diesem wichtigen Zeitraum sind nicht vorhanden, und wären sie es auch, so könnten wir uns doch nicht damit befassen; ihr Inhalt geht hinlänglich aus den Antworten des Prinzen hervor. Mitteilung Nummer eins erfolgt ungefähr eine Woche nach jener Antwort auf die mitternächtliche Stafette:

An den Generalfeldmarschall von Grumbkow in Potsdam
(von dem Kronprinzen).

Küstrin, den 11. Februar 1732.

„Mein sehr lieber General und Freund. — Ich war hocherfreut, aus Ihrem Schreiben zu ersehen, daß meine Angelegenheiten so gut stehen" (Papa so zufrieden mit meiner Gehorsamsbereitwilligkeit), „und Sie können sich auf meine Geschmeidigkeit im Befolgen Ihres Rates verlassen. Ich werde mich zu allem, was mir immer möglich ist, hergeben, und wenn ich mir nur durch meinen Gehorsam die Gnade des Königs sichern kann, so will ich alles tun, was in meiner Macht steht.

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. partie S. 55.

[2] Woldens Brief an Friedrich Wilhelm, „5. Februar 1732": in Preuß II. Urkundenbuch S. 206. Mamas Antwort auf die durch umgehende Stafette ihr gewordene Botschaft, ein bloßes formelles Ganz gut, glatt hingeschrieben, ist vorhanden (Oeuvres XXVI. 65); die übrigen sind glücklicherweise verschwunden.

Demungeachtet machen Sie doch in meinem Vertrag mit dem Herzog von Bevern aus, daß das Corpus delicti" (meine Zukünftige) „bei der Großmutter auferzogen werde" (der Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel, Ludwig Rudolfs Gemahlin, einer flatterhaften koketten Dame — sie möge die Lehrerin und das Vorbild meiner Zukünftigen sein, o General); „denn ich würde es vorziehen, zum" — was sollen wir sagen? von einem leichten Weib — „gemacht zu werden oder unter der stolzen fontange[1] meiner Zukünftigen zu dienen" (was, allen Nachrichten zufolge, Ludwig Rudolf tut), „als einen Dummkopf zur Frau zu haben, die mich mit ihren Einfältigkeiten toll machen und deren ich mich schämen würde.

Ich bitte Sie, arbeiten Sie an dieser Sache. Wenn man die Romanheldinnen so haßt wie ich, fürchtet man jene ‚Tugenden' von dem grimmigen Typus" (les vertus farouches, die sich ihrer Tugendhaftigkeit so fürchterlich bewußt sind); „und ich heiratete lieber die größte" — (Unnennbare) — „in Berlin, als eine Betschwester mit einem halben Dutzend Frömmlern (cagots) um sie herum. Wenn es noch möglich wäre, sie reformiert zu machen" (wie unser Hof ist, was vielleicht mäßigend wirken und sie wenigstens mit dem Strom schwimmen lassen würde)? „Aber ich bezweifle es — darauf jedoch bestehe ich unbedingt, daß sie bei ihrer Großmutter erzogen werde. Was Sie hierzu beitragen können, mein lieber Freund, das — davon bin ich überzeugt — werden Sie tun.

Es hat mich ein wenig geschmerzt, daß der König noch Zweifel über mich hegt, während ich ihm meinen Gehorsam in einer Sache bezeige, die meinen eigenen Ideen schnurstracks zuwider ist. Wie kann ich ihm stärkere Beweise geben, wenn er immerfort zweifeln will? Wenn ich mich auch dem Teufel übergäbe, wird es immer das alte Lied bleiben. — Ich bitte Sie, bilden Sie sich nicht ein, daß ich den Herzog, die Herzogin oder die Tochter kränken werde! Ich weiß zu wohl, was sich gebührt, und respektiere ihre Verdienste zu sehr, um nicht aufs strengste die Grenzen des Anstandes gegen sie einzuhalten — selbst wenn ich sie und ihre Nachkommenschaft wie die Pest haßte.

Ich hoffe in Berlin offenherzig mit Ihnen reden zu können." — — „Sie dürfen auch glauben, wie verlegen ich sein werde, den Amoroso machen zu müssen, ohne es vielleicht zu sein und ohne Wohlgefallen an stummer Häßlichkeit zu finden — denn ich traue dem guten Geschmack des Grafen Seckendorff in diesen Stücken nicht viel zu" — trotz seiner Aussagen im Tabaksparlament und anderweitig. „Monsieur! noch einmal, daß man ja diese Prinzessin die Ecole des Maris und die Ecole des Femmes auswendig lernen lasse; das wird ihr mehr nützen als das W a h r e C h r i s t e n t u m des seligen Johann Arndt[2]. Wenn sie dazu von heiterem Gemüt sein (toujours danser sur un pied), Musik lernen und nota bene lieber zu frei als zu tugendhaft sein würde — ah! dann, mein lieber General, würde ich Neigung zu ihr fassen, und da ein Olympier eine Olympierin heiratet, würde das Paar füreinander passen: ist sie aber stupid, so leiste ich natürlich Verzicht auf sie und den Teufel!" — — — „Man sagt, sie habe eine Schwester, die wenigstens gesunden Menschenverstand besitze. Weshalb die Älteste nehmen, wenn dem so ist? Dem König müßte es gleichgültig sein. Da ist auch eine Prinzeß Christine Maria von Eisenach" (deren wirklicher Name Christine W i l h e l m i n e ist, aber einerlei), „die ganz für mich gemacht wäre und nach der ich wohl zu trachten Lust hätte. Enfin, ich denke bald in ihre Lande zu kommen[3], wo ich vielleicht wie Cäsar sagen werde: veni, vidi, vici."

Den Paragraph tragischer Komplimente an Grumbkow lassen wir aus. Der Brief endigt so:

[1] Art von Haarschleife; so genannt nach der Fontange, einem von Ludwigs XIV. Weibsbildern, das diese Zierat erfunden hat.

[2] Johann Arndt, Vom wahren Christentum, Magdeburg 1610.

[3] Kam auch am 26. Februar, wie wir sehen werden.

„Ihre bayreuthische Nachricht ist sehr interessant; ich hoffe, daß nächsten September“ (wo die Zeit eines großen Problems für Wilhelmine herankommt) „meine Schwester wieder ihre frühere Gesundheit erlangen wird. Wenn ich auf Reisen gehe, hoffe ich, daß mir der Trost zuteil werden wird, sie auf vierzehn Tage oder drei Wochen zu besuchen: ich liebe sie mehr als mein Leben, und für all meinen Gehorsam gegen den König werde ich doch hoffentlich diese Belohnung verdienen. Die Lustbarkeiten für den Herzog von Lothringen sind gut angelegt; aber“ — aber welcher Sterbliche fragt jetzt danach? Schluß und Siegel [1].

Was diesen eben kommenden Herzog von Lothringen betrifft, so ist es Franz Stephan, ein angenehmer junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, Sohn jenes trefflichen Herzogs Leopold Joseph, von dem der junge Lyttleton von Hagley so eingenommen war, als er sich zur Zeit des Kongresses von Soissons als Tourist in jenen Gegenden aufhielt. Der treffliche Herzog Leopold Joseph ist seitdem gestorben, und dieser Franz ist auf ihn gefolgt — in was eben zu folgen war; denn Lothringen als Herzogtum hat seinen Nacken seit langem schon unter den Fuß Frankreichs gebeugt, und es kann augenscheinlich nicht lange mehr damit dauern. Der alte Fleury, heißt es, habe sein Augenmerk darauf gerichtet. Und es ward wirklich, wie wir sehen werden, von Fleury binnen vier Jahren aufgegessen, und dieser Franz war der letzte aller dort regierenden Herzöge. Die Leser mögen sich ihn ansehen: ein Mann von hoher Bestimmung übrigens, von dem wir viel hören werden. Seit zehn Jahren hat er am Wiener Hofe gelebt, da er ein geborener Vetter dieses Hauses ist (seine Großmutter war Kaiser Leopolds Schwester); und es heißt, ja es ist im stillen abgemacht, daß er die Erzherzogin ohnegleichen, die erhabene Maria Theresia selber, ehelichen und den ganzen Ertrag jener mit so vielen Mühen des ganzen Universums ausgesäten pragmatischen Sanktion ernten soll. Kann jeden Tag römischer König werden und wirklicher Kaiser.

Wir dürfen wohl gleich hier sagen, daß er endlich zu diesen Würden gelangte, aber nicht so schnell und auch nicht ganz zu den gewünschten Bedingungen. Ihn zum römischen König zu machen, dazu konnte sich der alte Kaiser Karl niemals recht entschließen — da er immer noch auf männliche Nachkommenschaft hoffte, die niemals kam. Auf seine Braut ohnegleichen wartete er (Zufälle halber) noch sechs Jahre, „ihre gegenseitige Neigung dauerte während der ganzen Zeit an“; heiratete sodann, 1738, und war der glücklichste der Ehemänner und Kandidaten der Kaiserkrone — fand aber endlich, daß die pragmatische Sanktion eine ganz absonderliche Aussaat von Drachenzähnen gewesen war, und daß man als ihren ersten Ertrag eine Welt von bewaffneten Völkern erntete! — Vorderhand ist er auf Reisen, zur Ausbildung, doch fehlen auch Nebenabsichten nicht; ist zuletzt in England gewesen und befindet sich nun wieder auf der Heimreise nach Wien, durch Deutschland, sich unterwegs die Höfe befreundend. Ein friedseliger freundlicher junger Mann: Kronprinz Friedrich, heißt es,

[1] Förster III. 160—162; Oeuvres de Frédéric XVI. 37—39.

„habe in Berlin freundschaftliche Beziehungen zu ihm angeknüpft". — Schwur ihm zwar nicht ganz ewige Freundschaft, wechselte aber eine Zeitlang Briefe mit ihm, und „einmal schickte er ihm einen Rheinlachs zum Geschenk". — Doch fahren wir mit den Mitteilungen an Grumbkow fort.

Mitteilung Nummer zwei ist vermutlich von früherem Datum; läßt sich aber, als ein zufälliges Fragment, dessen Datum verlorengegangen ist, hier anbringen:

An den Feldmarschall von Grumbkow (von dem Kronprinzen; genaues Datum verloren).

„Was die mecklenburgische Prinzessin angeht, von der Sie mir schreiben", für die ein brandenburgischer Prinz begehrt wird — „könnte ich sie nicht etwa ehelichen? Sie komme zu uns und denke nicht mehr an Rußland: sie würde eine Mitgift von zwei oder drei Millionen Rubeln erhalten — denken Sie sich nur, wie ich damit leben könnte! Mir deucht, dies Projekt dürfte gelingen. Die Prinzessin ist lutherisch; vielleicht möchte sie nicht zur griechischen Kirche übergehen? — — Von diesen Vorteilen finde ich keine bei dieser Bevernschen Prinzessin, die, wie viele, selbst von dem Hofe des Herzogs, sagen, keineswegs schön ist, fast nichts spricht und gern mault (faisant la fâchée). Die gute Kaiserin hat selbst so wenig, daß die Summen, die sie ihrer Nichte zukommen lassen könnte, sehr mäßig sein würden[1]."

„Gern mault", obendrein! Nein wahrhaftig, eure Schalheit von Braunschweig ohne Geldaussichten, gefährlich wegen cagotage, eine, „die in Gesellschaft kein Wort zu sprechen weiß und gern mault": die Ware scheint mir nicht den Vorzug zu verdienen! —

Seckendorff, Schulenburg, Grumbkow und alle Hände sind geschäftig in dieser Sache, den Prinzen auf das ihm vorgesteckte Ziel hinlenkend und -drängend. Mit oder ohne Explosion, ankommen muß er dort; ein anderes Ziel für ihn gibt es nicht! — Unterdessen ist, wie es scheint, der durchlauchtige Franz von Lothringen, durch Magdeburg und die preußischen Städte unter den gehörigen Ehrenerweisungen herankommend, unterwegs unpaß geworden und hat seine Reise unterbrechen müssen, so daß Berlin nicht das Glück haben kann, ihn so bald wie erwartet zu sehen. Die dem Herzog Franz zu Ehren geladenen hohen Gäste, namentlich die hohen Braunschweiger, sind bereits da. Hohe Braunschweiger, Bevern mit seiner Herzogin und, noch wichtiger, mit Sohn und Tochter — das schale Corpus delicti selber ist auf dem Schauplatz erschienen, und Grumbkow, finden wir, hat sie dem Kronprinzen brieflich geschildert. Er hat sie ungünstig geschildert, schlimmer, nicht besser, als sie in Wahrheit ist — um Enttäuschung zu verhüten, ja, um umgekehrt einen Schimmer von Freude zu wecken, wenn die persönliche Zusammenkunft stattfindet. Darin besteht seine Kunst im Lenken des in sein schmähliches Joch gespannten feurigen jungen Arabers; und es ist klar, er hat dies eine Mal des Guten zu viel getan. Hier Friedrichs dritte Mitteilung an ihn, bei weitem die emphatischste von allen:

[1] Fragment, mitgeteilt in Seckendorffs Leben III. 249 Anm.

An den Generalfeldmarschall von Grumbkow.

„Küstrin, den 19. Februar 1732.

Urteilen Sie, mein lieber General, ob ich sehr entzückt gewesen sein kann von der Beschreibung, die Sie von dem abscheulichen Gegenstand meiner Wünsche machen! Um Gottes willen enttäuschen Sie doch den König über denselben" (zeigen Sie ihm, daß sie eine einfältige Närrin ist), „und führen Sie ihm wohl zu Gemüte, daß Närrinnen in der Regel auch die allereigensinnigsten Geschöpfe sind.

Vor ein paar Monaten erst schrieb er einen Brief an Wolden", den dienstwilligen Hofmarschall, „daß er mir die Wahl unter etlichen Prinzessinnen ließe: ich hoffe, er wird sich darin kein Dementi geben. Ich beziehe mich ganz auf den Brief, den Schulenburg überbringt" — der kleine Schulenburg hat auf dem Wege zu Ihnen hier vorgesprochen; alle Hände sind geschäftig. „Denn keine Hoffnung auf bessere Lage, kein Räsonnement noch Reichtum können meinen Sinn" (wie ich ihn dort ausgesprochen habe, daß ich sie nämlich nicht haben wolle, was auch immer aus mir werde) „ändern: und so oder so unglücklich, das ist einerlei! Der König bedenke doch nur, daß er mich nicht um seinetwillen verheiratet, sondern um m e i n e twillen, und daß es ihm selber tausendfachen Verdruß machen würde, zwei Personen vor sich zu sehen, die sich einander hassen und die unglücklichste Ehe der Welt führen — gegenseitige Klagen zu hören, die ebenso viele Vorwürfe für ihn sein werden, das Instrument unseres Schicksals geschmiedet zu haben. Er überlege als guter Christ, ob es wohlgetan sei, Leute zwingen zu wollen, Scheidungen zu verursachen und Anlaß zu all den Sünden zu geben, die eine schlechtpassende Ehe zur Folge hat! Ich bin entschlossen, eher alles in der Welt über mich hereinbrechen zu lassen: und da die Dinge so stehen, so können Sie auf irgendeine anständige Weise den Herzog" von Bevern „wissen lassen, daß, komme was da wolle, ich sie nimmermehr nehmen werde.

Ich bin all mein Lebtag unglücklich gewesen, und ich glaube, es ist mein Schicksal, daß ich es bleiben soll. Man muß sich gedulden und die Zeit nehmen wie sie kommt. Vielleicht hätte mich ein plötzliches Glück zu stolz gemacht, wenn es auf all den Verdruß, der seit meiner Geburt mein Los war, gefolgt wäre. Mit einem Wort, es komme, was da wolle, ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich habe genug für eine Verirrung" (den ‚Versuch, zu desertieren' — Himmel!) „gelitten und will mich nicht verbindlich machen, meine Leiden (chagrins) in die Zukunft hinaus auszudehnen. Es steht mir noch eine Zuflucht offen — ein Pistolenschuß kann mich von meinen Leiden und meinem Leben frei machen, und ich glaube, ein gütiger Gott würde mich nicht dafür verdammen, sondern sich meiner erbarmen und mir für ein Leben voll Elend die Seligkeit gewähren. Das sind die Gedanken, die die Verzweiflung einem jungen Menschen eingeben kann, dessen Blut nicht ruhig fließt wie das eines Siebzigers. Ich fühle, Monsieur, wenn man die Zwangsmittel so sehr haßt wie ich, dann treibt einen das kochende Blut immer zu Extremen hin.

— Wenn es rechtschaffene Leute in der Welt gibt, so müssen sie darauf denken, mich aus einer der gefährlichsten Situationen zu retten, worin ich mich je befunden. Ich zehre mich in melancholischen Gedanken auf und fürchte, daß ich meinen Kummer nicht werde verbergen können, wenn ich nach Berlin komme. Das ist der traurige Zustand, in dem ich mich befinde — er wird aber niemals die Gefühle gegen Sie ändern, womit ich bin" — versteht sich in einem ganz besonderen Grade — „des illustren Grumbkow ganz usw.

Frédéric.

Ich habe einen Brief vom Könige empfangen, voller Lobeserhebungen über die Prinzessin (bien coiffé). Ich denke, ich kann die Woche noch hier beschließen[1]. Wenn das erste Feuer des Gefallens vorüber ist, müßte man, indem man sie dabei immer lobt, den König zugleich auf ihre Fehler aufmerksam machen. Mon Dieu, hat er noch nicht genugsam gesehen, was das heißt: eine unpassende Ehe — meine Schwester von Ansbach und ihr Mann, die sich gegenseitig hassen wie Feuer! Tagtäglich hat er tausenderlei Verdruß davon. — — Und was will der König damit? Will er sich meiner versichern, so ist das nicht das Mittel dazu. Madame von Eisenach dürfte es sein; aber ein Dummkopf nicht (point une bête) — im Gegenteil, es ist moralisch unmöglich, die Urheber unseres Elends zu lieben. Der König ist vernünftig, und ich bin überzeugt, er wird das von selbst einsehen[2]."

Leidenschaftliches Plädieren; aber es könnte ebensogut an den Ostwind gerichtet sein. Hat der Ostwind ein Herz, daß er Mitleid fühlen sollte? Jarnibleu, Herr Feldzeugmeister — nur gebt acht, daß er das Ding nicht wieder umstürzt! —

Grumbkow schreibt in diesen selben Stunden an den Prinzen einen Brief, der uns erhalten ist[3]: Wie entzückt Seine Majestät ob solchen Gehorsams gewesen sei; „vergoß Freudentränen", schreibt Grumbkow, „und sagte, es sei der glücklichste Tag seines Lebens". Und nun denke man sich Grumbkows Gefühle bald darauf, beim Ausbruch dieses rasenden Widerrufs! Grumbkows Antwort, die wir ebenfalls noch besitzen[4], ist die Wut selber in höflicher Form: entsetzt als Christ über den Gedanken an Selbstmord, über — in der Tat über die ganze Geschichte; und wünscht unmaßgeblich für seine geringe Person gar nichts mehr damit zu schaffen zu haben, da er keine Lust habe, gewaltsamen Tod und Vernichtung über sich und seine Familie zu bringen. Es sei ein gefährlich Ding für seinesgleichen; „zwischen königlichem Vater und königlichem Sohn von so entgegengesetzten Neigungen zu stehen, würde jedem den Hals brechen", meint Grumbkow, und er bringt folgende spitzige Reminiszenz an seinen Mann: „Ich denke immer an das, was der König mir in Wusterhausen sagte, als Ihre Königliche Hoheit im Schloß zu Küstrin lagen und ich Partei für Sie nehmen wollte: ‚Nein, Grumbkow, denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme!' Mir schauderte bei diesen Worten, und der König sagte sie mir zu wiederholten Malen: und das ist die Wahrheit, oder möge ich Gottes Angesicht niemals schauen, noch Anteil am Verdienst unseres Herrn haben." — Des Kronprinzen „Plädierungen" mögen füglich hier endigen.

[1] Kam am 26. in Berlin an: Preuß (in Oeuvres XXVII. 3me partie. S. 58 Anm.)
[2] Oeuvres de Frédéric XVI. 41—42.
[3] Das. XVI. 43.
[4] Das. S. 44—46.

Der Herzog von Lothringen kommt in Potsdam und in Berlin an.

Samstag, den 23. Februar 1732, trat Seine Durchlauchtige Hoheit von Lothringen endlich in Erscheinung; traf an diesem Tage in Potsdam ein, wo die beiden Majestäten mit den durchlauchtigen Beverns, mit dem Prinzen Alexander von Württemberg und den übrigen hohen Gästen eine Zeitlang bereits auf ihn gewartet hatten. Angemessene, für diese Gelegenheit eingeladene Personen: Bevern ist ein österreichischer Titularfeldmarschall, Prinz Alexander von Württemberg ein wirklicher (des armen alten Eberhard Ludwigs Vetter und binnen kurzem sein Erbe): hohe quasi-österreichische Durchlauchten — gar nicht zu reden von Schulenburg und anderen, die in einem offiziellen Verhältnis zu Österreich stehen oder sonst da bekannt sind. Nichts konnte ausgezeichneter sein als der Empfang des Herzogs Franz; und die Dinge, die er während dieses drei Wochen langen Besuches sah und tat, sind voller Wunder für Faßmann und die verschollenen Journalisten. Er sah die Potsdamer Riesen ihre „Exercitia" mit erhabener Vollkommenheit ausführen, hatte eine Sauhetze, „ging in die katholische Kirche", fuhr am Dienstag (dem 26.) allein nach Spandau, wo die Kanonen donnerten und das Diner bereit war: während der König, die Königin und Gefolge unterdessen nach Berlin gingen, um da zu seiner Ankunft „abends gegen fünf" bereit zu sein. Die Majestäten warten in Berlin mit ihrem Gefolge — unter dem sich, wie die alten Zeitungen melden, „Seine Königliche Hoheit der Kronprinz befindet": der Kronprinz, soeben von Küstrin angekommen — soeben beglückt mit dem ersten Anblick seiner Bezaubernden, die er ganz offenbar weniger abscheulich findet, als er erwartet hatte.

Die Durchlauchtige Hoheit von Lothringen trafen pünktlich um fünf ein, unter Abfeuerung aller Geschütze und großem gastfreundschaftlichen Aufwand: Bälle, Assembleen, Exercitia des Kleistschen Regiments und der Gendarmen, Festessen bei Grumbkow, Festessen bei Seckendorff, Abendgesellschaft bei der Frau Markgräfin Philipp (Markgräfin in schreienden Farben) — ein Schauspiel und eine Herrlichkeit folgt auf die andere, über vierzehn Tage lang.

Das allererste Schauspiel, das Seine Hoheit sah, ein privates und ohne sehr tiefes Interesse für ihn, wollen wir für unsere eigene Zwecke erwähnen. „Eine Stunde nach seiner Ankunft fuhren der Herzog nach der Behausung Sr. Exzellenz des Herrn Finanzministers von Creutz, um allda der Vermählung von dessen Fräulein Tochter mit dem Herrn Hofjägermeister von Hacke beizuwohnen" — Hofjägermeister und namentlich Hauptmann Hacke von der Potsdamer Garde, dem Riesenregiment, der sehr und mit Recht in Gunst bei Seiner Majestät steht. Seiner Majestät waren seit langem die militärischen und sonstigen Verdienste dieses Hacke bekannt:

eines tapferen, kundigen, genauen Mannes von guter Statur, guten Dienstleistungen bei den Riesen und anderweitig, wennschon nicht selber riesenhaft; hat bereits das dreißigste Jahr hinter sich und unglücklicherweise außer seinem Sold wenig zu verzehren. Um ihm eine kleine Zulage angedeihen zu lassen, hat Seine Majestät ihn kürzlich zum Hofjägermeister ernannt; wird ihn in nicht langer Zeit zum Generaladjutanten und zu seiner rechten Hand in Armeesachen machen; wäre er nur reich — hat ihm mittlerweile diese vortreffliche Partie verschafft, die den Mangel ersetzt. Creutz selber verdankt dem Könige sein Glück; ist nun sehr reich und hat nur eine Tochter: ‚Gebt sie dem Hacke!' riet Seine Majestät — und schleppt den Herzog von Lothringen mit auf die Hochzeit[1].

Hat der Leser je von dem Finanzminister Creutz gehört, der einst ein armer Regimentsauditor war, als Seine Majestät, damals noch Kronprinz, in ihm Talente entdeckte? Können die Leser aus ihrem Gedächtnisse, zwanzig Jahre zurück, etwas von einem schrecklichen Gespenste herauffischen, das im Schloß zu Berlin gewisse Nächte, während jener „Stralsunder Expedition" oder berühmten Schwedenkriegszeit, zum Schrecken der Menschheit umging? Einem schrecklichen Gespenst, von dem man dachte, es sei in schwedischem Solde, das aber in Wirklichkeit ein spionierender Küchenjunge war, in einer geringfügigen Angelegenheit Grumbkows kontra Creutz[2]? Es ist derselbe Creutz, von dem wir nie wieder gesprochen haben, noch auch fernerhin wieder sprechen werden, nun da seine reiche Tochter an Hacke, einen Liebling von Seiner Majestät und von uns, wohlverheiratet ist. Es war das erste Schauspiel, das der Herzog in Berlin sah, 26. Februar: Prolog zu der Flut von szenischen Wundern daselbst.

Doch vielleicht das Wunderbarste, hätte er es völlig verstanden, war jenes Ereignis vom 10. März, zu dem er geladen war. An welchem Abend dem Kronprinzen die letzte Verpflichtung, die ihn an das Haus Österreich knüpfen sollte, auferlegt ward. Nehmen wir davon folgenden äußeren und inneren Bericht aus authentischen Urkunden, die uns zur Hand sind.

Verlobung des Kronprinzen mit der braunschweigischen Bezaubernden, Nichte Kaiserlicher Majestät, Montagabend, 10. März 1732.

Die erste Urkunde ist von innerer Natur, von des Kronprinzen eigener Hand, vier Tage vorher an seine Schwester geschrieben:

An die Prinzessin Wilhelmine in Bayreuth.

„Berlin, den 6. März 1732.

Meine teuerste Schwester. — Nächsten Montag erfolgt meine Verlobung, die gerade so sein wird, wie die Deinige war. Die Person ist weder schön noch häßlich; es fehlt ihr nicht an Verstand, sie ist aber sehr schlecht erzogen, ist blöde und weiß sich nicht zu benehmen: das ist das getreue Porträt dieser Prinzessin. Urteile

[1] Faßmann S. 430.
[2] Oben Band I. S. 333—336; Wilhelmine.

danach, teuerste Schwester, ob sie nach meinem Geschmack ist oder nicht. Ihr größtes Verdienst ist, daß ich ihr die Freiheit verdanke, Dir zu schreiben: mein einziger Trost in Deiner Abwesenheit.

Du kannst nimmer glauben, meine anbetungswürdige Schwester, wie sehr mir Dein Glück am Herzen liegt; alle meine Wünsche gehen darauf hinaus, und in jedem Augenblick meines Lebens nähre ich diese Wünsche. Hieraus kannst Du ersehen, daß mich noch immer jene aufrichtige Freundschaft für Dich erfüllt, die unsere Herzen von frühester Jugend an verbunden hat — wenigstens, liebe Schwester, erkenne, daß Du mir fühlbares Unrecht getan, als Du mich der Unbeständigkeit gegen Dich beschuldigtest und falschen Gerüchten glaubtest, daß ich Verleumdungen Gehör schenke — ich, der ich nur Dich liebe, und den weder Abwesenheit noch lügenhaftes Gerede gegen Dich ändern können. Zum allermindesten glaube dergleichen nicht wieder von mir und mißtraue mir nie, bis Du zuvor klare Beweise hast — oder bis Gott mich verlassen hat und ich von Sinnen gekommen bin. Und überzeugt, daß kein solches Unglück mich bedroht, wiederhole ich hier, wie sehr ich Dich liebe, und mit welcher Achtung und aufrichtigen Verehrung ich bin und bis in das Grab sein werde, meine teuerste Schwester — Dein untertänigster und treuester Bruder und Diener — Frédéric [1]."

Das war am Donnerstag; die Verlobung geschah am folgenden Montag. Unsere zweite Urkunde ist von der Hand des armen alten Faßmann und völlig äußerlich von Natur; wir kürzen sie stark ab:

„Montag abend ist alles in Gala, und die oberen königlichen Zimmer sind brillant erleuchtet; der Herzog von Lothringen und die übrigen hohen Fremden werden ersucht, daselbst ihre Plätze einzunehmen und eine kurze Weile zu warten. Die preußische Majestät mit der Königin und dem Kronprinzen begibt sich in feierlicher offizieller Weise in der Durchlaucht von Bevern Gemächer in einem niederen Stock des Schlosses, wo die Bevernsche Familie, Herzog, Herzogin, Söhne und die gedachte Bezaubernde sich aufhalten. Die preußische Majestät fragt das durchlauchtige Ehepaar: ‚Ob dieselben beiderseits in die vorläufig schon verabredete und künftig zu vollziehen seiende Eheallianz zwischen Ihrer gegenwärtigen Prinzessin-Tochter und Seiner Majestät gleichfalls gegenwärtig seienden Kronprinzen willigten?‘ Das durchlauchtige Ehepaar antwortete: ‚Jawohl, ganz gewiß!‘ Worauf sie sich insgesamt feierlich in die oberen königlichen Zimmer begeben" (wo wir Wilhelmine schon haben tanzen sehen), „wo Lothringen, Württemberg und die übrigen Hoheiten warten. Lothringen und die Hoheiten bilden einen Kreis, mit den beiden Majestäten, dem Bevernschen Ehepaar und den zwei jungen Geschöpfen in der Mitte. Ihr jungen Geschöpfe, ihr seid doch von einerlei Gesinnung mit euren Eltern in dieser Sache? Ach, daran ist nicht zu zweifeln. So wechselt die Ringe zur Bekräftigung! sagte Seine Majestät mit geschäftlicher Kürze. Die Ringe werden gewechselt: Majestät umarmt die jungen Geschöpfe zärtlich"; ein Gleiches tun die Königin und die Durchlauchten; hierauf allgemeines Umarmen und Glückwünschen: und somit ist die Verlobung eine vollendete Sache. Die Musik spielt auf, man tanzt — schließlich geht man zur Tafel, „wo dann über 260 Personen", fürstlichen oder sonst erhabenen Ranges, „nebst deren Ehegemahlinnen und anderen adligen Damen gespeist wurden [2]."

Hier nun ein Stück eines anderen Schreibens des Kronprinzen an seine Schwester in Bayreuth, vierzehn Tage nach jener Begebenheit:

Berlin, 24. März 1732. (An Prinzessin Wilhelmine.) — — „Gott sei gelobt, daß es Dir besser geht, geliebte Schwester! Denn kein Mensch kann Dich zärtlicher lieben als ich. — Was die Prinzessin von Bevern" (meine Braut)

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie p. 5.
[2] Faßmann S. 432—433.

„angeht, so läßt die Königin" (Mama, die Du wegen dieser Etikettensachen um Rat gefragt hast) „antworten, Du brauchtest sie nicht ‚Hoheit' zu titulieren und könntest ihr ganz wie einer Prinzessin ohne Belang schreiben. Was das ‚Händeküssen' betrifft, so kann ich Dich versichern, daß ich ihre Hände nicht geküßt habe, noch küssen werde, dazu sind sie mir nicht schön genug. Gott erhalte Dich lange bei bester Gesundheit! Und erhalte Du mir doch allezeit die Ehre Deiner Gunst und glaube, meine reizende Schwester, daß kein Bruder in der Welt je mit solcher Zärtlichkeit eine so reizende Schwester geliebt hat, wie ich die meinige; kurz, glaube, liebe Schwester, daß ich ohne Komplimente und in buchstäblicher Wahrheit ganz der Deine bin (tout à vous). Frédéric [1]."

Das ist die Verlobung des Kronprinzen mit einer Schalheit von Braunschweig. Der Schalheit private Gefühle, vielleicht von mattfroher Art, sind uns nicht bekannt; die des Kronprinzen haben wir zum Teil gesehen. Er hat beschlossen, sein Geschick ohne weiteres Murren auf sich zu nehmen. Gegen seine arme Braut oder ihre Eigenschaften kein Wort mehr. Im Schloß zu Berlin, inmitten solcher Stürme von Weibergerede (Mama ist insgeheim noch immer in Briefwechsel mit England), muß er, namentlich in dieser Hinsicht, sehr zurückhaltend sein. Im Herzen soll er lange nicht so abgeneigt gegen die schale Prinzessin gewesen sein, als er Papa gern glauben lassen wollte.

Herzog Franz von Lothringen reiste vor einer Woche ab, am Samstag nach der Verlobung; ein liebenswürdiger durchlauchtiger junger Herr, wohlgelitten von dem Kronprinzen und jedermann. „Den sächsischen Hof ging er", auf seinem Wege zu dem alten Kurfürsten von Mainz, „vorbei; woraus zu schließen," meint Faßmann, „daß das gute Vernehmen zwischen diesem und dem kaiserlichen Hof auf sehr schwachen Füßen stehen müsse"; die pragmatische Sanktion wurde niemals dort angenommen, und es sind Verwicklungen genug vorhanden. Kronprinz Friedrich mag sich nun nach Ruppin und zu dem Goltzschen Regiment begeben, wo seine Geschäfte und sein Schicksal eine feste Haltung gewonnen haben — ein gleichmäßiger, etwas bleierner Himmel ist nun auf das stürmische, gewitterhafte Wetter gefolgt, das vordem herrschte. Den bleiernen Himmel wird er sich, wenn man ihn in Ruhe läßt, vielleicht ein wenig aufhellen. Wissenschaftliche Studien werden für ihn möglich sein — Ausbildung seiner eigenen Anlagen jedenfalls. Er hat es ernstlich so im Sinne. Äußerlich muß er neben seinen Drillübungen mit dem Goltzschen Regiments stetigen Briefwechsel mit seiner braunschweigischen Schönen unterhalten — er gebe acht, daß er darin nicht lässig sei.

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie S. 5.

Zweites Kapitel / Kleine Begebenheiten in Ruppin

Friedrich ging, nachdem er noch eine Weile in Berlin zugebracht hatte, während alles für ihn fertig gemacht wurde, nach Ruppin. Dies geschah im Frühling 1732[1], und er behielt seinen Wohnsitz da bis August 1736. Vier wichtige Jahre jugendlichen Lebens, von denen wir in irgendeiner verständlichen Form das, was an Spuren in den vorhandenen Berichten herumschwebt, aufzeigen müssen.

Ruppin, wo der Hauptteil des Goltzschen Regiments liegt, und wo dessen Oberst, der Kronprinz, seinen Sitz hat, ist ein ruhiges, stilles Städtchen in jener nordwestlichen Gegend; die Einwohnerzahl, heutzutage auf 17 000 angewachsen, läßt sich für damals vielleicht auf 2000 schätzen. Das Regiment Goltz rührt täglich seine Trommeln in Ruppin: der Ort ist sonst leblos genug, außer an Markttagen, und die größte je erhörte Begebenheit daselbst ist diese Übersiedelung des Kronprinzen — die ohne Zweifel gegenwärtig ein lebhafter Gegenstand der Unterhaltung und ein stolzes, zeitweiliges Wunder in Ruppin ist. Von Gesellschaft für einen solchen Einwohner, sei es am Orte oder in der Nachbarschaft, hören wir nichts.

Das ruhige Ruppin liegt in einem grasreichen flachen Land, wovon viel natürliche Moorheide ist, und wovon damals weniger urbar gemacht war als jetzt. Die Umgegend ist zwar gewiß ein Stückchen von der Erde und hat ein Stückchen des Himmels über sich, macht aber sonst keinen Anspruch auf Lieblichkeit. Natürliche Waldungen sind im Überfluß da, ebenso noch nicht trockengelegte Moorsümpfe und fischreiche Seen und Lachen, dunkel von Farbe: reichlich Vieh gibt es, darunter Schweine — Bauern in grobem Schuhwerk mühen und plagen sich. Einige Glasöfen, der Regierung gehörig, sind die einzigen Fabriken, von denen wir hören. Kein malerisches Land, jedoch ein ruhiges und unschuldiges, wo man seine regelmäßige Beschäftigung hat und hoffen darf, nach vollbrachter Arbeit

[1] Ist am 6. März noch in Berlin; datiert aus Nauen (in der Ruppiner Gegend) zum erstenmal, 25. April 1732, einen von seinen auf uns gekommenen Briefen. Preuß: Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie S. 4; XVI. 49.

unbehelligt sich selber zu leben. Dieser Kronprinz hat schon weit weniger begehrenswerte Aufenthaltsorte gehabt.

Er hatte ein anständiges Haus, eigentlich zwei Häuser, die er sich zu einem einrichten ließ. Er legte sich einen Garten vor der Stadt an, mit einem sogenannten „Tempel" darin, einem Gartenhaus, aus dem er einmal, wie ich gelesen habe, in einer Sommernacht „Raketen aufsteigen ließ" zur Unterhaltung einer kleinen Tischgesellschaft, vermute ich — einer Gesellschaft von Offizieren, wie er sie ein oder zweimal in der Woche hatte. An stillen Abenden können wir ihn uns da in der Einsamkeit vertieft lesend oder auf der Flöte blasend vorstellen — hinausblickend auf das stille Ersterben des Tages: wie die sommerliche Dämmerung über das Moorland und alle Länder leise herannaht, um den Mühen der Sterblichen für heute ein Ende zu machen, während die Herden ihres Viehs in Stillschweigen versinken und die weiten Himmelsräume und endlosen Zeiten ihn und sie überwölben. Mit Gedanken, wohl düster genug hin und wieder, jedoch nutzreich, wenn er sie frommen Mutes ins Auge faßt.

Seines Vaters Liebe kehrt zurück, möchte so gern zurückkehren, wenn sie es wagen dürfte. Aber Papas Herz ist gewaltig zerrissen worden: die Kunde, daß er einen Sohn habe, der weise geworden sei und wie ein Sohn handle, klingt zu gut, als daß er ihr völlig trauen könnte! Auch das Gerücht ist geschäftig, das Gerücht und das Tabakspарlament, für oder gegen sprechend — und ein kleines Gerücht ist imstande, große Stürme in dem mißtrauischen väterlichen Gemüt zu erregen. Die ganze Zeit von Friedrichs Aufenthalt in Ruppin hindurch ist das ein immer wiederkehrendes Wetterleuchten, sehr schmerzlich mitunter, gegen das keine Vorsicht schützt — wiewohl standhaftes Ausharren in der gebotenen Vorsicht es mildert und im Verlauf der Zeit so gut wie beseitigt. Schon fängt Friedrich Wilhelm an zu begreifen, daß „viel in dem Fritz steckt" — wer weiß wieviel, wenn auch von anderem Gepräge als das väterliche? — und daß es besser sei, wenn er und Papa, die so verschiedenartig von Gepräge sind und außerdem etwas schwierig zueinander stehen, nicht wie vorher allzu beständig beisammenleben. Was auch des Kronprinzen entschiedene Ansicht ist.

Ich finde, daß er in Ruppin sehr viel las: was für Bücher, weiß ich zwar nicht, urteile aber, daß sie von ernsterer und mehr solider Art waren als ehedem, und daß seine Lektüre nun überhaupt zugleich eine Art Studium ist. Nicht die eigentlichen wissenschaftlichen oder technischen Fächer; mit diesen — ausgenommen den militärischen, und das als ausdrückliche Ausnahme — gab er sich nicht ab. Mit diesen befaßte er sich nie und betrachtete sie nicht als die edlen Kenntnisse, die einem König oder Menschen ziemen. Geschichte und Moralphilosophie: das, was die Menschheit in dieser Welt getan und gewesen (soweit „Geschichte" einem einen Einblick darein tun läßt), und das, was die Weisesten, Poeten oder andere, über die Menschheit und ihre Welt gedacht haben: dafür hatte er augen-

scheinlich Appetit; unersättlichen Appetit, der bis an das Ende seiner Tage anhielt. Fontenelle, Rollin, Voltaire, all die damaligen französischen Lichter, und später andere, die tiefer im Firmament lagen — welch göttliche Abendschmäuse lassen sich im stillen in Ruppin halten, ohne alle Kosten für Wein! Solche Gelegenheit zum Lesen hat er zuvor nie gehabt.

In seinen Militärgeschäften ist er pünktlich und unverdrossen, da er gute Ursache hat, sich darin hervorzutun; und er gewinnt sogar als praktischer Offizier und Soldat den Beifall des strengsten Richters, den es damals gab. Liest auch über das Soldatenwesen; forscht nach den Gründen, den alten und neuen Methoden, der Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen; will es von Grund aus verstehen lernen — was ihm auch gelang. Man hört bereits von Besprechungen, von schriftlichen Unterhaltungen mit dem Alten Dessauer über diesen Gegenstand: eine „Schilderung der Belagerung von Stralsund", mit Plänen, mit didaktischen Erläuterungen, von besagtem Schießpulverweisen abgefaßt, ist wirklich vorhanden gewesen; ich weiß aber nicht, wo sie hingekommen ist. Jetzt und später muß dieser Kronprinz ein großer Leser von militärischen Schriften gewesen sein. Von Cäsars Kommentarien und Älterem bis auf den Chevalier Folard und Marquis Feuquière[1], von Epaminondas bei Leuktra bis auf Karl XII. bei Pultawa kann er, wie wir bemerken, alle Arten militärischer Geschichten an den Fingern herzählen; und er ist einem jeden dieser Bücher auf den Grund gekommen und hat gelernt, was es ihn zu lehren vermag. Etwas hiervon, wieviel wissen wir nicht, fing in Ruppin an; und es hörte nicht wieder auf.

Im ganzen ist Friedrich bereit, sich fortan durch strenges Sichfügen in den väterlichen Willen in allen möglichen äußeren Dingen hervorzutun und der folgsamste Sohn zu werden. Zum Teil aus Berechnung und Notwendigkeit, zum Teil auch aus Pflichttreue; denn er liebt diesen ungeschlachten Vater und fängt an einzusehen, daß seine sehr bestimmten Ideen mehr Sinn haben, als zuerst schien. Der junge Mann ist selber etwas wild, wie wir gesehen haben, hat jugendlichen Mutwillen und Verlangen nach verbotener Frucht in Fülle. Und dabei lebt er in einem Element von Klatschereien, sein ganzes Leben ist in ein ungeheures dionysisches Ohr eingeschlossen, jedes Wort und jede Handlung den Debatten im Tabaksparlament preisgegeben. Auch ist er sehr knapp bei Gelde, da sein Einkommen von Papa äußerst mäßig ist, „nicht über 6000 Taler", sagt Seckendorff einmal[2]. Wohl wird es Gegensätze genug auszugleichen geben: Vorsicht, Stillschweigen, jede Art von Klugheit wird sehr zu empfehlen sein.

In allen äußeren Dingen will der Kronprinz willfährig sein; in den

[1] Mémoires sur la Guerre (namentlich über die Kriege Ludwigs XIV., in denen Feuquière selbst sich hervorgetan hat); ein neues Buch damals (Amsterdam 1731; erste vollständige Ausgabe ist Paris 1770, 4 Bände 4°); in Ruppin und später ein Lieblingsbuch Friedrichs.

[2] Förster III. 114 (Seckendorff an Eugen).

inneren will er für sich urteilen, und wenn er nicht willfahren kann, will er es sorgfältig verbergen. Seine Kommandantenpflichten in Ruppin zu erfüllen und Ärgernisse zu vermeiden, ist sein ernster Wille. Wie wir bemerken, nimmt er die Gesundheit seiner Leute sehr in acht; hat das Goltzsche Regiment bei den großen Musterungen in glänzend exaktem Stande — läßt es sich jetzt und später angelegen sein, große Rekruten herbeizuschaffen, als einen Leckerbissen für Papa. Weiß, daß nichts in der Welt so sicher ist, den seltsamen alten Herrn günstig zu stimmen — korrespondiert daher nach fernen Gegenden; verwendet jetzt und später auf große Rekruten für Papa Summen, die viel zu groß für seine Mittel sind. Aber es ist gut, dort auf jede Weise und um jeden Preis eine günstige Stimmung zu unterhalten — da man noch immer von dem Argus von Tabaksparlament da bewacht wird, und da das Gerede, wenn man nicht genau aufpaßt, schwer niederzuhalten ist.

Das ist, soweit wir entnehmen können, im allgemeinen die Gestaltung von Friedrichs Leben in Ruppin. Spezielle Tatsachen daraus, Anekdoten davon finden sich wenige in den dunklen Büchern, und die wenigen sind unzuverlässig und auch ohne Belang. Trotz seines Ernstes und seiner Obristenschaft scheint ihn die alte Lust an tollen Streichen nicht verlassen zu haben. Hier folgen zwei kleine nach dieser Richtung hin weisende Begebenheiten, die aufgezeichnet und wohl glaublich sind, obschon vag und ohne Wichtigkeit. Die erste ist folgenden flauen Inhalts, unbestreitbar, aber äußerst unbedeutend: Das Goltzsche Regiment hatte, wie es scheint, ursprünglich goldene Verzierungen; der Obrist-Kronprinz bat sich silberne dafür aus, weil ihm das besser gefiel: Papa bewilligte es. Das Regiment erhält seine neuen Uniformen mit Silber; der Obrist schlägt vor, die alten Uniformen feierlich zu verbrennen. Und es geschieht, indem sich die Offiziere sub dio, vielleicht in des Prinzen Garten, in dem „Tempel“, nacheinander entkleiden — mit so vielem natürlichen Humor, lautem Gelächter oder wenigstens lärmender Scheinfeierlichkeit, als ihnen zu Gebote steht. Eine wahre Begebenheit in des Prinzen Geschichte, wenn auch eine geringe.

Die andere Begebenheit ist ein klein wenig bedeutsamer und deutet, da sie in ihrer Art nicht ganz allein steht, darauf hin, daß der Kronprinz dort eine sehr bedenkliche Art und Weise gehabt haben muß, mit geistlichen Personen umzugehen, wenn sie lästig wurden. Es sind nicht weniger als drei solche Personen oder hochwürdige Herren aus der Ruppiner Gegend, denen durch ihn Leides widerfuhr. Wie der erste sich vergangen hatte, wird sich ergeben, und auch wie er bestraft wurde: die Vergehungen des zweiten und dritten lassen sich nur erraten: es waren vielleicht Kanzelverweise wegen besagter Bestrafungen, vielleicht Predigten im allgemeinen gegen militärischen Leichtsinn, Mangel an Frömmigkeit, ja am Tage liegende Sündhaftigkeit in unbesonnenen jungen Leuten mit Kokarden, wo-

durch die unbesonnenen jungen Leute wiederum auf Gedanken an nächtliche Katzenmusik gebracht wurden. Wir wollen die Geschichte in des Doktors Büsching eigenen Worten geben, der nach weiten Fernen vor- und rückwärtsblickt, auf eine Weise, die Beachtung verdient. Der Herr Doktor, ein endloser Sammler und Kompilator von allerlei Gegenständen, ist allezeit sehr authentisch und ermangelt nicht des natürlichen Verstandes: aber er bringt oft auch recht unverarbeitetes Zeug — und mitunter ist er beinahe stupide infolge seiner beständigen Eile und der schlampigen Manier, mit welcher er seine hundert und etlichen Bände zusammenschreibt[1].

„Die sanguinisch-cholerische Natur Friedrichs", sagt dieser Doktor, „machte ihn sehr geneigt zu sinnlichen auch wohl ausschweifenden Vergnügungen verschiedener Art, in seinem mittlern Alter zu feurigen Unternehmungen und in seinen älteren Jahren zu strengen und heftigen Handlungen; doch so, daß die beiden ersten Arten ihrer Äußerungen nie ganz aufhörten. Es leben noch (1788) Leute, welche seine jugendlichen Belustigungen nach eigener Erfahrung erzählen, und noch mehrere Personen sind vorhanden, welche wissen, daß er selbst bei Tafel viel Lustiges erzählt hat, welches in seiner Jugend von ihm und auf seinen Befehl von anderen ausgeübt worden. Nur etwas zur Probe.

Als er das Infanterieregiment zu Neuruppin bekommen hatte, stellte sich der Feldprediger desselben einigemal um die Zeit der Tafel bei ihm ein, weil er bei dem vorhergehenden Obersten des Mittags gespeiset hatte. Der Kronprinz ließ ihn aber immer abweisen und sprach in Gegenwart der Offiziere geringschätzig von ihm. Der Feldprediger war so unbedachtsam und stichelte in seinen Predigten auf den Kronprinzen. Einstmals sagte er: Herodes lasse die Herodias vor sich tanzen und ihr Johannes' Kopf geben!" Unter *Herodes*, sagt Büsching, war der Kronprinz verstanden, unter *Herodias* das lustige Offizierkorps, das für ihn Kurzweil trieb; *Johannes des Täufers* Kopf aber bedeutet niemand anders als den nicht zur Tafel geladenen Feldprediger. „Um ihn dafür zu strafen, begab sich der Kronprinz mit den jungen Offizieren des Regiments in einer Nacht nach des Feldpredigers Wohnung", in deren Nähe, wie sich ergibt, eine Mistpfütze war, und „erst wurden ihm die Fenster in der Schlafkammer eingeschmissen, hernach Schwärmer in die Kammer geworfen, und der Feldprediger mit seiner schwangeren Frau durch die letzteren erst aus dem Bette in den Hof und zuletzt in die Mistpfütze gejagt." —

So erzählt Büsching ohne Zweifel im wesentlichen richtig die Geschichte, von der sich auch anderweitig Spuren finden — denn sie verbreitete sich weiter als über Ruppin, und beinahe wäre dem Kronprinzen Ungelegenheit daraus erwachsen. „Das ist eine Frömmigkeit!" sagt das Gerücht und trägt es zum Tabaksparlament. Der Kronprinz versichert Grumbkow klagend, die Offiziere hätten es getan und seien dafür bestraft worden. Eine wahrscheinliche Geschichte, diese Geschichte des Kronprinzen!

„Wenn der König im Alter über Tisch diese Tat im lustigen Ton erzählte, welches oft geschah, so sah er gern, daß die Gäste und selbst die zur Aufwartung umherstehenden Pagen und Bedienten laut darüber lachten." Kein frommer alter König, Herr Doktor, wieviel weniger ein orthodoxer! Der Doktor fährt fort: „Auf eine ähnliche Weise hat er zu Nauen, durch den damaligen Premierleutnant von der Gröben", einen beliebten Kameraden, wie sich anderweitig ergibt, „den Diakonus und seine Frau in der Nacht aus dem Bette jagen und in Todesfurcht und Angst

[1] Vgl. seine Autobiographie, *Beiträge* Bd. VI. (der dickste und letzte Band).

setzen lassen"; das Vergehen des Diakonus wird nicht angegeben. Ja, „dem dasigen Kircheninspektor Salpius warf er seinen Stock mit dem goldenen Knopf ins Fenster." — Warum, ist ebenfalls nicht angegeben, oder sollte es vielleicht eine bloße kleine Übung im Zielen sein? — „und der Wurf war so glücklich, daß er nur eine runde Öffnung in eine Scheibe machte, durch welche der Stock fuhr, den er am folgenden Morgen", unter irgendeiner Ausrede, „wieder holen ließ. Markgraf Heinrich von Schwedt", fährt der Doktor fort, der ein guter Gewährsmann für Tatsachen ist, „war ein fleißiger Gehilfe bei den lustigen Handlungen. Keyserlingk", von dem wir hören werden, „und Premierleutenant von der Gröben", die waren Haupträdelsführer mit dabei; „Leutnant Buddenbrock" (des alten Feldmarschalls Sohn) mußte oft in seinen alten Tagen, als er selbst zu hohem Rang gestiegen war, wenn er mit dem Könige speiste, „im hohen Alter des Monarchen die Wahrheit dieser Lustigkeiten bezeugen[1]."

Dies sind die zwei Begebenheiten in Ruppin, in dem geringen Lichte, das sie haben. Dies ist alles. Die sonst so reichhaltige Geschichtschreibung gewährt uns hier aus einer Tonne zerbrochener Nägel diese zwei kupfernen Dreier und verschließt uns ihre Tasche wieder. Ein Kronprinz, der unter anderem ein Freund von Schabernack ist, obwohl er weiß, daß Ernst ihm besser gezieme. Viel lustige, neckische Laune steckt in ihm, knisternd, ausstrahlend — die er aber unter den jetzigen Umständen sehr verborgen halten muß.

[1] Büsching: Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen V. 19—21. Dieser fünfte Band (Halle, 1788) enthält ausschließlich den Charakter Friedrich II. Königs von Preußen; man findet darin viele Details und (nach Büschings Brauch) wenige oder keine, die nicht verbürgt sind; ein sehr starker heimlicher Groll auf Friedrich läßt sich auch verspüren — wofür der Herr Doktor seine Gründe gehabt haben mag, die die Leser des Herrn Doktor nicht binden. Die Wahrheit ist: Friedrich würdigte ihn niemals einer besonderen Achtung, verwendete und beförderte ihn bloß, wenn es für beide Teile dienlich war; und er war wirklich ein Mann von ansehnlichem Werte, nur in einer äußerst rohen Form.

Drittes Kapitel / Die Salzburger

Schon seit drei Jahren hat sich über ganz Deutschland viel Gerücht verbreitet von einer sonderbaren Sache, die im fernen österreichischen Land, oben im Salzburgischen und dessen sagenreichen Tiroler Tälern, vor sich geht. Salzburg, Stadt und Land, hat einen der Theorie nach nicht österreichischen, sondern souverän heißenden Fürst-Erzbischof; von diesem und seinen Orthodoxien und Streichen mit seinem souveränen Krummstab kommt der Lärm her. Ein sonderbares Gerücht, nach dem ein Teil der Bevölkerung in den entlegenen Gebirgen als protestantisch befunden worden sei und von dem hochwürdigsten Vater dortzulande auf das jämmerlichste behandelt werde. Dieses Gerücht, von einem absonderlichen, romantischen, religiösen Interesse für die ganze protestantische Welt, stellt sich bald als nur zu wohl begründet heraus. Es ließ sich vernehmen in der Form einer Beschwerde bei dem Corpus Evangelicorum des Reichstags, ohne Erfolg; Beschwerde bei allerlei Personen — endlich bei Seiner Majestät Friedrich Wilhelm, mit Erfolg.

Mit Erfolg zuletzt; wirkliche „Emigration der Salzburger": und Deutschland erlebt — in ebendiesen Tagen, da der Kronprinz sich in Berlin verlobt und Franz von Lothringen die Exerzitia und Wunder daselbst besieht — ein eigentümliches Schauspiel von rührender idyllischer Natur und hat es bis zur heutigen Stunde noch nicht ganz vergessen. Die salzburgische Emigration war zu der Zeit, da die Verlobung stattfand, in voller Bewegung und strömte ohne Unterlaß auf verschiedenen Wegen in der Richtung Berlins; und sechs Wochen nach dieser Begebenheit, als der Kronprinz nach Ruppin abgegangen war und wieder nur davon hören konnte, kam der erste Transport Emigranten am 30. April, um vier Uhr nachmittags, vor den Toren von Berlin an; und die Majestät selber und alle Welt ging hinaus, um sie zu sehen, mit einer Art poetischem, beinahe psalmistischem Gefühle ebenso wie mit einem praktischen von seiten Seiner Majestät. Das ist der erste Transport, dem zahlreiche andere jenes ganze Jahr hindurch nachfolgten und in kleinen Zügen und Häuflein noch mehrere Jahre lang nachtröpfelten, bis sie alle herübergekommen waren. Ein denkwürdiges

Phänomen, voll lebendigen, malerischen und sonstigen Interesses für Brandenburg und Deutschland — der Kronprinz hat es in kommenden Jahren nicht vergessen, wie wir vorübergehend finden werden; ja, ganz Deutschland denkt noch daran und besingt es gelegentlich sogar. Seine Geschichte ist kurz folgende.

Das Salzburger Land, die nordöstliche Senkung Tirols, ist berühmt bei den Touristen wegen seiner malerischen Schönheit, seinen Felsengebirgen, glatten grünen Tälern und rasch dahinstürzenden Strömen; manche Leser sind vielleicht nach Bad Gastein oder Ischl in diesen nomadischen Sommern gewandert, haben sich Salzburg, Berchtesgaden und die bayrisch-österreichische Grenzgegend angesehen, haben die Salzwerke, die Holzuhren- und Spielzeugfabrikationen dieser schlichten Leute mit Tirolerhüten gesehen und können einigermaßen bezeugen, welchen Anblick die Natur dort bietet. Salzburg ist des Erzbischofs Residenzstadt, Metropole seines damaligen Stückchen Souveränität[1]. Eine romantisch fernab gelegene Stadt, die sich zwischen ihren schönen Bergen in dem Salzafluß spiegelt, der in den Inn, in die Donau hinabrauscht, die nun durch den Tribut so vieler Täler stark wird. Salzburg haben wir bisher nur als den sagenhaften Ruheort des Kaisers Barbarossa gekannt: aber wir werden es nun ein wenig in praktischem Licht kennenlernen und Kenntnis davon nehmen, wie das Andenken Friedrich Wilhelms sich gelegentlich dort eingebaut hat.

Bekanntlich war eine Zeitlang der Protestantismus in jenen Landen stark verbreitet. Vor dem Dreißigjährigen Krieg sah es aus, als sollte auch Österreich gänzlich protestantisch werden, da sich auch in Österreich eine ausgebreitete Minderheit von Leuten jedes Ranges und Standes, die man als die ernste Intelligenz der Bevölkerung jener Landstriche bezeichnen darf, klar dazu bekannt hatte, eine Minderheit, der die übrigen sicher nachgefolgt wären. Leute jedes Ranges und Standes, mit Ausnahme des höchsten Ranges, dem es beliebte, offiziell und päpstlich zu bleiben. Der höchste Rang hatte seinen Dreißigjährigen Krieg, „seine glatten Väter Lämmerlein und Hyazinth in Jesuitenkutte, seine fürchterlichen Väter Wallenstein im Eisenharnisch"; und indem man spät und früh damals und später daran arbeitete, brachte man es zuletzt wirklich dahin, den Protestantismus auszurotten — zu welchem Nutz und Frommen, wissen sie nunmehr. Den Protestantismus auszurotten oder nach entlegenen

[1] Erträgliche Beschreibung in Riesbecks Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland (ohne Druckort, 1784) I. 131—193, dessen Details über diese Auswanderungsgeschichte übrigens unverbürgt und wertlos sind. Eine Art von Schauspieler und Journalist zu jener Zeit, der bei dieser Gelegenheit der Herausgabe eines Buchs erdichteter „Reisen" den Titel eines „Franzosen" annimmt. Hat in Ausübung seines gemischten Handwerks persönlich in der Gegend von Linz und Salzburg gelebt — und kann über das Aussehen des Landes, wenn auch über wenig anderes, angehört werden.

Winkeln zu vertreiben, wo er unter kläglichen Umständen ein unbemerktes Dasein hinschleppen mochte. In den freien Reichsstädten Ulm, Augsburg usw. wußte sich der Protestantismus unter harten Bedingungen zu erhalten: aber auf dem platten Lande außer ein paar verborgenen Winkeln ist er erloschen. Das Salzburger Land ist einer dieser Winkel; unter den schlichten Tirolerhütten, in den entlegenen Tälern dort, wohnt ein ausgebreiteter Kryptoprotestantismus. Ein Protestantismus, der sich friedlich verborgen hält, niemandem Anstoß gibt und den Holzuhrenfabrikationen und ländlichen Gewerbsamkeiten dieser armen Leute heilsam förderlich ist. Harmlosere Söhne Adams als diese andersgläubigen Salzburger haben wohl niemals geatmet; Geschlecht auf Geschlecht von ihnen schadet keiner Kreatur.

Mehrere aufeinanderfolgende Erzbischöfe hatten von diesem Kryptoprotestantismus gewußt und in entfernten Perioden gelegentlich leichte Angriffe darauf unternommen, aber schon seit langer Zeit nicht mehr. Alle Versuche dieser Art waren, als vergeblich und bloß zum Hader anregend, seit vielen Generationen unterblieben[1]; und der Kryptoprotestantismus war wieder ein mythisch-romantischer, von Leuten im Amte ignorierter Gegenstand geworden. Doch im Jahre 1727 kam ein neuer Erzbischof, ein gewisser „Firmian", Graf Firmian seiner weltlichen Eigenschaft nach, von strengem mageren Charakter, mehr eifrig als weise, der seine Orthodoxien in einer straffen und sehr mageren Gestalt mitgebracht hatte.

Der hochwürdigste Firmian war nicht lange in Salzburg, als er den Kryptoprotestantismus herausgeschnüffelt und beschlossen hatte, ihn aus dem mythischen Zustande in den praktischen zu ziehen und zuzusehen, daß seine juristischen Windspiele ihn nach Gebühr zu Tode hetzten. Daher jene Gerüchte, die sich 1729 über Deutschland verbreitet hatten: von Gerichtsdachshunden, die in die Bauernhütten jener fernen salzburgischen Täler eindringen, irgendeine deutsche Bibel oder ein Erbauungsbuch auswittern, Verzeichnisse von Bibellesern machen, sie vor den hochwürdigsten Vater ziehen und von da ins Gefängnis, da sie sich nicht dazu verstehen wollen, nicht mehr zu lesen. Es erfolgten Geldstrafen, Konfiskation und Angstigung: denn die friedlichen Salzburger, ehrerbietige Geschöpfe, die fast vor aller Welt den Hut ziehen, waren durchaus halsstarrig in dieser Bibelsache. „Können nicht, Ew. Hochwürden, dürfen nicht, wagen es nicht!" und wanderten lieber ins Gefängnis oder wohin es immer sein mochte — und es erhob sich weithin ein Geschrei: So laßt uns denn unser Eigentum verkaufen und Salzburg verlassen, dem und dem Artikel des Westfälischen Friedensvertrages gemäß. „Westfälischer Friedensvertrag? Salzburg verlassen?" rief der hochwürdigste Vater: „Geraten wir also in offenen Aufstand? Offene, weitverbreitete Meuterei!" rief er. Borgte ein paar österreichische Regimenter — steht ja mit dem Kaiser allezeit auf

[1] Buchholz I. 148—151.

dem freundschaftlichsten Fuße — und ließ die widerspenstigsten seiner Salzburger über die Grenze treiben (behielt aber ihre Besitztümer und Familien); worauf der Lärm lauter und lauter wurde.

Die widerspenstigen Salzburger sandten Abgeordnete an den Reichstag, appellierten, führten Beschwerde bei dem Corpus Evangelicorum, den Westfälischen Friedensvertrag in der Hand — ohne Resultat. Das Corpus beschwerte sich, nachdem es den Tatbestand festgestellt hatte, bei dem Kaiser und bei dem hochwürdigsten Vater. Der Kaiser, dem es darum zu tun war, seine pragmatische Sanktion bei dem Reichstag durchzubringen, und der deshalb besorgt war, gegenwärtig nirgends Anstoß zu geben, gab gute Worte, tat aber nichts: der hochwürdigste Vater beantwortete eine oder zwei Schriften des Corpus, sagte alsdann endlich, er wünsche den Schriftenwechsel zu schließen, verblieb voller Hochachtung — und antwortete auf kein Schreiben weiter. Das Corpus erreichte kein Resultat. So dauerte es das Jahr 1730 hindurch, während das Gerücht, das 1729 entstand, immer lauter zu praktischer oder unpraktischer Gestalt sich erhob, die Not in Salzburg und der Lärm in der Menschheit immer mehr zunahmen. Ende 1730 entsandten die Salzburger zwei Abgeordnete an Friedrich Wilhelm nach Berlin; Leute mit festen Herzen und dicken Sohlen, die über Salzburg Rede und Antwort stehen und klaren Bescheid über die dortigen Zustände geben konnten: dies brachte die Dinge in einen praktischen Zustand.

„Seid ihr wirkliche Protestanten, auf die der Westfälische Friedensvertrag Anwendung findet? Nicht bloße mystische Schwärmer, wie der hochwürdigste Firmian behauptet, die kein Friedensvertrag schützt?" Das war Friedrich Wilhelms erste Frage; und er ließ von zwei Berliner Pröpsten — der gelehrte Roloff, ein Theologe von Ruf, war einer davon — die zwei salzburgischen Abgeordneten examinieren und sich darüber Bericht erstatten. Ihren Bericht, datiert Berlin, 30. November 1730, mit Probestücken der Hauptfragen, habe ich gelesen[1] und kann mit Roloff und seinem Amtsbruder völlig bescheinigen: daß sie rechtgläubige Protestanten, augenscheinlich sehr frommer friedsamer Natur, waren, die schweres Unrecht erlitten — rechtgläubig ganz ohne Zweifel und im Westfälischen Friedensvertrag mit einbegriffen. Worauf Seine Majestät sie mit der Versicherung: „Kehrt heim, und es soll euch Hilfe werden!" entläßt — und sogleich Hand ans Werk legt; eine starke, schnelle, feste Hand zu diesem Behuf.

Da der Tatbestand nun klar vorliegt, schreibt Friedrich Wilhelm an den Kaiser, an den König von England und an den König von Dänemark — läßt Vorbereitungen in Preußen treffen, ledige Vorwerke aufnehmen, Gelder zurücklegen — befiehlt seinem Geschäftsträger am Regensburger Reichstag, zu erklären, daß, wenn die Sache nicht berichtigt würde, Seine

[1] Faßmann S. 446—48.

Majestät sich genötigt sähe, wirksame Schritte zu tun: „Repressalien“ der erste Schritt, entsprechend der altbewährten Methode Seiner preußischen Majestät. Das Gerücht von den salzburgischen Protestanten wird immer lauter. Der Kaiser, beflissen, jedem Corpus, sei es evangelisch oder nicht, um seiner pragmatischen Sanktion willen zu Gefallen zu sein, ermahnt den hochwürdigen Firmian; bedeutet ihm zuletzt: er müsse die armen Leute wirklich auswandern lassen, wenn sie es verlangen, da der Westfälische Friedensschluß klar und deutlich sei. Ende 1731 sind die Dinge so weit gediehen.

„Auswandern, sagen Ew. Kaiserliche Majestät? Wohlan, sie sollen auswandern,“ antwortet Firmian, „je früher, desto besser!“ Und läßt ohne weiteres mitten im Winter in zweckdienlichen Abteilungen an neunhundert von ihnen über die Grenze führen: „Schert euch fort; wandert — zum Teufel, wenn es euch beliebt!“ — „Und unser Eigentum, unser Hab und Gut?“ fragen jene. — „Seid froh, daß ihr eure Haut behalten habt. Wandert aus, sage ich!“ Und die armen neunhundert mußten sich aufmachen, im strengen Winter, „alte Greise unter ihnen und hochschwangere Frauen“, und ein Obdach suchen in der weiten ihnen meist unbekannten Welt. Fürwahr, Firmian ist ein orthodoxer Herr, bekannt mit den Gesetzen der Billigkeit und dem, was zeitgemäß ist. Der schlummernde Barbarossa wacht nicht über ihn auf in dem Berge dort — aber auf den weiland ronkalischen Gefilden hätte ich nicht in seinen Schuhen stehen mögen!

Nach diesem Vorgange bedeutet Friedrich Wilhelm seinen halberstädtischen und mindenschen katholischen Herren: daß ihre Stifter geschlossen und ihre Einkünfte suspendiert werden müßten, und daß sie sich deshalb an den hochwürdigsten Firmian wenden könnten — und läßt durch seine Geschäftsträger in Regensburg dem Reichstage mitteilen, daß dies die von ihm getroffenen Maßnahmen seien. Der hochwürdigste Firmian muß einhalten und erkennt an, daß Auswanderung sein soll, und zwar unter menschlichen Bedingungen, nicht unter unmenschlichen, und daß fortan der Westfälische Friedensvertrag sie zu leiten habe, nicht er. Die armen vertriebenen Salzburger kriechen unter Obdach in bayrischen Städten, bis das Wetter besser ist und Seiner preußischen Majestät Anordnungen für ihre Brüder und sie fertig geworden sind.

Seine preußische Majestät hat die ganze Zeit über seine Pläne zur Reife gebracht — Gelder gesammelt, Land bereit machen lassen. Wir sahen ihn im Herbst 1731 den Schlubhut, der sich an besagten Geldern vergriffen hatte, mit dem Tode bestrafen und Preußen inspizieren, unter Gewitterstürmen und Regen einmal. Preußen ist zur Aufnahme dieser Leute bestimmt; die Tilsiter und Memeler Gegend, dieselbe, wo die große Schlacht von Tannenberg und der Untergang der Deutschritter stattfand: in diesem schönen und fruchtbaren Land werden Dörfer für diese salzburgische Auswanderung hergerichtet.

Hat nicht der Leser vor langer Zeit, bei Beginn dieser Geschichte, von einer Pest im preußischen Litauen gehört? Jener Pest zu des Königs Friedrich Zeit, für die der damalige Kronprinz, jetzige Majestät Friedrich Wilhelm, vergebens um Hilfe aus dem Staatsschatze bat und nur einen teilweisen Ministerwechsel zuwege brachte und keine Hilfe? „Zweiundfünfzig Städte" mehr oder weniger völlig entvölkert, Hunderttausende fruchtbarer Äcker wieder verödet, da die Hände, die sie gepflegt hatten, hinweggerafft waren. Die neue Majestät nahm die Sache, sowie man nur den schwedischen Krieg los war, eifrig in die Hand: baute die zweiundfünfzig verfallenen Städte wieder auf, erließ zu wiederholten Malen (1719, 1721) Bekanntmachungen nach der Wetterau, der Schweiz, Sachsen, Schwaben[1], durch die er Kolonisten einlud, sich da niederzulassen und zu günstigen Bedingungen zu pflügen und zu ernten. Seine Bedingungen sind günstig, wohlerwogen und werden ehrlich eingehalten. Er hat eine Anzahl von Bedingungen für die Kolonisten festgesetzt: freie Herreise, soundso viel täglich für jede reisende Seele, Wohnungen, Ackergeräte, Vieh, Land am Ziel ihrer Reise; Mietzins und bäuerliche Dienstleistungen, genau festgesetzt, sind leicht, nicht schwer, und sie genießen für eine Anzahl von Jahren allerlei Abgabenfreiheiten, bis sie wohl eingerichtet sind. Vortreffliche Anordnungen: und Seine Majestät hat auf diese Weise in der Tat an 20 000 Familien ins Land bekommen. Und noch ist Raum für Tausende mehr. Wenn also der tyrannische Firmian solche Trübsal über Salzburg brachte, so hat der Himmel Heilmittel und eine preußische Majestät in Bereitschaft. Der Himmel ist reich und hat magische Kräfte, um die häßlichsten Substanzen in die schönsten zu verwandeln. Seiner Majestät war es seit Monaten klar, daß diese salzburgische Auswanderung eine Sache sei, die sich recht gut handhaben ließe. Richtig gehandhabt, wird sie zu einem Fund für Seine Majestät und paßt wie durch vorausbestimmte Harmonie in die alte preußische Betrübnis, und „aus zwei Leiden, die zusammentreffen, wird ein Trost", wie das Sprichwort verheißt! Immerzu also, hochwürdigster Firmian, mit deiner Völkerauswanderung dort: aber nur kein falsches Spiel dabei — sonst werden Halberstadt und Minden gesperrt — für das übrige wollen wir schon sorgen.

Und so flog am 2. Februar 1732 Friedrich Wilhelms Bekanntmachung[2] über die Welt; kurz und geschäftsmäßig, erfreulich für alle außer Firmian — des Inhalts: „Kommt, ihr armen Salzburger, es ist Haus und Hof für euch bereit. In Regensburg und in Halle findet ihr Kommissarien, die werden für euch und euren langen Marsch Sorge tragen. Seid gütig, christliche deutsche Fürsten alle; hindert sie und mich nicht." Und ein paar Tage später, noch immer zeitig im Februar (denn es ist alles

[1] Buchholz I. 148.
[2] Abschrift in Mauvillon, Februar 1732, II. 311.

im voraus in Bereitschaft), hängt ein preußischer Kommissarius seine Bekanntmachungen und sein amtliches Schild in Donauwörth, der alten uns bekannten Stadt, in mäßiger Entfernung von der salzburgischen Grenze aus; sammelt in einer oder zwei Wochen seinen ersten Transport Auswanderer, an tausend Mann stark, und begibt sich mit ihnen auf den Marsch.

Ein langer Weg und ein seltsamer: wenn ich mich nicht irre, über hundert Meilen, ehe wir bei Halle auf preußisches Gebiet gelangen, und dann noch hundertundfünfzig Meilen weiter nach dem Orte unserer Bestimmung im äußersten Osten. Männer, Weiber, Kinder und greise Großväter sind da; ihr meistes Eigentum verkauft — doch immer noch zu verderblichen Bedingungen, bedenken Sie es, Ew. Majestät. Ihre armen kleinen Kostbarkeiten und Erbstücke führen sie mit sich, in stramme Bündel geschnürt, auf numerierte Packwagen geladen: „Einige haben ihren eigenen Karren und Pferd, um die zu Alten und zu Jungen, die nicht gehen können, zu fahren." Eine Pilgerschaft wie jene der Kinder Israel: eine Pilgerkarawane, wie sie in unseren westlichen Ländern selten dagewesen. Diese armen strammen Bündel, das Zusammenschnüren und Packen, der Abschiedsschmerz schlichter Herzen in jenen entlegenen heimatlichen Tälern, die Tränen, die nicht gesehen wurden, die Klagen, die nur an Gott gerichtet waren: und dann endlich das wirkliche Zustandekommen der armen Karawane, in schweigend praktischem Zustand, Stab in der Hand, keine Klage vernehmbar, marschfertig, tatsächlich hier marschierend — wer von uns kann ohne Bewegung, traurig und doch in einer Art beseligend, daran denken!

Jede auswandernde Mannsperson erhält ihre vier Groschen täglich als Reisezehrung, jede Frauensperson drei Groschen, jedes Kind zwei: und die Regelmäßigkeit selber, in der Gestalt zweier preußischer Kommissarien, führt die Aufsicht darüber. Welch ein Marschieren dieser Salzburger! eine Heerschar nach der anderen, auf verschiedenen Wegen, von Februar an; über siebentausend von ihnen dieses Jahr, denen nach und nach noch zehntausend andere nachfolgten — man sprach davon in allen deutschen Häusern, in allen europäischen Ländern. Ein Ereignis, das die Aufmerksamkeit und Phantasie aller, besonders bei seinem ersten Auftauchen, stark erfüllte. Wir wollen aus dem armen alten authentischen Faßmann ein paar rohe, aber unleugbare, wie plötzlich durch einen photographischen Apparat erhaschte Einblicke in die tatsächliche Wirklichkeit dieses Vorgangs geben: auf diese Weise wird der Leser selber sich ihn hinlänglich vorstellen können.

Das *erste* Bild, das uns gezeigt wird, ist das einer Abteilung von Auswanderern, die in den kalten Februartagen von 1732 in der protestantischen Reichsstadt Nördlingen in Bayern ankommt: dreihundert an der Zahl; die erste Abteilung, glaube ich, jener neunhundert, die Firmian vorigen Winter mit so kurzem Prozeß aus Haus und Hof vertrieben

hatte, und die in Bayern umherwanderten, „in Kaufbeuren" und verschiedenen anderen Städten sich vorläufig aufhielten, bis die preußischen Maßnahmen vollendet waren. Die preußischen Kommissarien sind nun bereits in Donauwörth; aber diese armen Salzburger sind ihnen voraus und wandern noch auf eigene Hand. Nördlingen in Bayern ist eine alte freie Reichsstadt; der Protestantismus ist daselbst nicht unterdrückt, wie ringsumher; sie war Schauplatz denkwürdiger Schlachten im Dreißigjährigen Krieg, namentlich einer argen Niederlage der Schweden und Bernhards von Weimar, der schlimmsten, die sie im Verlauf jenes schlimmen Handels erlitten. Die Salzburger sind dreihunderteinunddreißig an der Zahl; Zeit: „die ersten Tage des Februar 1732, Wetter sehr kalt und rauh". Die mildtätige protestantische Stadt hat ihrer Ankunft entgegengesehen:

„Zwei Herren Geistliche, der Schulmeister mit den Schülern, etliche hundert Bürger und viele junge Leute gingen ihnen entgegen." Da, auf freiem Felde, standen die Salzburger mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Ochsenkarren und Packwagen, nach unbekannten Erdteilen pilgernd. „‚Kommet herein, ihr Gesegneten des Herrn! Was stehet ihr da draußen?' sprach der Geistliche feierlich zur Bewillkommnung und hielt ihnen eine Rede", erbaulich und doch menschlich, jedes Wort davon wahr und geeignet, jedem dabei anwesenden Faßmann Tränen zu entlocken — Faßmann und auch wir sind nahe am Weinen, ohne Worte. „Darauf sind sie paarweise in die Stadt gezogen", unmittelbar in die Kirche, denke ich mir, die ganze Stadt auf den Beinen, um teilzunehmen; „da dann die beiden Herren Geistliche wieder eine Rede an sie getan. Der eine hatte zum Text die Worte: W e r v e r l ä s s e t H ä u s e r o d e r B r ü d e r o d e r S c h w e s t e r n o d e r V a t e r o d e r M u t t e r o d e r W e i b o d e r K i n d e r o d e r Ä c k e r o d e r V i e h u m m e i n e s N a m e n s w i l l e n, d e r w i r d e s h u n d e r t f ä l t i g n e h m e n u n d d a s e w i g e L e b e n e r e r b e n[1]. Der andere: U n d d e r H e r r s p r a c h z u A b r a h a m: G e h e a u s d e i n e m V a t e r l a n d e u n d v o n d e i n e r F r e u n d s c h a f t u n d a u s d e i n e s V a t e r s H a u s e i n e i n L a n d, d a s i c h d i r z e i g e n w i l l[2]." Vortreffliche Texte; gut ausgelegt, wollen wir hoffen — namentlich mit Kürze. „Hernach wurden die Gäste zum Teil in die Wirtshäuser gelegt, andere aber von der Bürgerschaft mit nach Hause genommen.

Aus dem Spital hat man drei Tage lang einer jedweden Person ein halb Pfund Fleisch, Brot und ein Maß Bier gegeben; die übrigen Tage reichte man einem jeden sechs Kreuzer und Brot. An den Kirchtüren wurde eine Kollekte verordnet, und fielen achthundert Gulden" (Einwohnerzahl etwa 3000). „In den Sonntagspredigten hat man ihnen die Sitze mitten in der Kirche angewiesen", ganz Nördlingen umgab sie liebreich, „und ihnen des Morgens vorgestellt", Texte nicht angegeben, „d i e w a h r e K i r c h e, u n d w i e s o l c h e b e s c h a f f e n s e i; desgleichen: d e n w a h r e n G l a u b e n u n d d i e L i e b e, w e l c h e e i n C h r i s t h a b e n m u ß"; dieweil Nördlingen „sehr viele Tränen vergoß", wie sich wohl geziemte. „Wann sie nach der Kirche gingen, ging der Wirt, bei dem sie logierten, jedesmal voran; dem folgten immer zwei und zwei nach, und in solcher Ordnung kehrten sie auch aus der Kirche wieder zurück in die Häuser. Die übrigen Tage hat man sie ebenfalls an unterschiedenen Orten der Stadt im Christentum examiniert und unterrichtet" — sind hinlänglich orthodox, wie du siehst, nichts von Aberglaube oder Schwärmerei in den armen Leuten — „wobei sie eine gute Erkenntnis von der evangelischen Wahrheit bezeigt haben.

[1] Matth. XIX. 29.
[2] 1. Buch Mose XII. 1.

Die Bagagewagen, so sie bei sich gehabt, an der Zahl zehn, auf welchen auch einige alte Leute gesessen, sind in die Stadt gebracht worden. Die Bagage hat man auf dem Zollhause abgeladen, deren 281 gewesen" (denn Faßmann ist die Photographie selber), „in ein Gewölbe gelegt. Die Bürger schickten ihnen über das, was sie aus dem Spital und der gemeinen Stadtkasse bekommen, teils zu essen, teils speiseten sie auch vier bis fünf Personen in ihren Häusern." Und so mögen sie den preußischen Kommissarius abwarten, der nicht weit ab ist: „Sie wollten sich nicht voneinander trennen", diese dreihundertneununddreißig, sagt Faßmann, obgleich ihr Zusammenkommen nur von ungefähr gewesen war [1].

Bild Nummer zwei: nicht datiert; vielleicht etwa zehn Tage später, und ein preußischer Kommissarius ist bei diesem Transport:

„Als diejenigen, welche von denen Königlichen Kommissariis oben an der bayerischen Grenze am ersten übernommen worden, in dem Markgrafentum Ansbach angekommen, ist bei denen Einwohnern des Landes eine so unglaubliche Freude über die Ankunft solcher vertriebenen Glaubensbrüder entstanden, daß man auch sogar fast in allen Dörfern und an allen Orten die Glocken gezogen und sie dadurch gleichsam bewillkommnet hat." Aus dem Ansbachischen wollte der preußische Kommissarius durch das Bambergische gehen; der Bischof von Bamberg jedoch, ein zu orthodoxer Herr, schlug die Erlaubnis dazu gänzlich ab; man nahm daher den Weg über Nürnberg und Bayreuth. Man frage nicht, ob der Empfang gut war in diesen protestantischen Orten. „In Erlangen, drei Meilen von Nürnberg, wo es französische Protestanten gibt und eine verwitwete Markgräfin von Bayreuth" — Witwe von Wilhelmines Schwiegervaters Vorgänger (wenn der Leser das ausrechnen kann), Tochter des Weißenfels, der sich vor kurzem beikommen ließ, um Wilhelmine zu freien! — „in Erlangen ließen Ihre Durchlaucht die verwitwete Frau Markgräfin mehr als fünfzig Personen zu sich kommen"; und bemittelte Bürger, dem guten Beispiele folgend, „nahmen zwölf, fünfzehn, achtzehn und mehr Emigranten an ihren Tisch." Ja, viele von den „dortigen französischen Einwohnern wollten herzlich gerne einige von den Kindern dieser Emigranten behalten und sprachen die Kommissarien mit vielem Flehen darum an." Insbesondere war ein französischer Refugié, der selbst keine Kinder hatte, äußerst dringend und umständlich. „Allein weil man keine Ordre dazu gehabt, so konnte man nicht willfahren [2]." Das müssen anziehende Tage für die zwei jungen Markgräfinnen gewesen sein, als sie Papas armen Pilgern solchermaßen forthelfen konnten.

„In Bayreuth waren sie in die herumliegenden Dörfer verlegt, aber sie hatten doch die Freiheit, sich in der Stadt umzusehn. Weil es nun eben der Grüne Donnerstag und Karfreitag gewesen, so eilten sie ohnedies nach der Stadt und in die Kirche. Als nun der Gottesdienst geendigt, wollte sie ein jedweder mit sich nach Hause und an seinen Tisch nehmen, so daß man sich recht um dieselben risse. Sehr viele von ihnen wurden auf das Schloß geholt", man denkt sich Wilhelmine mitten unter ihnen, denkt sich den Erbprinzen und den alten Markgrafen, „wo ihnen unerhörte Liebe widerfahren", sagt Faßmann, „indem sie nicht allein aufs herrlichste traktiert, sondern auch mit vielem Gelde beschenkt worden." Von Bayreuth geht der Weg nach Gera und Thüringen, das bambergische Gebiet umgehend. „In Gera ließ ein Kommerzienrat sie alle miteinander in sein Haus kommen. Die Frau desselben gab einer jedweden Person vier Groschen an Gelde. Ebendieses taten auch zwei Brüder desselben. Eine von den Frauen, welche unterwegs niedergekommen, war gleich bei des Kommissarii Quartier einlogiert, damit vor ihrer Verpflegung um so viel besser könnte gesorgt werden. Ehe man sich's aber versah, war dieselbe aus dem Hause fort, ohne daß man wußte, wo sie geblieben; bis man endlich erfuhr, daß eine gewisse

[1] Faßmann S. 439—440.
[2] Faßmann S. 441.

vornehme Dame dieselbe in der Kutsche abholen lassen, um ihrer zu pflegen. So groß war das Mitleiden derer Bürger und Einwohner dieser Stadt gegen ihre verfolgten Glaubensbrüder. Viele weinten recht bitterlich, daß sie nicht Gelegenheit fanden, mehr zu tun. Der Kommissarius sagte: ‚Es würden bald andere nachkommen, denen sie ihre Liebe erweisen könnten.'"

Solchergestalt marschieren die Pilger „von Donauwörth über Ansbach, Nürnberg, durch Gera, Zeitz, Weißenfels nach Halle", wo sie auf preußischem Boden und wenige Tagereisen von Berlin entfernt sind. Andere, nicht auf der direkten Marschroute nach Berlin gelegene Städte verlangen ebenfalls einen Anteil an diesen großen Dingen, was gern bewilligt wird: und so marschieren die Pilger, was seinen begreiflichen Vorteil hat, auf allerlei Routen. Durch Augsburg, Ulm (anstatt Donauwörth), von da nach Frankfurt, von Frankfurt einige direkt nach Leipzig, einige durch Kassel, Hannover, Braunschweig über Halberstadt und Magdeburg anstatt Halle. Alle kommen von Salzburg, alle gelangen nach Berlin, verzweigen aber ihre Reiserouten auf dem dazwischenliegenden Raume über die Karte von Deutschland.

„In Weißenfels widerfuhr ihnen gleiche Güte, namentlich von dem Herzog" — dem armen, alten, trunkliebenden Herzog; sehr protestantisch alle diese sächsischen Fürsten, nur der Apostat oder Pseudoapostat, der Physisch-Starke nicht, aus traurigen politischen Gründen. „In Weißenfels unterfing sich ein Hechelträger römisch-katholischer Religion, der diese Leute sehr verhaßt ansah, öffentlich auf sie zu schmähen und zu lästern: ‚Der Erzbischof hätte sie alle sollen ersäufen lassen!' — worauf ein herzoglicher Bedienter, der es mit anhörte, ihn fühlbar zurechtwies und das Volk in einen solchen Grimm geriet, daß der Hechelmann gewiß schlecht weggekommen sein würde, hätte man ihn nicht schnell gepackt und in die Wache gebracht."

Am 21. April 1732 traf der erste wirkliche Transport, gute neunhundert stark[1], in Halle ein, wo man sie mit andächtigem Jubel, Psalmgesang, geistlicher und leiblicher Labung, wie in Nördlingen und den übrigen Rastplätzen, empfing; „Archidiakonus Franke" war hervorragend dabei, ohne Zweifel ein Verwandter jenes „chien de Franke", den Wilhelmine gekannt hat. Man logierte sie in das „Waisenhaus" ein, und nachdem sie drei Tage verweilt hatten, begaben sie sich auf den Weg nach Berlin. Der nützliche Buchholz, damals ein sehr kleiner Knabe, erinnert sich der Ankunft eines Haufens dieser Salzburger, nicht des obigen, sondern eines späteren im August, der durch seine Vaterstadt Pritzwalk in der Priegnitz passierte; er berichtet, wie der Ort und die Ortsbehörden sämtlich auf den Beinen waren, mit geöffneten Vorratskammern und Herzen; wie sein Vater, der Pastor des Orts, nachmittags um fünf Uhr predigte. Derselbe Buchholz hatte, als er nachher auf die Universität nach Halle kam, das Vergnügen, zwei von den drei Kommissarien ausfindig zu machen, die dieser salzburgischen Pilgerschaft hauptsächlich vorstanden. Mag auch der Leser einen Blick auf sie als auf bemerkenswerte Personen werfen:

[1] Buchholz I. 156.

Erster Kommissarius: „Der Herr von Reck war ein Edelmann aus dem Hannöverschen, von sehr großer Frömmigkeit, der sich nach geendigter Kommission zu Halle aufhielt, wo er ohne Bedienung von seinen wenigen Mitteln in der Stille lebte und sein Vergnügen bloß in Besuchung der theologischen und aszetischen Kollegien setzte, wo ich ihn beständig angetroffen habe."

Zweiter Kommissarius: „Herr Göbel war ein Arzt von Profession und hatte den akademischen Ehrentitel eines Doktors; er hatte aber nicht eben nötig, seine Gelehrsamkeit zur Erwerbung des Brotes anzuwenden, und sein Eifer in der Religion bewog ihn, diese Kommission zu übernehmen. Ich habe diese beiden Männer in meiner Jugend gesehen", melde aber sonst nichts von ihnen, „und ihre Vornamen sind mir entfallen."

Ein dritter Kommissarius war aus Preußen gebürtig und von religiös-literarischer Richtung. Ich vermute, diese drei dienten umsonst als Freiwillige, waren aber ohne Zweifel vereidigt und auf strenges preußisches Gesetz verpflichtet. Arzt, Kaplan, Wegführer, hier sind sie, vermutlich von erster Qualität, fertig zur Hand [1].

Buchholz ward nach „seiner Studentenzeit" ein armer Landschullehrer und alsdann ein armer Landpfarrer in seiner heimatlichen Neumark. Sein armes Buch ist von unschuldiger, klarer, treuer Natur und weist hie und da eine Ader „unbewußter Genialität" auf — ein Buch, dem keineswegs menschlicher Wert so abgeht wie etlichen, die es verdrängt haben. Diese „Neueste Geschichte" kam nach seinem Tode heraus, und es ist ihr ein Leben des Verfassers beigefügt. Er hat vier vorhergehende Bände über die „Alte Brandenburgische Geschichte" geschrieben, die mir nicht bekannt sind. — Ungefähr um das Jahr 1745 lebten vier arme, dem Studium eifrig ergebene Schulmeister in jener Gegend (zwei in Havelberg, einer in Seehausen, einer in Werben), die, obwohl die Elbe ihre Ortschaften trennte, in bestimmten Nächten zum Gespräch, zum Austausch von Büchern und dergleichen zusammenzukommen pflegten. Einer von ihnen, der Werbensche, war dieser Buchholz; ein anderer, Seehausen, war der später so berühmte Winkelmann. Ein dritter, einer von dem havelbergischen Paare, „ging nach einem oder zwei Jahren nach Mecklenburg als Instruktor von Karl Ludwigs, des Prinzen von Strelitz, Kindern" — von ihm nehme man ebenfalls Notiz. Denn das jüngste dieser Strelitzer Kinder war niemand anders als die wirkliche „alte Königin Charlotte" (unsere und die Georgs III.), die zur Zeit eben mit ihrer Fibel für ihn bereit ist. Dem armen Mann sei alle Ehre, die ihm aus diesem Umstand erwachsen kann! Dem „Prinzen Karl Ludwig", einem etwas töricht aussehenden Geschöpf, dürften wir vielleicht noch persönlich begegnen.

Es war am 30. April 1732, sieben Wochen und ein Tag nach Kronprinz Friedrichs Verlobung, daß dieser erste Haufe salzburgischer Emigranten, neunhundert Mann stark, vor Berlin ankam; „gegen vier Uhr nachmittags, am Brandenburger Tore", wo die Behörden, ja die Majestät selber oder vielleicht beide Majestäten, zu ihrem Empfang bereitstanden. Ja, ihr armen wundfüßigen Sterblichen, dort ist der gestrenge König selber; dicke

[1] Buchholz: Neueste Preußisch-Brandenburgische Geschichte (Berlin, 1775, 2 Bände 4°) I. 155 Anm.

kurze Gestalt in blauer Uniform und weißer Perücke, strohfarbener Weste und weißen Stiefeletten; steht ungemein fest auf seinen Füßen; rötliches, bläulich-rötliches Gesicht, mit Augen, die einen durchdringen: seht ihn und lebet doch, wenn ihr wahrhafte Menschen seid. Seiner Majestät Empfang dieser armen Leute konnte nur ein guter sein; es fehlt hier nichts am Formellen. Aber was weit besser ist, auch an all den Wesentlichkeiten dabei gebrach es bisher und später nicht. Diese salzburgische Pilgerschaft hat Anordnungen, Führung und allezeit einen Schrittstein an nötiger Stelle gefunden und wird sie weiter finden; einen gebahnten Weg, soweit menschliche Ordnung und Pünktlichkeit einen Weg bahnen kann. Das ist Seiner Majestät glänzendes Verdienst. „Nächsten Sonntag nach der Predigt wurden sie" (dieser erste Haufe Salzburger) „öffentlich in der Kirche examiniert, und alle Welt konnte ihre treffenden Antworten hören, die sie oft in dem wörtlichen Text der Schrift oder in Luthers eigenen Worten gaben."

Seine Majestät nahm mehr als einmal diese Pilgerscharen, wenn sie in Berlin ankamen, in Augenschein. Ein angenehmer Anblick, wenn gerade Muße dazu war. Zu verschiedenen Malen hatte auch Ihre Majestät eine Anzahl von ihnen bei sich in Monbijou, zum Soupieren in den schönen Gärten; und „gab ihnen Bibeln" unter anderen Geschenken, wenn sie durch Firmians Geschäftigkeit Mangel daran hatten. Ihre Majestät war die Mildtätigkeit selber, Mildtätigkeit und Huld vereint unter diesen Pilgern. Einmal suchte sie eine schmucke junge Dirne heraus und ließ sie von dem Maler Pesne abkonterfeien. Die schöne Dirne Pesnes glänzte fortan in ihrem Tirolerhütchen an den Wänden von Monbijou; darauf bemächtigte sich die Mode des Tirolerhütchens, das von dieser Zeit an zu Berlin und in allen preußischen Ländern viel getragen wurde, sagt Buchholz. „Es ist aber seit der Zeit all die Veränderungen durchgegangen, die ein Hut nur unter den witzigen Händen der Schönen erfahren kann."

In Berlin war die Tätigkeit des Kommissarius zu Ende, und die Wanderer erhielten gewöhnlich einen Kandidaten der Theologie, der sie den Rest des Weges zu führen hatte und der zu ihrem Geistlichen an ihrem Niederlassungsorte bestimmt war. Noch hundert lange Meilen hatten sie bis dahin. Einige reisten zu Wasser von Stettin aus; die meisten marschierten von Station zu Station — vier Groschen täglich. Am Ziel der Reise fanden sie alles in Bereitschaft; saubere Häuser, pflügbare Äcker, alle nötigen Geräte und Haustiere — bis auf das Federvieh sogar. Alte Nachbarsleute und diejenigen, die unter sich befreundet waren, wurden zusammengetan. Die Fluren wurden wieder grün, ödes Gestrüppe machte dem Grase und dem Getreide Platz. Sogar hölzerne Uhren kamen zum Vorschein — denn auch Berchtesgadener Nachbarn waren mit ausgewandert; und Schweizer kamen und Bayern und Franzosen — und altgewohnte Gewerbe wurden in den neuen Örtlichkeiten wieder aufgenommen.

Etwas Schön-Real-Idyllisches liegt sicherlich in all diesem — doch bilde man sich nicht ein, daß alles wie ein Uhrwerk ablief, daß es nicht Mißtöne auf Schritt und Tritt gab, wie das bei realen Dingen gewöhnlich ist. Von den preußischen Ministern habe ich einen, der hauptsächlich mit der Einrichtung dieser neuen Kolonie zu tun hatte, im Drang einmal sagen hören: „Einer muß doch zum Zankblock und Sündenbock dienen, so sei ich es denn!" Und dann die salzburgischen Beamten, in welcher Laune die waren! Briefe von diesen armen Ausgewanderten wurden nicht hereingelassen; die gottlosesten Gerüchte setzte man über sie in Umlauf: Sie seien von streifenden Polen sämtlich niedergehauen worden, seien von preußischen Werbern gepreßt worden, seien alle in die dortigen Seen und stehenden Gewässer geworfen worden: ertränkt bis auf den letzten Mann, und so weiter. Nichtsdestoweniger drang die Wahrheit allmählich durch. Und der „Große Wirt", unser idyllisch-realer Friedrich Wilhelm, blieb in nichts zurück. Verzeichnisse ihrer ungerechten Verluste in Salzburg wurden auf Seiner Majestät Befehl von solchen, die durch übereilten Zwangsverkauf und dergleichen gelitten hatten, angefertigt und beglaubigt: damit war Seine Majestät emsig bei dem Reichsgericht und erwirkte auch, soweit es menschenmöglich war, Erstattung für einen Teil, aber nicht für das Ganze. Widersprechender Lärm mußte sich legen. Der gesunde Zweck, auf die Tatsache und die Naturgesetze gegründet, obsiegte zuletzt; Lügen, Verunglimpfungen, Gerüchte und Täuschungen versanken in nichts, und das wahre Resultat blieb. Im Jahre 1738 feierte die salzburgische Emigrantengemeinde in Preußen in allen ihren Kirchen einen Danksagungstag und erkannte mit frommer Andacht an, daß des Himmels Segen wahrhaftig auf diesem König und auf ihnen geruht habe. Da lassen wir sie, ein nützliches tüchtiges Volk, forthin in jenen Gegenden, vermehrt gegenwärtig, wir wissen nicht wievielfältig.

Es kostete Friedrich Wilhelm ungeheure Summen, sagen die alten Bücher; wahrscheinlich „zehn Tonnen Goldes" — das heißt zehnmal hunderttausend Taler: eine Million, nicht weniger! Aber er erlebte, daß es sich reichlich bezahlte, selbst noch zu seiner Zeit: wieviel reichlicher seitdem — denn er war ein Mann, der sich wirklich in hohem Grade auf das Geldanlegen verstand. Man denke sich eine Million dort bei der Bank der Natur selber angelegt — und einhundert Millionen angelegt, sagen wir in Balaklava[1], bei der Bank des Zeitungsgeredes: und ihren beiderseitigen Zinsenertrag nach einer Million Jahren! Dies war wohl die idyllischste von Friedrich Wilhelms Taten und eine sehr reale zugleich.

Wir haben nur hinzuzufügen oder zu wiederholen, daß Salzburger bis zur Anzahl von etwa 7000 Seelen in diesem ersten Jahr an Ort und Stelle ankamen, und in den ein oder zwei folgenden Jahren, von dem

[1] Wo die englische Armee im Krimkrieg ihr Lager hatte.
D. Übersetzer.

Publikum weniger bemerkt, aber beständig auf ihre vier Groschen per Tag herbeiwandernd, noch 10 000 andere. Friedrich Wilhelm würde sie gern alle aufgenommen haben; „aber Georg II. nahm eine gewisse Anzahl", sagen die preußischen Bücher (Georg II. oder fromme Kuratoren an seiner Statt), „und siedelte sie in Ebenezer in Virginien an" — lies: Ebenezer in Georgien, wo General Oglethorpe mit der Gründung einer Kolonie beschäftigt war[1]. Auch dort in Ebenezer, nehme ich an, mochten sie nach der bedenklichen Weise jenes Landes gedeihen und sich mehren und anschwellen — habe aber seitdem nichts von ihnen gehört.

Die salzburgische Auswanderung war eine sehr reale Handlung Friedrich Wilhelms; sie hat sich aber zugleich als idyllisch erwiesen und einen tiefen Eindruck auf das deutsche Gemüt gemacht. Kennen die Leser ein Buch, das Hermann und Dorothea heißt? Der große Goethe hat es verfaßt, und es ist noch immer lesenswert. Der große Goethe hatte, als er noch sehr klein war, ältere Leute viel reden hören von dieser Salzburger Auswanderung, und welch ein seltsam Ding sie vor zwanzig Jahren und länger gewesen war. In mittleren Jahren warf er es in Hexameter, in die Region der Luft, und schuf jenen unwirklichen Schatten davon; ein anmutiges Werk in seiner Art, da er nun einmal zu mehr nicht Lust gehabt hat.

[1] Petition an das Parlament, 10. (21.) Mai 1733, von Oglethorpe und dessen Kuratoren, um 10 000 Pfund Sterling zur Übersiedelung dieser Salzburger; was bewilligt wurde. Tindals Rapin (London, 1769) XX. 184.

Viertes Kapitel / Die preußische Majestät besucht den Kaiser

Als der König alle diese Sachen in gutem Gange sah — die Salzburger unterwegs, den Kronprinz nach Seiner Majestät und des Kaisers (nicht nach Ihrer Majestät und des hoffärtigen kleinen Georg von England, meines Bruders, des Komödianten) Sinn und Wunsch verlobt, begann er ernstlich an ein anderes Unternehmen, halb Geschäft, halb Vergnügen, zu denken, das ihm bereits eine Zeitlang im Sinne gelegen hatte. „Besuch bei meiner Tochter in Bayreuth" nennt er es öffentlich; aber in Wahrheit bedeutet es einen Ausflug nach Böhmen, um ein Wörtchen mit dem Kaiser zu sprechen und Kaiserliche Majestät einmal leibhaftig zu schauen. Ein zu merkwürdiges Ding, um von uns hier übergangen zu werden.

Der Kronprinz geht diesmal nicht mit; er weilt diese ganze Zeit über bei seinem Regiment, seinen eigenen Geschäften im Ruppiner Bezirk nachgehend — hört nur, mit mehr oder weniger Teilnahme, von diesen salzburgischen Auswanderungsbewegungen und von diesem Ausflug nach Böhmen. Hier sollen gewisse Briefbruchstücke folgen, die nach einiger Erklärung dem Leser helfen werden, sich einige Vorstellung von Friedrichs Lage und seinen Beschäftigungen dort zu machen. Diese Briefe sind an sich ohne Belang, jedoch in diesem Betracht lesenswert. Der erste (oder eigentlich die drei ersten, die wir in einen zusammenwerfen) ist aus „Nauen", unweit Ruppin, wo eines unserer Bataillone liegt, das häufige Besuche dort nötig macht:

1. An Grumbkow, in Berlin (von dem Kronprinzen).

„Nauen, 25. April 1732."

„Monsieur, mein lieber General — Ich sende Ihnen einen Haufen Papiere, die ein gewisser Edelmann namens Plötz mir übermacht hat. Ich weiß absolut nicht, was es ist: ich bitte Sie, es zu überreichen" (Sr. Majestät oder an gehöriger Stelle) „und mich davon zu befreien.

Morgen gehe ich nach Potsdam" (eine acht Meilen lange Fahrt südlich), „um das Exerzitium zu sehen, auch ob wir es hier richtig machen. Neue Besen kehren gut[1]; ich muß meinen neuen Charakter", als Obrist, „verherrlichen und

[1] Deutsche Brocken in den französischen Originalen.

zeigen, daß ich ein tüchtiger Offizier bin. Sei ich was immer, gegen Sie werde ich immer sein" usw.

Nauen, 7. Mai 1732. „— — Tausend Dank, daß Sie mich wissen lassen, was in der Welt vorgeht. Nichts weniger als angenehme Dinge, jene Bündnisse" (eingebildete im Tabaksparlament), „die gegen unser Haus in Vorbereitung sein sollen. Aber wenn der Kaiser uns nicht verläßt", „wenn Gott der Tapferkeit von 80 000 Mann, die entschlossen sind, ihr Blut daranzusetzen, beisteht" — dann wollen wir hoffen, daß nichts Schlimmes nachkomme.

„Mittlerweile, bis diese Begebenheiten sich ereignen, tummle ich mich hier herum (je me trémousse ici d'importance), um mein Regiment zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen, und hoffe, daß es mir gelingen wird. Neulich trank ich auf Ihre Gesundheit, Monsieur, und ich warte nur auf die Nachricht aus meinem Viehstall, daß das Kalb, das ich da auswählen lasse, so fett ist, daß ich es Ihnen übersenden kann. Sie sehen, daß ich Mars und die Wirtschaft vereinige. Melden Sie mir den Namen Ihres Sekretärs, damit ich meine Briefe an ihn adressiere" — da unsere Korrespondenz in gewissen Regionen geheim bleiben muß. — — „Mit einer wahrhaft unendlichen Hochachtung —

Frédéric."

Nauen, 10. Mai 1732. „Aus diesem werden Sie ersehen, daß ich pünktlich im Befolgen Ihrer Lehren bin, und daß der Schulz von Tremmen vorläufig die Haupttriebfeder unserer Korrespondenz sein wird. Ich schicke Ihnen sämtliche Stücke (pièces) zurück, die Sie die Güte hatten mir mitzuteilen, ausgenommen Charles Douze[1], das mich unendlich anzieht. Die bisher unbekannten Umstände, die er mitteilt, die Größe der Taten dieses Fürsten und die Wunderlichkeit (bizarrerie) seines Schicksals: all dies, zusammen mit dem lebendigen, glänzenden und blühenden Stil des Autors, macht das Buch im höchsten Grade anziehend. — Ich sende Ihnen ein Bruchstück meiner Korrespondenz mit dem illustren Sieur Crochet", irgendeinem französischen Botschafter oder Agenten, denke ich mir; „Sie sehen, daß wir allerliebst zusammen sind und auf prächtigem Fuße stehen. Ich bedaure, einen dieser Briefe verbrannt zu haben, in dem er mir versicherte, daß er sogar im Antichambre" (zu Versailles) „mit dem Könige von mir sprechen wolle, und daß mein Name wahrhaftig bei des Königs Lever genannt worden sei. Es ist sicherlich nicht mein Ehrgeiz, diesen illustren Sterblichen zur Verkündigung meines Ruhmes zu wählen; im Gegenteil würde mir mein Ruf in seinem Munde beschmutzt dünken und beschimpft durch solchen Verkünder. Doch genug von dem Crochet: die größte Wohltat, die man ihm antun kann, ist, nicht von ihm zu reden[2]." —

Der zweite Brief ist an den Jägermeister Hacke, Kapitän bei der Potsdamer Garde, der in nächster Nähe von des Königs Majestät steht und sogar mehr und mehr sein Faktotum in Armeedetails wird. Wir sahen vor kurzem, zusammen mit dem Herzog von Lothringen und der Majestät in höchsteigener Person, seine Vermählung mit dem Fräulein Tochter der Exzellenz Creutz, die, wie wir hoffen wollen, ihn glücklich gemacht hat — reich ist er jedenfalls durch sie, wird auch in nicht langer Zeit Generaladjutant werden: einflußreich in Verwickelungen, auch in denen des Prinzen.

Der Brief hat dunkle unverständliche Stellen, handelt ernsthaft von Rekruten, langen und kurzen, und kein Herausgeber hat uns durch die

[1] Voltaires neues Buch, kürzlich herausgekommen: „Bâle, 1731."
[2] Oeuvres de Frédéric XVI. 49, 51.

geringste Andeutung dazu verholfen, ihn anders, als bloß mit den Augen zu „lesen". Der Alte Dessauer ist zu dieser Zeit Kommandant in Magdeburg; Buddenbrock, der eben durch Ruppin passiert, kennen wir als einen hohen alten General, befugt, Botschaften von der Majestät zu überbringen: wir können erraten, daß der schmeichlerische Dessauer Seiner Majestät fünf gigantische Leute aus den magdeburgischen Regimentern gesandt hat, und daß an Friedrich der Befehl ergangen ist, aus dem seinigen dreißig von unbedeutender Statur zum Gegengeschenk für den Dessauer hurtig herauszuziehen — was Friedrich auf der Stelle tut; kann aber um das liebe Leben nicht absehen, wie er (der gänzlich bargeldlos ist) sie durch bessere oder überhaupt ersetzen soll!

2. An den Hauptmann von Hacke, bei der Potsdamer Garde.

„Ruppin, 15. Juli 1732.

Mein Gott, was hat mir Buddenbrock für eine Zeitung gebracht! Ich soll nichts aus Brandenburg kriegen, mein lieber Hacke? Ich habe darauf" (auf Buddenbrocks Ordre) „dreißig Mann aus der Kompagnie ausrangiert, und wo soll ich sie nun wieder kriegen? Ich wollte wohl dem Könige ebensowohl, wie der Dessauer, große Kerls geben, aber Geld habe ich nicht und kriege und prätendiere auch nicht sechs Mann für einen" (dreißig kurze für fünf lange). „So heißt es wohl recht: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nichts hat, dem wird genommen von dem, das er hat.

Das ist keine Kunst, daß des Fürsten und die magdeburgischen Regimenter schön sind, wenn sie Geld vollauf haben und kriegen danach noch dazu dreißig Mann umsonst! Ich armer Teufel aber habe nichts und werde auch mein Tage nichts kriegen. Bitte Ihn, lieber Hacke, bedenke Er doch das; und wo ich kein Geld habe, so führe ich künftiges Jahr Asmus[1] allein als Rekruten vor, und wird mein Regiment gewiß Kroop" (schlechtes Zeug) „sein. Sonsten habe ich ein deutsches Sprichwort gelernt, das heißt: Versprechen und Halten ziemt wohl Jungen und Alten. Ich verlasse mich allein auf Ihn, mein lieber Hacke; wo Er nicht hilft, so wird es schlecht aussehen. Heute habe wieder angeklopfet" (an Papa um Geld geschrieben), „und wo das nicht hilft, so ist es getan. Wenn ich noch könnte Geld geliehen kriegen, so wäre es noch gut; aber daran ist nicht zu denken. So helft mir doch, lieber Hacke! Ich versichere, daß ich es allezeit danken werde, der ich jederzeit meines lieben Herrn Hauptmanns ganz ergebener Diener und Freund bin —

Friderich[2]."

Dem fügen wir nur noch folgendes Billett bei, zwei Tage später, an Seckendorff, aus dem sich ergibt, daß der Prozeß des „Borgens" bereits in irgendeiner Form begonnen hat — ein Prozeß, der anhält und sich entwickelt — und daß Seine Majestät, wie Seckendorff sehr wohl weiß, diese böhmische Reise beschlossen hat:

3. An den Generalfeldzeugmeister Graf von Seckendorff.

„Ruppin, 17. Juli 1732.

Mein sehr lieber General — Ich habe dem Könige geschrieben, daß ich Ihnen die 2125 Taler für die Rekruten noch schuldig sei; davon, sagt er, seien 600 gezahlt; es bleiben daher noch 1525, die er Ihnen ehestens zahlen wolle.

[1] Ein mir unbekannter Rekrut.
[2] Deutsch: Oeuvres XXVII. 3. partie S. 177.

Der König geht nach Prag: ich werde die Reise nicht mitmachen" (wie Sie). „Die Wahrheit zu sagen, ist mir das nicht sehr leid, denn es würde unfehlbar Anlaß zu allerlei Gerüchten gegeben haben. Inzwischen hätte ich allerdings gewünscht, den Kaiser, die Kaiserin und den Herrn Prinzen von Lothringen, den ich ganz besonders hochschätze, zu sehen. Ich bitte Sie, Monsieur, ihn dessen zu versichern — und selbst versichert zu sein, daß ich allezeit mit vieler Hochachtung verbleiben werde, Monsieur, mon très cher Général usw.

Frédéric."

Und nun zur böhmischen Reise, „Besuch in Kladrub", wie sie es nennen — dieweil Ruppin diesen emsigen und gesunden, wenn auch etwas beengten Umständen überlassen bleibt.

Kaiser Karl und seine Kaiserin waren diesen Sommer 1732 in Karlsbad und tranken da einige Wochen den Brunnen. Friedrich Wilhelm, der schon lange aus allerlei Gründen seinen Kaiser von Angesicht zu Angesicht zu sehen wünschte, hielt dies für eine passende Gelegenheit dazu. Da der Kaiser selber aber wußte, wie es mit der jülich-bergischen und mit anderen Fragen stehe, so war er nicht begierig auf eine solche Zusammenkunft: noch weniger waren es seine Minister, für die schon das Zeremoniell eine Sache von abstruser Schwierigkeit ist. Seckendorff war daher angewiesen worden, die geplante Reise zu hintertreiben und soviel Schwierigkeiten wie möglich in den Weg zu legen — er tat es auch, aber ohne Wirkung. Friedrich Wilhelmen hatte den Herzenswunsch, einmal ein Haupt des Heiligen Römischen Reichs, den höchsten Menschen der Christenheit, zu sehen — auch ein wenig mit eigenen Augen in gewisse kaiserliche Dinge hineinzublicken.

Also verabredet man, da ein ausdrücklicher Besuch in Karlsbad Anlaß zu Zeitungsgerede geben könnte und auch sonst nicht paßt: es soll auf des Kaisers Heimweg ein zufälliges Zusammentreffen stattfinden — vielleicht in irgendeinem stillen böhmischen kaiserlichen Lustschloß, wohin der König inkognito kommen könnte, und wo sich dann mit einem Minimum von Geräusch die erforderliche Gastfreundschaft abmachen ließe. Das alles ist ein leichtes: nur daß die Wiener Minister in schrecklichem Zweifel über das Zeremoniell sind: ob der Kaiser die Hand (ich weiß nicht mehr recht, ob zum Küssen oder Schütteln) geben könne? — ja zuletzt erklären sie mannhaft, daß er sie nicht geben könne, und wünschen, daß der preußischen Majestät diese „allergnädigste Entschließung candide und unverhohlen kommuniziert werde"[1]. „Res summae consequentiae", sagen sie; und schütteln feierlich ihre großen Perücken. — Narrenpossen! antwortet die preußische Majestät: Seckendorff, sorgen Sie nur unterwegs für gutes Traktament in der Küche; die Sorge für das Traktament bei dem Zeremoniell will ich selbst übernehmen.

Seckendorff hat — was in biographischer Hinsicht hier schon anführenswert ist — an seinen Hof geschrieben, daß, was Lebensmittel betreffe, der König auf einfache Speisen halte: „nebst dem Fleisch seien

[1] Förster I. 328.

allerhand Flußfische und Krebse anzuschaffen. Zum Getränk sei vornehmlich für einen guten alten Rheinwein, hiernächst aber auch für Braun- und Weißbier zu sorgen. Die Tafel womöglich allezeit in Scheunen, Zelten oder Gartenhäusern, wo es sehr luftig, anzurichten. Das Nachtquartier lieben Ihre Majestät ebenfalls in Gartenhäusern oder Scheunen, weil Königliche Majestät nicht gern sind, wo es warm ist und außerdem nicht wohl hohe Stiegen steigen können[1]." So lauten die Anordnungen, und man braucht nicht zu zweifeln, daß sie befolgt wurden.

Sonntag, den 27. Juli 1732, reist Seine Majestät demgemäß mit fünf oder sechs Wagen nach seinem Brauch vor Sonnenaufgang von Berlin ab: gen Osten, auf der Straße nach Frankfurt an der Oder; „beabsichtigt, Schulenburgs Regiment zu besichtigen", das in dortiger Gegend steht — Schulenburgs Regiment unter anderen Dingen: das übrige ist dem gemeinen Haufen ein Geheimnis. Schulenburgs Regiment (zum Kirchengang aufgestellt, denke ich mir) ist bald besichtigt; Schulenburg selber, wie schon vorher bestimmt, schließt sich der Reisegesellschaft an, die nun aus dem König und acht Begleitern besteht — sieben bekannte Gestalten: Buddenbrock, Schulenburg, Waldau, Derschau, Seckendorff, Grumbkow, Kapitän Hacke von der Potsdamer Garde; und als achter der holländische Gesandte Ginkel, ein gebildeter und einsichtsvoller Mann, den meine Leser auch gelegentlich gesehen haben. Ihre Unterhaltung, Reisegespräche, könnte einen modernen Leser wohl kaum interessieren. Sie ist vollständig in das Dunkel versunken; wir können bloß wissen, daß sie großenteils menschlich, solide war, und daß viel Tabak damit eingemischt wurde. Alle Mitreisenden gehörten der kalvinistischen Lehre und dem militärischen Berufe an; sie wußten, daß das Leben sehr ernst und daß Reden ohne Ursache sehr zu vermeiden sei. Sie reisten rasch, speisten an luftigen Orten: sie sind eine T a t s a c h e, sie und ihre sommerliche Staubwolke dort, dahinrollend durch die Leere jener dunklen Zeit, und sie haben einiges Interesse für uns, wenngleich ein unwichtiges.

Die erste Nacht gelangten sie nach Grünberg, einer angenehmen Stadt mit Weinbergen und Webstühlen jenseits der schlesischen Grenze. Sie wenden sich nun mehr südöstlich, sie schlafen hier, auf kaiserlichem Gebiete, von hohen Amtspersonen bewillkommnet, die ihnen anzeigen, daß die hocherfreute kaiserliche Majestät, wie selbstverständlich, überall die Rechnung übernehme. Am anderen Morgen, ehe die Webschiffe rege sind, ist Friedrich Wilhelm wieder fort, nach der Glogauer Gegend zu; Liegnitz soll heute das Nachtquartier sein. Rasch dahinfliegend durch die grünen schlesischen Flachlande, während fern im Südwesten das blaue Riesengebirge aufzusteigen beginnt. Mittag wird unter einem prächtigen Zelte in einem Landstädtchen

[1] Seckendorffs Bericht (in Förster I. 330).

namens Polkwitz[1] gehalten, wo der Adel aus der Gegend (hol' sie der Kuckuck! doch sei ihnen Dank) seine Aufwartung macht. Gegen Abend kommt man in Liegnitz an.

Hier also ist Liegnitz. Hier ist die Katzbach und das Schwarzwasser, berühmt im Krieg, Ew. Majestät; hier fließen sie zusammen. Hier sind die ehrwürdigen Mauern und Straßen von Liegnitz und das Schloß, das vor fünfhundert Jahren dem Baty Khan und seinen Tartaren widerstand[2]. Oh, Ew. Majestät, dies Liegnitz mit seinem fürstlichen Schlosse und seinem weiten reichen Gebiet, dem größeren Teil Niederschlesiens, wem gehört es von Rechts wegen? Hm, Seine Majestät weiß es recht gut; jedoch in Seckendorffs Beisein und auf solcher Besuchsreise läßt sich von gewissen Dingen nicht reden. Aber die unbestrittene Wahrheit ist: Herzog Friedrich II., von den souveränen Piasten abstammend, machte jene Erbverbrüderung, und seines Enkels Enkel starb kinderlos: folglich kam das Erbrecht an uns, wie die größte Perücke im finstersten Justizhof einräumen müßte — nur der Kaiser will nicht, wollte es niemals; der Kaiser setzt sich bewaffnet selbst in Schlesien fest und will von keiner Rechtsausführung hören. Dasselbe gilt von Jägerndorf, das wir mit unserem Gelde kauften — nichts mehr davon, es ist zu jämmerlich! Auch sehr unmöglich, solange wir es auf Berg und Jülich absehen! —

In Liegnitz mustert Friedrich Wilhelm vor der Abreise die Garnison, „Kavallerie und Infanterie"; dann vorwärts nach Glatz, an zwölf Meilen bis zum Mittagshalt. Das Ziel die ganze Zeit über ist Böhmen, und wenn Seine Majestät die Gebirgspässe und unebenen Straßen des Riesengebirges gemocht hätte, so hätte man einen kürzeren und viel malerischeren Weg einschlagen können. Einen Weg, reich an düsteren Tälern, verschlungenen Felsenlabyrinthen, Schlupfwinkeln Rübezahls, Quellen der Elbe und ich weiß nicht was noch. Majestät liebt ebene Straßen und von Menschen erbaute interessante Felsenlabyrinthe mehr als von der Natur erbaute. Majestät macht einen weiten Bogen um die Ostseite von all dem herum, läßt das Riesengebirge und seine Wirrnisse gleich einer blauen Sierra zur Rechten liegen — will lieber die Festungswerke von Glatz als die Höhlen der Elbe besehen und will das Böhmerland da betreten, wo die Berge am niedrigsten sind. In Glatz während der Mittagsrast wartete wieder ein zahlreicher Adel auf. Glatz liegt in der Jägerndorfer Gegend: Jägerndorf, das wir mit unserem guten Gelde gekauft haben, ist und bleibt eigentlich unser, trotz der Unfälle des Dreißigjährigen Kriegs — unser, würde auch der finsterste Justizhof unter der immensesten Perücke aussprechen müssen! Geduld! Ew. Majestät; Zeit bringt Rosen! —

Nachdem die Werke besichtigt, die Wache ein wenig gedrillt, Mittag

[1] „Balkowitz" sagen Pöllnitz (II. 407) und Förster; das ist aber nicht der richtige Name.
[2] 1241 der Einfall und die Schlacht dieses unerwarteten Barbaren.

abgehalten und der Adel abgefertigt ist, macht sich Seine Majestät von Glatz aus wieder auf den Weg, wendet sich nun jählings gen Westen, über die Berge an ihrem niedrigsten Punkt, in das Böhmische, das ganz in der Nähe liegt. Lewin, Nachod sind die böhmischen Dörfer mit ihren Überbleibseln von Tschechen; es ist keine gedeihliche Bevölkerung, die man da sieht: aber es ist des Kaisers Königreich, „König von Böhmen" ist einer seiner Titel seit der Zeit des Sigismund Super-Grammaticam. Und hier nun, beim Zusammenfluß der Gewässer (die Elbe, ein rauschender Bergstrom, ist eines davon), liegt Jaromierz, eine achtbare kleine Stadt — wo die kaiserlichen Würdenträger in Gala uns begrüßen: „Dreimal willkommen in diesem Königreich, Ew. Majestät!" — und uns anzeigen, daß sie zu unserer Bedienung bestimmt seien, solange wir des Kaisers Königreich Böhmen beehren.

Es ist Dienstagnacht, 29. Juli, diese erste Nacht in Böhmen. Die Würdenträger führen Seine Majestät in prächtige Zimmer, neu mit karmesinrotem Sammet ausgeschlagen und mit den gehörigen goldenen Tressen und Fransen verziert — sehr prächtig; aber vermutlich nicht so luftig, wie wir es gern haben. „So pflegt der Kaiser auf Reisen zu wohnen, und Ew. Majestät sollen ebenso bedient werden." Das Ziel unserer Reise ist nun ganz in der Nähe. Mittwoch, 30. Juli 1732, erwacht Seine Majestät wieder innerhalb dieser roten Sammettapeten mit den goldenen Tressen und Fransen, die nicht so luftig sind, wie zu wünschen wäre; entsendet Grumbkow an den Kaiser, der nur wenige Stunden weit entfernt ist, um anzumelden, welche Ehre wir uns geben werden.

Letzten Samstag hatten der Kaiser und die Kaiserin, von Karlsbad zurückkehrend, Prag mit ihrer durchlauchtigsten Anwesenheit erleuchtet; „wohnten dem Hochamt, der Vesper" und allerhand anderem Gottesdienste, wie die mageren alten Zeitungen für uns berichten, an diesem Tage und am Sonntag bei. Und dann „am Montag früh um sechs Uhr" reisten die Majestäten von Prag ab, nach einem Orte, Chlumetz genannt, wo sie ein hübsches Luftschloß haben; „um sich einige Tage in selbiger Gegend mit der Jagd zu divertieren", meldet der alte Lappen von Zeitung, „und sodann wieder nach Prag zurückzukehren". Hier, nach einer angenehmen Fahrt von sechs Meilen mit der Sonne im Rücken, findet Grumbkow den Kaiser Karl VI. und macht seine Meldungen und diplomatischen Anfragen über das, was zunächst folgen soll.

Wäre Friedrich Wilhelm in Potsdam oder Wusterhausen gewesen und hätte erfahren, daß Kaiser Karl sich sechs Meilen weit von ihm befinde, so würde er mit offenen Armen ausgerufen haben: Kommt, kommt! Aber die Kaiserliche Majestät ist gehindert und gehemmt; hat ihre rhadamantischen Hofräte mit gewaltig umfangreichen Perücken, streng vertieft in das Erforschen der Etikette: diese haben ausgemacht, daß die Zusammenkunft nicht in Chlumetz stattfinden könne, aus Furcht, sie möchte zu einer Über-

nachtung und zu Verwicklungen führen. „Sie finde in Kladrub statt", sagen die Gewaltigperückigen, in Kladrub, einer kaiserlichen Stuterei ein paar Stunden von hier, wo Platz zu weiter nichts als zum Tafelhalten ist. Da mag morgen zu festgesetzter Stunde die Zusammenkunft stattfinden, und mittlerweile wollen wir Vorsichtsmaßregeln für die Etikette treffen. So ist es ausgemacht, und Grumbkow kehrt zurück mit dem in artige Form gefaßten Bescheid.

Über Königgrätz, das rechte Ufer der Oberelbe hinab, eilt Friedrich Wilhelm am anderen Morgen, Donnerstag, den 31. Juli 1732, nach Kladrub; findet das kleine Dorf mit seinen Pferdebehausungen recht angenehm im Elbtal gelegen — steigt aus, bewillkommnet von dem Prinzen Eugenio von Savoyen, mit Meldung, daß der Kaiser noch nicht da sei, aber bald erwartet werde. Prinz Eugenio von Savoyen: Ach Gott! es ist ein ander Ding, Ew. Hoheit, als damals, da wir uns in dem flandrischen Kriege trafen — bei Malplaquet jenen Morgen, als Ew. Hoheit in Brüssel gewesen waren, zum Besuch bei Ihrer Mutter für den Fall, daß das Schlimmste passierte! Etwas grauer ist Ew. Hoheit geworden; auch ich bin lange nicht mehr so flink; der große Herzog, der arme Mann, ist tot! — Prinz Eugenio von Savoyen, kein Zweifel, schnupfte und antwortete auf eine lebhafte passende Weise.

Kladrub ist sowohl ein Lustschloß als eine Stuterei: ein viereckiger Hof im Innern, wie ich annehme, in dem die Stallungen in einer ehrerbietigen Entfernung die vierte Seite bilden. Mitten in diesem Hofe — sieh, welch eine Erfindung sich die Hofräte ausgedacht haben! — ist eine hölzerne Tribüne erbaut, zu der drei Treppen, für jeden eine, hinan und von der drei Galerien zu Zimmern im Schlosse führen: hier kann keine Frage des Vorrangs entstehen, wo jeder seine eigene Treppe und seine eigene Galerie zu seinen Zimmern hat! Friedrich Wilhelm blickt wie ein Rhinozeros auf all diese Spinngewebe. Kaum lassen sich die Räder des kaiserlichen Wagens im Hofe vernehmen, als Friedrich Wilhelm die erste beste Treppe hinabeilt, geradeswegs an den Kutschenschlag, und seine Arme um den Kaiser wirft, umarmend und umarmt, wie bloße menschliche Freunde tun, die sich über ihre Begegnung freuen. Auf diese Weise besteigen sie ihre Tribüne, Majestät von Preußen, Kaiser, Kaiserin, jedes auf seiner eigenen Treppe; sehen zwei Stunden lang die kaiserlichen Füllen und Stuten herumführen — was wenigstens möglicherweise eintretende Pausen im Gespräch ausfüllt. Der Kaiser, ein kleiner Mann von vornehmer und menschenfreundlicher Miene, glänzt nicht in der Unterhaltung; die Kaiserin, eine braunschweigische Prinzessin von edler Haltung, Enkelin des alten Anton Ulrich, der die Romane schrieb, ist gleichfalls gern schweigsam im öffentlichen Leben: aber das alte Norddeutschland, die Wiege unseres Daseins, braunschweigische Erinnerungen, Neuigkeiten von Ew. Kaiserlichen

Majestät durchlauchtigem Vater, der durchlauchtigen Schwester, dem Schwager Feldmarschall und der schalen Nichte, die wir vor kurzem zu verloben die Genugtuung hatten — die liefern nötigenfalls Stoff zum Plaudern.

Als die Mittagszeit naht, begibt sich jedes über seine eigene Galerie zum Ankleiden auf sein Zimmer. Friedrich Wilhelm führt die Kaiserin zur Tafel; der Kaiser, als Haupt der Welt, geht voraus, obschon ohne Dame. Wie sie die Gesundheiten ausbrachten, wie ihnen Waschkanne und Handtuch gereicht wurden, das ist langweilig in den alten Büchern aufgezeichnet, war aber Friedrich Wilhelm ebenso gleichgültig wie uns; was ihre Unterhaltung war, unterfange sich niemand zu fragen. Etwas langweilig, steht zu fürchten — und vielleicht besser für uns verloren. Aber wo Zungen sind, da gibt es Unterhaltung: der Webstuhl der Zeit ist immerfort im Gange und mit ihm die Zungen der Menschen. Kaiser und Kaiserin sind beide kürzlich in Karlsbad gewesen; Kaiser und Kaiserin sind beide vor langer Zeit einmal nach Spanien gesegelt und auch bei Belagerungen und anderen denkwürdigen Dingen gewesen: Friedrich Wilhelm, dem handfesten Junker Western des Nordens, fehlt es nicht an Unterhaltungsstoff, und er plaudert nach Art handfester Landedelleute. Angeborene Höflichkeit kennt er bei Gelegenheit; für Etikette, soweit sie seine eigenen Ansprüche betrifft, ist er völlig unempfindlich — dunkel sich bewußt, daß das achtzehnte Jahrhundert begonnen hat, und daß tüchtige Musketiere und nicht Kammerherren nun von Belang sind. „Ich hätte aus der Haut fahren mögen, als ich ihn so sich demütigen sah“, sagte Grumbkow hernach zu Wilhelmine, „j'enrageais dans ma peau“, warum nicht?

Die Tafel dauerte zwei Stunden; beim Aufstehen führt Friedrich Wilhelm die Kaiserin nach ihrem Zimmer, begibt sich hierauf in das seinige und wird da „in einer Viertelstunde“ von dem Kaiser besucht, der ihn nach soundso viel Minuten, genau nach der Uhr, „zurück zur Kaiserin geleitet“ — zu einer Tasse Kaffee hoffentlich, um die Zusammenkunft angenehm zu beschließen. Lange vor Sonnenuntergang rollt Friedrich Wilhelm nach herzlichem, alle Etikette hintansetzendem Abschied rasch davon gen Nimburg, sechs Meilen davon auf der Prager Heerstraße; und Kaiser Karl und seine hohe Gemahlin fahren mit Muße wieder nach Chlumetz zum Jagdvergnügen. In Nimburg übernachtet Friedrich Wilhelm — die Kaiserlichen Majestäten, in einer gewaltig durcheinandergeworfenen Welt von wilden Pferden, zeremoniellen Waschkannen und Eugenios von Savoyen und Malplaquet, bevölkern vermutlich seine Träume. Wenn es der Himmel will, wird in zwei oder drei Tagen eine andere, private Zusammenkunft stattfinden.

Nimburg, ha, Ew. Majestät, Sohn Fritz wird gleichfalls eine Nacht in Nimburg haben — langsam dahinreitend zwischen den Trümmern der Koliner Schlacht, keinem guten Schlaf entgegen — aber das ist glück-

licherweise vor Ew. Majestät verborgen. Kolin, Czaslau (Chotusitz), Elbe-Teinitz — hier in dieser Kladruber Gegend fahren Ew. Majestät zwischen armen Dörfern, die einmal sehr berühmt werden sollen. Und Prag selber wird doppelt kriegsberühmt werden, wenn Ew. Majestät es nur wüßten; und der Ziskaberg wird ein blutigeres Andenken haben als selbst der Weiße Berg! — Seine Majestät rollt, nachdem die Sonne am anderen Morgen über Nimburg aufgestiegen ist, vormittags um elf in Prag ein, von keinem Ziskaberg beunruhigt; begibt sich nach der Kleinseite, wo ein Kammerherr mit schönem Palast für ihn bereit ist, während alle Kanonen auf den Wällen Seiner Majestät Ankunft zu Ehren abgefeuert werden; auch Prinz Eugenio, der Allgegenwärtige, ist da, Seine Majestät zu empfangen und ihn sogar zur Tafel um halb eins zu bitten. Es ist Freitag, der 1. August 1732.

Durch sonderbare Fügung ist uns in Faßmanns Buch eine Art Auszug aus dem alten Prager Morgenjournal aufbehalten, der jenen erloschenen Tag wieder in helles Licht stellt und die verschwundene Tischgesellschaft aus dem Reich des Hades zurückruft, als ein Ding, das einmal wirklich dagewesen ist. Sämtliche Gäste sind „spezifiert"; verschwundene Geister, die man durch Studieren in den alten Geschichtsbüchern nach Belieben zur Sichtbarkeit herauffischen kann. Da ist Prinz Eugenio von Savoyen am unteren Ende der Tafel in dem Graf Thunschen Palaste, wo er wohnt; er ist leiblich da, der kleine Mann im betreßten Rocke von unbekanntem Schnitt: Augen und Gemüt vielleicht noch mehr als gewöhnlich leuchtend und lebhaft, Nase nicht unversehen mit Schnupftabak, und der Mund infolgedessen etwas offen. Nehmen Sie Platz, Ew. Majestät, hohe Herrschaften alle.

Ein großer Staatssessel steht für Seine Majestät am oberen Ende der Tafel: Seine Majestät will nichts davon wissen, setzt sich neben Prinz Eugen an den alleruntersten Platz, dem Prinzen Alexander von Württemberg gegenüber, den wir jüngst in Berlin hatten, einem namhaften General in den türkischen und anderen Kriegen: hier läßt sich vermutlich bessere Unterhaltung finden, und der Staatssessel mag unbesetzt über uns präsidieren. Und so geschieht es auch. Prinz Alexander, kaiserlicher General gegen die Türken und namentlich mutmaßlicher Erbfolger von Württemberg, weiß von vielerlei zu reden — doch kaum viel von seinem durchlauchtigen Vetter, dem regierenden Herzog, dem guten, wenngleich unglücklichen Mann, dessen Gesundheit in einem zu kritischen Zustand ist. Von der Grävenitz, die nun gefangen sitzt oder verstoßen umherreist, toujours un lavement à ses trousses, kein Wort. Aber der Prinz Alexander kann reichlich über andere Gegenstände Antwort geben. Er gelangt in wenigen Monaten, nachdem der jetzt regierende Herzog, der arme durchlauchtige Vetter, das Zeitliche gesegnet hat, zu seiner Erbschaft: und vielleicht werden wir ihm vorübergehend wieder begegnen.

Er ist Stammvater der Zaren von Rußland, dieser Prinz Alexander, der leibhaftig hier an derselben Tafel mit Friedrich Wilhelm und Prinz Eugen zu Mittag speist: Paul von Rußland, der unschöne Paul, heiratete in zweiter Ehe aus Mömpelgard (Montbéliard) eine durchlauchtige Enkelin Alexanders, von der die Zaren herstammen — ob man es ihr nun danke oder nicht. Prinz Alexander ist aber namentlich auch Stammvater der heutigen „Könige von Württemberg", falls das etwas bedeutet: Vater (was allerdings etwas bedeutet) des noch in Windeln liegenden durchlauchtigen Herzogs[1], der Schwiegersohn der Prinzessin Wilhelmine von Bayreuth werden wird (könnte Ew. Majestät es voraussehen) und absonderliche Streiche in der Welt verüben wird, an dem Dichter Schiller und anderen. Auch ihm und seinen Brüdern werden wir begegnen, wenn sie erst geboren und erwachsen sind. Ein bemerkenswerter Mann, nicht ohne Verstand, dieser Prinz Alexander, der nun wahrhaftig mit uns speist — wie wir aus dem verschollenen Morgenjournal in Faßmanns altem Buche ersehen.

Von den übrigen mitspeisenden Gestalten, den Starembergs, Sternbergs, dem Londoner Gesandten Kinsky, dem Pariser Gesandten Kinsky, hohen österreichischen Würdenträgern, wollen wir nichts sagen — wer würde uns auch zuhören? Kann doch kaum der Hofkanzler Graf von Sinzendorf, das Haupt der kaiserlichen Hofräte, der das Ruder der österreichischen Staatspolitik führt und sich vermutlich mit einer höheren Gewichtigkeit beladen fühlt als die Mehrzahl hier oder anderswo speisender Sterblichen — darauf rechnen, daß vergeßliche Leser unserer Zeit ihn kennen. Es ist sicher, er speist hier mit bei dieser Gelegenheit, und für Seine Majestät ermangelt er nicht der Gewichtigkeit. Seine Majestät, auf Jülich und Berg und andere hohe Sachen bedacht, verbringt viele Stunden des folgenden Tages in ernster Privatunterredung mit ihm. Wir erwähnen ferner mit Zufriedenheit, daß Grumbkow und Feldzeugmeister Seckendorff beide auf der Liste stehen, dazu das gesamte preußische Gefolge bis herab auf Hacke von den Potsdamer Grenadieren, auch Freund Schulenburg speist sichtbar mit unter den übrigen. Ferner erfahren wir, daß das Essen „herrlich" und um fünf Uhr zu Ende war[2]. Darauf besuchte Seine Majestät zwei vornehme Assembleen auf dem Hradschin oder sonstwo; Kartenspiel in der einen (es wäre denn, man zöge den Tanz oder müßiges lächelndes Geplauder vor) und „köstliche Abendmahlzeit" in der andern.

Seine Majestät amüsierte sich noch weitere vier Tage in Prag und hatte zwischendurch lange ernsthafte Besprechungen mit Sinzendorf, bei dem er den größten Teil des Samstag zubrachte[3] — die Resultate bezüglich Jülichs und Bergs sind von etwas nebliger Natur. Am Samstag trafen auch der Kaiser und die Kaiserin in ihrem vornehmen Palast, dem Prager

[1] Geb. 21. Januar 1732; Karl Eugen ist sein Name (Michaelis III. 540).
[2] Faßmann S. 474.
[3] Pöllnitz II. 411.

Schlosse, ein, und es erfolgten in der Inkognitoform, „wie durch zufällige Begegnung“, drei Besuche oder Gegenbesuche, deren zwei von einiger Länge waren. Der König fuhr rührig umher; sah, mit Bedacht oder flüchtig, allerhand Dinge — von dem „Invalidenhaus“ bis auf „die Zunge des heiligen Nepomuk“. Nepomuk, ein vorgeblicher Heiliger dortzulande, von dem bösen König Wenzel (dem König und abgesetzten Kaiser, von dem wir gehört haben), wie gewähnt und gefabelt wird, in die Moldau geworfen, weil er etwas gesagt oder zu sagen verweigert haben soll — Nepomuk ist infolgedessen Schutzpatron der Brücken geworden; steht in Erz gegossen auf der Prager Brücke und läßt in der Welt noch seine getrocknete Zunge sehen[1]: diese letztere, wird ausdrücklich gemeldet, sah Seine Majestät.

Am Sonntag besuchte der König, der kein bigotter Mensch ist, den Gottes- oder Quasigottesdienst in der Domkirche — wo hohe Fürstbischöfe Pallien überreichten, herumschauspielerten und mehr oder weniger „die Absurdität des Papismus“ kundgaben. Als er aus der Kirche kam, veranlaßte man ihn, in das Schloß einzutreten, wo er die Zimmer besah. In einem der Zimmer kam wie von ungefähr der Kaiser dazu — „Freut mich sehr, Ew. Majestät zu treffen!“ und sie hatten die erste ihrer langen, ansehnlichen Privatunterredungen: der Inhalt ist nicht bekannt geworden. Die zweite ansehnliche Unterredung ging am anderen Tage vor sich, als sich Kaiserliche Majestät wie von ungefähr im Nostizschen Palast einfand, wo Friedrich Wilhelm wohnte. Hocherfreut, abermals das Vergnügen zu haben! Hoffentlich gefällt es Ew. Majestät doch in Prag? Ewige Freundschaft, o ja — und was Jülich und Berg anlangt? Näheres ist nicht bekannt geworden.

Prag ist voller Merkwürdigkeiten: Seine Majestät sieht sich allenthalben um, ist immer auf den Beinen, und Staatsgeschäfte (Jülich und Berg hauptsächlich) wechseln mit Besichtigung von Sehenswürdigkeiten ab. Ziskas Trommel z. B. im Arsenal hier? Belieben Ew. Majestät Ziskas leibliche Haut zu sehen, die er für eine Trommel bestimmte, wenn *er* sie nicht mehr brauche? „Narrenpossen!“ — denn freilich ist das Ding eine Fabel, wenn es auch Ziska ähnlich sieht. Oder das Fenster des Ratszimmers, aus dem „die drei lebenden Prager Wurfgeschosse in die Nacht der Dinge stürzten“, wie ein neuerer Geschichtschreiber sich ausdrückt? Drei offizielle Personen wurden eines Morgens[2] da hinausgeschleudert, 70 Fuß tief, fielen aber auf „einen Misthaufen“ und kamen nicht um, steckten jedoch die Welt in Brand. Das ist nur zu gewiß, wie Seine Majestät weiß: es veranlaßte die Krönung des Winterkönigs, die Schlacht

[1] *Die Legende vom heiligen Johann von Nepomuk*, von Dr. Otto Abel (Berlin, 1855); ein eingehendes Stück historischer Kritik.

[2] 13. (23.) Mai 1618 (Köhler S. 507).

am Weißen Berg, den Dreißigjährigen Krieg und ließ uns Jägerndorf und vieles andere verlieren.

Oder Wallensteins Palast — haben Ew. Majestät sich den angesehen? Ein Ding, das der Geschichte und sogar der Naturgeschichte halber schon eines Blickes wert ist. Jener rauhe Sohn des Eisens und des Schießpulvers konnte nicht das leiseste Geräusch in seinem Schlafzimmer oder selbst in seinem Wohnzimmer vertragen — eine Schwierigkeit im Soldatenleben — und ließ, wenn ich mich nicht irre, hundertunddreißig Häuser in Prag niederreißen und Schildwachen in der Entfernung ringsum aufstellen, um Stille für seine grübelnde, zornvolle Seele zu sichern. Und dort ist der Weiße Berg, über die westlichen Vorstädte emporragend: und hier ganz nahe, in den östlichen, ist der Ziskaberg — o Himmel, Ew. Majestät, auf diesem Ziskaberg wird eine neue „Schlacht bei Prag" stattfinden, die den Weißen Berg in den Schatten stellen wird; und furchtbares Kriegsgetümmel steht dieser Gegend wieder bevor!

Die dritte der ansehnlichen Unterredungen in Prag fand an demselben Montagabend statt, als Seine Majestät den Abschiedsbesuch bei der Kaiserin machte und der Kaiser bald von ungefähr hereinkam. Man sprach köstliche huldvolle Worte — über Berg und Jülich, unseren Nachrichten zufolge, nichts Besonderes — und die hohen Personen nahmen mit Versicherungen ewiger Freundschaft Abschied voneinander und sahen sich in dieser Welt nicht wieder. Auf seinem Nachttisch fand Friedrich Wilhelm eine goldene Tabaksdose, die ihm von der höchsten Frau in der Welt geschickt worden war; eine goldene Tabaksdose, desgleichen einen goldenen Tabaksstopfer und Pfeifenräumer: dies die Abschiedsgeschenke Ihrer Kaiserlichen Majestät. Fürwahr sehr kostbar und dem ehrlichen Gemüte erfreulich — zugleich aber auch an den Tag legend (wie es sich später dem König darstellte), was diese hohen Leute von einem bäurischen Bären von König halten, und wie stolz erhaben sie auf seine Tabagie und ihn herabblicken!

Am folgenden Morgen in aller Frühe rollte Friedrich Wilhelm davon, über Karlsbad und Bayreuth wieder heimwärts; und die Kanonen von Prag donnerten ein Lebewohl hinter ihm her. „Er hat viel Herrlichkeit genossen", sagte die Berliner Hofdame eines Abends zu der Königin Sophie, „endlose Güte von den Kaiserlichen Majestäten: hat er aber Jülich und Berg in der Tasche mitgebracht?" — Leider kein Stückchen davon, von irgend etwas Handgreiflichem überhaupt, es wäre denn etwa die goldene Tabaksbüchse und die Bestätigung unserer Ansprüche auf Ostfriesland (wohlfeile Erlaubnis, sie zu behaupten, wenn wir es können), falls man das für etwas Handgreifliches ansehen will. Diese zwei kaiserlichen Geschenke, was sie nun eben gelten mögen, hat er bewußt mit heimgebracht — und vielleicht, obzwar vorerst noch unbewußt, ein drittes Geschenk, das einmal viel größeren Wert haben wird, wenn es sich erst zur Klarheit

entwickelt hat, nämlich: eine dunkle Spur von Einblick in die Nichtgesinnung dieser hohen Leute und eine Ahnung davon, daß sie uns für bloße Bären und wilde Auerochsen ansehen, denen sie die Ehre antun wollen, sie als Proviant zu verzehren, wenn sie sich gut aufführen!

Der große König Friedrich, gegenwärtig Kronprinz in Ruppin, schrieb lange hernach über diese Reise — hastig, unkorrekt, nach seinem Brauch, in allen näheren äußeren Einzelheiten und auch die innere Bedeutung etwas mißhandelnd oder wenigstens entstellend, die ihm zwar auch ohne Nachforschung sehr wohl bekannt war, die er aber für seine Zwecke genauer zu datieren sich nicht die Mühe nimmt und aufs Geratewohl datiert hat. — Er sagt, auf seine dünne, flüchtige Weise, mit viel höflicher Bitterkeit:

„Seine" (König Friedrich Wilhelms) „Erfahrung bei dieser Gelegenheit brachte den Beweis, daß Treu und Glauben und die der Verderbtheit unseres Zeitalters so entgegengesetzten Tugenden nicht in diesem gedeihen. Politiker haben die Aufrichtigkeit in das Privatleben verbannt: sie betrachten sich als völlig über die Gesetze erhaben, die sie anderen einschärfen, und überlassen sich rücksichtslos den Eingebungen ihres entarteten Geistes.

Die Gewährleistung Jülichs und Bergs, die Seckendorff förmlich und in des Kaisers Namen versprochen hatte, ging in Rauch auf, und die kaiserlichen Minister waren so gegen Preußen gestimmt, daß der König klar einsah" (erst nach einigen Jahren), „daß, wenn irgendein Hof in Europa die Absicht hatte, seine Interessen zu durchkreuzen, dies sicherlich der Wiener Hof sei. Dieser sein Besuch bei dem Kaiser ist jenem des Solon bei Krösus zu vergleichen" (Solon ist allerdings nicht erkennbar in dem Grenadierkostüm mitten in dem Tabaksrauch und dunklen Zubehör!) — „und er kehrte, noch immer reich an seiner eigenen Tugend, nach Berlin zurück. Die strengsten Zensoren konnten nichts weiter an seinem Benehmen tadeln, als eine übertriebene Rechtschaffenheit. Die Zusammenkunft endigte, wie die Zusammenkünfte von Königen so oft endigen, sie kühlte" (nach einer geraumen Zeit erst) „oder vielmehr sie löschte die Freundschaft aus, die zwischen den beiden Höfen bestanden hatte. Friedrich Wilhelm verließ Prag voll Verachtung" (dunkel, ganz und gar unbewußt zu einiger Verachtung neigend und erst am Ende voll davon) „für die Hinterlist und den Stolz des kaiserlichen Hofes: und die kaiserlichen Minister schätzten einen Fürsten gering, der keinen Wert auf nichtige Zeremonien und Rangordnungen legte. Sie hielten ihn für allzu ehrgeizig in seinem Trachten nach der jülich-bergischen Sukzession: er betrachtete sie" (mit der Zeit) „als ein Spitzbubenpack, das sein Wort gebrochen hatte und nicht dafür bestraft worden war."

Sehr bitter, Ew. Majestät, und in allem, außer den Daten, allerdings wahr. Aber welch ein Tropfen konzentrierten Wermuts folgt dann als Schluß — was an sich schon die Daten hätte berichtigen können!

„Trotz so vieler Gegenstände der Unzufriedenheit vermählte der König seinen ältesten Sohn" (meine nicht allzu glückliche Person) „aus Gefälligkeit gegen den Wiener Hof mit einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern, Nichte der Kaiserin" — eine bittere Tatsache, die eine Datumsänderung in den eben aufgezeichneten Sätzen notwendig macht [1].

Friedrich Wilhelm, die gute Seele, hält die kaiserlichen Geschenke, die Tabaksbüchse mit eingeschlossen, lieb und wert — setzt das Wappen von Ostfriesland auf sein Wappenschild; will, wenn der jetzige Herzog

[1] Oeuvres de Frédéric (Mémoires de Brandebourg) I. 162, 163.

unbeerbt stirbt, von Ostfriesland Besitz ergreifen, Georg von England mag dazu sagen, was er will. Und so rollt er über Bayreuth wieder heimwärts. Er hielt sich nur eine kurze Weile in Karlsbad auf; hatte sich bei Wilhelminen in Bayreuth für den neunten des Monats angemeldet [1].

Wilhelmine ist sehr unpaß, ihrer Niederkunft nahe; lebt auf dem Lande in der Eremitage, einem Landhause bei Bayreuth; Gemahl und Schwiegervater sind abwesend auf einer Sauhetze an der böhmischen Grenze. Oh, wie die hohe Frau sich rührte und tummelte, ihr kleines Lusthaus zur nötigen Geräumigkeit ausdehnte, um für alle Platz genug zu schaffen — namentlich für ihre törichte Schwester von Ansbach und den törichten Schwager nebst Gefolge — mit denen, durch Nachlässigkeit der Bedienten oder sonstwie, beinahe ein unheilbarer Streit darüber entstanden wäre. Aber die gewandte junge Hausfrau, geschäftigstes und schwächlichstes aller guten Hoffnung vollen Wesen, wußte alles einzurichten wie ein weiblicher Feldmarschall, der sie auch war. Papa war entzückt, polterte mit den törichten Ansbachern oder würde es getan haben, hätte ich mich nicht eingemischt, um die Sache beizulegen. Papa war huldvoll, glücklich, sehr besorgt um mich in meinem damaligen Zustande. „Du hast mich aufs allervollkommenste logiert, meine gute Wilhelmine. Hier finde ich meine hölzernen Stühle, meine Badewannen: alles, wie wenn ich in Potsdam wäre — bist ein gutes Mädchen und mußt acht auf dich haben, mein Kind."

Bei Tafel geriet Seine Majestät, ohne Arg und bloß auf das Praktische bedacht, in eine ruhige, aber für mich gar schreckliche Predigt, die er dem alten Markgrafen (meinem Schwiegervater) über Schulden und Geld und Rückstände hielt: wie er, der Markgraf, an allen Ecken und Enden betrogen und an der Nase herumgeführt und tief in Schulden gehalten werde; er solle den jungen Markgrafen in die Amtsstuben gehen lassen, damit er da Aufsicht führe, und namentlich, damit er Steuerwesen und Wirtschaft beizeiten lerne. Er (Friedrich Wilhelm) wolle ihm jemanden von Berlin schicken, der sich auf dergleichen Dinge verstünde und ihm seine Schurken zurechtstutzen würde! Und der alte Markgraf, etwas erhitzt im Gesicht, gab verlegen seine Zustimmung, da er wohl wußte, daß es wahr sei, und er nahm den Berliner Mann an — aber er ließ mich (seine arme Schwiegertochter) nachher dafür büßen: „Noch bin ich nicht völlig tot, Madame; müssen sich noch ein wenig gedulden!" — und andere törichte Reden, die ein verständiges weibliches Gemüt wieder beschwichtigen mußte.

Selbst Grumbkow war angenehm bei diesem Anlasse; erzählte uns von Kladrub, dem Prager Etikettenwesen, und wie er fast darüber aus der Haut gefahren wäre, daß Seine Majestät sich soviel vergab. Fräulein von Grumbkow, eine Nichte von ihm, aber zum österreichischen Hof ge-

[1] Wilhelmine II. 55.

hörend, ist mit den übrigen hierher gekommen, eine satirische intrigante Dirne; diese, bemerke ich im stillen, hat eine Eroberung an meinem törichten Schwager, dem Ansbacher Markgrafen, gemacht — und es wird Eifersucht und ein Katz- und Hundeleben, schlimmer als je, da drüben geben! Still, warum sollten wir es ausplaudern? — Das sind die Vorgänge in Bayreuth; Gemahl und Schwager hatten ihre Sauhetze im Stiche gelassen und waren nach Hause geeilt.

Nach drei Tagen rollte Friedrich Wilhelm wieder weiter; logierte wieder einmal zu Meuselwitz bei dem Seckendorff und seiner braven alten Hausfrau, die die Gastfreundschaft gut zu üben wissen, wenn es not tut, trotz dem einmal gesehenen e i n e n Talglicht. Am anderen Morgen, 14. August 1732, früh vier Uhr, ist Seine Majestät wieder auf dem Wege nach Leipzig und gedenkt denselben Abend noch nach Hause zu gelangen, obwohl es eine lange Fahrt ist. In Leipzig ging er, um keine Zeit zu verlieren, nicht in die Stadt hinein, obschon die Kanonen ringsum gelöst wurden — „frühstückte draußen in der Vorstadt bei einem seitdem verstorbenen Roßhändler“: achtbaren Zentauren, mit dem sich ohne Zweifel ein wenig über Remonten verhandeln läßt, während man mit Appetit und Bequemlichkeit ißt. Als dies geschehen ist, eilt er „unter abermaliger Lösung derer Kanonen“ wieder fort — und kommt infolge tüchtigen Fahrens um acht Uhr abends zu Hause in Potsdam an. Er hat somit diese Reise nach Kladrub glücklich b e e n d i g t[1].

[1] Faßmann S. 474—479; Wilhelmine II. 46—55; Pöllnitz II. 407—412; Förster I. 328—334.

Fünftes Kapitel / Der Geist der Doppelheirat steht auf — umsonst

Wir hätten kaum erwartet, daß die „Doppelheirat" in diesem vorgerückten Stadium wieder lebendig werden oder daß von allen Menschen gerade Seckendorff, nachdem er 5000 Meilen geritten war, um sie zu töten, sich damit befassen würde, sie aufzuerwecken! Aber dem ist doch so; durch endlose Umtriebe, ohnegleichen in der Geschichte oder Romanwelt, hatte der österreichische Hof mit so großen Kosten für die Beteiligten und sich selber das erste Problem, nämlich die Doppelheirat zu erdrücken, zu lösen gewußt; und nun, nachdem sich der Wind gedreht hat, läßt er sich wirklich dazu herbei, im entgegengesetzten Sinne zu wirken.

Der Wind hat sich gedreht; der meisterhafte Robinson hat seinen dreimal heilsamen „Wiener Vertrag"[1] zuwege gebracht, der alle Spaltungen zwischen den Seemächten und dem Kaiser zusammenflickt und die alte Weltordnung wiederherstellt — der Kaiser soll sich mit den Franzosen schlagen, die Seemächte sollen ihn, während er sich mit dem notwendigen Geschäft befaßt, ernähren und bezahlen. Und nun würde es dem Kaiser erfreulich sein, wenn auf dieser Seite der Dinge nirgendwo ein Riß offen bliebe, wenn zwischen seinem Hauptbundesgenossen zur See und seinem Hauptbundesgenossen zu Lande, der britannischen Majestät und der preußischen, ein völliges gutes Einverständnis hergestellt und aller Groll verbannt würde.

Die Ehre dieses schönen Auferweckungsprojektes schreiben die Wiener dem Robinson zu: „Robinsons Anregung", heißt es immer; wieweit dies der Fall oder ob es überhaupt der Fall war, das weiß jetzt kein Mensch. Wenn ich raten müßte, würde ich vielmehr sagen, es sei vom Kaiser selber ausgegangen! Robinson wird im Verlauf der Sache von seinem Hofe angewiesen, „zuzusehen und sich nicht dreinzumischen"[2]; auch Prinz Eugen, entnehmen wir, ist innerlich dagegen, drängt aber offiziell und tut sein möglichstes. Wer weiß — oder braucht es zu wissen?

[1] 16. März 1731, das Aufrollen seines Schweifes (Beitritt der Holländer, Spaniens usw.) dauert noch bis zum 20. Februar 1732. Schöll I. 218—222.
[2] Depeschen im Staatsarchiv.

Genug, daß hohe Häupter es haben wollen; daß die diplomatischen Perücken ungefähr von Anfang Oktober 1732 an darüber wackeln; und es sind Gerüchte im Umlauf und lassen sich mitunter in den Zeitungen vernehmen: Also dennoch die Doppelheirat, munkeln die alten Gerüchte; Doppelheirat auf die eine oder die andere Weise: der Kronprinz soll seine englische Prinzessin bekommen, Prinz Fred von England soll die braunschweigische über den Verlust des Kronprinzen trösten; oder es soll Karl von Braunschweig — und so gibt es noch ein Halbdutzend andere Weisen, über die das Gerücht nicht einig werden kann. Das Geflüster darüber, aus Hannover, aus Wien, in Berlin und von der diplomatischen Welt im allgemeinen, das gelegentlich durch die Zeitungen pfeift, ist mannigfaltig und hat kein Aufhören — und es ist nicht im geringsten unserer Beachtung wert[1]. Sicher ist, daß Seckendorff Ende Oktober mit Prinz Eugen darüber korrespondiert, daß er Anweisungen erhalten hat, die Sache im Tabaksparlament vorzuschlagen, und es sehr ungern tut. Grumbkow, der vielleicht über ihm sich zusammenziehende drohende Wolken bemerkt hat und seit jenem bedenklichen Nosti-Handel in der Gesinnung des Königs niemals wieder ganz der alte war, rät ernstlich, beständig davon ab. „Nichts als Unheil kann von solch einem Vorschlage kommen", sagt Grumbkow beständig und will seinerseits schlechterdings nichts damit zu tun haben.

Aber Prinz Eugens Befehle sind bestimmt; Einwendungen, Zauderungen verstärken nur den Entschluß der hohen Häupter oder des hohen Hauptes. Vorwärts mit diesem schönen Plan! Seckendorff, zagend in gefährlichen Besorgnissen, jedoch all seine Verschlagenheit zusammennehmend, muß es endlich nach sechswöchigem Zaudern zu irgendeiner günstigen Stunde, wie von ungefähr, der preußischen Majestät eröffnen. Am 5. Dezember 1732, nach unserer Berechnung — einer Art Epoche in dem Leben Seiner Majestät. Die preußische Majestät starrt mit weitgeöffneten Augen, der Atem vergeht ihm, wiederholt: „Jülich und Berg völlig gesichert, sagen Sie? Aber — hm, na!" — und hat die gewaltige Tragweite der Begebenheit noch nicht erfaßt. „Was? Kaiserliche Majestät will mich vor der ganzen Welt mein Wort brechen lassen? Kaiserliche Majestät hat mich herumgeschwenkt, das Gesicht erst gen Osten, dann stracks gen Westen gerichtet; Kaiserliche Majestät fühlt gar nicht, daß ich ein Mensch und König sei; hält mich für eine bloße Maschine, die man dreht und wendet wie einen Drehwaschständer, um Seiner Majestät Wäsche darauf zu trocknen? Tausend Himmel —!—"

Die ganze Tragweite von all diesem ging dem Verstande der preußischen Majestät — einem langsamen, aber echten und tiefen Verstande, unter dem furchtbare Erdbeben und poetische Feuer ruhen — nicht auf

[1] Förster III. 111, 120, 108, 113, 122.

einmal, sondern erst nach Monaten oder vielleicht Jahren klar auf. Aber sie hatte hier angefangen, ihm schmerzlich zu dämmern; sie stieg allmählich zu vollkommener Klarheit empor: ließ zuletzt alle Dinge in ihrem wahren Lichte sehen und zog gewaltige unterseeische Erdbeben nach sich und gänzliche Sinnesänderung in Friedrich Wilhelm der Kaiserlichen Majestät und dem Trocknen seiner pragmatischen Wäsche gegenüber. Er ist ein liebenswürdiger Bär, durch und durch treu und liebenswürdig, aber fürchterlich, wenn man es zu weit mit ihm treibt!

Dieser Dämmerungsprozeß ging von jetzt an mehr als zwei Jahre hindurch vor sich, schmerzlich, wider Willen, mit Ausbrüchen, mit Tränen sogar. Aber hier, unmittelbar nach Seckendorffs Vorschlag und von sicherer Hand aufgezeichnet, ist das geschildert, was man das erste Morgengrauen nennen kann: erste Sitzung des Tabaksparlaments dicht nach jener Begebenheit. Das Ereignis geschieht am 5. Dezember 1752, Tabakssitzung ist am 6. — unser Einblick in das Geschehen rührt von Sprecher Grumbkow selber her und ist verbürgt bis auf die Knochen.

Sitzung des Tabaksparlaments, 6. Dezember 1732.

Grumbkow, der schreckliches Kopfweh von der Sitzung mit nach Hause gebracht hat, schreibt, ehe er zu Bette geht, einen Bericht an Seckendorff. Blicke, Leser, in eine der seltsamsten politischen Einrichtungen und sieh, wie eine seltsame Majestät unmittelbar nach einem solchen Ansinnen von Wien, sich dennoch mit England zu verbinden, sich dort benimmt. — „Schwerin" ist zufällig dabei, von Frankfurt gekommen, wo sein Regiment und seine Aufgaben liegen: die übrigen ehrenwerten Mitglieder sind uns hinlänglich bekannt. Majestät hat sich in letzter Zeit nicht ganz wohl befunden; die letzten zwei Tage ist es merklich schlimmer geworden. „Syberg" war ein Goldkoch (ein alchimistischer Baron von sehr hohen Prätensionen), der vor einiger Zeit nach Berlin kam und den Seine Majestät, nach gehöriger gerichtlicher Untersuchung, sich die Freiheit nahm, hängen zu lassen[1]. Die Leser können nun verstehen, was Sprecher Grumbkow in so großer Eile schreibt und durch seinen Bedienten abschickt:

„Ich habe mein Lebtag keine solche Szene gesehen wie heute abend. Derschau, Schwerin, Buddenbrock, Rochow, Flanz waren gegenwärtig. Wir hatten ungefähr eine Stunde im roten Zimmer gesessen" (langsam unseren Tabaksrauch ausblasend), „als er" (der König) „uns in das kleine Zimmer gehen hieß, die Bedienten hinausjagte und, indem er mich starr anblickte, schrie: ‚Nein, ich kann's nicht länger aushalten! Es stößt mir das Herz ab; mich wollen eine lâcheté machen tun, mich, mich! Nein und nimmermehr! Die verfluchten Intrigen, der Teufel soll sie holen!' —

Ego (Grumbkow). ‚Ich weiß zwar von nichts; allein ich begreife Ew. Königlichen Majestät Unruhe nicht, so auf einmal nach einer ruhigen gewöhnlichen Stimmung.'

König. ‚Was, mich zum Schelm zu machen! Ich will es alles heraussagen: daß mich die verfluchten gewissen Schurken haben betrügen wollen. Aber die Leute,

[1] Förster III. 126.

die mich kennen sollten, wollen mich einen faux pas lassen machen' — („Hier ließ ich die Hunde los, je rompis les chiens", berichtet Grumbkow, „denn er war im Begriff, alles auszuplaudern"; ich unterbrach ihn):

Ego. ‚Aber, Ihre Majestät, warum sind Sie so unruhig? Ich weiß nicht, was Sie sagen; aber Ihre Majestät sind ja Herr und haben ehrliche Leute um sich, und das muß ein Verräter sein, der sich employieren läßt in Sachen, so wider Sie sein.'

König. ‚Ja, ja, ich werde Sachen tun, da man sich verwundern wird! Ich' —

Und, kurz, ein Strom von Ausrufungen, die ich durch allerlei Einfälle (incidentia) zu besänftigen suchte, was mir endlich auch gelang" — durch Gewandtheit und Zeit (doch an diesem Punkt ist das Licht nun ausgeblasen, und wir sehen nicht mehr): — „so daß er wieder völlig ruhig wurde, und der übrige Teil des Abends verlief ganz freundlich.

Das ist nun die Wirkung Ihres schönen Vorschlags, von dem Sie glaubten, daß er ihm behagen würde! Ich sage Ihnen, es ist der abscheulichste Vorfall, der sich nur hätte ereignen können. Ich weiß, Sie haben Ihre Befehle: aber Sie dürfen es glauben und sich darauf verlassen, die Wut steckt ihm im Herzen, und er sagt: ‚Wer weiß, ob nicht von gewissen Leuten der Syberg bestellt war, mich zu empoissonieren?' Mit einem Wort, er war wie toll.

Was mir am meisten auffiel, war, wenn er wiederholte: ‚Aber denkt! denkt! Wer hätte das sollen denken von Leuten, die mich kennen sollten, und die ich gewiß besser kenne und gekannt habe, als sie glauben'" — Angenehmer Brocken für Seckendorff zum Wiederkauen in nächtlichen Stunden!

„Kurz, da ich etwas konfus war und nur darauf achtgab, zu verhindern, daß er herausplatzte, so kann ich nicht alles erinnern. Aber Derschau, der gefaßter war, wird Ihnen alles erzählen können. Er" (der König) „sagte mehr als einmal: ‚Dies wäre seine Krankheit; dies nagete ihm am Herzen und würde ihn sterben machen!' Kurz, er affektierte nicht, er war in einer sehr konvulsivischen Lage." — (Jarnibleu, hier ist ein Stück Arbeit, Herr von Seckendorff!) — „Adieu, ich habe Kopfweh." Darauf zu Bette. — „Grumbkow[1]."

Dieser stenographische Bericht ging alsbald an den Prinzen Eugen ab und hätte für die hohen Wiener Häupter und für ihn eine Warnung sein sollen. Aber sie beharrten nichtsdestoweniger, Robinson oder sich selbst zu Gefallen, da sie in der Tat Seine preußische Majestät als einen bloßen Drehständer zum Trocknen der kaiserlichen Wäsche und als einen Menschen betrachteten, dem aller Verstand abgehe, weil er arglos und ohne alle Fuchslist war. Sie irrten sich aber gar sehr damit. Die Geschichte berichtet stolz, daß die arglose preußische Majestät, stetig ihren eigenen Dingen auf eine weise Art nachgehend, zwar eine Zeitlang von Schwarzkünstlern hinters Licht und an der Nase geführt worden war, aber dennoch, als nachher Tatsache und Natur für sich sprachen, sich als derjenige erwies, der mehr Verstand als sie alle zusammen besaß — als gewissermaßen der einzige von ihnen, der wirklichen „Verstand" oder Einsicht in Tatsache und Natur überhaupt besaß. Meisterhafte schwarzkünstlerische, das Universum umstrickende Diplomatenkünste wurden gänzlich zu Wasser, liefen bis zum letzten Tropfen in die Gossen; und ein gedeihendes gedrilltes Preußen, gediegen, organisch in allen Teilen, vom emsigen Pflug

[1] Förster III. 135, 136.

bis zum funkelnden Bajonett und eisernen Ladstock, blieb aufrecht. „Ein voller Schatz und 200 000 gut eingeübte Soldaten würde die beste Gewährleistung eurer pragmatischen Sanktion sein", hatte Prinz Eugen gesagt. Aber dies Stückchen Einsicht fand keinen Anklang in Wien, da man Schwarzkunst und diplomatische Spinnweben von einem Pol bis zum andern für die vorzüglichere Methode hielt.

Genug, Seckendorff ward angewiesen, die preußische Majestät zu bearbeiten und zu bereden, was doch leicht sein müsse, und seine galvanischen Operationen mit der Doppelheirat fortzusetzen oder einen Umschwung in dem Wollen des königlichen Busens hervorzubringen. Dessen bemühte er sich auch fleißig, als er erst wieder zur Rede zugelassen wurde — während Grumbkow standhaft ablehnt, sich damit abzugeben, und nur die Königin etwa, wie wir uns vorstellen können, Gutes davon prophezeit. Als er am dritten Tage nach jener explosiven Sitzung zur Rede zugelassen wird, näselt Seckendorff sein Süßestes und Schlauestes — fährt fort, den letzten Teil (wie es sich zeigte) seiner 5000 Meilen mit Seiner preußischen Majestät durch den Winter und Frühling herumzureiten; macht aber nicht den mindesten Fortschritt, eher das Gegenteil.

Ihre Zwiegespräche und Verhandlungen über die Sache, hier und anderweitig, sind in der Luft verloren oder alle in einen einzigen uns unerwarteterweise aufbehaltenen Punkt aufgegangen. Eines Tages, als sie durch irgendein Dorf — Priort nennt es Seine Majestät, andere geben einen anderen Namen — ritten, ließ Advokat Seckendorff im Eifer des Plädierens und Argumentierens ein Wort fallen, das Seiner Majestät wie ein plötzlicher Blitzstrahl durch die dunklen Stellen seines Sinnes fuhr und all sein Lebtag nicht wieder daraus weichen wollte. In leidenschaftlichen Momenten sprach Seine Majestät, ein schallender Pathos in seinen Tönen, zuweilen davon wie von etwas Scheußlichem, Gräßlichem, Unvergeßbarem, das ihn getötet habe. — Tod von Freundeshand. „Es war am 17. April 1733[1] auf einem Ritt durch Priort, da sagte ein Mann etwas zu mir, das war, als wenn man mir einen Dolch im Leibe umgedreht hätte. Der Mann hat mich umgebracht; da habe ich mir meinen Tod geholt!"

Eine seltsame Leidenschaft in dieser Äußerung; die tiefe stumme Seele Seiner Majestät, von stumm poetischer Natur, plötzlich zu einer verhängnisvollen Klarheit über gewisse Dinge gelangt. „O Kaiser, Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, das ist also der Lohn für meinen loyalen Treuglauben an dich? Ich hätte beinahe meinen Fritz, meine Wilhelmine umgebracht, meinem Fiechen und mir selbst das Herz gebrochen und die

[1] Alle Bücher (Förster II. 142 unter anderem) erwähnen diese Äußerung Seiner Majestät, bei welchem Anlaß, werden wir weiter unten sehen, und geben das Datum „1732", nicht 1733; aber wenn es nicht so wie oben verbessert wird, dann fehlt ihm aller erkennbarer Sinn in jetziger Entfernung. Das Dorf Priort liegt in der Potsdamer Umgegend.

Welt in Trümmer gelegt um deinetwillen. Und weil ich von mehr als menschlicher Treue gewesen bin, hältst du mich für einen Hund? O Kaiser, Kaiser!" —

Der arme Friedrich Wilhelm, er sprach in seinen späteren Jahren in aufgeregten Momenten oft davon; und da rollten ihm wohl die Tränen über die Wangen, und sein ganzes Wesen zerschmolz zu tragischer Bewegtheit; aber wenn gerade Fritz da war, der kostbare Fritz, den er beinahe um ihretwillen umgebracht hätte, da sagte er auch, in stolze Wut ausstrahlend: „Hier steht einer, der mich rächen wird[1]!" Ja, Ew. Majestät, vielleicht dieser. Und es wird sich zeigen, ob Sie ein Drehständer zum Trocknen jener pragmatischen Wäsche waren oder etwas bedeutend anderes.

[1] Förster II. 152.

Sechstes Kapitel / König August führt große Dinge für Polen im Schilde

In den ersten Tagen des Jahres 1733 war ein Gerede in der diplomatischen Welt, das viele große Perücken wackeln machte und sich sogar in den grauen Blättern damaliger Zeitungsschreiber und Dachstubenschriftsteller schüchtern vernehmen ließ, von einem königlichen Drama, das sich, wie man dunkel vermutete, um diese Zeit in Polen vorbereiten solle. Man weiß nichts Sicheres darüber; rät viel herum: „Es ist wohl etwas daran!" nickt diese Perücke; „nichts!" meint jene mit verneinender Bewegung; und die Zeitungsschreiber, die sich ihren Tagelohn verdienen und ihre notdürftige Feuerung in den kalten Tagen haben wollten, mußten mit allem Eifer die Bewegungen des Königs August, unseres armen alten Freundes, des Schadhaft-Starken, beobachten, der zur Zeit in Sachsen ist, aber bald nach Warschau will — eben im Begriff, den Vorhang vor wichtigen Begebenheiten zu lüften, glaubt man und glaubt man nicht. Das Wahre daran, das für uns nun klar genug ist, folgt hier, soweit es unsere Beachtung verdient:

Am 10. Januar 1733 ist August, der Schadhaft-Starke, König von Polen, in Sachsen gewesen, um sich ein wenig nach seinem armen Kurfürstentum umzusehen, und ist nun wieder auf dem Heimwege von Dresden — will eine Ecke des preußischen Gebietes durchqueren, wie das sein Brauch bei solchen Gelegenheiten ist. Die preußische Majestät kann nicht in Person erscheinen, will aber wie gewöhnlich durch irgendeine Amtsperson höheren Ranges der Brudermajestät auf ihrer Durchreise eine höfliche Begrüßung senden. Diesmal jedoch war es mehr als bloße Höflichkeit, da die polnische Majestät, wie man dachte, sehr verwickelte Geschäfte vorhatte. So mag denn Grumbkow, der Geeignetste in jeder Hinsicht, hingehen, um seinen alten Patron zu bewillkommnen — und das sonst Nötige zu tun.

Der Patron verließ Dresden — „wo er eben den Karneval eröffnet hatte", eröffnet und weiter nichts, am 10. Januar 1733[1], da er eines nahe bevorstehenden großen polnischen Reichstages wegen eilends nach

[1] Faßmann: Leben Friedrich Augusti des Großen S. 994.

Hause mußte. Vermutlich am gleichen Tage fährt Grumbkow von Berlin ab, um ihn in der Neumark, bei Crossen, zu treffen und da wieder einmal beim lustigen Wein ein freundliches Wort der Unterredung mit ihm zu haben. Man traf sich — die Freude seitens des Patrons war überschwenglich, und es folgte eine Nacht des Zechens, wie sie nicht oft wieder dagewesen ist. August der Schadhaft-Starke hat sonderbare Dinge vor, die wichtig für Preußen sind, und für die wiederum Preußen wichtig ist; Grumbkow will versuchen, ob er klare Kenntnis von diesen Dingen aus der Weinflasche herausfischen kann. August dagegen möchte gern wissen, was der Kaiser letzthin in Kladrub gesagt hat: es gibt allerlei herauszufischen.

Oft hat August der Starke diese Reise gemacht; viele Zechgelage, bei diesen und anderen Anlässen, haben Grumbkow und er miteinander gehabt. Aber jedes Ding findet einmal sein Ende. Dies war ihre letzte Begegnung beim Wein oder überhaupt in dieser Welt. Die satirische Historie meldet, sie hätten, um sich gegenseitig auszupumpen, die Nacht durch, und zwar mit einem solchen Eifer getrunken, daß sie sich nie wieder davon erholten; hätten sich in Crossen bei dieser Gelegenheit zu Tode getrunken[1]. Sicher ist, daß August nach drei Wochen starb; und von Grumbkow, der noch sechs Jahre am Leben blieb, hieß es, er sei nach jenem Gelage nie wieder wohl gewesen. — Ist es für irgendein menschliches Wesen der Mühe wert, in die Anschläge dieses kostbaren Paares hineinzublicken? Die Geheimnisse, die sie sich einander auspumpten, sind nunmehr ohne alle Trinkopfer zugänglich — wenn nunmehr daran gelegen wäre. Einen einzigen Blick in meine mannigfaltigen Aufzeichnungen möchte ich allenfalls dem Leser empfehlen.

„August ist durch Religionswechsel und andere traurige Operationen vor fünfunddreißig Jahren das geworden, was man König von Polen nannte; das schien zwar dem müßigen Publikum glorreich zu sein, dem armen Manne aber ist es eine stechende Nesselkrone gewesen — eine schnellgehende Sänfte, aus der der Boden herausgebrochen war! Selbst abgesehen von den Züchtigungen, die er, und das arme Sachsen mit ihm, von Karl XII. wegen dieser sogenannten Souveränität erhielt: was ist das Ding selber für ihn gewesen? Die nominelle souveräne Majestät von Polen war das Individuum, dessen Wille dort in öffentlichen Dingen während dieser fünfunddreißig Jahre am wenigsten geschah, was mit unendlicher Feinheit und einer gutlaunigen Nachgiebigkeit ertragen wurde, die zum mindesten Anerkennung verdient. Anarchische Magnaten waren Könige über ihn; ehrgeizig, streitsüchtig, unlenksam — dabei auch sehr fanatisch und niemals eines anderen zu überzeugen, als daß Augusts Religionswechsel erheuchelt war, selbst dann nicht, als er auch seinen Prinzen übertreten ließ. Ihre Machtvollkommenheit war immer nur eine Quelle von Plackerei, Schimpf und Ärger gewesen: während dieser fünfunddreißig Jahre ein immer siedender Kessel der Meuterei, des Widerspruchs, kaum erträglich selbst für Nerven wie die Augusts.

August hat sich seit langem schon mit dem Plan getragen, all diesem irgendwie ein Ziel zu setzen. Die Souveränität in seinem Hause erblich machen: das könnte mit

[1] Oeuvres de Frédéric (Mémoires de Brandebourg) I. 163.

den guten sächsischen Truppen, die wir haben, ein Heilmittel werden — es ist sogar das einzige. Johann Casimir (der weiland in des Großen Kurfürsten Zeit abdankte und nach Paris ging — wo ihn die Ninon de Lenclos sehr bezauberte) sagte den polnischen Reichstagen, sie würden mit ihrem Liberum veto und ‚Recht der Konföderation' und Rebellion ihr Land unter die Füße der Völker bringen und ihre Republik eines Tages zur Null machen, wenn sie weiter so fortführen. Sie haben es weiter getan. Ein Erbkönig mit einem geordneten Sachsenheer zur Stütze: der dürfte wohl eine Änderung zum Besseren bringen. Zu Schlimmerem könnte es kaum führen, denkt August der Starke und wirkt seit langem im stillen auf diese Methode hin — und hofft nun endlich in kürzester Frist auf dem eben zusammentretenden Reichstage Früchte erscheinen und das Ding wirklich einen Anfang nehmen zu sehen.

Der Schwierigkeiten gibt es allerdings viele, innerlich und äußerlich: aber es gibt auch darauf berechnete angemessene Methoden. Für die inneren gewinne man sich durch Bestechung, Überredung irgendeine sichtbare zustimmende Minorität; mit dieser manövriere man auf den Reichstagen, hinter ihr die 30 000 sächsischen Soldaten. Aber was werden die benachbarten Könige dazu sagen? Die benachbarten Könige mit ihren großmäuligen Manifesten, Sympathien für eine unterdrückte Republik, überwältigenden Heeren und Aufforderungen zum ‚Konföderieren' und Rebellieren: ohne ihre vorher gesicherte Duldung ist nichts auszurichten. Das ist die äußere Schwierigkeit, für die es gleichfalls ein Hilfsmittel gibt. Man schneide hinlänglich große äußere Stücke von Polen ab, werfe diese den benachbarten Königen zu, um Einwilligung zu erlangen — Teilung Polens in der Tat; große Länderteile von dessen Gebiet abzustücken: das sei die angemessene Methode, denkt König August.

Benachbarten Mächten, dem Kaiser, Preußen, Rußland, denen ist es gar nicht schmerzlich, daß Polen in fortdauernder Anarchie, in fortdauernder Ohnmacht verbleibt; im Gegenteil: ein toter oder sterbender Gaul neben uns — der schlägt wenigstens nicht nach uns aus, denken die benachbarten Könige. Und doch — nach einem andern Gleichnis — dir behagt nicht, daß deines Nachbars Haus beständig nahe daran ist, Feuer zu fangen, so daß du sein mehr oder weniger rauchendes Dach ständig vor Augen hast! August will die benachbarten Potentaten gewinnen. Rußland, die dickbackige Anna regiert als Zarin dort, soll fortan nicht nur friedlichen Besitz von Kurland haben, sondern auch die Ukraine, Litauen und andere große äußere Stücke erhalten; das wird uns sicherlich Rußlands Zustimmung gewinnen. Österreich mag an seiner ungarischen Grenze die Zipser Landschaft erhalten — und da sind auch noch andere Brocken, die wir für Österreich haben. Die pragmatische Sanktion, die wir, als unseren offenbaren Rechten zuwider, bisher abgelehnt haben, wenn man die einem gespensterhetzenden Kaiser bewilligte? Friedrich Wilhelm könnten wir etwa Westpreußen geben; Westpreußen, das vor dreihundert Jahren abgerissen wurde und eine Lücke in dem Zusammenhange seines Staates ausmacht: würde das ihn nicht gewinnen? Von allen Feinden oder Freunden ist Friedrich Wilhelm, in nächster Nähe mit 80 000 Mann, die in einer Woche mobil gemacht werden können, bei weitem der wichtigste.

Dies sind Augusts Pläne: Westpreußen für unseren nächsten Nachbar, Zips für Österreich, Ukraine, Litauen und Anhängsel für die russische Zarin: hübsche Länderteile abzustückeln und guten Nachbarn zuzuwerfen, gleichsam alle äußeren Glieder und Flügel des polnischen Ländergebiets abzustückeln; der kompakte Rumpf soll erhalten bleiben und mittels August und sächsischer Truppen ein Königreich mit einer Regierung werden, nicht mehr eine imaginäre Republik ohne Regierung. Kurzum, es war die ‚Teilung Polens', wie sie vierzig Jahre später in Wirkung getreten ist, und über die die Zeitungen seitdem immer geweint haben. Teilung Polens — minus ein kompaktes Inneres, von einem König mit sächsischen Truppen oder sonstwie regiert und in Ordnung gehalten. Bei der wirksamen Teilung vierzig Jahre später ließ man das

kompakte Innere so anarchisch wie je; und es mußte sich abermals teilen und gänzlich zerschneiden lassen — unter neuen lauten Tränenströmen der Zeitungen, die sich bis zur Stunde nicht wollen trösten lassen.

Es wird nicht gemeldet, daß Friedrich Wilhelm die mindeste Absicht hatte, August in diesen gefährlichen Operationen Vorschub zu leisten und noch weniger mit August halbpart zu machen: aber er wünschte sehr, durch Grumbkow einen Einblick in dieses dunkle Programm zu tun; und August wünschte sehr, Friedrich Wilhelms und Grumbkows Stimmung hierüber zu erfahren. Grumbkow und August tranken stark oder drängten einander stark zum Trinken, die ganze Nacht (11.—12. Januar 1733, meiner Rechnung nach; einige sagen in Crossen, einige sagen in Frauendorf, einem königlichen Domängut in der Nachbarschaft), in der Absicht, diese Geheimnisse gegenseitig herauszufischen — und töteten sich gegenseitig bei dem Handel, wie das Gerücht geht."

Was Grumbkows Neuigkeiten beim Nachhausekommen waren, habe ich nicht gehört[1], aber er ist dauernd sehr niedergeschlagen und gebrochen — weigert sich, fast mit Grausen, auch nur im allergeringsten sich mit Seckendorffs wahnsinnigem Projekt abzugeben: die englische Doppelheirat aufzuerwecken und die braunschweigische, in der elften Stunde und nachdem man sein Wort verpfändet hat, abzubrechen. Seckendorff selber fährt fort, zu mißbilligen und abzuraten: aber die neuen Häupter in Wien sind eben darauf versessen und befehlen neue emsige Versuche — buchstäblich im letzten Augenblick, der nun gekommen ist.

[1] Ranke (I. 361) teilt den Inhalt eines „ausführlichen Berichts von Grumbkow vom 14. Januar 1733" mit. D. Ü b e r s.

Siebentes Kapitel / Hochzeit des Kronprinzen

Seit vergangenem November ist Wilhelmine zum Besuch in Berlin — ihrem ersten Besuch, seitdem sie geheiratet hat — sie verweilt da fast zehn Monate, nicht unter den glücklichsten Auspizien, das arme Kind. Ihr Empfang bei Mama, noch ermattet von eben zurückgelegter langer Winterreise und abgemagert von Ermüdung und kränklichem Unmut, war schneidend grausam: „Was willst du hier? Wozu kommt eine Bettlerin wie du hierher?" Und den Abend darauf, als Papa heimkam, war es nicht viel besser. „Ha, ha", sagte er, „da bist du ja; freut mich." Dann, indem er mich mit einem Lichte beschaute: „Wie du verändert bist!" sagte er. „Was macht die kleine Friederike" (mein Kind in Bayreuth)? und fährt, nachdem ich geantwortet habe, fort: „Du dauerst mich wahrhaftig; hast kaum das liebe Brot, und ohne mich müßtest du betteln gehen. Ich bin freilich selbst ein armer Mann und nicht imstande, dir viel zu geben; doch ich will tun, was ich kann. Ich will dir dann und wann zehn bis zwölf Gulden geben, je nachdem meine Verhältnisse es gestatten: es wird immerhin deine Not ein wenig lindern. Und Sie, Madame", sagte er, indem er sich zur Königin wandte, „Sie können ihr zuweilen ein Kleid schenken, denn das arme Kind hat nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe[1]." Diesen derben väterlichen Spaß nahm Wilhelmine in ihrem abgespannten Zustand allzu buchstäblich und sie wäre fast „vor Ärger geborsten", die arme Prinzessin.

So daß — außer ihrem guten Erbprinzen, der „von Pasewalk" und seinem Regimentsdienst zu ihrer Begrüßung herübergekommen war, und in dessen treuem Herzen, voll ehrlichen menschlichen Sonnenscheins gegen sie, allezeit Schutz und Obdach für sie zu finden war — der braven Wilhelmine von ihrem Geburtslande und -hofe wenig geboten wird. Verdruß genug gibt es hier: Verdruß war auch dort. In Bayreuth hat unser alter Vater Markgraf seine Grillen, seine Schwächen und Ausbrüche, gibt sich mehr und mehr dem Trunke hin und hält uns allezeit schrecklich knapp an Geld. Auch von Papa hier ist im finanziellen Punkt keine Hilfe zu erwarten; wirkliche Hoffnung sei nirgends (meint Seckendorff, als

[1] Wilhelmine II. 88.

wir ihn zu Rate ziehen), als in des Markgrafen Tod: „Der alte Markgraf wird sich bald zu Tode trinken", meint Seckendorff, „und mittlerweile sei Wien da und eine edle Kaiserin, die ihre Freunde im äußersten Falle kennt!" meint er[1]. Die arme Prinzessin in ihrem schwachen gebrochenen Zustand hat eine schwere Zeit; aber es wohnt in ihr ein zäher Geist, hell, scharf wie ein flinker Säbel, der sich von keinem Gewirre aufhalten läßt, sondern sich immer einen Weg haut und unbesiegt wieder hervorkommt.

Eine der Glückseligkeiten, die ihr hier aufbehalten waren, eine, die uns in hohem Maße angeht, war die, daß sie ihren Bruder gelegentlich zu sehen bekam. Er kam nach Verlauf von ein paar Tagen[2] zur ersten Begrüßung auf kurzen Urlaub von Ruppin herüber. Gar gütig und liebevoll, ganz der alte Bruder wieder, und „errötete", als beim Abendessen Mama und die Prinzessinnen, namentlich die boshafte Charlotte (Papa war nicht zugegen), seine arme Braut arg herunterrissen. „Weiß kein Wort zu antworten, als ja oder nein", sagten sie; „dumm wie eine Gans." „Aber bist du schon dabei gewesen, wenn sie Toilette machte?" fragte die böse Charlotte: „Ganz verwachsen, beträchtlich ausgestopft, meiner Seel'; und dann" — noch schlimmere Züge, von dieser bösen Charlotte im Beisein der Dienerschaft aufgetischt. Die böse Charlotte, die bald ihre Schwägerin werden soll und die immer mit meinem Mann kokettiert, als wenn ihr das besser gefiele! — Der Kronprinz zog sich gleich nach dem Essen zurück; ich gleichfalls, auf mein Zimmer, wo er nach einigen Minuten zu mir kam.

„Auf die Frage, wie er mit dem Könige stehe, antwortete er: ‚Seine Lage ändere sich jeden Augenblick, zuweilen stehe er in Gunst, zuweilen in Ungnade — sein vornehmstes Glück bestehe in der Abwesenheit. Bei seinem Regiment in Ruppin führe er ein sanftes ruhiges Leben; Studium und Musik seien seine Hauptbeschäftigungen; er habe sich ein Haus dort gebaut und einen Garten angelegt, wo er lesen und lustwandeln könne.' Als wir von seiner Braut sprachen, bat ich ihn, mir offen zu sagen, ob das Porträt, das die Königin und meine Schwester von ihr gemacht hatten, ein wahres sei. ‚Wir sind allein', antwortete er, ‚und ich will nichts vor dir verbergen. Die Königin ist durch ihre leidigen Intrigen die Quelle unserer Leiden. Kaum warst du fort, so knüpfte sie wieder mit England an; wollte unsere Schwester Charlotte an deine Stelle setzen; wollte, ich solle mich dem Willen des Königs aufs neue widersetzen und die Heirat mit Braunschweig durchaus ablehnen — was ich nicht tat. Dies ist die Ursache ihres Giftes gegen diese arme Prinzessin. Was die junge Dame selbst betrifft, so ist sie mir nicht so zuwider, wie ich vorgebe; ich stelle mich, als könnte ich sie nicht ausstehen, damit der König mir meinen Gehorsam um so höher anrechne. Sie ist hübsch, ein Teint wie von Lilien und Rosen, ihre Züge zart, ihr Gesicht durchaus das einer schönen Person. Freilich fehlt es ihr an Bildung, und sie kleidet sich sehr schlecht: aber ich schmeichle mir, daß du, wenn sie hierher kommt, die Güte haben wirst, sie zu bilden. Ich empfehle sie dir, meine liebe Schwester, und bitte dich, sie unter deinen Schutz zu nehmen.' Es ist nicht schwer, sich meine Antwort auf diesen Wunsch zu denken[2]."

[1] Wilhelmine II. 81, 90—92.

[2] „18. November", sagt sie; dieses Datum ist unrichtig, aber auch ohne Belang. (S. Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie, wo ihre Korrespondenz ist.)

Für diesen kleinen Blick auf die Tatsache selber, aus erster Hand, mitten durch einen Wirbelwind von verwirrten neuen und alten Gerüchten über die Tatsache, laßt uns Wilhelminen dankbar sein. Seckendorffs hoffnungslose Versuche, erloschene englische Dinge wieder aufzuerwecken und den König von Preußen zum Wortbruch zu bewegen, dauern bis zum letzten Augenblick, sind aber keiner Meldung von uns wert. Von Grumbkows Trinkgelage mit dem Schadhaft-Starken in Crossen, das im Januar erfolgte, haben wir bereits Meldung getan. Und des Schadhaft-Starken Lebewohl am Morgen darauf: „Adieu, lieber Grumbkow; mir ahnt, wir werden uns nicht „wiedersehen!" als er gen Warschau und den Reichstag davonrollte — wird fernere Meldung erfordern, muß aber aufgeschoben werden, bis diese Hochzeit vorüber ist. Von dieser letzteren Begebenheit bringen wir nun, da Wilhelmine wieder einmal einiges Licht in die alten dunklen Bücher bringt, kurz die wesentlichen Umstände, wie folgt:

Montag, den 8. Juni 1733, ist der Kronprinz wieder von Ruppin herübergekommen: der König, die Königin und der Kronprinz sind in Potsdam zusammengekommen und machen sich mit dem gehörigen Gefolge auf den Weg nach Wolfenbüttel, nach Salzdahlum, dem herzoglichen Schlosse daselbst — während Schwester Wilhelmine alle ihre Segenswünsche einem armen, auf so interessantes Geschäft ausziehenden Bruder nachsendet. Mama war „in schwarze Melancholie versunken", der König nichts weniger als das, dem Kronprinzen sah man nichts Besonderes an. Sie erreichten Salzdahlum, Herzog Ludwig Rudolfs, des Großvaters, Schloß — eins der schönsten Schlösser, mit Gärten, mit Antiken, mit Bildergalerien ohne Ende, eine kleine Stunde von Wolfenbüttel entfernt, vom alten Anton Ulrich erbaut und noch jetzt die Zierde der dortigen Gegend — erreichten Salzdahlum am Mittwoch, dem zehnten, wo die Braut mit Vater, Mutter, Großvater, Großmutter und zugehörigen hohen Herrschaften in höchster Gala warteten; die Hochzeit ist auf kommenden Freitag festgesetzt.

Freitag früh ereignet sich folgender bemerkenswerter und etwas erbärmlicher Vorfall: Seckendorff, der im Gefolge ist, seinem schlimmen Handwerk nachgehend, besucht den König, noch ehe dieser aufgestanden ist: „Verzeihung, Ew. Majestät: wie soll ich mich entschuldigen? Hier ist ein soeben aus Wien eingetroffener Brief von Prinz Eugens Hand — Prinz Eugen oder ein Höherer möchte etwas sagen, solange es noch Zeit ist!" Majestät liest ohne Ungeduld des kleinen Prinzen und des Kaisers Brief: „Geben Sie dies auf, wir bitten Sie zum letztenmal; heiraten Sie dennoch mit England!" Majestät liest, ruhig wie ein Lamm, legt den Brief unter das Kopfkissen, will ihn selber beantworten — und tut es alsbald, mit viel schlichter Würde, im wesentlichen sagend: „Ganz gewiß nimmermehr, mein stets geehrter Prinz[1]!" Seckendorff, der solchergestalt seinen letzten Pfeil

[1] Seckendorffs Bericht über die Unterredung, bei Förster III. 143—155. Eine Abschrift der Antwort selber liegt im englischen Staatsarchiv.

abgeschossen hat, verweilt nicht viele Stunden länger in Salzdahlum — könnte ebensogut Friedrich Wilhelm ganz und gar verlassen, bei dem er von nun an doch nichts mehr ausrichten wird. Dies ist der eine Vorfall zwischen der Ankunft in Salzdahlum und der Hochzeit daselbst.

An demselben Freitag, dem 12. Juni 1733, zu einer vorgerückteren Stunde, fand die Hochzeit wirklich statt: die Hochzeit, die, trotz aller tollen Gerüchte und alles Geflüsters in den Zeitungen, diplomatischen Berichten und anderem, in jeder Hinsicht genau wie andere Hochzeiten vonstatten ging; eine ganz menschliche Hochzeit jetzt und später. Amtierender Geistlicher war der hochwürdige Herr von Mosheim: Mosheims Kirchengeschichte ist den Lesern rühmlichst bekannt; dieser Mann nahm in der schönen Schloßkapelle im Beisein der Majestäten und braunschweigischen hohen Herrschaften die Handlung vor, und Kronprinz Friedrich von Preußen hat die durchlauchtige Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, die in ihr achtzehntes Jahr geht, etwas linkische Manieren und einen Teint von Lilien und Rosen hat, förmlich geehelicht — und die Geschichtschreibung ist herzlich froh, das langwierige Geschäft vom Halse zu haben und es auf irgendeine erträgliche Weise abgemacht zu wissen. Hier ist ein Billett Friedrichs an seine liebe Schwester, das uns erhalten blieb:

An Prinzessin Wilhelmine von Bayreuth in Berlin.

„Salzdahlum, Mittag, den 12. Juni 1733.

Meine liebe Schwester — Vor einer Minute ist die Zeremonie verrichtet worden, und Gott sei gepriesen, daß es vorüber ist! Ich hoffe, Du wirst es für einen Beweis meiner Freundschaft halten, daß ich Dir die erste Nachricht davon gebe.

Ich hoffe, ich werde die Ehre haben, Dich bald wiederzusehen und Dir zu versichern, meine liebe Schwester, daß ich ganz der Deine bin (tout à vous). Ich schreibe in großer Eile und füge nichts hinzu, was bloß formell wäre. Adieu[1].

Frédéric.“

Ein gewisser Keyserlingk, des Prinzen Lieblingskavalier, überbrachte den Brief und die vertraulichen Nachrichten, da Wilhelmine voller Besorgnisse war. Keyserlingk sagte: der Prinz sei innerlich „ganz zufrieden mit seinem Lose, habe aber die alte Komödie bis zuletzt durchgeführt und noch am Morgen sogar die schrecklichste Laune vorgetäuscht, indem er seine Bedienten in des Königs Gegenwart barsch anfuhr, worauf ihn dieser zurechtwies und etwas nachdenklich aussah“ — einsehend, hofft man, welch ein Opfer man bringe. Die Königin Majestät, berichtet Keyserlingk, „war entzückt von Stil und Wesen des braunschweigischen Hofes, konnte aber die Kronprinzessin“ (die junge Frau) „nicht ausstehen und behandelte die zwei Herzoginnen wie Hunde (comme des chiens)[2].“ Der hochwürdige Abt Mosheim (das ist sein Titel; höchster Geistlicher, theologisches Oberhaupt der Universität Helmstedt in dortiger Gegend, mit ein paar erloschenen kleinen Abteien

[1] Wilhelmine II. 114.
[2] Oeuvres XXVII 1. partie S. 9.

in der Nachbarschaft, die seine Einkünfte verbessern sollen) predigte am Sonntag darauf „von der Heirat der Gerechten“ — eine glückliche, passende Predigt, sagte ein dankbares Publikum[1] — und, kurz, in Salzdahlum läuft alles, wenn auch nicht so lustig wie manches andere hochzeitliche Geläute, so doch ohne Mißton ab.

Am Dienstag treten die Majestäten ihre Rückreise nach Potsdam an, „wo seine Majestät“, dringender Geschäfte halber, „einige Zeit vor der Königin ankam“. Vor Ablauf der Woche befindet sich auch Kronprinz Friedrich mit seiner Neuvermählten, begleitet von all den Durchlauchten von Braunschweig, auf dem Wege dahin — von schmeichelnden Standreden, langweiligen Schauspielen in Magdeburg und den dazwischen liegenden Städten gehörig aufgehalten — der große Einzug der Kronprinzessin in Berlin ist erst am 27., dem letzten Tage der folgenden Woche. Es war ein Tag, wie ihn Wilhelmine nie gesehen hatte: kein Schlaf die Nacht vorher, kein Frühstück zu genießen; zwischen Charlottenburg und Berlin ist eine Heerschau von beispiellosem Glanz. „Wir waren unser mehr als achtzig Kutschen voll“, und nur ein oder zwei Zelte zum Schutze gegen die flammende Junisonne: man denke! Die Heerschau begann früh vier Uhr — die arme Wilhelmine glaubte vor Hitze, Durst und Hunger in dem vollgedrängten Zelte unter der flammenden Junisonne umzukommen, ehe die Heerschau ein Ende nehmen wollte und, mit der Kronprinzessin an der Spitze, trompetend und schießend in Berlin einmarschierte[2].

Von diesem großen flammenden Tage und den darauffolgenden beispiellosen Bällen und glänzenden Festivitäten — „ganz Berlin richtete sich mit Kleidern und Equipagen zugrunde“ — wollen wir weiter nichts sagen; sondern wir wollen nur, weil es noch einige Bedeutung für die Leser haben dürfte, Wilhelmines Porträt von der Kronprinzessin bei ihrer ersten Zusammenkunft geben, die in Potsdam zwei Tage früher stattgefunden hatte. Die Kronprinzessin war auch in Potsdam bei jener Gelegenheit, mitten durch eine Revue hindurch angekommen; die Majestät selber mit dem Kronprinzen, der ihr ein wenig vorangeeilt war, kamen entgegengeritten, um das arme junge Geschöpf hereinzugeleiten — Donnerstag, den 25. Juni 1733:

„Der König führte sie in das Zimmer der Königin; als er dann, nachdem sie uns alle begrüßt hatte, bemerkte, daß sie sehr erhitzt und entpudert (dépoudrée) war, befahl er meinem Bruder, sie auf ihr Zimmer zu führen. Ich folgte ihnen dahin. Mein Bruder sagte ihr, indem er mich vorstellte: ‚Dies ist eine Schwester, die ich anbete und der ich über die Maßen verpflichtet bin. Sie hat die Güte gehabt, mir zu versprechen, sich Ihrer anzunehmen und Ihnen mit gutem Rate beizustehen; ich wünsche, daß Sie sie selbst mehr als den König und die Königin achten und nicht den geringsten Schritt ohne ihren Rat tun: Verstehen Sie?‘ Ich umarmte die Kronprinzessin und gab ihr jede Versicherung meiner Anhänglichkeit; aber sie blieb wie eine Bildsäule und antwortete keine Silbe. Da ihre Leute nicht da waren, puderte

[1] Text: Psalm XCII. 12. „Predigt abgedruckt in Mosheims Werken“.
[2] Wilhelmine II. 127—129.

ich sie, brachte ihren Anzug ein wenig in Ordnung, erhielt aber nicht das mindeste Zeichen des Dankes von ihr oder sonst irgendeine Antwort auf all meine Liebkosungen. Mein Bruder ward zuletzt ungeduldig und sagte laut: ‚Schockschwerenot über einen solchen Dummkopf (Peste soit de la bête); danken Sie doch meiner Schwester!' Sie machte mir einen Knix nach dem Modell der Agnes in der Ecole des Femmes. Ich führte sie in das Zimmer der Königin zurück, wenig erbaut durch diese Darlegung ihrer Talente.

Die Kronprinzessin ist groß; ihr Wuchs nicht schön, da sie sich beim Stehen oder Gehen ein wenig vorbeugt, was ihr ein linkisches Aussehen gibt. Ihr Teint ist glänzend weiß, von den lebhaftesten Farben erhöht: ihre Augen blaßblau und wenig Geistesgaben versprechend. Mund klein; Züge überhaupt klein — mehr niedlich (mignons) als schön — und das Gesicht ist ganz und gar unschuldig und kindisch, man würde diesen Kopf für den eines zwölfjährigen Kindes halten. Ihr Haar ist blond, reich, von Natur gelockt. Die Zähne sind leider sehr schlecht, schwarz und unregelmäßig, eine Unzierde in dem schönen Gesicht. Sie hat weder Anstand, noch die mindeste Spur von Takt; hat Schwierigkeit im Sprechen und kann sich nur schwer verständlich machen: meist ist man gezwungen, selbst zu erraten, was sie meint, was viel Verlegenheit verursacht [1]."

Die Berliner Lustbarkeiten — denn Karl, Erbprinz von Braunschweig, Bruder dieser Kronprinzessin, machte ungefähr eine Woche später [2] ebenfalls Hochzeit mit seiner Charlotte — endigten und die durchlauchtigen Gäste verschwanden erst tief im Juli. Hierauf folgte eine Inspektionsreise mit Papa, und dann kehrte Friedrich nach Ruppin zurück und setzte seine alte Lebensweise daselbst fort. Im wesentlichen die alte fleißige, ruhig-emsige Lebensweise, von häufigen Ausflügen nach Berlin unterbrochen — wo vorerst noch die Kronprinzessin für gewöhnlich wohnt, bis eine angemessene Residenz für einen verheirateten Kronprinzen und sie in der Ruppiner Gegend hergerichtet ist.

Die junge Gemahlin besaß zwar wenig artikulierten Geist, aber ein redliches argloses Herz und beträchtlichen unartikulierten Menschenverstand; unterließ auch nicht, Takt, gerade Haltung, hinlängliche Rede zu erlernen, und vermied hoffentlich das Schmollen (faire la fâchée), eine viel gefährlichere Klippe für sie. Mit ihrem munteren achtzehnjährigen Gemüt und der ihrem Geiste angeborenen Treue scheint sie sich mit Erfolg nach dem Geschmack den Prinzen geformt zu haben; und so war sie, mit jedem Jahr anmutiger und schöner werdend, eine Zierde und angenehme Zugabe seines Ruppiner Daseins. Diese ersten in Berlin oder im Ruppiner Quartier verlebten sieben Jahre betrachtete sie allezeit als die Blütezeit ihres Lebens [3].

Papa hat seinem Versprechen getreu einen kronprinzlichen Palast in Berlin hergegeben, herausgeschmückt und möbliert für gelegentlichen Aufenthalt dort: das ehemalige „Gouvernementshaus" (ursprüngliche Schombergsche Haus), neu umgebaut — es ist bis auf den heutigen Tag einer der hervorragendsten Paläste Berlins. Die Kronprinzessin erhielt Schön-

[1] Wilhelmine II. 119—121.
[2] 2. Juli 1733.
[3] Büsching (Autobiographie, Beiträge VI.) hat sie in vorgerückten Jahren das sagen hören.

hausen für sich, ein angenehmes königliches Lustschloß auf der Ruppiner Seite. Ferner bezieht der Kronprinz nun, da er ein verheirateter Mann ist, nach dem herkömmlichen Gebrauche in solchem Falle, die Einkünfte eines besonderen Amtes für seinen Unterhalt: des Amtes Ruppin, wo sein Arbeitsbereich liegt. Die genauen Einkünfte von Ruppin sind nicht angegeben; aber wir haben Ursache zu befürchten, daß sie gar zu mäßig waren — und das heimliche Borgen entschuldigten, das fortan als ein leidiger Schatten in des Prinzen Leben offenkundig genug ist. Er scheint nicht verschwenderisch gewesen zu sein, aber er borgt ringsum, unter siebenfachem Geheimnis, von wohlwollenden Höfen, von Österreich, Rußland, England: und das einzige Angenehme, was wir bei diesem leidigen Geschäft mit Gewißheit verzeichnen können, ist, daß er bei seinem Regierungsantritt mit Pünktlichkeit zurückzahlt — so schickt er z. B. seinem Onkel Georg den vollständigen Betrag in Rollen neuer Goldstücke mit dem ersten abgehenden Kurier[1].

Seine preußische Majestät ist etwas zu genau; aber er glaubt gütig, großmütig zu sein, und gelegentlich läßt er sich zu ganz hübscher Freigebigkeit herbei. Als er in diesem Herbst erfuhr, daß dem Kronprinzen und seiner Prinzessin Rheinsberg gefalle, ein altes Schloß in ihrem Amt Ruppin, wenige Stunden nördlich von ihnen gelegen — kaufte Seine Majestät stracks, ohne ein Wort zu sagen, Schloß und Gut Rheinsberg dem Eigentümer ab, schenkte es seinem Kronprinzen und gab ihm Geld, damit er es sich nach seinem Geschmack umbauen könne[2]. Der Kronprinz tat dies mit vielem Interesse, unter verständigem baumeisterlichen Rat, während der nächstfolgenden drei Jahre; dann bezog er es — hörte aber nicht auf, daran zu bauen und es zu verschönern, künstlerisch auszuschmücken, bis es in allen Stücken das Abbild seines Geschmackes wurde.

Eine wirklich schöne fürstliche Residenz, dieses Rheinsberg — mit einer Sparsamkeit hergestellt, die uns am allermeisten erstaunt. In dieser verbesserten Behausung werden wir demnächst wieder bei ihm vorsprechen. Vorderhand müssen wir nach Warschau, wo Tragödien und Unruhen bevorstehen, die sich als nicht ganz ohne Wichtigkeit für den Kronprinzen und für uns erweisen.

[1] Depesche vom 12. Januar 1740 im englischen Staatsarchiv.
[2] 23. Oktober 1733—16. März 1734 (Preuß I. 75).

Achtes Kapitel / König August stirbt, und Polen fängt Feuer

Mittlerweile hat sich drüben in Warschau ein Ereignis zugetragen. Friedrich, hastig aus vager Erinnerung niederschreibend, wie er oft tut, meldet es als „während der Hochzeitsfestlichkeiten sich zutragend“[1]; es war aber gute vier Monate früher. Dieses Ereignis müssen wir nun einen Augenblick betrachten.

Zu Ende des vergangenen Januar ließen wir Grumbkow in einem niedergeschlagenen hypochondrischen Zustand, stark mitgenommen von jenem Gelage in Crossen, als die polnische Majestät und er so begierig waren, sich einander durch fleißiges Zutrinken von Ungarwein auszupumpen. Ungefähr vierzehn Tage darauf, in den ersten Tagen des Monats Februar (der Tag ist nicht angegeben), meldete Grumbkow etwas Absonderliches: „In meinem Beisein,“ erzählt Wilhelmine, „und dem Beisein von mehr als vierzig Personen“, denn es war viel Gerede von der Sache, „sagte Grumbkow eines Morgens zu dem König: ‚Ach Sire, ich bin in Verzweiflung; der arme Patron ist tot! Ich lag heute nacht wach im Bett, plötzlich öffneten sich meine Bettvorhänge: ich sah ihn, er war in ein Leichentuch eingehüllt, er blickte mich starr an, ich wollte aufspringen, denn ich war gewaltig ergriffen; aber die Erscheinung verschwand!‘“ Das war eine merkwürdige Geistergeschichte für Berlin, als ein paar Tage darauf der Kurier ankam. „Der König von Polen war in derselben Nacht gestorben, als die Erscheinung stattfand“, sagt Wilhelmine und das wundergläubige Berliner Publikum — sie sagen aber nicht, in welcher Nacht das eine oder das andere sich begab[2]. Dieser letztere Umstand nimmt der Erscheinung freilich wieder das Wunderbare bei einem vom Trinken total erschütterten Nervensystem. „Sie waren traurig beim Abschied gewesen,“ sagt Wilhelmine, „nachdem sie beim Ungarwein des Guten zuviel getan hatten; der Patron weinte fast über seinen Grumbkow: „Adieu, mein lieber Grumbkow,“ sagte er, „ich werde Sie nimmer wiedersehen!“

[1] Oeuvres (Mém. de Brandebourg) I. 163.

[2] Wilhelmine II. 98: das Ereignis geschah am 1. Februar; die Nachricht davon traf in Berlin am 4. Februar ein. Faßmann (S. 485); Buchholz usw.

Wunderbar oder nicht, die Katastrophe ist wahr: August, der weiland Physisch-Starke, liegt tot — und es wird vorerst keine Teilung Polens geben. Der Reichstag war im Begriff zusammenzutreten, wartete auf ihn in Warschau, und es waren gute Minen im Reichstag angelegt, die unter einem guten Zeugmeister glückliche Explosionen versprachen. Zeugmeister, ach Gott! Das Zechen mit Grumbkow hatte die alte Wunde am Fuß aufgeweckt: er kam nach Warschau, begierig genug auf das Geschäft, aber an Kräften völlig erschöpft, den Tod auf den Fersen. Der Reichstag kam am 26.—27. Januar zusammen, und der Zeugmeister war beschäftigt mit den angelegten Minen und deren glücklichem Springenlassen, als fast schon am folgenden Morgen die Ärzte erklärten: es sei eine Entzündung eingetreten und Hilfe unmöglich! Es war aus mit dem starken Leib und seinem Leben, und nichts war noch zu tun, als den Erzbischof mit seiner letzten Ölung und seinem Seelenapparat kommen zu lassen.

August jammerte und sträubte sich nicht; nahm angesichts der einmal gegebenen Voraussetzungen das Unvermeidliche hin, das über ihn gekommen war. Er sei ein großer Sünder gewesen, beichtet er dem Erzbischof: „Ich habe nicht genug Kräfte jetzt, meine vielen und großen Sünden Ew. Hochwürden zu nennen", sagte er; „ich hoffe auf Gnade zu" — zu den üblichen raschen Bedingungen. Bedingungen, die August vielleicht als rasche erkennt, weiß, daß sie erschrecklich rasch gewesen sind; aber was kann er nun tun? Darauf erteilt ihm der Erzbischof Absolution von seinen Sünden; der Erzbischof tut das — ein übelgearteter, unwürdiger Mensch, wie August recht gut weiß. August „legte seine Hand auf seine Augen" während der Absolutionsmummerei, und in dieser Stellung hatte er, ehe sie noch recht vorüber war, sein Leben ausgehaucht[1]. Unglückliche Seele, wer soll ihn richten — ihn, den überschwenglichen König gefräßiger Lakaien, nicht ohne schöne Eigenschaften, die er inmitten der Versuchungen der Welt auf seine Weise anwendete!

Polen muß einen neuen König finden.

Sein Tod brachte gewaltiges Elend über Polen, entzündete einen allgemeinen Krieg in dem törichten Europa und verschaffte unserem Kronprinz den ersten faktischen Anblick und die erste Erfahrung der Tatsachen des Krieges. Geben wir aus diesem Grunde, kaum aus einem anderen, denn das Ding besitzt anderweitig wenig Denkwürdigkeit heutzutage, irgendeine kurze Übersicht, je kürzer je besser. Hier sind, aus zahlreichen alten Notizbüchern ausgezogen, einige Hauptsachen des Handels:

> „Mit dem Verschwinden Augusts des Starken verschwanden auch seine Pläne der Teilung Polens, und seine schönen Minen in der Reichsversammlung wurden zunichte. Die Reichsversammlung hatte nun nichts weiter zu tun, als die bevorstehende Wahl

[1] „Sonntag, 1. Februar 1733, morgens ein Viertel nach vier" (Faßmann: Leben Frederici Augusti Königs in Polen, S. 994—997).

zu verkünden, wofür sie den Termin anberaumte, und heimzugehen, um ein wenig zu überlegen, wen man wählen solle[1]. Eine gewichtige Frage für Polen, die auch wahrscheinlich nicht allein oder hauptsächlich von Polen entschieden werden wird, da die erhabene Republik mit ihrem Liberum veto und ihren nur zu anarchischem Spektakelmachen geschickten Reichsversammlungen nun dahin gelangt ist, daß ihre Nachbarn ihr überall auf den Fersen sitzen und fragen: ‚Wohin wollt ihr mit eurer Anarchie? Nicht hierher — wir sagen: dorthin!' — und darüber auch wohl zum Zuschlagen kamen. Ein Haus in deiner Straße, aus dem der Rauch beständig durch das Dach schlägt, ist keine angenehme Nachbarschaft! Ein ehrliches Interesse haben die Nachbarn in jeder polnischen Wahlkrisis: daß nämlich das Haus nicht in Brand gerate und auch sie anzünde. Unehrliche Interessen, des Stehlens oder sonstiger Art, mögen sie zahllose haben.

Das arme Haus war bei der letzten Wahlkrisis — als August der Starke hinausgeworfen und Stanislaus eingesetzt wurde, wobei Karl XII. den Ton angab, während Zar Peter und andere als Oppositionspartei draußen herumstanden — in Flammen geraten[2], aber von besagtem starken Schweden wieder gelöscht worden, und sein Stanislaus, ein geborener Pole, blieb unbehindert König während der damals verfließenden Jahre. Die Jahre verflossen, und Stanislaus ward hinausgeworfen, weil Karl selber hinausgeworfen worden war, und mußte den Platz wieder für August den Starken räumen — ein verstoßener Stanislaus, nur dem Titel nach König, der den meisten Lesern unserer Zeit bekannt ist[3].

Der arme Mann lebte in Zweibrücken, in Weißenburg und ähnlichen Plätzen in jener strittigen französisch-deutschen Gegend — Plätzen, die die Franzosen in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr wegstehlen — im Weichbild von Frankreich lebt er gewöhnlich, da er nun Beziehungen allerhöchsten Ranges zu Frankreich hat. Er hatte hübsche Lustschlösser in der Zweibrückener Umgegend; hielt allezeit den Schatten eines Hofes dort, gut mit Geld versehen — das Leben eines sorgenfreien Landedelmannes führend — und man hörte keine Klage von ihm. Karl XII., als Besitzer von Zweibrücken, hatte ihn zuerst eine Zufluchtsstätte dortzulande finden lassen, wo Stanislaus im allgemeinen behagliche Tage verlebt hat.

Die Geschichte hat nicht mehr von ihm gesprochen, außer bei einem geringen Anlasse: als die französischen Politiker nämlich in einer gewissen Wendung ihres Spieles eine Tochter von ihm dazu ausersahen, den jungen Ludwig XV. zu ehelichen und königliche Nachkommenschaft, die knapp bei ihnen war, zu erzeugen. Das war im Jahre 1724—25; der Herzog von Bourbon und andere Politiker beiderlei Geschlechts hielten dies für das Beste. Ein Ding, das bei den damaligen Zeitungsschreibern neun Tage lang Verwunderung erregte, aber jetzt wenig der Rede wert ist. Die gute junge Dame, bekanntlich ein recht frommes Geschöpf und schwer geprüft in ihrem neuen Rang, erzeugte genug königliche Nachkommen — und hätte ebensogut damit einhalten dürfen, hätte sie vorhergesehen, was aus den armen Seelen werden würde! Dies war ein großes Ereignis für Stanislaus, den sorgenlosen Landedelmann, in seinem französisch-deutschen Landaufenthalt. Noch etwas anderes, unendlich Gering-

[1] „Interregnum verkündet" 11. Februar; Reichstag soll sich versammeln am 21. April — versammelt sich und bestimmt vor Ausgang des Mai, daß die Wahl am 25. August *anzufangen hat*; *endigen* muß sie nach dem Landesgesetz von da ab in sechs Wochen.

[2] Beschreibung in Köhler: *Münzbelustigungen* VI. 228—230.

[3] Stanislaus Leszczinski, „Woiwode von Posen", geb. 1677: König von Polen, unter Karls XII. Obhut 1704 (Alter zur Zeit 27); vertrieben 1709, ging zu Karl XII. nach Bender, nach Zweibrücken 1714; von da, nach Karls Tod, nach Weißenburg (im Elsaß); Tochter an Ludwig XV. verehelicht 1725; Alter jetzt 56. — Hübner T. 97; Histoire de Stanislaus I., Roi de Pologne (Englische Übersetzung. London, 1741), S. 96—126 usw.

fügigeres aus jenen zehn Jahren habe ich von ihm gelesen: Bei Zweibrücken ‚legte er sich einen Lustort an‘, den man sich vorstellen kann, ‚und nannte ihn Schuhflick‘[1] — ein Name, der das schlichte Gemüt des guten Mannes rührend kennzeichnet. Sonst will ich nichts von ihm erwähnen. Er soll nun sein Schuhflick und angenehmes Weißenburger Schloß verlassen, soll die öffentliche Schaubühne wieder betreten, der arme Mann, und eine zweite Zeit der Unfälle und der Schmach, noch schlimmer als die erste war, erdulden, wie wir sogleich sehen werden — da eine neue polnische Wahlkrisis gekommen war! —

Welches Individuum die polnischen Magnaten, wären sie unbehindert sich selbst überlassen worden, gewählt haben würden, das ist eine Frage von wenig Belang, die auch bei dieser und den seitherigen Wahlen niemals gestellt wurde. Das Individuum zu suchen, das ein König unter ihnen hätte sein können, das war schon längst nicht mehr ihr Brauch gewesen; nicht ein solches, sondern eine andere, ja, sogar entgegengesetzte Art Individuum — eines, in dem für einen praktischen polnischen Magnaten die meiste Nahrung lag, Nahrung von irgendeiner Art, bestehe sie auch in Geld. So war die Frage nicht länger von dem mindesten Belang für Polen oder das Universum; und tatsächlich hatte das haushälterische Schicksal aufgehört, sie überhaupt dort stellen zu lassen. Nicht Magnaten von Polen, sondern sich einmischende Nachbarn, die Magnaten von Polen (wie man bei uns zu sagen pflegt) in der Tasche haben, waren die eigentlichen Stimmhabenden. So weit war es gekommen. Solch strenge Strafe hatten Polen und seine Magnaten durch falsches Stimmen über sich gebracht: das haushälterische Schicksal hat aufgehört, nach ihrer Stimme zu fragen; und sie waren Maschinen zum Votieren oder Pistolen zum Schießen für den Gebrauch schlimmer Nachbarn geworden, denen an der Abstimmung gelegen war. Aber das haushälterische Schicksal betrachtete auch dies nicht als die richtige Methode, sondern hatte, wie wir sehen werden, beschlossen, in weiteren vierzig Jahren auch dies abzuschaffen.“

Von den Kandidaten und von den Bedingungen der Wahl, und wie diese ausfiel.

Unter solchen Vorzeichen hatte die polnische Königswahl des Jahrs 1733 vor sich zu gehen. Österreich, Rußland und Preußen als nächste Nachbarn waren die Hauptstimmhabenden, wenn ihnen daran lag, sich darein zu mischen. Dies zu tun, waren Österreich und Rußland fest entschlossen, Preußen nicht so fest oder nicht über das Unvermeidliche oder offenbar Vorteilhafte hinaus. Seckendorff und ein gewisser Löwenwalde, russischer Gesandter in Berlin, hatten vor einiger Zeit, in Voraussicht dieser Begebenheit, ihr Äußerstes getan, um Friedrich Wilhelm zur Mitwirkung zu bewegen — schönen Köder, Jülich und Berg, wieder einmal unter anderem anbietend — aber es kam nichts Entscheidendes danach: eine friedliche, mäßig sichere Wahl in Polen — kein anderes Interesse hat Friedrich Wilhelm in der Sache; und Beistimmung, nicht Mitwirkung, ist alles, was der Kaiser und die Zarin von ihm erwarten dürfen. Zusammenwirkend oder auch nur übereinstimmend hätten diese drei es abmachen können und würden es abgemacht haben — hätte sich kein anderer Nachbar darein gemischt. Aber andere Nachbarn können sich drein

[1] Büsching, Erdbeschreibung (1765) III. 1089.

mischen, irgendeiner, der Geld darauf verwenden kann oder Lärm machen will! Und das war diesmal der Fall.

Österreich und Rußland waren mit Preußens Zustimmung — vor einem Jahre, vor Augusts Tode, da dessen Leben zur Zeit ein sehr ungewisses schien und Vorsicht allezeit gut ist — unter sich zu einem Einverständnis gekommen[1], für den Fall einer polnischen Wahl:

„1. Daß Frankreich nichts damit zu tun haben dürfe — kein Werkzeug Frankreichs dürfe König werden; oder wie sie sich höflicher ausdrückten, indem sie Stanislaus im Auge hatten, kein Piast oder geborener Pole könne wählbar sein.

2. Daß auch nicht Augusts Sohn, der neue August, der dann Kurfürst von Sachsen sein würde, König von Polen werden dürfe. — Und mit einem Wort:

3. Daß ein gewisser Emanuel, Prinz von Portugal, der zu wählende Mann sei." Emanuel von Portugal, Bruder des Königs von Portugal, ein Herr ohne Beschäftigung, wie schon sein Titel anzeigt; ein Herr, von dem man vorher oder seitdem, dortzulande oder anderswo, niemals etwas gehört hat, der aber wohl ohne Zweifel von der gehörigen harmlosen Eigenschaft wie Portugal selber war: dieser soll polnischer König werden — so votieren diese drei sich einmischenden Nachbarn. Was das Votum Polens selber sein mag, danach fragt das Schicksal nicht mehr da es die Frage als überflüssig befunden hat.

So hatten die drei Nachbarn die Sache unter sich ausgemacht — oder ich sollte eigentlich sagen: zwei von ihnen; denn Friedrich Wilhelm verlangte jetzt und später nichts von dieser Wahl, als daß sie nicht Feuer fange und ihn anzünde. Zwei der Nachbarn: und von diesen zweien, darf man vielleicht annehmen, war der Kaiser der Haupturheber und Eingeber, da Frankreich und Sachsen ihm beide verhaßt waren als halsstarrige Verweigerer der pragmatischen Sanktion, um nicht mehr zu sagen. Was die Zarin Anna mit der dicken Backe Besonderes wollte, ist mit nicht bekannt — höchstens vielleicht friedlichen Besitz von Kurland; möglicherweise wollte sie auch nur in jenen Landen als eine Art regierende Pallas zusammen mit dem Jupiter Kaiser des westlichen Europas auftreten — was mit der Zeit Wirkungen hervorbringen mochte.

Emanuel von Portugal ward nicht gewählt, nicht einmal auf der Reichsversammlung genannt. Und auch keine dieser drei Bestimmungen trat in Kraft, sondern sehr das Gegenteil, weil andere Nachbarn Macht genug besaßen, um sich einzumischen. Frankreich fand es für gut, sich einzumischen, ein etwas ferner Nachbar: Österreich und Rußland konnten das französische Votum durchaus nicht vertragen, und so geriet die ganze Welt durch diesen Handel in Flammen.

[1] 31. Dezember 1731. „Vertrag von Löwenwalde" (der niemals ergänzt oder gültig wurde). Schöll II. 223.

Frankreich ist kein naher Nachbar, aber es hat einen nahe beteiligten Stanislaus, der unter dem ganz besonderen Schutz Frankreichs steht — und der wohl in einem gewissen Sinne der „Vater von Frankreich" oder sogar der „Großvater" heißen darf, da seine Tochter Mutter eines jungen Geschöpfes ist, das sie Dauphin oder „Kind von Frankreich" nennen. Fleury und der französische Hof entscheiden: Weil Stanislaus, Großvater von Frankreich, einmal König von Polen gewesen ist, geziemt es sich aus verschiedenen Gründen, daß er wieder König werde. Etliche sagen, es sei dem alten Fleury nichts an Stanislaus gelegen gewesen, er habe nur mit dem Kaiser anzubinden gesucht, da er selber — „mit einem Auge auf Lothringen" — gerüstet dastand und wahrnahm, daß der Kaiser nicht bereit war. Es ist eher anzunehmen, daß die hitzigen jüngeren Geister, Belleisle und andere, den alten Fleury hineinzogen. Wie dem nun sei, Stanislaus wird von seinem Landleben abberufen, und der französische Gesandte in Warschau erhält seine Instruktionen. Der französische Gesandte bringt mit beredter Sprache und reichlichen Geldspenden Stanislaus in Warschau aufs Tapet, findet eine große Zuhörerschaft, enthusiastische Empfänglichkeit — und die Leser werden nun die folgenden Ereignisse der polnischen Königswahl in ihrer Reihenfolge verstehen:

„25. August 1733. An diesem Tage beginnt die polnische Königswahl. So hat der Vorwahl-Reichstag es bestimmt; der Vorwahltag war selbst eine sehr stürmische Sache gewesen: die Minorität wurde bei einigen Anlässen beinahe ‚zum Fenster hinausgeworfen' oder ‚erschossen'[1]. Die Wahl selbst beginnt, dauert fort sub dio ‚auf dem Felde von Wola' in sehr stürmischer Weise; muß in sechs Wochen beendigt sein. Der Kaiser hat seine Truppen jenseits der Grenze in Schlesien versammelt, ‚zum Schutz der Wahlfreiheit'; die Zarin hat 30 000 Mann unter Marschall Lacy zu gleichem Zwecke am Rande von Litauen lagern; will sie bis auf 50 000 vermehren, je nachdem die Verwicklung zunimmt.

So daß Emanuel von Portugal gar nicht genannt wird, die französische Einmischung beträchtlichen Umfang annimmt — und Stanislaus, ein geborner Piast, überwiegend im Vorteil ist. Unerträglich für Österreich und Rußland, das Gegenteil für Friedrich Wilhelm, der ihn im stillen für den passenden Mann hält. Und Kurfürst August von Sachsen ist der andere Kandidat — mit seinen eigenen Truppen in der Entfernung, aber ohne Anhang in Polen und gänzlich von dem Kaiser und der Zarin für seinen Erfolg abhängend. Und unsere ‚drei übereingekommenen Punkte' sind dergestalt zu Wasser geworden!

Als August sah, daß nicht die mindeste Hoffnung für ihn in Polens eigenem Votum war, ging er gescheiterweise vor allem zum Kaiser: ‚Kaiserliche Majestät, ich will Eure pragmatische Sanktion gänzlich annehmen, will sie mit Stumpf und Stiel hinunterschlucken, macht mich nur zum König von Polen!' — ‚Einverstanden!' antwortet die Kaiserliche Majestät[2] und bringt die Zarin mittels guter Angebote von ihm und August zu sich herüber — und da ist nun ein wirksamer Gegenkandidat im Felde, mit eigener Heeresmacht und guter Unterstützung nahe zur Hand. Österreichische und russische Gesandte in Warschau erheben nun ihre Stimme gleich dem französischen, öffnen ihre Geldbeutel und tummeln sich, aber ohne Erfolg, auf dem Felde von Wola, erzeugen nur Lärm und Tumult. Sie müssen sich auf anderen Feldern nach Erfolg

[1] Histoire de Stanislaus (oben angeführt) S. 136. D. Übers.
[2] 6. Juli 1733. Vertrag bei Schöll II. 224—231.

umsehen. Die Stimme von Wola, die Stimme Polens, wenn es noch eine Stimme hätte, ist enthusiastisch für Stanislaus.

7. September. Ein paar ruhig aussehende Kaufleute kommen in Warschau an — einer davon ist Stanislaus in Person. Die Zeitungen sagen, er sei auf der französischen Kriegsflotte, die drohend diesen Küsten zusegelt: und es befindet sich allerdings jemand in den Kleidern des Stanislaus daselbst an Bord — um es die Zeitungen glauben zu machen. Stanislaus selber fuhr vor ein paar Tagen durch Berlin, gab der Torwache einen Dukaten, damit sie die Pässe eilig abfertige — wofür sie von Friedrich Wilhelm scheinbar mit Arrest bestraft wurde. Und so erscheint Stanislaus, nachdem er ausgeruht und geschmückt ist, am zehnten des Monats auf dem Felde von Wola selbst und nimmt durch sein gefälliges Äußere alle Herzen ein, so daß er am zweiten Tage darauf, 12. September 1733, gleichsam einstimmig gewählt wurde: mit Zujauchzen, mit Enthusiasmus; er sieht sich nun als wirklichen König von Polen — wenn Frankreich die gehörige Deckung schickt, um sein Bleiben zu sichern. Das wird doch sicherlich nicht fehlen? — Aber da sind beunruhigende Nachrichten, daß die Russen vorrücken: Marschall Lacy mit 30 000 und Verstärkung in seinem Rücken.

22. September. Da die Russen immer mehr vorrücken, keine französische Hilfe herankommt und die enthusiastische polnische Ritterschaft der regulären Muskete gegenüber nicht stichhaltig ist — so sieht sich Stanislaus gezwungen, Warschau zu verlassen und irgendwo ein Obdach zu suchen. Verläßt Warschau heute, findet Obdach in Danzig. Und er ist in der Tat von diesem 22. September, dem Tag der Herbstnachtgleiche, an ein flüchtiger, blockierter, belagerter Stanislaus: ein ganz imaginärer König fortan. Seine wirkliche Königsherrschaft hat genau zehn Tage gedauert.

3. Oktober. Lacy und seine Russen kommen in den Vorstädten von Warschau an, mit der Absicht, ‚die Wahlfreiheit zu beschützen'. Da die Brücken abgebrochen sind, überschreiten sie den Fluß noch nicht, sondern laden die freien Wähler ein, herüberzukommen und abzustimmen: ‚Ein wirklicher König tue sehr not — denn Stanislaus sei nur ein imaginärer, sei mittels Gewalt, Drohungen, die Leute aus dem Fenster zu werfen, und dergleichen, aufgezwungen worden.' Die freien Wähler kommen nicht herüber. Worauf eine kleine Handvoll von ihnen, die Lacy bei sich hatte, frei genug nun und nicht bedroht, aus dem Fenster geworfen zu werden, darangehen, August von Sachsen zu wählen: dieser wird am 5. Oktober, noch einen Tag vor Ablauf der gesetzlichen sechs Wochen, zum wirklichen König gewählt und erklärt — ‚zwölf Senatoren und etwa sechshundert Edelleute' stimmten da für ihn, frei stimmten diese in Lacys Quartier, während das übrige Polen unter Zwang war, als es für Stanislaus stimmte. Das ist die polnische Wahl, soweit Polen sie bestimmen kann. Wir sagten, das Schicksal hatte seit einiger Zeit bereits aufgehört, Polen um seine Stimme zu befragen; ganz andere Leute haben nun die Stimme. Aber das ist der wirkliche Verlauf der Wahl in Warschau, wenn es für irgend jemanden von Belang ist."

August wird nicht lange nachher in Krakau gekrönt, „August III.", dem wir unter wichtigen Umständen wieder begegnen werden. Lacy und seine Russen haben für August gestimmt; sind mächtig genug, alle enthusiastische polnische Ritterschaft zu zerstreuen, die in der Tat, wie wir bemerken, gewöhnlich schon von einer Salve der russischen Musketiere genug hat und dann anderswohin flieht, um bei ihren eigenen Feinden zu Hause zu sengen und zu plündern. Weit und breit herrscht Raub und Mordbrennerei in Polen; Stanislaus ist in Sicherheit in Danzig — ein imaginärer König seit jener Tag- und Nachtgleiche, aber fest vertrauend auf

ein ausschlaggebendes Votum der Franzosen. Die französische Kriegsflotte ist ja unterwegs.

Polen in Flammen; Danzig läßt sich belagern.

Das sind die Neuigkeiten, die unser Kronprinz in Ruppin, in den ersten Monaten seines ehelichen Lebens daselbst, vernimmt. Mit wieviel Anteilnahme, können wir uns denken. Brandenburg ist nächster Nachbar, und diese polnischen Unruhen reichen weit genug — da das immer rauchende Haus Feuer gefangen hat und die ganze Straße in Flammen auszubrechen droht. Friedrich Wilhelm, als nächster Nachbar, ist ängstlich auf das Löschen bedacht und fegt sorgfältig die heißen Kohlen von seinen eigenen Grenzen zurück; will sich durch nichts überreden lassen, sich auf der einen oder der anderen Seite einzumischen.

Danzig, stark im Vertrauen auf französische Hilfe, weigert sich, Stanislaus auszuliefern, als man es dazu auffordert; will sich lieber belagern lassen. Läßt sich belagern; eine wütende langwierige Belagerung mit enthusiastischer Verteidigung folgt: „eine Dame von Rang feuerte die erste Kanone gegen die russischen Batterien ab". Von dieser Belagerung von Danzig, die der Menschheit den folgenden Frühling und Sommer (Februar bis Juni 1734) laut machte, wollen wir — da unser eigenes armes Feld, das auch laut genug wird, weit von Danzig abliegt — nichts sagen, außer:

Erstens, daß keine französische Hilfe oder so gut wie keine kam, weil die drohende Kriegsflotte erbärmliche fünfzehnhundert Mann, angeführt von dem Comte de Plelo, der als Freiwilliger mitgekommen war, ans Land gesetzt hatte; daß sie einen Angriff auf die russischen Verschanzungen versuchten, wobei Plelo erschossen und die übrigen gänzlich aufs Haupt geschlagen wurden und sich aus dem Staub machen mußten, ohne einen Fuß in die Stadt Danzig gesetzt zu haben. Zweitens, daß die Sachsen, unter Weißenfels, unserem armen alten Freunde, mit Belagerungsgeschütz, wenn auch nicht mit genug, nach manchen Mühen (Ende Mai) auf dem Kriegstheater erschienen; wobei wir nicht unbemerkt lassen wollen, daß Weißenfels' Belagerungsgeschütz „mit der Post kam", da zwei große Mörser, ausdrücklich als zu des Herzogs von Weißenfels Bagage gehörig bezeichnet, durch Berlin passierten. Und drittens, daß Münnich, der auf Lacy als belagernder General folgte, in dringender Eile war, aber nicht genug Geschütz hatte und deshalb unerhörte Überfälle machte (verlor 2000 Mann, etliche sagen 4000, in einem Nachtangriff auf einen Posten namens Hagelberg; ein übereilter, von Kriegskundigen sehr getadelter Angriff[1]) — nichtsdestoweniger dringt er, da er nun (durch die russische Flotte, Mitte Juni) genügend Belagerungsgeschütz erhalten hat, täglich unwiderstehlich weiter vor.

Zuletzt mußte Stanislaus, da die Dinge nun verzweifelt geworden waren, als Viehhändler verkleidet in der Nacht des 27. Juni 1734 ins-

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 2. partie S. 31.

geheim aus Danzig entweichen und über das Schmutz- und Wasserlabyrinth der Weichsel und ihrer Mündungen hinübereilen, auf gefahrvoller Flucht nach Preußen und in Friedrich Wilhelms Schutz[1]. So endigte die Belagerung von Danzig mit Schamade und Straferhebung, und zwar letztere sehr herbe, obwohl Friedrich Wilhelm nach Kräften vermittelte. Und mit der Belagerung von Danzig erlosch gleichfalls die lodernde polnische Wahl[2] — nachdem sie bereits in entfernten Gegenden Feuersbrünste angezündet hatte, die ein ganz anderes Interesse für uns haben. Dahin eilen wir nun.

[1] Seine eigene Relation in Histoire S. 235—248.
[2] Klarer Bericht, besonders von der Belagerung, bei Mannstein (S. 71—83), der sie als Münnichs Adjutant mitmachte.

Neuntes Kapitel / Des Kaisers Spukjagd hat Feuer gefangen

Franz von Lothringen, Fortunas junger Liebling, den wir einmal bei einem interessanten Anlasse in Berlin sahen, hatte um diese Zeit seine kaiserliche Erzherzogin heiraten sollen; des Kaisers Einwilligung sollte förmlich erbeten und gewährt werden; man sah jetzt nichts als Freuden und hohen Festlichkeiten am Wiener Hofe entgegen. Nichts konnte das verhindern, wäre keine polnische Wahl dagewesen, hätte nicht der Kaiser auf seiner Spukjagd (hauptsächlich die pragmatische Sanktion hetzend, wie er seit zwanzig Jahren getan) sich übereilt in jenes brennbare fremde Element hineingestürzt. Aber so ist es: dies war die Schicksalsgrenze. Des armen Kaisers Schattenjagd, die sich so lange ungestraft herumtummelte und nur andere Leute plagte, hat an diesem Punkt, durch Berührung mit dem entzündbaren Polen, unversehens selber Feuer gefangen; stürzt nun ganz Flammen über Abgründe, man weiß nicht wie tief, wild dahin: und es wird noch viel jämmerliches Versengen und Zerbrechen geben, ehe der Kaiser da heraus ist, falls er überhaupt je herauskommt! Kaiser Karl stürzt von diesem Punkte an immer mehr abwärts, all sein Lebtag, und es bleibt ihm, außer jenem Schatten einer pragmatischen Sanktion, falls er den noch retten kann, keine Erquickung mehr auf Erden übrig. An Hochzeiten ist jetzt nicht zu denken!

Kaum hatte die Nachricht von Augusts Wahl und Stanislaus' Flucht aus Danzig Frankreich erreicht, als dieses, in völliger Kriegsbereitschaft, dem Kaiser, der in gar keiner Bereitschaft war und dessen Truppen, Wahlgeschäfte an der polnischen Grenze verrichtend, in Schlesien lagen, mitteilen ließ: „Daß er, der Kaiser, durch solche Behandlung des Großvaters von Frankreich und des diesem rechtlich zugefallenen polnischen Königtums die Allerchristlichste Majestät schwer beleidigt habe; daß daher die Allerchristlichste Majestät dem besagten Kaiser hiermit den Krieg erkläre" — und ihn in der Tat an demselben Tage (14. Oktober 1733) begonnen hatte. Er war nämlich in Lothringen eingefallen, hatte Lothringen gegen Zufälle gesichert und hatte namentlich von Straßburg aus den Rhein überschritten und Kehl zu belagern begonnen, die Festung Kehl, einen verfallenen Vorposten des Reichs, der nur wenige Stunden Widerstand leisten kann. Das

ist eine Nachricht für den Kaiser, der seine wenigen Truppen alle an der polnischen Grenze hat und sich dort in jenen feuergefährlichen Gegenden um anderer Leute Angelegenheiten kümmert oder der pragmatischen Sanktion nachjagt!

Offen gestanden hatte der friedliebende Fleury, falls er Händel mit dem Kaiser suchte, dies nicht unter günstigeren Bedingungen anfangen können. Er hatte Generäle: einen Duc de Berwick, einen Noailles, Belleisle; er hatte Truppen und Munition: an nichts fehlte es dem Fleury, an allem dem Kaiser. Es wird vermutet, daß die Franzosen es von vornherein auf Lothringen abgesehen hätten, nicht auf eine Krone für Stanislaus. Viele Jahrhunderte lang, namentlich die letzten zwei Jahrhunderte hindurch — seit jener Belagerung von Metz unter weiland Kaiser Karl V. und Albrecht Alcibiades, die wir einmal sahen — hat Frankreich an diesem Lothringen gedreht und geschraubt, stückweise es an sich reißend; so daß nun, wie wir bei Lyttletons Besuch feststellen konnten, Lothringen gänzlich losgeschraubt daliegt und von Frankreich bei irgendeiner passenden Gelegenheit in die Tasche gesteckt werden könnte. Einen solchen Anlaß habe der listige Fleury zu schaffen gewußt, sagt man — oder wahrscheinlicher noch mochten Belleisle und die verwegeneren Geister den friedliebenden Fleury dazu gedrängt haben. Wie dem nun sei, er hat ihn gefunden. Das verfallene Kehl ergibt sich stracks[1]; Sardinien, Spanien treten in Bündnis mit Fleury, und nicht nur Lothringen und die schwäbischen Provinzen, sondern sogar Italien liegt offen vor ihm — wegen eurer Behandlung des Großvaters von Frankreich und dieser polnischen Wahlmethoden.

Der erstaunte Kaiser springt auf, um sich den Seemächten, der einzigen ihm gebliebenen Zuflucht, in die Arme zu werfen: „Zu Hilfe! Gelder, Subsidien, ihr Seemächte!" Aber die Seemächte stehen stumpf da, gar nicht mit offenen Armen — mit den Händen knöpfen sie ihre Taschen zu: „Bedauern, daß wir nicht können, Ew. Kaiserliche Majestät. Fleury verpflichtet sich, die Niederlande und den Barrierevertrag nicht anzugreifen; die polnischen Wahlen aber gehen uns nichts an!" und lehnen es hartherzig ab. Des Kaisers Staunen ist außerordentlich; sein großes Herz schwillt sogar in einem Märtyrergefühl, und er appelliert leidenschaftlich: „Undankbare, verblendete Seemächte! Kein Geld, um mit Frankreich Krieg zu führen, sagt ihr? Haben die Naturgesetze etwa ihre Gültigkeit verloren?" Kaiserliches Erstaunen, erhabenes Märtyrergefühl, leidenschaftliche Berufungen auf die Weltordnung richten bei den verblendeten Seemächten nichts aus: „Geld geben wir keines her", antworteten diese, „aber wir wollen Ihnen helfen zu unterhandeln." — „Unterhandeln!" erwidert er und muß seine Wahlunkosten mit einem erhabenen Märtyrergefühle selbst bezahlen, ohne Geld dazu von den Seemächten zu erhalten.

[1] 29. Oktober 1733. Mémoires du Maréchal de Berwick (in Petitots Sammlung. Paris, 1828) II. 303.

Fleury hat die sardinische Majestät für sich, den „sardinischen Torhüter der Alpen", der sie bald diesem, bald jenem auftut, versteht sich gegen Bezahlung: „Ein Stück mailändisches Gebiet, Ew. Majestät!" ist Fleurys Übereinkommen. Fleury hat die spanische Majestät (unsere heftige alte Freundin, die Xanthippe von Spanien) dazu gebracht, beizutreten: „Ihr Infant Carlos, mit so vieler Schwierigkeit zum Herzog von Parma und Piacenza gemacht: was will das schon heißen? Neapel, die Krone der beiden Sizilien, erwartet Carlos — und Ihr jüngeres Kind, große Frau, bedarf es nicht der Apanagen?" Die Xanthippe von Spanien, „durch die pragmatische Sanktion verletzt" (sagt sie), ist zu diesen Bedingungen bereit; auch die sardinische Majestät ist bereit: und Fleury bricht noch diesen Oktober mit überwältigender Macht, der Spanier und Sardinier sich anschließen sollen, in Italien ein; der große Marschall Villars selber führt den Befehl. Marschall Villars, ein hervorragender alter Heerführer — er ist auch ein Freund oder der Gemahl einer Freundin von Voltaire — und ganz der Mann dazu, Italien, in der Lage, worin es sich befand, aufs schönste in Stücken zu schneiden.

Niemals hat ein Kaiser dafür, daß er sich in die Wahlangelegenheiten seines Nachbars mischte, eine solche Rechnung für zerbrochene Scheiben zu bezahlen gehabt. Das Jahr war noch nicht zu Ende, als Villars und die sardinische Majestät schon ihren Streich gegen die Lombardei geführt hatten; sie hatten die Festung Mailand eingenommen, Pizzighetone, das ganze Milanese weggenommen und es annektiert; der arme, unvorbereitete Kaiser war aus jenen Landen glatt hinausgefegt worden. Kind Carlos und die Spanier sollen die beiden Sizilien, zuerst Neapel oder den festländischen Teil, abfertigen, sowie der Winter erst vorüber ist. Vorderhand „singt Ludwig XV. Tedeum in Paris, 23. Dezember 1733"[1] — ein lustiges Weihnachten in Paris. Villars, nun ein Achtziger, starb bald an den Strapazen, und es folgten auf ihn verschiedene Marschälle: Broglio, Coigny, Noailles, von denen einige uns oberflächlich angehen, und da ist auch ein gewisser Maillebois, noch in niederer Charge, unter ihnen, dessen Name ebenfalls in dieser Geschichte wieder vorkommen dürfte.

Weiterer Verlauf des Krieges in Italien.

Der nun ausgebrochene französisch-österreichische Krieg dauerte ein paar Jahre unter beständigen Verlusten des Kaisers, obwohl dieser sein möglichstes tat; es war kaiserlicherseits weniger ein Krieg als ein Geschlagen- und Ausgezogenwerden. Der Schauplatz war Italien und die Gegend des Oberrheins in Deutschland; Italien war ausschlaggebend, aber uns interessieren dort höchstens die Rückwirkungen auf Deutschland, obwohl wir auch da wenig Bedeutendes finden. Die Hauptbegebenheiten auf beiden Kriegstheatern sind chronologisch etwa die folgenden — zuerst Italien:

[1] Fastes du Règne de Louis XV. (Paris, 1765) I. 248.

„29. März 1734. Kind Carlos landet mit einem Herzog von Montemar als General, einem schwierigen, ungestümen, den französischen Verbündeten und anderen gegenüber gewaltig hochmütigen Herrn, auf neapolitanischem Boden, in der Absicht, die beiden Sizilien, wie verabredet, in Besitz zu nehmen. Sie finden den Kaiser völlig unvorbereitet und das Unternehmen außerordentlich leicht ausführbar.

10. Mai. Kind Carlos — das wir Don Carlos nennen sollten, weil es nun das achtzehnte Jahr zurückgelegt hat und sich auf das hohe Pferd setzen kann — hält seinen siegreichen Einzug in Neapel, nachdem es mit Leichtigkeit den Weg freigefegt hat; nennt sich ‚König beider Sizilien' (da Papa ihm sein ‚Recht' darauf abgetreten hat), und Neapel in all seinen Ständen und Rängen huldigt ihm willig. Die Trümmer der kaiserlichen Armee verschanzen sich ziemlich stark nicht weit davon, an einem Ort namens Bitonto, in Apulien.

25. Mai. Montemar erstürmt ihre Verschanzungen mit Ungestüm, eine Tat, die ihm den Titel Herzog von Bitonto einträgt, und wird somit mit einem Sizilien fertig. Und wird sogar, kann man sagen, mit beiden Sizilien fertig, da unser armer Kaiser in keinem von beiden nachhaltige Kräfte hat und auch nicht in der Lage ist, welche zu senden; denn die Seemächte haben die Taschen zugeknöpft, und die vereinigte Flotte Frankreichs und Spaniens liegt in den dortigen Gewässern.

Wir haben hier nur noch hinzuzufügen, daß Kind Carlos und Montemar noch weitere zehn Monate lang umherzogen, Gaeta, Messina, Syrakus belagerten und siegreiche Einzüge hielten — und daß, am 30. Juni 1735, Kind Carlos sich förmlich in Palermo krönen ließ[1]: ‚König beider Sizilien' de facto.

Das mag über den Feldzug in den beiden Sizilien genug sein. Nun kommen wir zur Lombardei, wo Villars inzwischen gestorben ist und die Coignys und Broglios an die Reihe gekommen sind:

29. Juni 1734. Der Kaiser hat, sich verzweifelt aufraffend, um das Mailändische wiederzubekommen, eine Armee dahin geschickt; Graf von Mercy ist ihr Anführer: Schlacht bei Parma zwischen den Franzosen und besagter Armee (29. Juni) — die Kaiserlichen werden nach wütendem Kampfe völlig geschlagen; Graf von Mercy selbst wird getötet. Graf von Mercy und, was uns näher angeht, ein Prinz von Kulmbach, der liebenswürdige Onkel des Gemahls unserer Wilhelmine, ein braver Mann und österreichischer Soldat, der von Wilhelminen und den übrigen sehr betrauert wurde und dessen Tod und Trauerfeierlichkeiten den Bayreuther Hof in diesem bewegten Jahre verdüstern. Der Kaiser, sein Äußerstes tuend, ist an jedem Punkte geschlagen.

15. September. Überfall an der Secchia. Die Kaiserlichen — unter einem Grafen Königseck, den wir uns merken wollen — sammeln sich wieder, und nach einigem Manövrieren an der Secchia und dem Po, in der Guastalla-Modena-Gegend, stehlen sie sich diese Nacht (15. September) über die Secchia, indem sie den schwachen Posten an der Furt der Secchia abschneiden und dann still hindurchwaten; und brechen wahrhaft über das französische Lager herein[2]. So daß Broglio, der da befehligt, mit nur einem Stiefel, einige sagen ‚im Hemd', davongaloppieren muß — bis er einige Kräfte sammelte und sich etwas mehr parthermäßig auf die Abteilung des Bruders Maréchal zurückzog. Artillerie, Kriegskasse, geheime Korrespondenz, ‚das Zelt des Königs von Sardinien' und viel ermunternde Beute außer Broglios anderem Stiefel waren der Gewinn der Kaiserlichen; des Kaisers einziger Erfolg in diesem Kriege, der aber leider innerhalb vier Tagen wieder zunichte wurde! — Der Broglio, der hier galoppiert, ist der zweite französische Marschall dieses Namens, Sohn des ersten; ein militärischer Herr, dem wir in der Folge nur zu oft begegnen werden. Ein Sohn von ihm, der dritte Marschall Broglio, der an der Secchia in jener schlimmen Nacht mit dabei war, ist der berühmte „Kriegsgott" der

[1] Fastes de Louis XV. I. 278.

[2] Hormayr XX. 84. Fastes; wie ihm häufig passiert, datiert er falsch.

Bastillezeit, fünfzig Jahre später — ein unglücklicher alter Kriegsgott, gegen den die Titanen aufstanden. Was den Broglio mit dem einen Stiefel betrifft, so ist dies hier nur ein Sieg über ihn bis zum —

19. September. Schlacht bei Guastalla an diesem Tage. Die Schlacht wurde nach acht Stunden hitzigen Gefechts von den Kaiserlichen verloren, die dann gezwungen sind, eiligst wieder über die Secchia zurückzuweichen — sie können es auch nie wieder auf einen grünen Zweig bringen in dieser Region, weder dieses Jahr noch später. Denn das Jahr darauf (1735) ist Montemar mit den beiden Sizilien so weit gediehen, daß er in diesen nördlichen Operationen mithelfen kann; und Noailles, ein besserer Marschall, tritt an die Stelle der Broglio und Coigny; mit gelehrten strategischen Bewegungen, Belagerungen, Belagerungsbedrohungen verjagt er die Trümmer Österreichs ohne Schlacht oder fortan nennenswertes Ereignis nach Tirol.

Das sind des Kaisers zwei Feldzüge in dem italienischen, dem ausschlaggebenden Teil des Kriegs: ein beständiges Geschlagenwerden, wie der Leser sieht; ein Ausgezogenwerden, bis er in jenen Landen fast nichts mehr übrig behielt."

Verlauf des Krieges in Deutschland.

In Deutschland sind noch weniger nennenswerte Begebenheiten zu melden, und bände uns nicht ein kleiner Umstand daran, so dürften wir sie ganz und gar überspringen. Denn sie enthalten sonst nichts Erquickliches für das menschliche Gedächtnis.

Der Marschall Duc de Berwick, ein vorsichtiger bedeutender General (Marlboroughs Neffe[1]), der vorigen Winter Kehl eingenommen und die schwäbischen Grenzländer ausgeplündert hatte, plante großzügig, im Innern von Deutschland zu operieren und dem Kaiser da zu Leibe zu gehen. Aber zuvor bedarf er, und der Kaiser weiß es wohl, einer „Basis am Rhein", einer freien Brücke über den Rhein, so daß er nicht bloß auf Straßburg und Kehl angewiesen ist: und zu dem Ende muß er vor allem Philippsburg belagern und einnehmen. Bei der befestigten Stadt Philippsburg, die ziemlich hinab nach der Gegend von Speyer und Heidelberg zu auf der deutschen Seite des Rheines liegt: hier soll unsere Brücke sein. Lothringen ist bereits seit dem ersten Tage des Kriegs besetzt; Trarbach, ein fester kurfürstlich trierscher Ort an der Mosel, kann nicht schwer zu nehmen sein. Damit wäre das Rheinland auf der französischen Seite für Frankreich gesichert; und das, so rechnet Berwick, würde ihm eine Basis am Rhein geben, von der aus er dem Kaiser unmittelbar zu Leibe rücken könnte.

Also belagert Berwick Philippsburg (Sommer und Herbst 1734), während der Kaiser sein schwaches Mögliches tut, um es zu verhindern: über der Belagerung verlor Berwick sein Leben; aber einerlei: Philippsburg ergab sich seinem Nachfolger — der Kaiser suchte es zu hindern; aber er tat es auf eine gar gelähmte Weise und gänzlich umsonst. Und — und dies *war* eigentlich der deutsche Krieg, die Summe von allem, was in diesen zwei Jahren geschah.

[1] Er war der natürliche Sohn des Königs Jakob II. mit einer Schwester Marlboroughs. D. Übers.

Wegnahme von Nancy (d. h. von Lothringen), Wegnahme von Kehl, davon haben wir bereits gehört; dann, vor Philippsburg, französischerseits die Belagerung und Einnahme von Trarbach und die Besetzung von Worms — und von deutscher Seite das Niederbrennen eines Magazins in Speyer durch Bomben. Genug, auf beiden Seiten ward unter verschiedenen Generälen (unser alter verrosteter Seckendorff war einer davon) marschiert und manövriert bis Ende 1735, als die italienische Entscheidung eintrat und mit ihr Waffenstillstand und Friedensschluß; aber es gab keine Aktion weiter, die auch nur in den Zeitungen als ein neuntägiges Wunder des Nennens wert war. Die Belagerung von Philippsburg und das, was vorher und nachher um diese Operation herumflackerte, machte den ganzen deutschen Krieg aus.

Philippsburg, Schlüssel des Rheins der dortigen Gegend, hat viele Belagerungen ausgestanden; auch die gegenwärtige würde nicht den geringsten Bericht von uns verdienen, wäre nicht ein Umstand: daß sich nämlich unser Kronprinz bei der entgegenstehenden Armee befand und da seine ersten Kriegerfahrungen machte. Eine Belagerung von Philippsburg, die uns daher ein wenig denkwürdig ist. Was Friedrich dort getan hat — es war in militärischer Hinsicht so gut wie nichts — was er dort gesehen und erfahren hat — dies mag, mit ungefähr „achtzig Reichsfürsten", einem Prinz Eugen zum General und drei Monaten unter Zelt im Felde, immerhin etwas gewesen sein — das möchten wir wohl gern mit Hilfe der dunklen Hinweise, die uns aufbehalten sind, dem Leser im Umriß begreiflich machen. In den Geschichtsbüchern gibt es so gut wie keine Hinweise; wir müssen uns vielmehr das, was davon vorhanden ist, aus Wilhelmine und des Kronprinzen Briefen zusammenlesen — und dabei kurz sein, wenn es möglich ist.

Zehntes Kapitel / Der Kronprinz geht zum Feldzug am Rhein

Der Kaiser wandte sich — als Kehl weggeschnappt worden war, der Rhein offen lag und Ludwig XV. in der Weihnachtszeit für Villars Erfolge in Italien sein Tedeum sang — mit leidenschaftlicher Hast an das Reich. Das Reich erklärte sich, obgleich Fleury versuchte, es zu beschwatzen und sich wegen der Wegnahme von Kehl zu entschuldigen, für des Kaisers Streit; beschloß den Krieg gegen Frankreich für ihn[1] — und auf diese Weise kam es, daß Friedrich Wilhelm und unser Kronprinz an dem rheinischen Feldzug teilnahmen. Der Kaiser wird eine Reichsarmee (taugte sie nur etwas, was aber nicht zu erwarten steht) erhalten, die sich seiner eigenen österreichischen anschließen soll. Und wenn Prinz Eugen, der Reichsfeldmarschall ist, einer der zwei Feldmarschälle, den Oberbefehl erhält, wie zu hoffen steht, dann werden zweifellos in diesem Sommer 1734 große Dinge am Rhein geschehen.

Die Reichsarmee, aus mannigfaltigen Kontingenten zusammengesetzt und von vielen Köpfen geführt und versorgt, taugt leider gewöhnlich nicht viel. Abgesehen davon, daß im Hinblick auf französischen Beistand in der berg-jülichschen Sache der alte Kurpfalz und die bayrischen Fürsten (Kurbayern und Kurköln, die Brüder sind und von alter Verwandtschaft mit Kurpfalz) die Entsendung ihrer Kontingente ganz und gar verweigern, am Reichstage protestieren und sich offen Frankreich zuneigen. Das sind schlimme Zeichen für die Reichsarmee. Und mit dem Posten des Reichsfeldmarschalls hat es ebenfalls seine Schwierigkeit. Das Reich hält, wie angedeutet, zwei oberste Feldmarschälle, einen katholischen und einen protestantischen, des Gleichsgewichts halber: der glorreiche Prinz Eugenio von Savoyen ist der katholische — aber hinsichtlich des protestantischen liegt eine Schwierigkeit vor, die einen Augenblick der Betrachtung wert ist.

Der alte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, der unglückliche, von Grävenitzschen „Erlöse uns vom Übel" behexte alte Herr, pflegte der Reichsfeldmarschall protestantischer Religion zu sein — Oberbefehls-

[1] 13. März 1734 (Buchholz I. 131).

haber des Reichs, wenn dieses Krieg zu führen versuchte. Der alte Eberhard war bei Hochstädt gewesen und ist landauf und landab marschiert: ich habe niemals gehört, daß er ein besonderer General gewesen sei: vielleicht gut genug für das Reich, dessen Truppen allezeit schlecht waren. Nun aber ist der arme Herzog, wie wir einmal oder öfter gemeldet haben, tot; man braucht einen neuen Reichsfeldmarschall protestantischen Gepräges. Einen katholischen, ohnegleichen unter den Heerführern, haben wir bereits; aber wo ist der protestantische, da Herzog Eberhard tot ist?

Herzog Eberhards Nachfolger in Württemberg, Karl Alexander mit Namen, den wir schon einmal auf der Kladruber Reise in Prag speisen sahen, dieser, ein General von einigem Verdienst, wäre eine passende Person. Unglücklicherweise ist Herzog Karl Alexander, als er noch österreichischer Offizier und ohne Aussicht auf das protestantische Württemberg war, zum Papsttum übergetreten und nun katholisch. „Zwei katholische Feldmarschälle!" schreit das Corpus Evangelicorum, „das geht nimmermehr an!"

Auf der anderen oder protestantischen Seite nun erscheinen zwei Bewerber; einer von ihnen ist, wenig erwartet vom Leser, niemand anderes als Herzog Ferdinand von Braunschweig-Bevern, unseres Kronprinzen Schwiegervater, den wir als einen würdigen Mann kannten, von dem wir aber nicht wußten, daß er ein namhafter Soldat oder so ehrgeiziger Absichten fähig sei. Er ist der erste Bewerber. Der zweite ist ein viel befugterer: unser Schießpulverfreund, der Alte Dessauer, der, von seinen Soldateneigenschaften ganz zu schweigen, Zusagen vom Kaiser hat — dieser wäre sicherlich der rechte Mann, wenn sich niemand dadurch verletzt fühlen würde. Aber sicherlich würde man sich verletzt fühlen. Da ist Ferdinand von Bevern, der, ebenfalls auf alte Zusagen gestützt, sich um die Stelle bewirbt. Wie kann man den Gefühlen aller gerecht werden? Beide sind Protestanten: aber sie können nicht beide die Stelle haben; und was wird Württemberg zu ihnen sagen? Das Reich war in großer Trübsal über diesen Gegenstand. Aber Friedrich Wilhelm tritt mit einem Vorschlag zur Güte auf: „Man halte vier Reichsfeldmarschälle", sagte Friedrich Wilhelm; „zwei protestantische, zwei katholische: geht das nicht an?" — Vortrefflich! antwortete das Reich: und so hat man zur Zeit vier Feldmarschälle; an Befehlshabern fehlt es der Reichsarmee nicht. Braunschweig-Bevern versuchte es zuerst, aber nur, bis Prinz Eugen bereit war, und er hatte freilich bis dahin auch nichts ausgerichtet. Dann kam Prinz Eugen und als nächster Karl Alexander; und sie hätten wirklich alle nacheinander an die Reihe des Befehlführens und des Wenig- oder Nichtsausrichtens kommen können, hätte nicht der Alte Dessauer mit dem Amt in seiner Vierfältigkeit geschmollt und sich niemals so recht zur Annahme verstehen wollen, bis es durch Absterben einiger Befehlshaber wieder zweifältig geworden war. Mag sich der Leser diesen Einblick in das verworrene, ver-

kommene Innere des armen alten Reichs und seiner politischen Zustände, an denen Freunde von uns beteiligt waren, willkommen sein lassen[1].

Friedrich Wilhelm hatte mit diesem Krieg und dem, was dazu geführt hatte, eigentlich nichts zu tun. Praktischen Anteil an der polnischen Wahl zu nehmen (nachdem das vorläufige theoretische Programm des Kaisers und der Zarin zu Wasser geworden war) schlug Friedrich Wilhelm standhaft aus, obschon ihm beträchtliche Angebote von beiden Seiten gemacht wurden — z. B. französischerseits das Angebot Westpreußens (des uns weiland bekannten polnischen Teils von Preußen)[2]. Aber es war von vornherein sein fester Entschluß, dem Streite fernzubleiben, und dabei beharrt er, unterdrückt seine eigenen Wünsche hinsichtlich der polnischen Wahl — hält Wache auf seiner eigenen Grenze, mit einem guten militärischen Besen in der Hand, um sie wieder hinauszufegen, falls sie da störend eindrängen. „Welchen König ihr immer wollt, nehmt ihn in Gottes Namen; nur kommt mir nicht über meine Schwelle mit seinen Zänkereien und ihm!"

Wenn er aber den Kaiser in wirklichen französischen Krieg verwickelt und das Reich beitreten sieht, ist er vermöge eines Vertrages von altem Datum (von älterem Datum als Wusterhausen, wenngleich er bei jener berühmten Gelegenheit bestätigt wurde) verpflichtet: „dem Kaiser mit zehntausend Mann beizustehen"; und diese Übereinkunft gedenkt er ganz zu erfüllen. Kaum hatte daher das Reich sichere Anzeichen des Beitritts gegeben („Beitritt des Reiches" ist die Voraussetzung der zehntausend), als Friedrich Wilhelm bereits Befehle zur Marschbereitschaft ergehen läßt. Bei des Reiches wirklichem Beitritt oder Kriegserklärung für den Kaiser braucht Friedrich Wilhelm nur seinen Finger aufzuheben, und Schwadronen und Bataillone aus Pommern, aus Magdeburg, aus Preußen werden in der gehörigen Anzahl marschieren, wohin es verlangt wird, und da am festgesetzten Tag fast zur Stunde eintreffen. Hauptleute, nicht von imaginärer Natur, sind allezeit geschäftig, und der König selber ist über ihnen geschäftig. Von großen Kanonen und Wagenpferden an bis auf Gewehrfeuersteine und Gamaschenriemen ist alles in Registern aufgezeichnet; nichts fehlt, nichts ist je am unrechten Platz in Friedrich Wilhelms Armee.

Die französischen Absichten auf Philippsburg ließen sich zeitig voraussehen oder erraten; und Ende März erscheint Marschall Berwick „in drei Abteilungen" wirklich in der dortigen Gegend; seine Absicht liegt auf der Hand, so daß die Reichsarmee, wäre sie im mindesten bereit, sich nun versammeln und die Handvoll Österreicher dort verstärken müßte. Friedrich Wilhelms Kontingent setzt sich daher sofort in Marsch, verläßt Berlin, nach

[1] Leopoldi von Anhalt-Dessau Leben (von Ranfft) S. 127. Buchholz I. 131.
[2] Durch De la Chétardie, den französischen Gesandten in Berlin (Buchholz I. 130).

vorhergegangener gehöriger Musterung, „am Ausgange des April"[1]: acht Regimenter, drei zu Pferd und fünf zu Fuß; das Goltzsche Infanterieregiment ist eines davon — ein General Röder, an dem nichts auszusetzen ist, führt den Oberbefehl — und dies Kontingent wird, obgleich am weitesten entfernt, „von allen Reichskontingenten zuerst ankommen", am 7. Juni nämlich. Der Marsch, in gerader südlicher Richtung, muß etwa achtzig Meilen betragen.

Außer den amtlichen Generälen gedenken gewisse hohe militärische Würdenträger, Schulenburg, Bredow, die Majestät selber an ihrer Spitze, als Freiwillige ins Feld zu gehen — namentlich hat der Kronprinz, der vor Begierde brennt, Erlaubnis erhalten, zu gehen. „Als Freiwilliger" auch er: als Oberst des Goltzschen Regiments hätte es seine Schwierigkeiten in der Etikette und auch sonst haben dürfen. Wenige Freiwillige fühlen sich mehr angezogen als der Kronprinz. Aufpassen, wie von Danzig bis nach Neapel das große Kriegstheater sich dergestalt auftut, und darauf spannend, was sein eigener Anteil daran sein wird: dies, denke ich mir, hat seine Gedanken mehr als seine Heirat, seitdem diese stattgefunden, beschäftigt. Hier folge aus Ruppin, sechs oder sieben Wochen vor dem Marsch der zehntausend datiert, ein kleines Zeichen, eines von vielen, das von seinen Erwartungen in dieser Hinsicht Kunde gibt. Es ist ein kleines Billett an seinen Vetter, Markgraf Heinrich — den nichtsnutzigen Markgrafen, seinen vertrauten Kameraden, der immer in Klemmen gerät, und den er eben, nicht ohne Schwierigkeit, aus etwas Derartigem befreit hat[2]. Er schreibt deutsch und duzt ihn:

„Ruppin, 23. Februar 1734. Mein lieber Bruder, — Ich habe durch den Leutnant Asseburg Dein Schreiben mit vielem Pläsier erhalten und kann Dir zur Antwort geben, daß der König jetzt recht gut von Dir zu mir gesprochen hat, und glaube, daß es keinen üblen Effekt tun werde, wenn Du bei dem Könige anfrügest, um auch mit den zehntausend Mann, so der König nach dem Rhein schicket, mitzugehen und die Kampagne am Rhein als Volontär verrichten tätest. Ich gehe mit selbigem Korps mit; also zweifle nicht, der König werde Dir es erlauben. Ich nehme mir die Freiheit, Dir hiermit einige Bouteillen Ungarischen und Champagnerwein zu schicken, wünsche, daß er Dir schmecken möge, bin übrigens mit vieler Amitié —

Friedrich[3]."

Dieser Markgraf Heinrich geht mit; desgleichen sein älterer Bruder, Markgraf Friedrich Wilhelm — der Wilhelmine lange mit seinen Hoffnungen verfolgte und nun im Begriff steht, Sophie Dorothea zu erhalten, eine jüngere Prinzessin, die viel besser ist, als er verdient. Die Verlobung findet eine Woche nach dem Abmarsch dieser zehntausend statt[4]; er ist dreißig, sie fünfzehn. Auch er wird gehen, ebenso das andere Paar vetter-

[1] Faßmann S. 495.
[2] Oeuvres de Frédéric XXVII. 2. partie S. 8, 9.
[3] Oeuvres de Frédéric XXVII. 2. partie S. 10.
[4] 16. April 1734 (Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie S. 14 Anm.).

licher Markgrafen — Karl, der einmal unser Nachbar in Küstrin war, und der jüngere Friedrich Wilhelm, dessen Schicksal bei Prag liegt, wenn er es wüßte. Majestät selber wird als Freiwilliger gehen. Werden nicht, mit Eugen als General, große Dinge geschehen? — Zum Verständnis der unbedeutenden Belagerung von Philippsburg, der Summe des rheinischen Feldzugs, die den Kopf des Kronprinzen und so vieler anderer in jenem Sommer bis zum Rande erfüllte, und die nun gänzlich aus allen Köpfen verschwunden ist, mag folgende Notiz schon zulässig sein:

Das unglückliche Städtchen Philippsburg, Schlüssel des Rheins in jener Gegend, unter Schwierigkeiten von den alten Bischöfen von Speyer, die zuweilen dort residierten[1], befestigt, ist schon geschleift, aber wieder neu befestigt worden; seine Rheinbrücke wurde abgebrochen und wieder aufgerichtet; es war einmal von dieser, ein andermal von jener „Besatzungsrecht habenden" Partei besetzt, ja selbst Frankreich hat mitunter „das Besatzungsrecht" gehabt — und das arme Städtchen hat viel ausgestanden und hat in den Erbfolgekriegen und den beständigen Streitigkeiten zwischen Frankreich und Deutschland in jener Gegend arg herhalten müssen. Zu der Zeit, von der wir sprechen, hat es eine schwimmende Brücke mit einem befestigten Brückenkopf auf der westlichen oder Frankreich zugekehrten Seite des Flusses. Die Festungswerke des Orts sind von guter Stärke und alle für diesen Anlaß instand gesetzt: Reich und Kaiser haben eine starke Besatzung darin und einen zum äußersten Widerstand entschlossenen Kommandanten. Was die unglücklichen Einwohner, etwa tausend an der Zahl, bei einer solchen Heimsuchung von Ruin und Bomben dachten oder taten, davon gibt die Geschichte nirgends den mindesten Fingerzeig. „Sind daran gewöhnt!" denkt die Geschichte und richtet ihre Aufmerksamkeit auf andere Punkte.

Das Rheintal ist hier nicht von großer Breite: östlich erheben sich die Anhöhen innerhalb weniger Stunden zur Gebirgsgegend. Zur Verteidigung dieses Tales in den Eugen-Marlboroughschen Kriegen befand sich etwa acht Meilen südlich, den Fluß weiter hinauf, eine militärische Linie oder Postenkette, die sich von Stollhofen, einem sumpfigen Weiler am Rhein, mit künstlichen Einbiegungen und gelehrter Verkettung von Sumpf und Berg in die Unzugänglichkeiten hinaufzog — Linien von Stollhofen genannt — und diese geschickt angelegte Barriere tat manche Jahre hindurch gute Dienste. Es war, wenn ich mich nicht irre, erst im vierten Jahre ihres Daseins, dem Jahre 1707, daß Villars, derselbe Villars, der nun in Italien ist, „die Linien von Stollhofen stürmte", was ihn in jenem Jahr berühmt machte.

Die Linien von Stollhofen sind nun, 1734, wieder der Erde gleichgemacht; aber Eugen erinnert sich ihrer, und ich glaube, er war es, der eine ähnliche Maßregel in Anregung brachte. Jedenfalls verfällt man auf eine ähnliche: die Linien von Ettlingen diesmal, die um die Hälfte näher an Philippsburg sind und sich von Mühlburg am Rheinrand hinauf nach Ettlingen im Gebirge ziehen. An vier Meilen näher und, wie ich vermute, viel schwächer ausgeführt. Wir werden diese Linien von Ettlingen oder wenigstens ein Stück von ihnen einen Augenblick sehen — sie wären sonst überhaupt nicht nennenswert, werden außerdem in nachlässigen Büchern ebenfalls Linien von Stollhofen genannt[2] und lassen deshalb den gründlichen Leser vergebens auf seiner Landkarte herumwandern.

„Linien von Ettlingen" heißen sie und sind mit den Stollhofer Linien auf besagte Weise verwandt. Herzog Ferdinand von Braunschweig-

[1] Köhler: Münzbelustigungen VI. 169.

[2] Wilhelmine (II. 206) z. B., die oder deren Drucker sie sogar „Linien von Stokoff" nennt.

Bevern, einer der vier Feldmarschälle, hat eine unbeträchtliche Handvoll Reichstruppen innerhalb dieser Linien und in der Nachbarschaft von Philippsburg herumliegen — und wartet gespannt, daß die Reichsarmee zu ihm stoße, da er sonst nichts ausrichten kann. Würde auf alle Fälle, denke ich mir, mit Freuden zugunsten des Prinzen Eugen abtreten, wäre der kleine Held nur erst da.

Am Maitage ging Marschall Berwick, der bereits seit einem Monat „in drei Abteilungen" in dieser Gegend rührig war — sehr ungeduldig darauf wartend, daß Belleisle mit der ersten Abteilung Trarbach genommen und das westlich innere Land gesichert habe — mit seiner zweiten Abteilung „bei Fort Louis", den Fluß hinauf, ziemlich südlich von Philippsburg, über den Rhein, mit der Absicht, die Linien von Ettlingen anzugreifen und so auf die Stadt einzudringen. Eine dritte Abteilung, die eine gute Strecke weiter unten damit beschäftigt ist, eine Schiffsbrücke über den Rhein zu legen, soll gleichzeitig die Linien von innen angreifen — das heißt, sie soll den armen Bevern und seine verteidigende Handvoll Truppen im Rücken fassen und in Staunen setzen. Alles geht nach Berwicks Wunsch in dieser Sache. Noailles, sein Leutnant (der erst nächstes Jahr nach Italien geht), bei dem Graf Moritz von Sachsen (später Marschall de Saxe), ein vortrefflicher besonnener Offizier, ist, marschiert am 3. Mai nach Ettlingen hinauf; biwakiert „am Fuße des Berges" (kein namhafter Berg), ersteigt diesen in zwei Kolonnen, Reiterei und Fußvolk, mit dem anbrechenden Tageslicht am folgenden Morgen, formiert sich oben auf einer kleinen Ebene, dringt durch ein dünnes Gehölz hervor — und erblickt leibhaftig das äußerste östliche Ende jener besagten Linien von Ettlingen, die am Ende gar nicht so gefährlich sind! Hier ist Noailles' eigener Bericht:

„Diese auf türkische Weise gemachten Verschanzungen bestanden aus im Zickzack (en échequier) aufgestellten, mit ihren Zweigen zusammengeflochtenen Bäumen, das Ganze etwa fünf Klafter dick. Im Inneren stand ein kleiner Haufe Österreicher: diese erwarten gefaßt unsere Grenadiere und geben nicht eher Feuer, als bis wir nahe sind. Unsere Grenadiere empfangen ihr Feuer, übersteigen die verflochtenen Bäume, nachdem sie ein zweites Feuer empfangen haben (gesamter Verlust fünfundsiebzig Tote und Verwundete), und — der Feind verläßt seinen Posten: die Linien von Ettlingen sind erstürmt [1]!" Dies ist nicht, wie die Erstürmung der Linien von Stollhofen, ein Ding, das Noailles ein Jahr lang in den Zeitungen berühmt gemacht hätte. Aber es war eine nützliche kleine Waffentat, die er ganz gut ausgeführt hatte. Die Wahrheit ist, Berwick war im Begriff, die Linien gleichzeitig am anderen oder Mühlburger Ende anzugreifen (wäre nicht Noailles nach errungenem Siege hingaloppiert, um es zu verhindern); und, was noch viel bedeutender war, jene anderen Franzosen, im Norden, sind über die Schiffbrücke herübergekommen und bedrohen den Rücken Herzog Ferdinands und seiner Handvoll Verteidiger. Herzog Ferdinand sieht ein, daß er nichts ausgerichtet hat, sammelt seine Mannschaft eilig von ihren verschiedenen Posten, zieht sich noch dieselbe Nacht unverfolgt auf Heilbronn zurück und tritt den Befehl an den soeben dort angekommenen Prinzen Eugen ab — der ruhig zwei Prisen nahm, als er die Ettlinger Neuigkeit hörte und sagte: ‚Hat doch nichts zu bedeuten!'"

[1] Noailles, Mémoires (in Petitots Sammlung) III. 207.

Berwick schreitet nun mit Muße zur Belagerung; schließt Philippsburg am 13. Mai ein[1] und eröffnet sein Feuer in der Nacht vom dritten zum vierten Juni — während Eugen in Heilbronn wartet, bis die Reichsarmee eintrifft. Die preußischen zehntausend Mann treffen alle in guter Verfassung am 7. ein, die übrigen nach und nach, alle später und samt und sonders nicht in guter Verfassung. Eugen rückt, nachdem die Preußen zu ihm gestoßen waren, hinab auf Philippsburg und den Kanonendonner dort zu, lagert sich hart im Rücken der belagernden Franzosen. „Lager von Wiesental" nennen sie es; das Dorf Wiesental mit Sümpfen zur Linken ist sein Hauptquartier; das Dorf Waghäusel, unten nahe am Fluß, in einer Entfernung von einer kleinen halben Meile, ist seine Grenze zur Rechten. Berwick, der in der Front emsig Philippsburg in den Fluß hinein bombardiert, hat zugleich hinter sich starke und stark bemannte Verschanzungen zu seiner Verteidigung gegen Eugen aufgeworfen; über den Fluß hat Berwick eine Brücke und am anderen Ufer eine Batterie, mit der er Philippsburg von der entgegengesetzten Seite beschießt. Er wird von Leuten, die nichts zu tun haben, viel kritisiert: „Eugens Angriff wird uns unter diesen Umständen zugrunde richten!" — und außerdem behindern ihn Überschwemmungen des Rheins, den das Schmelzen des Gebirgsschnees, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit, angeschwellt hat. Überschwemmungen hat Berwick wohl vorausgesehen, aber der Kriegsminister in Paris wollte nicht daran glauben: „Eile?" antwortete der Kriegsminister immer: „Wir haben Zeit genug. Ist doch in diesem Winter kein Schnee gefallen, wie können da Überschwemmungen kommen?" — „Das hängt von der Hitze ab", sagt Berwick; „Schnee genug ist allezeit in Vorrat da oben!"

Und so erwies es sich auch, obgleich der Kriegsminister nicht daran glauben wollte; und Berwick muß die Überschwemmungen und ebenso die sonstigen Umstände hinnehmen — und versuchen, ob er nicht kraft seiner eigenen unablässigen besten Anstrengungen Philippsburg mit in den Kauf bekommen kann. Am 12. Juni, als er, wie das täglich sein erstes war, die Runde durch seine Posten machte, trat Berwick aus der Schanze heraus, um eine freie Aussicht auf irgend etwas zu gewinnen; trat „auf die Brustwehr der Sappe", eine sowohl den französischen als den österreichischen Batterien ausgesetzte Stelle, die zu betreten den Soldaten verboten war — und hier, während er aufmerksam die Dinge durch sein Fernrohr prüfte, schmetterte eine Kanonenkugel, man weiß nicht ob eine französische oder österreichische, Berwicks Haupt hinweg; überließ es anderen, mit den Kritiken und den Überschwemmungen und den Operationen klein oder groß zu Philippsburg oder anderswo fertig zu werden! Die Belagerung dauerte unter dem zweiten Befehlshaber fort; „Paris ist in großer Spannung", sagen die Bücher.

Es ist eine heiße Belagerung und eine hartnäckige Verteidigung; Prinz

[1] Berwick II. 312; am 23., sagt Noailles Herausgeber (III. 20).

Eugen sieht zu, greift aber nicht auf die befürchtete Weise an. Südlich, in Italien, hören wir, wird marschiert und strategiert, im Parmesaner Land, und Graf von Mercy wird wohl demnächst eine Schlacht liefern. Im Norden ist Danzig um diese Zeit gänzlich in Feuerwirbelwinde eingehüllt; seine Ausfälle sind abgeschlagen und seine äußeren Verteidigungsposten sind gänzlich zurückgetrieben; Ströme russischer Bomben regnen Tag und Nacht herab; französische Hilfstruppen, beim Landen erwischt, sind an Bord russischer Schiffe, und der arme Stanislaus und „die Dame von Rang, die die erste Kanone abfeuerte", haben eine schlimme Aussicht dort vor sich. Gegen Ende des Monats begeben sich die Berliner freiwilligen Generäle, unser Kronprinz und seine Markgrafen darunter, auf die Reise nach Philippsburg — und das ist eigentlich der einzige Punkt, der uns angeht. Es geschah folgendermaßen:

Dienstagabend, es ist der 29. Juni, gibt es Ball in Monbijou; der Kronprinz und andere tanzen munter, als ob man nichts Besonderes vorhabe. Nichtsdestoweniger haben er und gewisse andere um drei Uhr in der Frühe ihr Ballkleid mit einem besseren vertauscht und rollen im raschen Fluge mit den freiwilligen Generälen und Markgrafen, von der aufgehenden Sonne begrüßt, südlich nach Philippsburg und dem Kriegsschauplatz. Und in derselben Nacht ist König Stanislaus — wenn irgendeinem von uns an ihm gelegen wäre — auf der Flucht aus Danzig, „als Viehhändler verkleidet"; entkam in der Nacht des vergangenen Sonntags aus der Stadt, die unter einem solchen Bombenregen fühlbar zu heiß für ihn wurde: entkam aus der Stadt, kann aber nicht über die sumpfigen Dickichte der Weichsel hinüberkommen und liegt mühsam versteckt in verborgenen Herbergen herum in jenem stygischen Sumpfdelta — es ist eine Sache von Leben und Tod, hinüberzukommen, und kein Boot ist zu haben, so wachsam sind die Russen. Danzig kapituliert und hat schreckliche Strafgelder zu bezahlen, um so härtere, weil kein Stanislaus darin zu finden ist, und das Spähen nach ihm wird immer schärfer im Delta. Unter Gefahren und Abenteuern, wie sie bei dergleichen Gelegenheiten wohl vorkommen[1], gelangt Stanislaus endlich hinüber und erreicht Preußen noch zur rechten Zeit, wo ihm auf Friedrich Wilhelms Befehl ein sicheres stattliches Asyl gewährt wird, bis das Schicksal (wenn dieser Krieg zu Ende ist) entscheiden wird, was aus der armen imaginären Majestät werden soll. Wir lassen ihn in den Schwierigkeiten des Sumpfdeltas und folgen unserem Kronprinzen, der zur selben Stunde ganz anderswohin eilt.

Die Markgrafen, Generäle und er fahren mit Extrapost Tag und Nacht dahin und halten keine Rast, bis sie nach Hof, in der kulmbachischen Nachbarschaft, gelangen, gute vierzig Meilen Weges — nahe bei Wilhelmine und mehr als halbwegs nach Philippsburg. Majestät Friedrich Wilhelm wird

[1] Glaubwürdiges bescheidenes Detail darüber in einem Brief von Stanislaus selber (bereits angeführte Histoire de Stanislaus, S. 235—248).

selber in etwa einer Woche nachfolgen: er hat streng befohlen, daß man keine Zeit vergeude, „sich nicht trenne, sondern zusammen reise, und zwar nicht über Ansbach oder Bayreuth" — obwohl diese fast auf dem Wege liegen.

Das letztere war eine saure Klausel für Friedrich, der die ganze Zeit über darauf gerechnet hatte, seine liebe getreue Wilhelmine auf der Durchreise zu sehen; es entsteht daher die Frage, da es zu gefährlich ist, Papas Befehlen buchstäblich zuwiderzuhandeln: wie man Wilhelmine sehen und Bayreuth nicht sehen könne. Wilhelmine muß, schwach und untüchtig zum Reisen, wie sie ist, ihn an irgendeinem dritten, beiden gut passenden Orte treffen. Nach mehrmaligen Änderungen hat man sich endlich für Berneck, ein etwa fünf Stunden von Bayreuth auf der Hofer Straße gelegenes Städtchen, entschieden und die Begegnung auf Freitag, vermutlich in der Frühe, verabredet. Demgemäß ist Wilhelmine am besagten Morgen früh genug auf dem Wege; ihr Gemahl ist bei ihr, dazu zeremonielles Gefolge einem solchen Bruder zu Ehren: der Morgen ist schwül und windstill, der Tag wird heißer und heißer — in Berneck ist kein Kronprinz in dem für ihn bestimmten Hause; Stunde auf Stunde wartet Wilhelmine vergebens da. Es hat sich nämlich ein Unfall ereignet: die Generäle „verloren gestern ein Rad in Gera", blieben da wegen der Reparatur zurück und sind noch nicht erschienen; und die unlösbare Frage zwischen Friedrich und den Markgrafen heißt: „Wir dürfen wohl nicht ohne sie weiterreisen? Doch, wir dürfen — dürfen wir?" Eine Frage, die Friedrich fast toll machte, während die Stunden jedenfalls dahinschlüpften! Hier sind drei Briefe von Friedrich, die endlich lesbar sind und die, zusammen mit Wilhelmines Bericht (als Darstellung von der anderen Seite aus), eine kleine, völlig menschliche Szene in diesem französisch-österreichischen Kriege schildern — beinahe das einzige Menschliche, das wir in dem lumpigen Handel angetroffen haben:

1. An Prinzessin Wilhelmine, in Bayreuth oder auf dem Wege nach Berneck.

„Hof, 2. Juli" (bald nach 4 Uhr früh) „1734.

Meine teure Schwester, — da bin ich endlich bis auf sechs Meilen in die Nähe einer Schwester gekommen, die ich über alles in der Welt liebe, ehre und schätze, und muß das Weitere doch so beschließen, daß es unmöglich sein wird, sie zu sehen!" — Beschließt es demgemäß aus uns unbekannten Ursachen.

„Niemals habe ich das Unglück, nicht selbständig zu sein, so beklagt wie in diesem Augenblick! Da der König mir gegenüber nur sehr sauer-süß ist, unterstehe ich mich nicht, das mindeste zu wagen, um so weniger, da er Montag über acht Tage bei der Armee ankommt, wo es mir, wie Du Dir denken kannst, schön ergehen würde (serais joliment traité), wenn ich seinen Befehlen zuwiderhandelte. — Die Königin hat mir tausend Grüße an Dich anbefohlen. Deine Krankheit schien sie sehr zu betrüben. Ich konnte jedoch nicht dafür stehen, ob es aufrichtig ist oder nicht; denn sie ist total verändert, und ich verstehe sie nicht (n'y connais rien). Das geht so weit, daß sie mir bei dem Könige, soviel sie konnte, geschadet hat: indessen, das ist nun vorbei. Was Sophie anlangt" (die junge, soeben dem Dir

bekannten ältesten Markgrafen verlobte Schwester), „so ist auch sie nicht mehr das, was sie war, denn sie billigt alles, was die Königin sagt oder tut, und ist entzückt von ihrem dicken Tölpel (gros nigaud) von Bräutigam.

Der König ist schwieriger als je: ist mit nichts zufrieden, so daß er sogar alle Dankbarkeit für jedes Vergnügen, das man ihm machen kann" (z. B. gegen den eigenen Willen heiraten und dergleichen), „verloren hat. Was seine Gesundheit betrifft, so ist sie einen Tag besser, den anderen schlechter; aber die Beine, die sind immer geschwollen. Urteile, wie groß meine Freude sein muß, aus dieser Schändlichkeit herauszukommen — denn der König wird höchstens vierzehn Tage im Lager verweilen.

Adieu, meine anbetungswürdige Schwester: Ich bin so müde, daß ich nicht weiter kann, da ich in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch um drei Uhr von einem Ball in Monbijou abreiste und heute, Freitag, früh um vier hier angekommen bin. Ich empfehle mich Deinem gütigen Andenken und verbleibe meinerseits bis zum Tode, teuerste Schwester — Dein — Friedrich[1]."

Dies ist der erste Brief, geschrieben Freitag früh vor dem Niederlegen, nach solcher Ermüdung; und darin ist, wie eine solche Stimmung es mit sich bringt, die Sache in Verzweiflung aufgegeben. Der Brief traf Wilhelmine nicht unterwegs, und von Bayreuth war sie schon abgereist — wo er sie getroffen hat, weiß ich nicht, vermutlich zu Hause, bei ihrer Rückkunft, als alles vorüber war. Lassen wir nun Wilhelmine ihre eigenen lebhaften Erfahrungen an jenem Freitag erzählen:

„Ich kam um zehn Uhr in Berneck an. Es war eine schreckliche Hitze, und ich fühlte mich schon sehr ermüdet von der Reise, die ich gemacht hatte. Ich stieg in dem Hause ab, das für meinen Bruder bereitgemacht war. Wir saßen und warteten auf ihn bis drei Uhr nachmittags. Endlich ging uns die Geduld aus, und wir setzten uns ohne ihn zu Tische. Während des Essens kam ein furchtbares Gewitter heran. Ich habe nichts so Schreckliches gesehen: der Donner hallte in den Bergen, die Berneck umgeben, wieder, und es schien, als wolle die Welt untergehen: eine Regenflut folgte auf das Gewitter.

Es war vier Uhr, und ich konnte nicht begreifen, wo mein Bruder geblieben war. Ich hatte mehrere Personen zu Pferde ausgeschickt, um Kunde von ihm einzuholen, und niemand kehrte zurück. Endlich ging auch der Erbprinz, trotz meiner Bitten, um ihn zu suchen. Ich war in schrecklicher Aufregung: diese Regengüsse sind sehr gefährlich in den Gebirgsgegenden, die Straßen werden in einem Augenblick überschwemmt, und es geschehen häufig Unglücksfälle. Ich glaubte sicher, daß meinem Bruder oder dem Erbprinzen einer zugestoßen sei." Welch ein 2. Juli für die arme Wilhelmine.

„Endlich, um neun, brachte man mir Nachricht, daß mein Bruder einen anderen Weg eingeschlagen habe und nach Kulmbach" (einem uns gehörigen, westlich gelegenen Schlosse, das dem Leser bekannt ist) „gegangen sei, wo er übernachten wolle. Ich war dafür, dahin zu fahren — Kulmbach liegt vier Meilen von Berneck; aber die Wege sind fürchterlich", der Weiße Main, noch ein junger Strom, ergießt sich durch die Felsenlabyrinthe da, „und voller Abgründe — alle Welt widersetzte sich, und ich mochte wollen oder nicht, man hob mich in einen Wagen, um mich nach Himmelkron zu führen" (es liegt auf dem Wege), „das nur etwa zwei Meilen entfernt ist. Wir glaubten unterwegs zu ertrinken; die Gewässer waren so angeschwollen" (der Weiße Main und seine zornigen Bäche), „daß die Pferde nur schwimmend hindurchkommen konnten.

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie S. 13.

Ich kam endlich um ein Uhr in der Nacht an und warf mich sogleich auf ein Bette. Ich starb fast vor Müdigkeit und war in tödlicher Angst, daß meinem Bruder oder dem Prinzen etwas zugestoßen sei. Letzterer zog mich endlich aus der Unruhe über ihn; er kam um vier Uhr an, brachte aber keine Nachricht von meinem Bruder. Ich fing eben an einzuschlafen, als man mir meldete, daß Herr von Knobelsdorff mich seitens des Kronprinzen zu sprechen wünsche. Ich sprang vom Bette auf und lief zu ihm. Er", indem er mir einen Brief überreichte, „berichtete, daß" —

Doch geben wir nun den zweiten Brief, der kürzlich ans Licht gekommen ist und das Gemälde hier seltsam vollendet. Als Friedrich in Hof erfrischt vom Schlafe aufgestanden war, sah er die Dinge heiterer an, und da die Generäle noch immer ausblieben, hielt er es für möglich, Wilhelmine dennoch zu sehen. Möglich — und doch so sehr gefährlich, vielleicht nicht möglich? Hier ist ein zweiter Brief, aus Münchberg, um drei Meilen näher, und zu einer späteren Tageszeit desselben Freitags geschrieben: Inhalt noch immer von verlegener Art: „Ich will und ich wage es nicht"; das praktische Ergebnis, an und für sich ungewiß, ist nun durch Regengüsse und Ungewitter ganz zu Wasser geworden. Dies ist der Brief, den Knobelsdorff Wilhelminen zu so unheimlicher Stunde am Samstag einhändigt:

2. An Prinzessin Wilhelmine (durch Knobelsdorff überbracht).

„Münchberg, 2. Juli 1734.

Meine teuerste Schwester, — Ich bin in Verzweiflung, meine Ungeduld und meine Pflicht nicht befriedigen — mich heute Dir nicht zu Füßen werfen zu können. Aber, teuerste Schwester, es hängt nicht von mir ab: wir armen Prinzen", die Markgrafen und ich, „sind gezwungen, unsere Generale" (Bredow, Schulenburg und Konsorten) „hier abzuwarten; wir wagen es nicht, ohne sie weiterzureisen. Es zerbrach ihnen ein Rad in Gera" (zehn Meilen hinter uns); „und da wir seitdem nichts von ihnen gehört haben, so sind wir schlechterdings gezwungen, hier zu warten. Stelle Dir also meine Stimmung und meinen Schmerz vor! Dabei haben wir ausdrücklichen Befehl, nicht über Bayreuth oder Ansbach zu reisen — laß mich daher, teure Schwester, keine Vorwürfe über Dinge hören, die nicht von mir abhängen! —

So schwebe ich denn noch immer zwischen Hoffnung und Furcht, Dir meine Aufwartung zu machen, und meine, es kann doch" heute abend „in Berneck geschehen, wenn Du es nur einrichten kannst, daß wir von da aus einen Nebenweg finden, der Bayreuth nicht berührt: sonst darf ich es nicht wagen. Der Überbringer, Hauptmann Knobelsdorff" (ein vortrefflicher, gescheiter Mann, alter Bekannter aus der Küstriner Zeit, vormals aktiver Hauptmann, jetzt aber nur noch dem Titel nach und der Architektur und den schönen Künsten sich widmend), „kann Dich von allen Umständen unterrichten. So steht es jetzt mit mir, und anstatt irgendwelche Gunst vom König erwarten zu dürfen, habe ich nichts als Verdruß. Aber schmerzhafter als alles für mich ist, daß Du unwohl bist. Möge Gott in seiner Gnade Dir beistehen und Dir die kostbare Gesundheit wiederschenken, die ich Dir wünsche!

Friedrich[1]."

Der verständige Knobelsdorff verabredet, daß die Zusammenkunft am selben Morgen um acht stattfinden solle; Wilhelmine (deren Gedächtnis in geringfügigen Punkten ein wenig untreu ist) sagt nicht wo — aber aus schwachen Andeutungen entnehme ich, daß es im „Weiherhause", einem

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie S. 15.

angenehmen Pavillon in dem alten künstlichen See oder großen Fischteich, Brandenburger Weiher genannt, eine kleine Stunde nördlich von Bayreuth, war: da soll Friedrich anhalten, den väterlichen Befehl dergestalt dem Buchstaben nach beobachtend. Um acht, so daß Wilhelmine gezwungen ist, sich wieder auf den Weg zu machen — arme Prinzessin, nach einem solchen Tag und einer solchen Nacht. Ihre Beschreibung der Zusammenkunft ist sehr gut:

„Mein Bruder überhäufte mich mit Liebkosungen, fand mich aber in einem so kläglichen Zustande, daß er seine Tränen nicht zurückhalten konnte. Ich konnte nicht auf den Beinen stehen und fühlte mich alle Augenblicke ohnmächtig, so schwach war ich. Er sagte mir, der König sei sehr aufgebracht über den Markgrafen" (meinen Schwiegervater), „weil er seinen Sohn nicht zu dem Feldzug wolle gehen lassen" — über welchen Punkt, da besagter Sohn, mein Gemahl, Erbfolger ist, man sich hier in Bayreuth am Hof und im Land viel streitet; und auch meine arme Person hat darüber unendliche Angst ausgestanden, vor Furcht, er möchte in den Kämpfen umkommen. „Ich sagte ihm alle die Gründe des Markgrafen und fügte hinzu, daß er nicht unrecht habe. ‚Wohlan!' sagte er, ‚so mag er das Militär lieber ganz verlassen und sein Regiment dem König zurückgeben. Im übrigen aber laß Dir nicht bange sein, falls er doch noch gehen sollte; denn ich weiß aus sicherer Quelle, daß kein Blut dabei vergossen wird.' — ‚Man ist aber doch über der Belagerung von Philippsburg.' — ‚Jawohl', sagte mein Bruder; ‚aber man wird keine Schlacht riskieren, um den Platz zu entsetzen.'

Der Erbprinz", mein Gemahl, „kam, während wir so plauderten, herein und bat meinen Bruder ernstlich, ihm aus Bayreuth wegzuhelfen. Sie gingen an ein Fenster und unterhielten sich lange miteinander. Am Ende sagte mir mein Bruder, er wolle einen recht verbindlichen Brief an den Markgrafen schreiben und ihm so gute Gründe zugunsten des Feldzuges anführen, daß er nicht zweifle, der Brief werde seine Wirkung tun. ‚Wir wollen beisammen wohnen', sagte er, den Erbprinzen anredend, ‚und mich wird es sehr freuen, meinen lieben Bruder allezeit an meiner Seite zu haben.' Er schrieb den Brief, gab ihn dem Baron Stein" (unserem Kammerjunker), „der ihn dem Markgrafen überreichen sollte. Er versprach, die Erlaubnis des Königs, bei seiner Rückkehr in Bayreuth vorsprechen zu dürfen, zu erwirken — darauf entfernte er sich. Es war das letztemal, daß ich ihn in der alten Vertrautheit mit mir sah: er hat sich seitdem sehr verändert! — Wir kehrten nach Bayreuth zurück, wo ich so krank wurde, daß man drei Tage lang an meinem Wiederaufkommen zweifelte[1]."

Der Kronprinz eilt fort nach Südwesten, quer über Land wieder auf die Nürnberger Straße, gelangt denselben Samstag nachts nach Nürnberg und schreibt da unter anderen Briefen den folgenden, der diese kleine Begebenheit, noch immer auf eine menschliche Weise, für uns abschließt:

3. An Prinzessin Wilhelmine, in Bayreuth.

„Nürnberg, 3. Juli 1734.

Meine teuerste Schwester, — Es wäre mir unmöglich, von hier abzureisen, ohne Dir, teuerste Schwester, meine lebhafteste Dankbarkeit zu erkennen zu geben für alle die Beweise der Huld, die Du mir im Weiherhaus gegeben hast. Die größte bestand darin, daß Du mir die Herzensfreude verschafft hast, Dir aufzuwarten. Ich bitte millionenmal um Vergebung für all die Mühe, die ich Dir gemacht habe, teuerste Schwester; aber ich konnte es wirklich nicht ändern; Du

[1] Wilhelmine II. 199—202.

kennst ja meine traurigen Verhältnisse hinlänglich. In meiner großen Freude mit Dir vergaß ich, Dir das Inliegende zu geben. Ich bitte inständig, gib mir oft Nachricht über Deine Gesundheit! Frage die Ärzte; und" — und für gewisse Umstände möchte der Kronprinz seiner armen Schwester „Ziegenmilch empfehlen." Hatte also bereits, was in späterer Zeit an ihm bemerkt wurde, eine Neigung, in Fällen, die ihn interessieren, ärztlichen Rat zu erteilen. —

„Adieu, meine unvergleichliche und teure Schwester. Ich bin allezeit derselbe gegen Dich und werde es bis zum Tode verbleiben. —

Friedrich[1]."

Die Generäle mit ihrem reparierten Rad, die Markgrafen, der Prinz und nun auch die Feldequipage sind sämtlich in Nürnberg und gehen am anderen Morgen weiter; haben jetzt kaum noch zwanzig Meilen zu machen — aber langsameren Schrittes, wegen der Equipage. Heilbronn, den Waffenplatz oder festen Mittelpunkt der Reichsarmee, erreichen sie am Montag: um Eppingen herum kann man die Nacht darauf, wenn der Wind von Westen weht, den Kanonendonner hören — nicht ohne Interesse. Es war Mittwochvormittag, 7. Juli 1734, als der Prinz auf irgendeiner Höhe von der Eppinger Seite her zum erstenmal die Belagerung von Philippsburg erblickte, wie sie mit ihrem Feuer und Gegenfeuer das Rheintal dort unten bekleckste, und wie Eugens Zelte diesseits sich ausbreiteten: es war der erste Anblick, den er je von den Wirklichkeiten des Kriegs gehabt hat. Sein Bericht an Papa ist so deutlich und gut, wir sehen durch ihn hindurch für einen Augenblick wie mit eigenen Augen:

„Im Lager bei Wiesental, Mittwoch, den 7. Juli 1734.

Allergnädigster König und Vater, — Von Nürnberg" — — (die Bayreuther Geschichte bleibt unerwähnt) „habe mich bis Heilbronn nicht aufgehalten, da ich mit der Equipage zugleich den 5. angekommen. Gestern bin ich mit der Equipage auf Eppingen gegangen" (vier Meilen, ein langsamer Marsch der Packwagen halber), „und heute sind wir im Lager bei Wiesental angekommen, haben den Mittag bei dem General Röder" (unserem preußischen Befehlshaber) „gegessen und sind nach dem Essen bei dem Prinzen Eugenio nach der Parole geritten. Ich habe ihm meines allergnädigsten Vaters Brief gegeben, welcher ihn sehr erfreute. — Nach Ausgang unserer Parole habe ich unsere Außenposten ablösen sehen und habe das französische Retranchement besehen.

Von uns", Ew. Majestät Kontingent, „werden drei Redouten aufgeworfen: bei der einen sind heute drei Musketiere miserabel geschossen worden; sie sind zwei von Röder und einer von Finkenstein. Morgen werde ich nach einem Dorfe reiten, so auf unserem rechten Flügel ist; es heißt Waghäusel" (eine Viertelstunde nördlich von uns, nahe am Rhein gelegen): „daselbst ist ein Turm, wovon man das ganze französische Lager sehen kann; von da werde die beiden Linien", französische und unsere, „herunterreiten.

Es werden ein Haufen Hürden und Faschinen gemacht, welche zu zwei differenten Plans sollen gebraucht werden, wie ich erfahren: der eine ist, das französische Retranchement generalement zu attackieren und mit denen Faschinen den Graben, so vor ist, und den Morast, welcher auf unserem linken Flügel ist, zu komblieren. Dieses ist der eine Plan; der andere ist, durch einige fausse Attacken den Feind zu amüsieren und in der Zeit Sukkurs in die Stadt zu

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie S. 16.

schicken. — Aber das ist gewiß, daß in Zeit von etlichen Tagen wir gewiß was hier zu tun haben werden. Geschehe, was da will, so versichere meinen allergnädigsten Vater, daß" usw., „und daß ich nichts tun werde, was Seiner unwürdig ist." —

Friedrich[1]."

Keiner von diesen schönen Plänen ward ausgeführt; es ward überhaupt nichts ausgeführt, wie wir sehen werden. Aber in bezug auf jene „Besichtigung von dem Waghäuseler Turm aus und den Ritt an den beiden Linien herunter" — in bezug auf dies oder auf alle Fälle darauf folgend — haben wir ein authentisches Stückchen Anekdote, das doch angeführt werden muß.

Ein Herr von Suhm, sächsischer Gesandter in Berlin, der gelegentlich schon hier erwähnt worden ist, stand in den nächstfolgenden Jahren viel in Briefwechsel mit dem Kronprinzen. Der Briefwechsel wurde im Verlauf der Zeit herausgegeben, da Suhm bei seinem Ableben die Briefe des Prinzen zu diesem Zwecke sorgfältig geordnet und mit einer einleitenden Charakteristik des Kronprinzen (Portrait du Prince-Royal, par M. de Suhm) versehen hinterlassen hatte. In dieser Einleitung bildet folgendes einen kleinen Abschnitt über die Belagerung von Philippsburg, der uns einen flüchtigen Blick in eine Faser des nun dort vor sich gehenden nichtigen Krieges bietet. Über Suhm und seine Exaktheit werden wir später einiges erfahren. Von dem Fürsten von Liechtenstein, einem österreichischen Mann und Soldaten, der später große Auszeichnung erwarb, haben wir nur zu sagen, daß er das folgende Jahr in diplomatischen Angelegenheiten nach Berlin kam, und daß er sehr vermutlich Augenzeuge der hier berichteten kleinen Tatsache gewesen ist, die vielleicht ohne viel Beweis geglaubt werden kann. Wir bedauern, daß sich kein Datum dazu vorfindet, kein Detail, wodurch es Örtlichkeit und Festigkeit in unserer Vorstellung gewönne: die arme kleine Anekdote, obschon unzweifelhaft, muß vag in der Luft schweben. Indessen, die Worte „Linien von Philippsburg" und „Kronprinz" datieren es doch annähernd; bringen es zwischen den 7. Juli und 18. Juli, wo die Belagerung endigte. Zehn Tage, aus denen man zu wählen hat: von denen dieser 8. Juli, der Tag nach der Ankunft des Prinzen, es ebensogut sein könnte wie ein anderer. Herr von Suhm schreibt (zur Veröffentlichung erst nach Friedrichs und seinem eigenen Tode):

„Es ward bei der Kampagne am Rhein im Jahre 1734 bemerkt, daß dieser Prinz viel Unerschrockenheit (beaucoup de valeur) besitzt. Bei einer Gelegenheit unter anderen" (vielleicht am selben Tage auf dem Heimritt von Waghäusel zwischen den Linien), „als er, von zahlreichem Gefolge umgeben, ausgeritten war, die Linien von Philippsburg zu besichtigen, kam er auf der Rückkehr durch ein sehr lichtes Gehölz, wo ihn das feindliche Geschütz ohne Aufhören begleitete und mehrere Bäume um ihn herum zertrümmerte, ohne daß deshalb sein Pferd aus dem Schritte gekommen wäre, und ohne daß die Hand, die den Zügel hielt, auch nur die geringste Bewegung in ihm verraten hätte. Diejenigen, welche darauf achteten, bemerkten im

[1] Oeuvres XXVII. 3. partie S. 79.

Gegenteil, daß er sehr ruhig fortfuhr, mit einigen Generälen, die ihn begleiteten, zu sprechen, so daß diese seine Haltung in einer Gefahr bewunderten, mit der sich vertraut zu machen er bisher noch keine Gelegenheit gehabt hatte. Diese Anekdote verdanke ich dem Prinzen von Liechtenstein[1]."

Am fünfzehnten kam Seine Majestät in Person mit dem Alten Dessauer, Buddenbrock, Derschau und einem auserlesenen Gefolge an, in der Hoffnung, Zeuge merkwürdiger Waffentaten zu sein, nun da die Krisis von Philippsburg herannahte. Viele Fürsten waren in der gleichen Hoffnung da versammelt: der Prinz von Oranien (dessen Flitterwochen ziemlich zu Ende sind)[2], ein lebhafter, leichter Herr mit etwas verwachsenem Rücken; Prinzen von Baden, Darmstadt, Waldeck: allerhand Prinzen und Herrschaften, achtzig Fürsten an der Zahl, denn die Augen Europas waren auf diese Sache und auf ihre Führung durch den alten Eugen gerichtet. Selbst Prinz Fred von England dachte daran, zu kommen und den Krieg kennenzulernen.

Es war wenige Wochen vor dieser Zeit, daß Fred, der nun in starke Zerwürfnisse mit seinem Vater geraten und verlegen um eine Laufbahn war, eines Tages plötzlich in dem Vorzimmer von St. James erschien und feierlich eine Audienz bei Seiner Majestät erbat, die Seine aufgebrachte Majestät nach einiger Beratung mit Walpole bewilligte. Prinz Fred stellte, als er vorgelassen worden war, drei Forderungen: 1. Erlaubnis, zu dem rheinischen Feldzug zu gehen, als eine zeitweilige Laufbahn für ihn; 2. eine bestimmte Summe, wovon er leben könne, da seiner Stellung ein festes Einkommen gebühre; 3. daß man, nach jenen traurigen getäuschten preußischen Hoffnungen, irgendeine passende Genossin für ihn wähle — da sein Herz und sein Haushalt in so brachem Zustand liegen. Armer Fred, wer von uns kann sagen, inwiefern diese Forderungen berechtigt sein mochten oder nicht? Nur wenige Individuen sind auf dieser Welt in noch verkehrterer Lage anzutreffen. Dahin gehen, wo seinesgleichen waren, und das Soldatenhandwerk ein wenig studieren, das mochte wirklich von Nutzen sein. Die väterliche Majestät empfing Fred und seine drei Forderungen mit Donnerblicken, antwortete auf die ersten zwei gar nichts und auf die dritte, wegen der Genossin: „Ja, es soll geschehen; aber sei ehrerbietig gegen die Königin — und nun pack dich[3]!"

Der arme Fred; er hat einen Kreis hungriger Parlamentsleute um sich, den jungen Pitt, einen Reiterfähnrich, den jungen Lyttleton von Hagley, unseren alten Freund von Soissons her, anderer von schlimmerer Gattung nicht zu gedenken; alles Leute, denen dieser königliche junge Herr, mit seinen Eitelkeiten, seinem Ehrgeiz, seiner Unerfahrenheit, seiner reichlichen

[1] Correspondance de Frédéric II. avec M. de Suhm (Berlin 1787); Avant-propos p. XVIII (geschrieben 28. April 1740). Die Correspondance ist vollständig in Oeuvres de Frédéric (XVI—408), nur die Suhmsche Vorrede fehlt dort.

[2] Hatte Prinzessin Anna, Georgs II. Älteste, am 25. (14.) März 1734 zu seiner und der englischen Menschheit Freude geheiratet.

[3] Coxes Walpole I. 322.

Entzündbarkeit, von Wichtigkeit ist für ihren Plan, Walpole zu stürzen. Er mochte — mit Recht, wie mir scheint — ein dunkles Bewußtsein haben von Talenten zu Besserem in dieser Welt als „Madrigale zu schreiben": eine Unendlichkeit von Wünschen und Gelüsten hat er augenscheinlich — er ist voller entzündbaren Stoffes, der arme Jüngling. Und er ist das Feuerschiff, dessen sich ältere Hände bedienen, um Walpole und Konsorten in die Luft zu sprengen. Welch eine Tugendschule für einen jungen Mann — und für die älteren Männer, die sich mit ihm abgeben! Er gelangt nicht zu dem rheinischen Feldzuge; gelangte überhaupt nie zu etwas, schrieb nur Madrigale und war sehr nichtig, ausschweifend und elend mit dem, was ihm die Natur an Talent verliehen hatte. Bemitleiden wir den armen konstitutionellen Prinzen! Unser Fritz war bloß in Gefahr, sein Leben einzubüßen; aber was will das heißen im Vergleich damit, daß du deinen gesunden Verstand, fast deine persönliche Identität einbüßest und ein parlamentarisches Feuerschiff wirst zum Gebrauche der Oppositionspartei?

Friedrich Wilhelm verweilte einen Monat hier im Felde; lehnte des Prinzen Eugen Einladung, im Hauptquartier unter Dach und innerhalb fester Mauern zu wohnen, huldreich ab; gab einem Zelte inmitten seiner eigenen Völker den Vorzug und teilte die Strapazen der übrigen — zum großen Nachteil seiner schwachen Gesundheit, wie es sich nachher ergab.

In diesen Wochen hat die dicke Zarin, die einen Preis von 100 000 Rubel auf den Kopf des armen Stanislaus gesetzt hatte, in Erfahrung gebracht, daß Seine preußische Majestät diesen schirme; sie tut darauf mit hochfahrenden Worten zu wissen: daß sie ihren Feldmarschall Münnich über die Grenze gehen und besagten Stanislaus ergreifen lassen werde. Seine preußische Majestät aber antwortet darauf mit Bestimmtheit, wenngleich im angemessenen diplomatischen Tone: „Madame, ich werde dies nimmermehr zugeben!" Vielleicht war Seiner Majestät namhafteste Verrichtung hier am Rhein gerade diese in Sachen des Stanislaus. Denn Seckendorff, der Feldzeugmeister, war, in militärischer Eigenschaft, gleichfalls hier und versäumte über dem Soldatenhandwerk doch auch den diplomatischen Dienst nicht; er setzte kaiserlicherseits Seiner Majestät in demselben Sinne viel zu: „Liefern Sie doch den Stanislaus aus, Ew. Majestät! Wie lächerlich, um eines Stanislaus willen womöglich sich ruinieren zu lassen!" Aber diese Worte blieben ohne die mindeste Wirkung jetzt oder später.

Der arme Stanislaus entkam, wie schon erwähnt, Anfang Juli nach Preußen hinüber, und da blieb er, sicher gegen jede Summe von Rubeln und Feldmarschällen, Bitten und Drohungen. In Angerburg, an der preußischen Grenze, fand er einen handfesten Veteranen, den Generalleutnant von Katte, Kommandierenden in jener Gegend (Vater eines gewissen unglücklichen Leutnants, mit dem wir vor langer Zeit tragisch bekannt waren!) — und dieser Veteran empfing die flüchtige Majestät in des Königs Na-

men[1] mit Zusicherungen eines ehrenhaften Asyls, bis die Zeiten und Straßen wieder für Seine flüchtige Majestät klar sein würden. Die flüchtige Majestät, für die die Straßen und Zeiten gegenwärtig sehr dunkel waren, ging nach Marienwerder; sprach davon, „nach Pillau zwecks Überfahrt zur See" oder nach allerhand anderen Plätzen zu gehen; ging schließlich nach Königsberg und nahm da mit einem ansehnlichen polnischen Gefolge von größtenteils sehr unbemittelten und sehr kostspieligen Flüchtlingen, die sich um ihn angehäuft hatten, seinen Aufenthalt. Hier blieb die flüchtige polnische Majestät beinahe zwei Jahre, bis dieser Krieg zu Ende war, unter dem treuen Schutz Friedrich Wilhelms, der ihm sogar eine kleine Pension (300 Taler monatlich) gab — während Frankreich das wenige tat, was es für den Großvater von Frankreich tun konnte, indem es ihm eine viel größere (größere, aber doch noch nicht ausreichende) gewährte. Frankreich hat seinen Großvater hier, auf dessen Kopf 100 000 Rubel als Preis gesetzt waren, auf eine befremdliche Weise im Stiche gelassen. Aber Friedrich Wilhelm kennt die heiligen Gebräuche der Gastfreundschaft und übt sie: er bleibt stocktaub gegen Drohungen wie gegen Bitten von Kaiser und Zarin; gibt Münnich entschieden zu verstehen, was Neutralitätsrechte sind, und daß sie beobachtet werden müssen. Münnich ist zwar sehr geneigt zum Gegenteil, ließe es sich nur machen, sieht sich aber infolge der sachgemäßen Anordnungen Seiner Majestät gezwungen, sich zu fügen. Die preußische Majestät wollte, wie ein König und Ehrenmann, nichts von Bedingungen des Wegsendens oder Auslieferns des Stanislaus oder von irgendeinem Verletzen der Gastfreundschaft hören, sondern behielt ihn ehrenhaft dort, bis die Zeiten und Straßen wieder freier wurden[2]. Ein einfaches Stück Pflicht wurde treu erfüllt: der Anfang davon fällt in diese Zeit des Lagers bei Philippsburg, Juli bis August 1734; im Mai 1736 wird uns etwas von seinem Ende zu Gesichte kommen! —

Seine preußische Majestät ward während ihres Aufenthalts im Lager bei Philippsburg — ein so vornehmer Freiwilliger, der uns die Ehre erzeigt, mit uns zu kampieren — „zu allen Kriegsberatungen, die man hielt, gebeten", melden die alten Bücher; und er und der Kronprinz wohnten ihnen bei wichtigen Anlässen auch bei: aber da war leider sozusagen nichts zu beraten. Faschinen und Blendungen lagen unnütz da; es wurde kein Versuch zum Entsatz von Philippsburg gemacht. Am dritten Tage nach Seiner Majestät Ankunft, 18. Juli, mußte sich Philippsburg, nach sechswöchiger hartnäckiger Verteidigung mangels aller Hoffnung auf Entsatz ergeben — die Franzosen schritten dann zur Ausbesserung der Festungswerke, ohne daß Eugen auch nur versuchte, sie dort zu stören. Wenn sie weitere Operationen diesseits des Flusses versuchen, macht er Gegenversuche, und das ist alles.

[1] Militärlexikon II. 254.
[2] Förster II. 132, 134—136.

Unser Kronprinz, der in späteren Jahren wohl ein Urteil darüber hatte, ist der wohl erwogenen Meinung, daß die französischen Verschanzungen keineswegs uneinnehmbar waren, und daß man die Franzosen durch einen richtigen Angriff wohl hätte zugrunde richten können[1]. Ihre Stellung sei schlecht gewesen; Raum, sich für eine Schlacht zu entwickeln, hätten sie nur unter dem beständigen Feuer der Stadtbatterien gehabt; ihre Niederlage sei wahrscheinlich und ihre Vernichtung im Fall einer Niederlage unvermeidlich gewesen. Aber Prinz Eugen wollte es mit einer Armee, die wenig nach seinem Sinne war (er traute dem Reichskontingente nicht so recht), nicht wagen: „Siebzehn sieggekrönte Schlachten, und wenn wir in der achtzehnten und letzten geschlagen würden?"

Es steht zu vermuten, daß der Alte Dessauer, wäre er Oberbefehlshaber gewesen, mit derselben Armee — in der wir, selbst bei den Reichstruppen, wenigstens zehntausend Mann von Tüchtigkeit kennen — einen Streich gegen die Franzosen geführt haben würde: aber Prinz Eugen wollte es nicht versuchen. Er ist nicht mehr das, was er war, dieser greise Held; er ist nun dreiundsiebzigjährig und stark mitgenommen von dem langen Marsch durch die Zeit. Und in diesem nämlichen Sommer starb sein Neffe, der letzte männliche Vertreter seines Hauses, plötzlich an einem Entzündungsfieber und hinterließ den alten Mann gar trauervoll: „Allein, mutterseelenallein, am Ende unseres langen Marsches; Lorbeeren sind also doch fruchtlos?" Er beschränkte sich vorsichtig auf die Verteidigung, und es wird zugegeben, daß er dabei geschickt vorgegangen ist.

Aber nachdem Philippsburg weggenommen ist, haben wir nichts Erhebliches mehr zu melden; der Feldzug ward zu einer Reihe von Vor- und Rückmärschen, Frontmachen und dann wieder Kehrtmachen — mühseligem Manövrieren auf beiden Seiten des Rheines und des Neckars — ohne weiteres Ergebnis für die Franzosen und ohne Denkwürdigkeit für eine oder die andere Seite. Um die Mitte des August ging Friedrich Wilhelm weg — seine Gesundheit ist sehr geschwächt durch den Monat unterm Zeltdach, inmitten von Rheinüberschwemmungen und nichts als traurigen Erscheinungen. Kronprinz Friedrich und eine auserlesene Gesellschaft gaben Seiner Majestät das Geleite bis Mainz, wo sie der Kurfürst mit einem Diner von außergewöhnlicher Pracht bewirtete[2] — nach dem Essen bestieg Seine Majestät „die kurfürstliche Jacht", und in diesem vornehmen gastfreundlichen Fahrzeug fuhr er dahin durch das Binger Loch, rasch hinab gen Wesel; der Kronprinz aber kehrte mit seiner Gesellschaft in das Lager zurück, das sich zu dieser Zeit am Neckar befindet.

Das Lager, und mit ihm der Kronprinz, zieht herum, nach Heidelberg, nach Waiblingen, nach Weinheim, eine Zeitlang auch in die Nähe von Mainz: aber es lohnt nicht die Mühe, ihm zu folgen; auch ist weder aus

[1] Oeuvres de Frédéric I. 167.
[2] 15. August (Faßmann S. 511).

Friedrichs eigenen Briefen noch aus anderen Meldungen nach bester Forschung irgend etwas Namhaftes über sein Tun und Lassen dort zu entnehmen. Er hört, als es soweit ist, von dem schlechten Erfolg in Italien, von der Schlacht bei Parma, mit den Gefühlen, die sich erwarten lassen; spricht mit einer traurigen Heiterkeit von den schmutzigen Strapazen und anderen Nichtigkeiten hier am Rhein — hat jedoch die Einsicht, seine Vorgesetzten nicht unvernünftig zu tadeln. Hier folge nur eine Stelle aus einem seiner Briefe an den Oberst Camas, die zum Ruhme des Schreibers angeführt werden kann. Mit Camas, einem vorzüglichen preußischen Franzosen, den wir oben schon einmal erwähnt haben, und noch mehr mit Madame Camas in späterer Zeit, korrespondiert er viel, oft auf eine schöne kindliche Weise:

„Der gegenwärtige Feldzug ist eine Schule, wo man aus der Beobachtung der Verwirrung und Unordnung, die in dieser Armee herrscht, Nutzen schöpfen kann: es ist ein an Lorbeeren sehr unfruchtbares Feld gewesen, und diejenigen, die ihr ganzes Leben hindurch gewohnt waren, solche zu sammeln, und sie bei siebzehn hervorragenden Anlässen gesammelt haben, können diesmal keine erlangen." Nächstes Jahr hoffen wir alle an der Mosel zu sein und dort ein fruchtbareres Feld zu finden. — — „Ich fürchte, lieber Camas, Sie werden denken, ich sei im Begriff, den Kothurn anzuschnallen, mich für einen kleinen Eugen auszugeben, mit autoritativem Tone darzulegen, was jeder hätte tun und lassen sollen, und Verdammung und Tadel nach rechts und links auszuteilen. Nein, mein lieber Camas, weit davon entfernt, mich so hoch zu vermessen, bewundere ich die Führung unseres Oberbefehlshabers und mißbillige die seines würdigen Gegners nicht; und weit davon entfernt, zu vergessen, daß Achtung und Rücksicht den mit Wunden bedeckten Personen gebührt, die durch Jahre und langen Dienst eine vollendete Erfahrung erlangt haben, werde ich williger als je auf sie als auf meine Lehrer hören und von ihnen zu lernen suchen, wie man zu Ehren kommt, und welches der kürzeste Weg zu dem Geheimnis dieses Standes ist [1]."

Der folgende zweite Brief, an Leutnant von der Gröben, von drei Wochen älterem Datum, zeigt uns einen anderen Anblick, der wenigstens ebenso verbürgt ist und unseres Lesens wert sein mag. Von der Gröben ist Leutnant — ich nehme an, noch im Göltzschen Regiment, wenn auch daheim gelassen — jedenfalls ist er in vertrautem Umgang mit dem Prinzen in Ruppin; er soll der Rädelsführer bei jenen mitternächtlichen, an geistlichen Herren verübten Schabernacken und den übrigen tollen Streichen dort gewesen sein [2], ein lustiger Kumpan, acht Jahre älter als der Prinz, mit dem er, wie es genugsam vor Augen liegt, auf sehr freiem Fuße steht. Philippsburg ging vor einem Monat verloren; die Franzosen sind eifrig bemüht, es auszubessern, und sie versuchen außerdem ohne Erfolg, ein wenig in das Innere Deutschlands einzudringen. Weinheim ist ein Städtchen auf der Nordseite des Neckar, etwa fünf Stunden von Mannheim entfernt — das preußische Korps zieht dort von Zeit zu Zeit ab und dann wieder ein, je nachdem Prinz Eugen und die Franzosen ver-

[1] „Lager bei Heidelberg, 11. September 1734" (Oeuvres XVI. 131).
[2] Büsching, Beiträge V. 20.

geblich in jener Rhein-Neckargegend manövrieren. „Herdek teremtetem“ ist ein ungarischer Fluch, soll heißen Derdek teremtete und bedeutet: „Der Teufel hat dich geschaffen!“

„Weinheim, 17. August 1734.

Herdek Teremtetem! ‚Mitgegangen, mitgehangen‘, so sagte jener Wirt von Bielefeld! So wird es mir armem Teufel auch wohl gehen; denn ich schlendre mit der Armee mit, und der Franzose wird wohl das Beste von uns kriegen. Wir wollen wieder über den Neckar“ (auf die südliche oder Philippsburger Seite), „und die verfluchten Kerls wollen uns nicht darüber lassen. Was mich nur bei der Sache ärgert, ist, daß in der Zeit, daß wir uns die größte Mühe von der Welt geben, um durch militärische Strapazen heroisch zu werden, so sitzest Du Teufel zu Hause ....

Die Equipage von dem Duc de Bouillon haben unsere Husaren gefangen bei Landau“ (auf der anderen Rheinseite, vor einiger Zeit). „Hier stehen wir im Moder bis an die Ohren, und sind fünfzehn Mann vom Regiment von Alt-Baden im Moder versunken. Der Moder kommt daher, daß bei Heidelberg ein Wolkenbruch geschehen, welcher die Dörfer Fuhrenheim und Sandhausen ganz und gar verschwemmt hat.

Der Hauptmann von Stonjetin, Flansschen Regiments, hat in einer Affaire d'honneur eine Wunde am Kopf gekriegt; er lebet aber noch und man hoffet, er kommt davon.

Hier ist der Exerzierteufel auch in die Kaiserlichen gefahren, denn der Prinz Eugen exerziert nun ärger wie wir; er ist öfters drei Stunden selber dabei — und fluchen die Kaiserlichen soviel auf uns, daß es grausam ist.

Adieu. Wo Dich der Teufel nicht holet, so meritierst Du es; also vale!

Friderich[1].“

Keine Lorbeeren sind hier zu gewinnen; aber genug Schmutz und sauere Strapazen — die man, wie wir sehen, mit jugendlichem Stoizismus, von der spöttischen und vielleicht von besserer Art hinnimmt. Friedrich ist zweiundzwanzig Jahre und etliche Monate alt, als er diesen seinen ersten Feldzug mitmacht. Die Art und Weise seines Auftretens dort müssen wir wohl oder übel aus diesen wenigen Fingerzeigen erraten. Ohne Zweifel zog er in militärischer Hinsicht Nutzen daraus; er wird nun mit neuem Licht und neuer Frische Studien verfolgen, mit deren Gegenstand er in so tatsächlicher Berührung gewesen ist. Sogar das war belehrend, daß er „die Verwirrungen dieser Armee“ und die Folgen solcher Unordnung für ein Heer mit ansehen konnte! Im übrigen konnte der Umgang mit Eugen, Liechtenstein und so vielen Reichsfürsten und Häuptern der lebenden Menschheit nicht anders als unterhaltend für den jungen Mann sein; und im stillen waren diese, wenn er die damalige Zeit zu lesen wünschte, was er ganz gewiß mit menschlicher und mit königlicher Begierde tat — wie ein Alphabet für ihn: wichtig für künftige Jahre. Ja, man zweifelt nicht daran, daß der Einblick, den er hier in die Beschaffenheit der österreichischen Armee und ihrer Behandlung gewann — man hatte z. B. „die Armee sieben Tage lang ohne Brot gelassen“ — ihm später den höchst wichtigen

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. partie S. 181.

Gedanken eingab, daß eine solche Armee, wenn es darauf ankäme, wohl geschlagen werden könne! —

Wilhelmine sagt, sein Hauptkamerad sei der Markgraf Heinrich gewesen — der schlimme Markgraf, der in späteren Jahren wegen irgendeines unbekannten Vergehens bei Friedrich in Ungnade fiel. Markgraf Heinrich „verleitete ihn zu allerlei Ausschweifungen", sagt Wilhelmine — vermutlich in der Sprache der Übertreibung. Er selber meldet ihr in einem seiner Briefe, ein paar Tage vor Papas Abreise: „Unser Lager wird morgen über den Main hinüber verlegt, und der rechte Flügel, wo ich stehe, wird von Mainz nur durch den Rhein getrennt sein, was ich mir, sobald nur Serenissimus" (Le Sérénissime, so nennt er respektlos den Papa) „fort sein wird, hübsch zunutze zu machen gedenke"[1] — ohne Zweifel zusammen mit dem schlimmen Markgrafen! Mit dem älteren Markgrafen, dem Verlobten der kleinen Sophie, den er in einem uns bekannten Brief einen „dicken Tölpel" nennt, liegt er zu dieser Zeit in offenem Hader — „brouillé à toute outrance mit dem neuen Schwiegersohn, der das wildeste Tier in dem ganzen Lager ist[2]."

Wilhelmines Gemahl war Anfang August doch gekommen, war aber nicht so glücklich, als er erwartet hatte. Der schlimme Markgraf stach ihn beträchtlich aus. Hier ist ein kleines Abenteuer, das sie bestanden; Friedrich erwähnt es, und Wilhelmine hat es umständlich aufgezeichnet: ein Abenteuer an einem Fluß — wie wir erraten möchten, wenn es des Erratens wert wäre, ist es der Neckar, nicht der Rhein gewesen. Die Franzosen hatten einen verschanzten Posten auf der anderen Seite dieses Flusses; der Kronprinz, der schlimme Markgraf und Wilhelmines Mann ritten diesseits hinauf und schauten sich ruhig um: Wilhelmines Mann wollte den französischen Posten abzeichnen und hielt zu diesem Zwecke an. So zeichnete er unbehelligt, als sein dummer bayreuthischer Husar, der eine vortreffliche Büchse (arquebuse rayée) bei sich hatte, sich es beikommen ließ, einen Schuß auf die französischen Schildwachen aus großer Schußweite zu probieren. Sein Schuß traf nichts, aber er erweckte, wie natürlich, die Feindseligkeit der Franzosen, die fleißig zu feuern anfingen und leicht hätten ein Unglück anrichten können. Mein Mann schalt den Dummkopf von Husaren und vollendete seine Zeichnung trotz der französischen Kugeln; ritt alsdann zu dem Kronprinzen und schlimmen Markgrafen heran, die ihren Anteil an dem Vorgefallenen mit wegbekommen hatten und auf ihn nicht sehr gut gestimmt waren. Der schlimme Markgraf raunte auf unmanierliche Weise dem Kronprinzen allerlei ins Ohr, mit Seitenblicken nach meinem Mann — der es sehr wohl verstand und solch grobem Treiben bald ein Ziel setzte, indem er auf höfliche, aber nachdrückdrückliche Art zu verstehen gab, daß es gefährlich sein dürfte, dies fort-

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie S. 17 (10. August).
[2] Ebendort.

zusetzen. Worauf der schlimme Markgraf in ein trotziges Schweigen verfiel. Weiter geschah dort kein Schaden; die französischen Kugeln gingen alle fehl oder „erreichten, vom Wasser angezogen, nicht einmal das Ufer“, meint Wilhelmine[1].

Wichtiger für des Kronprinzen Leben während dieser letzten Wochen ist eine Nachricht, die er von seinem Vater erhält. Friedrich Wilhelm hielt, nachdem er die kurfürstliche Jacht verlassen hatte, seine Musterungen in Wesel, in Bielefeld, in den Rhein- und Weserlanden ab und machte dann einen Abstecher, um einen versprochenen Besuch bei Ginkel, dem Berliner holländischen Gesandten, abzustatten, der ein schönes Haus in der dortigen Gegend besitzt; und hier war Seine Majestät gefährlich erkrankt. Er sah sich gezwungen, bei Ginkel und darauf in seinem eigenen Schlosse Moyland eine Zeitlang stillzuliegen, und so erreicht er Potsdam erst am 14. September[2], befindet sich aber auch dann noch in einem schwachen, sich noch verschlimmernden und überhaupt gefährlichen Zustand, der die folgenden Monate hindurch andauert. Anfälle von Gicht, heißt es, und von allerhand sonstiger Kränklichkeit, die in Wassersucht übergeht. Ein lebensgefährlicher Zustand, denken alle Zeitungen in vorsichtiger Form, was auch so ziemlich Friedrich Wilhelms eigene Meinung und die der besser Unterrichteten ist. Das gibt Gedanken für einen Kronprinzen, der seinem Vater zwar zugetan ist, aber viel Schmerzhaftes von ihm erduldet. Den Umstehenden wird man nun zu einer anderen Person. „Ein Kronprinz, der demnächst König werden dürfte — bei dem ein wenig Schmeichelei sich wohl verlohnen möchte!“ Von innen und von außen kommen aufregende Einflüsse, Gedanken, die man strenge unterdrücken muß und die sich nicht völlig unterdrücken lassen. Der im Feld stehende Kronprinz ist von ungefähr Ende September an, während der letzten paar Wochen dieses Feldzuges, im stillen sich selbst und anderen gegenüber nicht mehr ganz derselbe, der er war.

Ein Blick auf den Leutnant Chasot und andere Erwerbungen.

Wir haben noch zwei kleine Punkte, die diesen Feldzug angehen, zu melden oder nachzusehen. Alsdann soll der lästige Feldzug endigen, der Kronprinz seine zehntausend auf dem Marsche in ihre westfälischen Winterquartiere bis Frankfurt führen und darauf selbst von Frankfurt aus (5. Oktober) auf dem Wege nach Hause auf ein paar Tage hinüber zu Wilhelmine eilen — zum Vergnügen aller Beteiligten, meine Leser und mich mit eingeschlossen.

Der erste Punkt ist, daß einmal im Verlaufe dieses Feldzugs, vermutlich gegen dessen Ende, der Kronprinz und der Alte Dessauer zusammen

[1] Wilhelmine II. 208, 209. Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. partie S. 19.
[2] Faßmann S. 512—533; September 1734 bis Januar 1735.

mit einigen anderen „sich Pässe verschafften“ und hinausritten, um sich „das französische Lager“, und was es an neuen Phänomenen ihnen zu bieten hatte, anzusehen. Wo, wann, wie oder mit welchen Eindrücken, erfahren wir nicht. Dieses französische Lager war keines, wo es viel militärisch zu bewundern gab[1]. Es befanden sich darin hie und da alte Soldaten von Auszeichnung, einige wenige junge Soldaten, die ihren Beruf wirklich ernst nahmen, und eine große Menge junger Gecken von vornehmer Geburt und hochmütigem Wesen, die umherstolzierten „in Schuhen mit roten Absätzen“, mit „Offizierspatenten vom Hof“ für diesen Krieg, und die nichts vom Soldaten an sich hatten, als die Epauletten und Federbüsche — immer geneigt zu anmaßendem Übermut ihren ärmeren Kameraden gegenüber. Alle Parteien, jung und alt, sogar diese übermütige Partei mit den roten Absätzen, konnten bei diesem besonderen Anlasse nichts als die höchste Vollendung der Höflichkeit zeigen. Ohne Zweifel lief alles auf die übliche befriedigende Weise ab; der Kronprinz machte wohl einen angenehmen Ausflug und erhielt mehr oder weniger Stoff zu nachträglichen Gedanken und Vergleichen. Da aber durchaus nichts als die nackte Tatsache für uns davon gemeldet steht, so überlassen wir das übrige der Einbildungskraft des Lesers — da die Tatsache unzweifelhaft und die Einzelheiten lebhaften Lesern nicht unvorstellbar sind. Unter den französischen Würdenträgern, die bei dieser Gelegenheit die Honneurs ihres Lagers machten, fiel ihm der Generaladjutant, ein „Graf de Rottembourg“ (eigentlich von Rothenburg, von deutscher Geburt, Verwandter jenes Rothenburg, den wir vor langer Zeit als französischen Gesandten in Berlin sahen), auf, ein vielversprechender junger Soldat, den er nicht wieder aus den Augen verlor, sondern mit der Zeit für seinen eigenen Dienst erwarb, wo er sich als ausnehmend tüchtig bewährte. Einen Grafen von Schmettau, oder besser zwei Brüder von Schmettau, in österreichischem Dienst hier, vorzügliche Leute, von Geburt Preußen, die es auch sehr verdienen, daß man sie später einmal erwerbe, hatte der Kronprinz bereits auf diesem rheinischen Feldzug bemerkt, da er allezeit ein Auge für Erscheinungen dieser Art hatte.

Der zweite kleine Punkt ist vielleicht um zwei Monate früher zu datieren als jener des französischen Lagers und findet sich in nachstehendem Auszuge aus unseren wirren Manuskripten hinlänglich aufgezeichnet:

> Vor dem Abzug von Philippsburg ereignete sich ein kleines Abenteuer, das, obschon es nichts zu sein schien, hier meldenswert ist. Eines Tages, Datum nicht angegeben, kam ein junger französischer Offizier von offenem, einnehmendem, wiewohl im Augenblick sehr beunruhigtem Aussehen als unfreiwilliger Deserteur herüber, fliehend vor einer großen Gefahr in seinem eigenen Lager. Sein Name ist Chasot, Leutnant von dem und dem Regiment: „Führt mich zum Prinzen Eugen!“ fleht er. Das geschieht. Die Gefahr war folgende: Ein vornehmer junger Herr, einer jener Gecken mit roten Absätzen, unwissend und des Übermuts gegen einen ärmeren, besser unterrichteten Kameraden fähig, hatte Chasot zum Duell gefordert. Chasot

[1] Mémoires de Noailles (passim).

erstach ihn in ehrlichem Zweikampf, und es heißt, es sei ihm Recht geschehen. „Aber der Duc de Boufflers ist mit ihm verwandt: fliehe oder du bist verloren!" schrie jedermann. Die Offiziere seines Regiments verfaßten eilig irgendeinen Ausweis für Chasot, unterzeichneten ihn eilig, und Chasot machte sich aus dem Staube und ließ sich kaum Zeit, um sein Bündel zu schnüren.

„Will Ew. Durchlauchtige Hoheit mich nicht schirmen?" — „Oh, gewiß!" sagte Eugen — wies ihm Quartier in seiner unmittelbaren Umgebung an und ernannte einen Herrn von Brender zu seinem Begleiter. Chasot, ein munterer, offenmütiger junger Kerl, ward bald ein Liebling; er ist bemüht, sich nützlich zu machen, wo er kann, und sehr angenehm in der Unterhaltung, sagte jedermann.

Bald darauf — noch bei Philippsburg, wie es scheint, obgleich es nicht ausdrücklich gesagt ist — hörte der Kronprinz von Chasot und ersuchte Brender, ihn zu ihm herüberzubringen. Hier folge Chasots eigene Erzählung, durch die wir, wie durch ein kleines Schnürloch, wieder einmal, und zwar zum letztenmal, unmittelbar in des Kronprinzen Kampagneleben bei diesem Anlasse blicken.

„Am anderen Morgen um zehn, der anberaumten Stunde, begleitete ich Brender, der eines seiner Pferde für mich satteln ließ, zu dem Prinzen, der uns in seinem Zelte empfing, hinter dem er sich, in einer Tiefe von drei bis vier Fuß, einen geräumigen Speisesaal mit Fenstern und Strohdach", ich hoffe von guter Höhe, „hatte aushöhlen lassen. Nach einer zweistündigen Unterhaltung, in deren Verlauf er an mich hundert Fragen gestellt hatte" (ein Prinz, der begierig ist, die Tatsachen kennenzulernen), „entließ uns Seine Königliche Hoheit und bat beim Weggehen, des Abends oft zu ihm zu kommen.

Es war nach einem großen Diner in diesem Speisesaal zwei Tage darauf, daß die preußische Wache einen Trompeter von Monsieur d'Asfeld" (dem französischen Oberbefehlshaber seit Berwicks Tod) „mit meinen drei Pferden brachte, die man mir von der französischen Armee herüberschickte. Der Prinz Eugen, der anwesend und bei guter Laune war, sagte: ‚Man muß diese Pferde verkaufen, sie verstehen kein Deutsch; Brender wird dafür sorgen, daß Sie nicht zu Fuß zu gehen brauchen.' Alsbald schätzte Fürst Liechtenstein meine Pferde, und sie wurden auf der Stelle zu ihrem dreifachen Wert verkauft. Der Prinz von Oranien, der mit unter den Gästen war" (der ein wenig verwachsene witzige Herr, dessen englische Flitterwochen gehörig aus sind), „sagte halblaut zu mir: ‚Monsieur, es geht doch nichts über den Verkauf von Pferden an Leute, die gut diniert haben.'

Nach diesem Verkauf fand ich mich reicher, als ich es mein Lebtag zu sein gehofft hatte. Der Kronprinz schickte mir fast täglich einen Reitknecht mit einem Handpferd, um mich zu ihm zu begeben und ihn mitunter auf seinen Ausflügen zu begleiten. Endlich ließ er mir durch den Herrn von Brender und sogar durch den Prinz Eugen vorschlagen, mit ihm nach Berlin zu gehen." Das nahm ich natürlich an, kam aber zuerst nach Ruppin. „Ich gelangte nach Berlin von Ruppin aus im Jahre 1734, zwei Tage nach der Hochzeit Friedrich Wilhelms, Markgrafen von Schwedt" (des schlimmen Markgrafen älterer Bruder, der das wildeste Tier im Lager genannt worden war), „mit der Prinzessin Sophie" — d. h. am 12. November, denn die Hochzeit war, wie uns die Bücher belehren, am 10. Chasot erinnert sich, daß „der Kronprinz am 14. in seiner Berliner Wohnung der gesamten königlichen Familie ein Fest gab", der glückverheißenden Hochzeit zu Ehren [1].

So ist Chasot bei dem Kronprinzen untergebracht. Er wird tüchtig sich schlagend in späteren Teilen dieser Geschichte wieder vorkommen und abermals ein verhängnisvolles Duell haben, obwohl er niemals ein streitsüchtiger Mensch gewesen sein will.

[1] Kurd von Schlözer: Chasot (Berlin, 1856) S. 20—22. Ein angenehmes Büchlein, ziemlich genau und sehr lesbar.

Des Kronprinzen Besuch in Bayreuth auf dem Heimweg.

Am 4. Oktober hat sich der Kronprinz von dem Prinzen Eugen getrennt, um ihn niemals in dieser Welt wiederzusehen; „ein alter Held, der nur noch der Schatten von dem war, was er gewesen ist", sagt der Kronprinz [1] — und er gibt seinen preußischen Kriegshauptleuten ein Abschiedsessen in Frankfurt am Main, nachdem er selbst die zehntausend Mann so weit ihren Winterquartieren entgegengeführt und sie nun ihren regelmäßigen Befehlshabern übergeben hat. Sie sollen in Westfalen überwintern, diese Zehntausend, im Paderborn-Münsterschen, wo sie den Landesfürsten nichts weniger als angenehm waren, es auch nicht sein sollten — da Kurköln (Hauptbesitzer daselbst) und sein Bruder von Bayern sich offen zu Frankreich neigen. Die preußischen Zehntausend müssen sich daher ohne Willkomm und ohne gute Worte zu dem Notwendigen verhelfen — und die Dinge sind nicht angenehm. Und die Landesfürsten können es durch Protokollführen, noch mehr aber die Einheimischen, wenn sie meuterisch aufstehen [2], nur noch schlimmer machen. Überhaupt sollen die Zehntausend, obwohl ihre Haltung im übrigen so vollkommen war, sich auf ihren Märschen in Deutschland während dieses Krieges etwas schlimm aufgeführt haben — und allezeit am schlimmsten, so ward von aufmerksamen Personen festgestellt, in den Ländern (Bamberg und Würzburg z. B.), wo ihre Offiziere vormals in Werbehändel geraten waren. Damit erklären sich jene aufmerksamen Personen auch diese Erscheinung. Aber wir lassen das alles aus, denn das uns Angehende liegt anderswo. „Unmittelbar nach Tisch in Frankfurt" fährt der Kronprinz rasch, wie es sein Brauch war, nach Bayreuth ab. Er kommt am anderen Morgen an, „am 5. Oktober", sagt Wilhelmine — die ihn, wenn auch mit schiefen Streiflichtern, wieder auf einen Augenblick für uns beleuchtet.

Wilhelmine war in gedrückter Stimmung — sie kränkelte ohnehin schon, und dazu kam nun die Bestattung des Prinzen von Kulmbach (der in der Schlacht bei Parma umgekommen war), Papas Krankheit und andere düstere Vorfälle — und sie war mit dem Kronprinzen bei dieser Gelegenheit durchaus nicht zufrieden. Er ist seltsam verändert, seit wir ihn im Juli gesehen haben! Mag sein, daß unserem Kronprinzen, da er mit leichtfertiger Schwungkraft einem gewissen, vermutlich nahen Ereignis entgegensieht, der junge Kopf ein wenig aufgebläht ist, und daß er mit einer gewissen Schroffheit auftritt, die seiner geliebten Schwester neu ist — aber vermutlich hat die trübe Laune der Prinzessin selbst viel damit zu tun. Ach, der Unterschied zwischen einem Herzen, das seinen geheimen Kummer kennt, und dem freude- und siegesbewußten Herzen eines Freundes ist hart und anstößig für das erstere! Hier folge der Prinzessin Bericht —

[1] Oeuvres (Mém. de Brandebourg) I. 167.
[2] „28. März 1735" (Faßmann S. 547). Buchholz I. 136.

den Subtrahenden, fünfundzwanzig oder fünfundsiebzig Prozent unabgezogen mit eingeschlossen.

„Mein Bruder kam am 5. Oktober an. Er schien mir sehr verstimmt zu sein (decontenancé), und um jeder Unterhaltung mit mir auszuweichen, sagte er mir, er habe an den König und die Königin zu schreiben. Ich ließ ihm Feder und Papier geben. Er schrieb in meinem Zimmer und brachte über eine gute Stunde damit zu, zwei Briefe von ein paar Zeilen zu schreiben. Darauf ließ er sich den gesamten Hof vorstellen und beschränkte sich darauf, die Leute alle mit spöttischem Blicke zu betrachten; alsdann setzten wir uns zu Tische.

Hier bestand seine ganze Unterhaltung darin, daß er alles, was er sah, bespöttelte (turlupiner) und mir mehr als hundertmal die Worte ‚kleiner Fürst' und ‚kleiner Hof' wiederholte. Ich war außer mir und konnte mir nicht denken, wie er sich so plötzlich gegen mich habe verändern können. Die Etikette aller Höfe des Reichs gestattet keinem unter Kapitänsrang an fürstlicher Tafel zu sitzen: mein Bruder setzte einen Leutnant, den er in seinem Gefolge hatte, an unsere Tafel, indem er mir sagte, ‚eines Königs Leutnants seien so gut wie die Minister eines Markgrafen.' Ich verschluckte diese Unhöflichkeit und ließ mir nichts merken.

Nachmittags, als ich allein mit ihm war, sagte er", indem er, allerdings auf eine bedenkliche Weise, die leichtfertige Seite seiner Gedanken herauskehrte: „‚Unser Herr Vater geht seinem Ende entgegen (tire à son fin) und wird den Monat nicht überleben. Ich weiß, ich habe dir große Versprechungen gemacht; aber ich bin nicht imstande, sie zu erfüllen. Ich will dir die Hälfte der Summe lassen, die der selige König euch geliehen hat; ich denke, du wirst alle Ursache haben, damit zufrieden zu sein.' Ich antwortete, daß meine Liebe zu ihm niemals eine interessierte gewesen sei, daß ich niemals etwas, außer der Fortdauer seiner Freundschaft, von ihm verlangen würde, und daß ich keinen Sous von ihm haben wolle, wenn es ihm im mindesten unbequem wäre. ‚Nein, nein,' sagte er, ‚du sollst diese 100 000 Taler haben, ich habe sie dir bestimmt. Man wird sehr erstaunen in der Welt', fuhr er fort, ‚mich ganz anders, als man erwartet, handeln zu sehen. Man bildet sich ein, daß ich all meine Schätze verschwenden werde, und daß in Berlin das Geld auf der Straße liegen wird wie die Steine: aber ich werde mich wohl hüten; ich werde meine Armee vermehren und alles auf dem alten Fuße lassen. Ich werde jede mögliche Achtung für die Königin, meine Mutter, haben, werde sie mit Ehren überhäufen (rassassierai); aber ich werde nicht zugeben, daß sie sich in meine Geschäfte mische, und wenn sie es versucht, wird sie finden, wen sie vor sich hat.'" Welch eine Rede, welch ein Ausbruch von Offenherzigkeit in dem jungen Mann, der mit seinen eigenen großen Gedanken und Schwierigkeiten beschäftigt ist — jedes Dritten Gefühl hintansetzend! „Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich alles das mit anhörte; ich wußte nicht, ob ich schlafe oder wache. Er befragte mich alsdann über die Verhältnisse des Landes. Ich gab ihm die Details. Er sagte mir: ‚Wenn deine Gans (benêt) von Schwiegervater stirbt, rate ich euch, euren ganzen Hof abzudanken und euren Haushalt auf den Fuß eines simplen Edelmannes zu setzen, damit ihr eure Schulden abzahlen könnt. Im Grunde habt ihr so viele Leute gar nicht einmal nötig, und bei denjenigen, die du nicht entbehren kannst, mußt du die Gehälter zu vermindern suchen. Du bist in Berlin an eine Kost von vier Schüsseln gewöhnt gewesen, mehr brauchst du hier auch nicht, und ich will dich von Zeit zu Zeit nach Berlin kommen lassen, wodurch du dir den Tisch und Haushalt hier sparen kannst.'

Lange schwoll mir mein Herz; ich konnte mich über dem Anhören all dieser Beleidigungen der Tränen nicht enthalten. ‚Warum weinst du?' sagte er zu mir: ‚Ach, ah! Du bist melancholisch, wie ich sehe; man muß diese schwarze Laune zerstreuen. Die Musik erwartet uns, und ich will dir diesen Anfall mit meinem Flötenspiel vertreiben.' Er gab mir die Hand und führte mich in das andere Zimmer. Ich setzte

mich an das Klavier, das ich mit meinen Tränen benetzte. Die Marwitz" (meine schlaue Gesellschaftsdame, vielleicht nur zu schlau in der Folge) „setzte sich mir gegenüber, um meine Verwirrung vor den anderen zu verbergen [1]."

Während der letzten zwei Tage seines Besuches, gibt Wilhelmine zu, sei ihr Bruder ein wenig gütiger gewesen. Aber am vierten Tage kam durch Stafette ein Brief von der Königin, die ihn beschwor, ohne Verzug heimzukehren, da es dem König schlimmer und schlimmer ginge. Wilhelmine, die ihren Vater liebte, und deren Aussichten im Fall seines Todes so wenig lockend waren, wurde von Schmerz überwältigt. Sie suchte jedoch jenen seltsamen Ausbruch von Offenherzigkeit ihres Bruders zu vergessen und schied von ihm, wie wenn alles zwischen ihnen wieder gut wäre. Ja, den Tag nach seiner Abreise ergeht ein gar schöner liebevoller Brief an ihn, den wir mitteilen könnten, wäre Raum dafür da [2]: „Die glücklichste Zeit, die ich in meinem Leben gehabt habe"; „mein Herz so voll von Dankbarkeit und so innig gerührt"; „jedermann wiederholt die Worte: ‚teurer Bruder' und ‚charmanter Kronprinz'" — dieser Brief steht in sehr lebhaftem Gegensatz zu dem, was wir soeben gelesen haben. Ein Kronprinz nicht ohne Liebenswürdigkeit, trotz der harten Tatsächlichkeiten, die er bedenkt, bedenken muß! —

Was den Wilhelminen und uns anstößigen Ausbruch von Offenherzigkeit anlangt, so halten wir ihren Bericht davon im wesentlichen für wahr, wenn er auch in übertriebenem, vielleicht verzerrendem Tone gegeben ist; im ganzen verdient er doch des Lesers Würdigung. Bei unserer allerliebsten Prinzessin ist eben allezeit mit einem gewissen Subtrahenden zu rechnen. Im Jahre 1744, als sie „in einem Sommerhause zu Bayreuth" jene Denkwürdigkeiten schrieb, waren ihr Bruder und sie, hauptsächlich durch Klatschereien, die auf das empfängliche weibliche Gemüt einwirkten, wieder in zeitweiliger Spannung (die längste und schlimmste, die je zwischen ihnen herrschte) und arg miteinander entzweit. Das allein beschwerte schon ihr Herz, ganz davon zu schweigen, daß die Marwitz, die allzu schlaue Mamsell, der armen Prinzessin ihres Mannes Liebe gestohlen zu haben scheint und ihr die ganze Welt ein wenig düster erscheinen ließ. Diese Umstände haben einigen Teilen der Erzählung ihre Farbe gegeben und dürfen von deren Lesern nicht vergessen werden.

Der Kronprinz — der über Dessau reist, eine Nacht bei dem Alten Dessauer verbringt und von da aus einen liebevollen Brief an seine Schwester schreibt (ihre Briefe kreuzen sich unterwegs) — kommt am 12. heim nach Potsdam. Am 12. Oktober 1734 hat er dergestalt seinen Feldzug am Rhein beendigt — und sieht seinen armen Vater wieder, mit Gefühlen, unter denen außer jenen in dem Zwiegespräch zu Bayreuth geäußerten auch mancherlei andere sind.

[1] Wilhelmine II. 216—218.
[2] Oeuvres XXVII. 1. partie S. 23.

Elftes Kapitel / In Papas Krankenstube. Preußische Inspektionen. Ende des Krieges

Es scheint, daß Friedrich einen herzlichen Empfang in der Krankenstube zu Potsdam fand; und trotz seiner leichtsinnigen Äußerungen gegen Wilhelmine war er tief betroffen von dem, was er hier sah. Monatelang scheint er beständig zwischen Potsdam und Ruppin hin und her zu reisen, eifrig bemüht, seinem kranken Vater aufzuwarten, wenn Militärurlaub zu haben ist. Sonst ist keine Tatsache, kein Bild von ihm aus jenen Monaten auf uns gekommen.

Auch von seiner jungen Frau oder Kronprinzessin, die friedsam in Berlin oder in Schönhausen residiert und die leeren Pflichten ihres Ranges, formelle Besuche und dergleichen, versieht, hören wir nichts, und auch nichts von Königin Sophie und den übrigen — alle sind ohne Zweifel besorgt wegen der Angelegenheit in Potsdam und sonst eben stillschweigend für uns. Seiner Majestät Krankheit kommt und geht; einmal ist Hoffnung da und dann wieder fast keine. Der Markgraf von Schwedt und seine junge Braut machten, wie wir wissen, im November Hochzeit, und Leutnant Chasot (seit zwei Tagen in Berlin) sagte uns, daß bei dieser Gelegenheit im Palais des Kronprinzen ein Mittagsmahl für die ganze königliche Familie stattfand — während die arme Majestät draußen in Potsdam im Hintergrund schmachtete.

Den Karneval verbringt der Kronprinz, wie sich von selbst versteht, in Berlin. Wir entnehmen, daß er sich viel mit dem französischen Gesandten, einem gewissen Marquis de la Chétardie, abgibt, einem schimmernden unruhigen Mann von Ruf in den damaligen Zeitungen, der einige Jahre nachher viel in Petersburg intrigierte, zuerst auf eine hervorragend siegreiche Weise und alsdann auf eine hervorragend unsiegreiche; er ist keiner Bekanntschaft außer einer vorübergehenden zufälligen wert. Chétardie kam wegen Stanislaus und dessen Angelegenheiten hierher, machte heftige, aber vergebliche Versuche, Friedrich Wilhelm zum Einschreiten zu verführen, und läßt es sich natürlich unter den gegebenen Umständen angelegen sein, den Kronprinzen zu fesseln.

Friedrich Wilhelm lag in Potsdam zwischen Tod und Leben darnieder, fast die folgenden vier Monate hindurch; die Zeitungen stellten viele Betrachtungen über seinen Zustand an, und auch Politiker waren sehr gespannt, wie es mit ihm gehen werde — oder eigentlich, wann er sterben werde; denn das hielt man für den wahrscheinlichen Ausgang. Faßmann gibt wehmutsvolle Auszüge aus der Leidener Zeitung, voll schluchzender Tränen, der damaligen Mode gemäß, aber dabei voll impertinenter Neugier. Und aus den Seckendorffschen Privatpapieren sind Auszüge von noch neugierigerem und merkwürdigerem Charakter vorhanden, da Seckendorff und der Kaiser ein gespanntes Interesse an diesem schmerzhaften Ereignis haben.

Seckendorff ist gegenwärtig nicht selbst in Berlin, sondern läuft viel herum, auf anderweitigen Geschäften, und kann Friedrich Wilhelm, wenn überhaupt, so nur im Vorübergehen sehen. Und auch dies wird bald aufhören — und das ist für uns wirklich bei weitem das trefflichste Ergebnis dieses französisch-österreichischen Krieges, daß er Seckendorff völlig wegschafft, der nun Berlin und das diplomatische Fach verläßt und uns fortan gefälligerweise aus den Augen geht. Der alte Feldzeugmeister wird jetzt, als kaiserlicher General von Rang, für den Kriegsdienst gebraucht, falls er Geschicklichkeit dafür hat. Während jener jüngstverflossenen Monate war er mit im Felde bei Philippsburg und in der Rheinkampagne, in untergeordneter ruhender Eigenschaft wie Braunschweig-Bevern und die übrigen, bereit zur Arbeit, hätte es etwas zu tun gegeben: aber kommendes Frühjahr hofft er den Befehl über eine Heeresabteilung zu erhalten und etwas Namhaftes zu leisten. — Was Berlin und die diplomatischen Dinge betrifft, so hat er einen Neffen, einen Seckendorff junior, seine Stelle dort einnehmen lassen, um die alte Maschinerie im Gang zu halten, wenn sonst nichts, und um ausführliche Berichte während der gegenwärtigen Krisis zu erhalten. Diese Berichte des jüngeren Seckendorff — voller Lauschereien, verschafft durch einen Kammermohren, der im Krankenzimmer zu Potsdam aufwartet und für Bestechungen empfänglich ist — sind gedruckt worden, und wir gedenken oberflächlich hineinzublicken. Aber hinsichtlich des älteren Seckendorff darf der Leser sich der festen Hoffnung hingeben, daß er endlich mit ihm fertig ist und daß wir ihn in diesem unserem Gehege nimmermehr sehen werden — ja, daß wir ihn auf auswärtigen dunklen Gefilden, weit genug weg, leiden und büßen sehen werden, bis wir den alten Schurken sogar fast bedauern! —

Friedrich Wilhelms eigene vorherrschende Meinung von sich ist, daß er nicht wieder aufkommen könne. Seine körperlichen Leiden sind groß: er ist wassersüchtig angeschwollen, mitunter bis zum Ersticken: kann auf keinem Bette liegen — fährt meist in einem Rollstuhl herum, gar sehr schwerbeladen und, wie mich dünkt, weicher gestimmt als bei früheren Krankheiten. An den Alten Dessauer schreibt er wenige Tage nach seiner Rückkehr

nach Potsdam: „Ich bin bereit, die Welt zu quittieren, wie Euer Liebden wissen und verschiedentlich von mir gehört haben. Ein Schiff fährt geschwinder, ein anderes langsamer; sie kommen doch nach einem Hafen. Es mag also mit mir gehen, wie es der Höchste mit mir beschlossen hat [1]." Er hat, soweit es möglich ist, seine Geschäfte geordnet, sagt Faßmann; hat sein Leichenbegängnis angeordnet: wie man ihn in der Potsdamer Garnisonkirche ohne Pomp und Aufhebens wie einen preußischen Soldaten begraben solle, und welche Regimenter die dreimalige Salve zum Beschluß und langen Lebewohl über ihn feuern sollen. Auch seiner Seele Heil — wir brauchen nicht daran zu zweifeln, daß er in tiefer Beratung, in tiefer Erwägung darüber ist, wenngleich von diesem Punkte nichts gemeldet wird. Er war allezeit ein ernster Mann, stark fühlend, von welch unendlichen Tatsachen er umgeben ist; und hier summieren sich nun alle Tatsachen. Mitunter wiederum hegt er Hoffnungen, läßt „zweihundert seiner Potsdamer Riesen durch das Krankenzimmer marschieren", da er nicht hinaus zu ihnen kann; oder es kommen alte Generäle, Buddenbrock, Waldau, und schmauchen ihre Pfeife da, als Reminiszenz an eine Tabagie. Hier bringen wir unmittelbar von der Quelle oder dem von Seckendorff junior bestochenen Kammermohren ein paar Notizen:

„Potsdam, 30. September 1734. Der König hat gestern in einer halben Stunde keinen Odem bekommen können; läßt sich immer" in seinem Rollstuhl „in der Stube herumrollen und schreit: ‚Luft! Luft!'

2. Oktober. Der König stirbt so bald noch nicht, wird aber schwerlich Weihnachten überleben; er kleidet sich an, räsoniert mit den Doktoribus, ist ungeduldig; will nicht, daß man von seiner Krankheit spricht — ist ganz schwarz im Gesicht; trinkt nichts als Moll" (wohl ein dünnes Bitterbier?), „nimmt Arznei ein, schreibt auf dem Bett.

5. Oktober. Der Mohr sagt mir, es gehe besser; daß der König anfängt, auszuwerfen; trinkt viel Hafergrützwasser; sagt zum Mohren: ‚Bete nur fleißig, ich sterbe nicht!'"

5. Oktober: das ist der Tag, an dem der Kronprinz in Bayreuth ankommt, um vier Tage darauf per Stafette heimberufen zu werden. Wie schätzbar in Wien oder sonstwo, unseres dunklen Freundes, des Lakaien, ärztliche Meinung ist, geht aus folgender, drei Wochen späteren Aufzeichnung hervor, die uns hierüber genügen soll:

„Der Mohr sagt mir, er habe eine schlechte Meinung von dem Gesundheitszustande des Königs. Wenn man den König ein wenig geschwind mit dem Rollwagen fährt, so hört man das Wasser im Leibe poltern" — mit Staunen! „Der König ärgert sich über alles; hat den Pagen geprügelt" (darf man hoffen, daß auch unser dunkler Freund bedacht worden ist?), „daß man geglaubt hat, es wird ihn der Schlag rühren."

Das mag für den physiologischen Teil genügen; hören wir nun unseren armen Freund über den Kronprinzen und über dessen Ankunft:

[1] Orlich: Geschichte der Schlesischen Kriege (Berlin, 1841) I. 14. „Aus den Dessauer Archiven; Datum 21. September 1734."

„12. Oktober. Zurückkunft des Kronprinzen nach Potsdam; zärtlicher Empfang. — 21. Oktober. In Potsdam steht es schlecht. Das andere Bein ist nun auch aufgegangen und schon über ein Maß Wasser herausgelaufen. Ohne ein Wunder kann der König nicht am Leben bleiben" — meint unser dunkler Freund. „Der Kronprinz ist wahrhaft betrübt (véritablement attendri) über die Lage des Königs — hat die Augen immer voll Wasser und hat sich die Augen ganz aus dem Kopfe geweint; hat raffiniert, um dem König ein kommodes Bett zu schaffen; hat von Potsdam nicht weggehen wollen. Der König zwang ihn dazu: soll erst Sonnabend nachmittag wiederkommen. Der Kronprinz sagt: ‚Wenn der König mich nur nach meiner eigenen Phantasie leben ließe, würde ich einen Arm darum geben, sein Leben um zwanzig Jahre zu verlängern.' Der König nennt ihn immer ‚Fritzchen'. Aber Fritzchen", meint Seckendorff junior, „versteht gar nichts von den Geschäften. Der König weiß es und sagt es ihm ins Gesicht: ‚Wenn du es nicht recht anfangen wirst und alles drunter und drüber gehen wird, so werde ich im Grabe über dich lachen [1].'"

Also Friedrich Wilhelm; inmitten tödlichen Flugsandes sich abarbeitend und in mancherlei Stimmungen in das Unabwendbare blickend. Aber das merkwürdigste Wort, das er gegen Fritzchen oder irgendwen um diese Zeit aussprach, war jenes verdeckte über den Kaiser und Seckendorff und den plötzlichen Einblick, den ihn irgendein Wort Seckendorffs in ihr bisheriges Wollen und Treiben mit ihm tun ließ. Auf einem Ritt durch das Dorf Priort, im Streit über befremdliche Wiener Politik, sagte Seckendorff irgend etwas, das den König, der so viele Jahre lang im Dunkeln gewesen war, auf einmal aufklärte und ihm zeigte, woran er war. Ein scheußlicher Schlund gähnt dort unstreitig, wie von einem plötzlichen Blitzstrahl solchergestalt dem Auge enthüllt! Diese Äußerung des Königs wird von allen Gesandten berichtet und ist bereits von uns hier erwähnt worden, im Zusammenhang mit jenem schimpflichen Vorschlag wegen der Vermählung des Kronprinzen: „Heiraten Sie doch mit England; an Ihrem Wort liegt nichts!" Hier ist die Meldung mit Zeit- und Ortsangabe:

„Vergangenen Sonntag", Sonntag, den 17. Oktober 1734, so berichtet Seckendorff junior vermöge des Negers oder irgendeines besseren Zeugen, „sagte der König zu dem Kronprinzen: ‚Mein lieber Sohn, ich sage dir, daß ich meinen Tod zu Priort geholt habe, und ich bitte dich um alles in der Welt, traue denen Leuten nicht, die auch noch so viele Versprechungen machen. An dem Tag, es war der 17. April 1733, da kam ein Mann zu mir; das war, als wenn man mir einen Dolch im Leibe umgewandt hätte [2].'"

Man denke sich das, aus dem dunklen kranken Strudel, dem tödlichen Flugsande mit Friedrich Wilhelms Stimme schallend-weinerlich herausgesprochen. Welch eine wilde Aufrichtigkeit, fast Pathos, ist nicht darin! Und man frage sich, ob Fritzchen in diesem Augenblick lebhaften Dank gegen das Haus Österreich fühlte, er, der selbst mit verweinten Augen über das herumlief, was Papa in dieser Sache gelitten hatte!

Es war vier Monate darauf, „21. Januar 1735" [3], daß der König zum erstenmal nach Berlin zurückkam, um nach seinem alten Brauche die

[1] Seckendorff (Baron): Journal Secret; angeführt in Förster II. 142.
[2] Ebendort.
[3] Faßmann S. 533.

Augen des Karneval ein wenig zu erleuchten. Die Krisis der Krankheit Seiner Majestät ist vorüber, gegenwärtige Gefahr vorbei, und die Karnevalsgäste, nicht ohne wirkliche Freude, wennschon mit weniger, als sie vorgeben, sagen, er sei wieder genesen — was aber nicht der Fall ist, sie wissen es nur nicht. Friedrich Wilhelm ist wieder auf den Beinen; aber er war nie wieder wohl. Auch hat er jenes Wort zu Priort nicht vergessen, bei dem ihm war, wie wenn ihm „ein Dolch im Leibe umgewandt" würde — es wird ihm allerdings durch praktische Kommentare von Wien her in beständiger Erinnerung gehalten.

Im April kommt Liechtenstein als außerordentlicher Botschafter mit drei Gesuchen oder Forderungen von Wien: „1. Daß außer den vertragsmäßigen zehntausend Mann Seine Majestät auch sein Reichskontingent stelle" — das in jene zehntausend nicht mit inbegriffen ist, meint der Kaiser; „2. Daß er die Güte haben möge, den Marquis de la Chétardie, den französischen Gesandten, als eine an einem wohlgesinnten deutschen Hofe unter gegenwärtigen Umständen offenbar überflüssige Person, heimzuschicken" — eine äußerst gefährliche Person, sollte die gegenwärtige Majestät sterben, da der Kronprinz den Chétardie so gern hat; „3. Daß Seine preußische Majestät die falsche polnische Majestät Stanislaus ausliefere und nicht länger in Ostpreußen oder sonstwo beherberge." Die Erfüllung dieser Forderungen verweigerte Seine preußische Majestät völlig, insbesondere die der letzteren zwei, weil er sie als Anmaßung von kaiserlicher Seite ebenso wie von jeder anderen Seite einem freien Könige und Manne gegenüber empfand. Fürst Liechtenstein ist beredt, sucht zu vermitteln; aber es hilft nichts. Er muß mit leeren Händen abziehen — hinterläßt bei dem Herrn von Suhm, der sie für uns aufbewahrte, jene Anekdote von des Kronprinzen Haltung unter dem Kanonenfeuer von Philippsburg im vergangenen Jahr und tut sonst nichts Meldbares in Berlin.

Der Kronprinz hoffte begierig, zu dem nächstfolgenden Feldzug am Rhein gehen zu dürfen; das schlug der König auch lange Zeit hindurch nicht ab, willigte aber noch weniger ein, und am Ende ward doch nichts daraus. Schon zeitig im Jahre sieht Friedrich Wilhelm allzuwohl ein, was für Feldzüge der Kaiser nun machen werde; auf einem Hochzeitsschmaus, dem Seine Majestät beiwohnte — genau vierzehn Tage nach Seiner Majestät Ankunft in Berlin — hat Seckendorff junior folgende Äußerung Seiner Majestät erlauscht: „Der Kaiser hat keinen Groschen Geld. Seine Armee in der Lombardei ist bis auf 24 000 Mann geschmolzen, muß sich ins Gebirg retirieren. In nächster Kampagne" (die soeben bevorsteht) „verliert der Kaiser Mantua und Tirol. Das ist Gottes Strafe für einen so ungerechten Krieg und kommt nur davon, daß man sich in fremde Händel gemischt hat und von alten principiis abgewichen ist"; und mehr noch von laut tönender, beunruhigender Natur[1].

[1] Förster II. 144 (man datiere es aus Militärlexikon II. 54)

Friedrich Wilhelm sendet seine Zehntausend vertragsgemäß zurück und schickt außerdem noch einen Park schöner „kupferner Pontons", um dem Mangel an guten Schiffbrücken bei der kaiserlichen Armee abzuhelfen, sagt Faßmann — sendet ferner einen überzähligen Trupp Husaren, der erwähnenswert ist, „150 Reiter von der Husarengattung" unter einem gewissen Rittmeister Zieten, einem verschlossenen, ausdauernden, viel beobachtenden Manne, den wir wiedersehen werden: diese sollen tüchtig mithelfen, wie sich von selbst versteht; sie sollen aber auch zu ihrem eigenen Nutzen tüchtig aufpassen und die Künste der österreichischen Husaren ablernen, deren Vorzüglichkeit Seine Majestät voriges Jahr sah. Niemand, der Zieten kennt, zweifelt daran, daß er lernte. Der Husarenoberst Baronay, sein österreichischer Lehrmeister hier, überzeugte sich nur zu sehr davon, als sie sich bei einer künftigen Gelegenheit trafen[1]. Das alles tat Seine preußische Majestät für den folgenden Feldzug: aber was des Kronprinzen Teilnahme an diesem betrifft, so wird ihm nach wiederholten Bitten seinerseits endlich spät in der Jahreszeit der Bescheid, daß es nicht angehe: „Paßt sich nicht für einen Kronprinzen, an einer solchen Kampagne teilzunehmen — gedulde dich, mein gutes Fritzchen, ich will dir anderes zu schaffen geben[2]." Fritzchen wird nach Preußen geschickt, um dort Musterungen und Inspektionen zu halten, da Papa dieses Jahr nicht imstande ist, es selbst zu tun, und genaue vielseitige Inspektion in jenen Gegenden wegen der russisch-polnischen Unruhen mehr als gewöhnlich notwendig ist. Auf diese Reise, die für den Kronprinzen offenbar eine Beförderung, wenn auch unter gegenwärtigen Umständen keine willkommene ist, begibt er sich ohne Verzug und verbringt damit den Spätsommer und Herbst auf eine viel nützlichere Weise, als er es bei der Rheinkampagne hätte tun können.

Im Rhein-Moselland und anderwärts strengt sich der Kaiser stark an, um einen ordentlichen Feldzug zu machen, hat aber nicht den geringsten Erfolg. Wie konnte er auch etwas zustande bringen, da er keinen Groschen Geld hat? Noailles manövriert ihn, wie vorausgesehen, Schub auf Schub aus Italien hinaus. Die Franzosen sind in großer Überzahl, besonders als Montemar, nachdem erst Carlos in Neapel gekrönt und gesichert ist, ihnen zu Hilfe kommt: der Kaiser muß sich an die schützenden Tiroler Alpen lehnen, wie vorausgesagt. Italien darf vorläufig bis auf einige Belagerungen fester Plätze als verloren angesehen werden.

Und auch am Rhein gingen die Dinge nicht besser. Der alte Eugen, „der Schatten seines vorigen Selbsts", richtete dieses Jahr nicht mehr aus als das vergangene: ja, auch als Lacy und zehntausend Russen, da Polen nun geordnet war, als Verbündete zu ihm stießen, geschah durchaus nichts irgend-

[1] Leben Zietens (ehrlich aber recht ungenau, von der Frau von Blumenthal, einer Verwandten Zietens; englische, sehr schlecht gedruckte Übersetzung, Berlin, 1803) S. 54.

[2] Friedrichs Brief, 5. September 1735; Friedrich Wilhelms Antwort vom folgenden Tag (Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. partie S. 93—95).

wie Erkleckliches. Reichsfeldmarschall Karl Alexander von Württemberg verbrannte allerdings einmal ein Magazin (vermutlich mit Heu und besserer Fourage) mit seinen Bomben. Auch die preußischen Zehntausend — geführt von dem Alten Dessauer, da General Röder krank geworden war — steckten irgend etwas in Brand: eine Insel im Rhein — wenn ich mich nicht irre, die Insel Lorch bei Bingen, wo die Franzosen einen Posten hatten, den der Alte Dessauer mitsamt der Insel wegbrannte. Und Seckendorff marschierte an der Spitze von dreißigtausend Mann nach langem Zögern bis Trarbach im inneren Moselland und geriet in irgendeine explosive Rauferei mit Belleisle — schlug auch, wie einige sagen, Belleisle ein wenig; aber ein namhafter Sachverständiger meint, sie hätten sich bloß gegenseitig erschreckt, weiter sei es nichts gewesen[1]. Seckendorff wollte es am folgenden Morgen abermals versuchen, aber in der Nacht kam eine Stafette: „Präliminarien unterzeichnet (Wien, den 3. Oktober 1735) — nichts weiter versuchen[2]!" Und das war der zweite Feldzug am Rhein und das Ende von des Kaisers französischem Kriege. Die Seemächte, die standhaft Geld verweigerten, liefen emsig hin und her, boten Bedingungen zur Schlichtung an, und der Kaiser, an allen Punkten geschlagen und auf seinen letzten Groschen heruntergebracht, ist gezwungen, sich zu fügen. Er wird eine schöne Rechnung zu bezahlen haben für seinen Zeitvertreib mit der polnischen Wahl, wenn die Abrechnung erst fertig ist! Fleury ist friedselig, voll schöntuender Freimütigkeit gegen die Seemächte, und der Kaiser muß nach langem Hökern wegen einiger Artikel die Rechnung annehmen.

Unterdessen macht der Kronprinz eine gelungene Reise nach Preußen, sieht neue anziehende Szenen, salzburgische Ausgewanderte und landesverwiesene polnische Majestäten; inspiziert Soldaten, Schulwesen, Steuererhebung, Domänenpachtungen mit einer solchen Scharfsicht, Gewandtheit und Vollständigkeit, daß Papa sehr zufrieden damit ist. Bruchstücke der heimgesandten Berichte sind uns erhalten geblieben; der Leser mag sich einen davon ansehen, den ersten in der Reihenfolge, datiert Marienwerder (jenseits der Weichsel; der Kronprinz ist eben aus dem polnischen Preußen heraus und im unsrigen angelangt), den 27. September 1735, und adressiert an den „Allergnädigsten König und Vater"; abgekürzt dem Leser zuliebe:

„In dem polnischen Preußen", kürzlich der Kriegsschauplatz, „siehet es grausam wüste aus; man siehet nichts als Weiber und einige Kinder, und sollen die Leute sehr flüchten" — wegen der russisch-polnischen Vorgänge da, die von der vergangenen schönen Königswahl ausgelöst wurden. König August, in den Ew. Majestät nicht verliebt ist, hat um diesen Preis die Oberhand behalten. König Stanislaus, von Ew. Majestät trotz Kaisern und Zarinnen geschirmt, wartet in Königsberg ab, bis der, wie man sagt, nun bevorstehende Friede bestimme, was

[1] Oeuvres de Frédéric I. 168.

[2] „Sistierung" soll stattfinden am 5. November für Deutschland, am 15. für Italien; die „Präliminarien" waren: Wien, „3. Oktober" 1735 (Schöll II. 245).

aus ihm werden solle: in Königsberg erwartet mich das Vergnügen, ihn zu sehen. „Ein Detachement von fünfundzwanzig Dragonern von dem sächsischen Arnstedtischen Regiment ist mir begegnet, welches auf Exekution nach Danzig marschiert; die Pferde waren in ziemlichem Stande, aber sie haben Schecken, Füchse und Braune darbei", was Ew. Majestät schlecht gefallen würde, „und sahen die Leute nicht gut aus.

Gestern bin ich hier nach Marienwerder angekommen und habe heute die zwei hiesigen Kompagnien besehen, zu sagen des Oberstleutnants Meyer und Rittmeister Hans; sie sind alle beide recht hübsch und ohngeachtet sie von Mannschaft und Pferden nicht extraordinär groß sind, so sind es schöne wohldressierte Kerls und ein schöner Schlag von gedrungenen Pferden. Die Kerls reiten wie die Puppen, und habe ich sie sehen die Schwenkungen machen. Der Oberstleutnant Meyer hat schöne Rekruten, namentlich zwei" — und auch der Rittmeister bleibt in diesem Punkt nicht zurück. „Junge Pferde, recht schön und gut bei Leibe" sind auch in der Zucht. Kurz, alles steht gut in militärischer Hinsicht[1].

Auch in Zivilgeschäfte aller Art nahm der Kronprinz mit scharfem, verständigem Auge Einsicht — erteilte Lob und erteilte Tadel an rechter Stelle, richtete auch verschiedene Dinge ins Gerade, die er krumm vorgefunden hatte. Er ist wirklich Papas zweites Ich, schaut allen Dingen auf den Grund, ganz wie es Papa getan haben würde, und ist verderblich für Lügenhaftigkeiten der Tat oder des Wortes, wo er sie immer antrifft. Welche Freude für Papa: „Hier ist am Ende doch einer, der mich ersetzen kann, sollte mir etwas zustoßen. Dieser mein Lehrling hat am Ende doch die Kunst wacker erlernt und wird sie fortsetzen, wenn ich abgegangen bin!" —

Jawohl, Euer Majestät, es ist ein Kronprinz, weise genug, um Euer Majestät rauhe Weisheit einzusehen in Stücken jeder Art; und er wird, wie mir scheint, nicht ein Teufels*freund* sein, wenigstens nicht mehr, als Euer Majestät es war. Hier sind fürwahr seltene Fähigkeiten: z. T. ähnlich denen Euer Majestät, z. T. unähnlich — und dabei hat er obendrein eine ruhige Schnelle, wie ein Adler! Solche Kräfte des praktischen Urteils und des geschickten Handelns sind selten im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Und was noch seltener ist: hat der Leser bemerkt, welche Kraft des Sichruhigverhaltens dieser junge Mann hat? Das ist die Frucht seiner Leiden, des harten Lebens, das er gehabt hat. Die wichtigste Kraft, unter der alle übrigen nützlichen Kräfte mehr und mehr für ihn reifen werden. Dieser Prinz weiß bereits in vielen Dingen, was er will; im stillen, inmitten des rings um ihn her zwecklos lärmenden vagen Geschwätzes der Welt, ist er fähig, *seinen* Sinn zu entschiedenem Ja und Nein zusammenzufassen — was eines Tages Verwunderung erregen wird.

Friedrich Wilhelm, entnehmen wir[2] war in hohem Grade zufrieden mit dieser Ausrichtung seiner Kommissionen in Preußen: eine gar große Erquickung für sein krankes Gemüt in jenen Monaten und später. Hier sind Fähigkeiten, hier sind Eigenschaften — sichtbar der Friedrich-Wil-

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. partie S. 97.
[2] Sein Brief, 24. Oktober 1735 (Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. partie S. 99).

helmsche Stoff, aber in eine andere unendlich verbesserte Form gegossen — welch ein Glück, daß wir den jungen Kopf nicht auf des Kaisers Geheiß vordem abhauen ließen! —

In Königsberg sieht der Kronprinz, wie wir auf dunkle indirekte Weise erfahren, den König Stanislaus zwei oder dreimal — nicht formell, um keinen politischen Anstoß zu geben, sondern wie durch Zufall in den Häusern von Mittelspersonen — und findet viel Gefallen an dem alten Herrn, der ein gebildetes gutmütiges Wesen hat und sicherlich manche kuriose Dinge, von Karl XII. an abwärts, einem jungen Manne zu erzählen weiß[1]. Stanislaus hat eine Masse unnützer geflüchteter polnischer Magnaten mit ihrer unnützen Menge von Dienerschaft um sich und kein Geld im Sack; Königsberg ist ganz in Aufregung durch ihre Draperien und Personen, „wie ein kleines Warschau": so daß Stanislaus' großer französischer Gnadengehalt, sowie mäßige preußische monatliche Unterstützung und sonstige Hilfsquellen nicht ausreichen; und am Ende mußten die Magnaten sogar verschwinden, viele darunter, die nicht einmal ihre Rechnungen in Königsberg bezahlten[2]. Vorderhand warten sie hier, Stanislaus und sie, bis Fleury und der Kaiser, die Urne des Gerichts in abstrusem Vertrag nach der Schlacht schüttelnd, ihr Los entscheiden.

Friedrich kehrte über Danzig zurück, sah diese berühmte Stadt, die kürzlich Kriegsschauplatz gewesen war, verfolgte mit lebhaftem Interesse die Spuren Münnichs und seiner Belagerungsoperationen — die zum Teil von Sachverständigen, unter anderen von diesem jungen Soldaten sehr getadelt werden. Ein hübscher Brief aus Danzig, der hauptsächlich von diesen Dingen handelt, ist auf uns gekommen; er ist an den jungen Schwager Karl von Braunschweig gerichtet, der nun regierender Herzog ist, da Großvater und Vater alle beide tot sind, und der obendrein soeben mit einem Erben gesegnet wurde. Der Glückwunsch zur Geburt dieses Erben bildet den formellen Inhalt des Briefes, aber allerlei militärische Notizen fließen mit ein. Hier sind einige Stellen daraus in gedrängter Form:

„Danzig, 26. Oktober 1735. — Nehme aufrichtigsten Anteil an meiner Schwester Niederkunft. Bin hocherfreut, lieber Bruder, daß diese Euch in solchem Maße Papas Gunst verschafft hat. Ich fürchte nur, daß es nicht dabei bleiben wird, sondern daß Ihr fortfahren werdet, die Welt" — man weiß nicht, bis zu welchem Umfang — „mit Eurem liebenswürdigen Geschlecht zu bevölkern. Würde früher geschrieben haben, bin aber soeben erst aus den Tiefen der Barbarei zurückgekehrt; und da ich mit zahllosen Kommissionen, auf die ich mich nicht allzugut verstand, beauftragt war, war es mir nicht wohl möglich zu denken oder zu schreiben.

Ich habe die russischen Belagerungsarbeiten hier gesehen und mir die Geschichte des Angriffs auf den Hagelsberg erzählen lassen; bin an Ort und Stelle gewesen — und muß gestehen, daß ich eine bessere Meinung von dem Marschall Münnich hatte und ihn einer so unvernünftigen, schlecht angelegten und schlecht ausgeführten Unter-

[1] Kam an am 8. Oktober und reiste ab am 21.; daselbst S. 98.
[2] Geschichte des Stanislaus.

nehmung nicht für fähig gehalten hätte[1]. — Adieu, lieber Bruder. Meine Grüße an die liebenswürdige Wöchnerin. Bitte, sagen Sie ihr, ihre Probestücke seien Meisterstücke. Ihr usw. Frédéric."

Das bei dieser Gelegenheit gelieferte braunschweigische Meisterstück wuchs zu einem Manne und Herzog heran, der später in den Zeitungen berühmt genug wurde: Champagne 1797, Jena 1806, Georgs IV. Königin Karoline; diese und andere verrückte Phänomene (die seine früheren besseren ziemlich auslöschen) halten ihn der Menschheit noch immer in peinlicher Erinnerung. Was sind das für einundsiebzig Jahre von seiner Geburt, jetzt während dieser preußischen Reise unseres Kronprinzen, bis zu seinem Todesstoß auf dem Feld von Jena! —

Fleury und der Kaiser sind bei des Kronprinzen Rückkehr zu einer Verständigung gekommen, wenn es auch noch lange dauert, bis die Unterschrift und der letzte Abschluß stattfinden kann. In politischen Kreisen weiß man schon, wie hoch den Kaiser seine polnischen Wahlspesen vermutlich zu stehen kommen werden. Die einzigen Bedingungen, die für ihn zu erlangen waren, sind im wesentlichen die folgenden:

„1. Kind Carlos, in Neapel gekrönt, kann nicht wieder fortgeschafft werden: Neapel, die beiden Sizilien, sind unwiederbringlich verloren. Das ist die erste Einbuße; wollte der Himmel, es wäre die schlimmste! Dafür will Kind Carlos, als eine schwache Entschädigung, Ew. Kaiserlichen Majestät seine Parma- und Piacenza-Apanage abtreten, und Sie sollen Ihre Lombardei zurückerhalten — bis auf ein kleines Eckchen, womit wir den König von Sardinien abspeisen, der stark darüber schnaubt, da er kraft seiner Übereinkunft mit Fleury seit zwei Jahren das Mailändische innehat. Der friedselige Fleury sagt zu ihm: ‚Die Übereinkunft kann nicht gehalten werden, Ew. Majestät; ich bitte, Mailand wieder zu räumen und mit diesem Eckchen vorliebzunehmen.'"

2. Die Krone von Polen. August III. hat sie durch russische Beschießungen und sonstige Maßnahmen erlangt: die Krone soll August verbleiben — um so mehr, da sie sich ihm gegenwärtig nicht gut nehmen läßt. Er war Ew. Kaiserlichen Majestät Kandidat; sei er der Gewinner dort, zu Ew. Kaiserlichen Majestät Trost.

3. Und was wird mit dem armen Stanislaus? Wohlan, Stanislaus sei Titular-Majestät von Polen auf Lebenszeit — was ihm freilich wenig hilft — aber als Zugabe schlagen wir vor: daß, da das Herzogtum Lothringen nun in unseren Händen ist, Majestät Stanislaus Lothringen zum Leibgedinge erhalten soll, um davon zu leben — und daß dieses Lothringen nach seinem Tode an Frankreich fallen soll! — ‚Lothringen?' rufen der Kaiser und das Reich und des Kaisers Schwiegersohn Franz von Lothringen aus. Das ist wahrlich eine Einbuße und eine Schmach; ein schwerer Posten in dem Wahlschadenersatz!

4. Was Herzog Franz betrifft, so gibt es ein Heilmittel. Der alte Herzog von Florenz, der letzte Mediceer, ist nahe daran, kinderlos zu sterben: der jetzige Herzog von Lothringen, Ew. Kaiserlichen Majestät erkorener Schwiegersohn, mag Florenz zum Ersatz haben. — Und so mußte es abgemacht werden. ‚Lothringen an Stanislaus, an Frankreich?' schrie der arme Kaiser, noch mehr das arme Reich und der arme Herzog Franz.

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. 2. partie S. 31. In Zeitbedrängnis und aus Mangel an Belagerungsgeschütz versuchte er, diesen Hagelsberg, einen der äußeren Verteidigungsposten Danzigs, durch nächtlichen Sturm zu überrumpeln; büßte zweitausend Mann ein und zog sich zurück, ohne das vollbracht zu haben, was nach der Meinung des Kronprinzen „nicht menschenmöglich war". S. bei Mannstein S. 77 bis 79 Meldung davon.

Das war noch das Bitterste von allem, aber dem war nicht abzuhelfen. Auch dieser Posten des Wahlschadenersatzes in Polen mußte zugestanden werden. Und so verschluckte Frankreich, nachdem es mehrere Jahrhunderte daran genagt hatte, Lothringen mit Haut und Haar. Herzog Franz versuchte dagegen aufzutreten, machte viele Vorhaltungen in Wien bei Kaiser und Hofrat wegen dieser unerhörten Zumutung, aber man sagte ihm, es wäre unvermeidlich; und ein gewisser Bartenstein, ein vielgenannter kaiserlicher Minister, sagte ihm zuletzt: ‚Kein Lothringen, keine Erzherzogin, Durchlaucht!' — und Franz mußte sich fügen. Lothringen ist verloren, der schlaue Fleury hat es mit Haut und Haar verschluckt. ‚Das war es, worauf er abzielte, als er den Streit suchte!' sagte Deutschland trauernd. Fleury war sehr friedselig und freimütig im Benehmen den Seemächten und anderen gegenüber und prahlte nicht beleidigend, sagte auch nicht, was er dachte.

5. Ein unendlicher Trost für den Kaiser, wenn auch für sonst niemand: Frankreich gewährleistet die pragmatische Sanktion — wennschon mit großer Schwierigkeit; soll ein paar Jahre hauptsächlich über diesem letzteren Punkt zugebracht haben[1]. Wie es die gegebene Garantie erfüllte, wird sich in der Folge zeigen."

Das waren die Schadengelder, die der arme Kaiser dafür, daß er sich in die polnische Wahl einmischte und in Verfolg seiner Schattenjagd in jenes Revier galoppierte, zu bezahlen hatte. Niemals ist jemandem eine solche Rechnung für zerbrochene Fensterscheiben vorgelegt worden. Dies darf als das Ende der kaiserlichen Schattenjagd gelten oder wenigstens als ihr Zündungs- und Explosionspunkt. Sein Duell mit der Xanthippe ist endlich aus; es endete mit kaiserlicher Niederlage auf jedem Punkt. Die Schattenjagd endet nicht, ist jetzt allerdings zum größten Teil verschwunden, in Feuer explodiert. Sie ist nun gleichsam gänzlich in der pragmatischen Sanktion aufgegangen: diese ist das einzige, was dem Kaiser in der ganzen Welt übriggeblieben ist, und er liebt und hetzt sie darum als den Inbegriff aller Dinge. Von hier an geht es stetig und raschen Schrittes abwärts mit ihm — er gerät in unheilvolle Türkenkriege mit so wenig Vorbereitung für Krieg und Tatsache, als ein lebenslanges Jagen nach Schatten voraussetzen läßt; Eugen hat er verloren, besitzt nun nichts als Seckendorffe, die für ihn wirken — und er sinkt sehr, sehr tief hinab. Wir wollen ihn hier verlassen und hoffen, daß wir nicht mehr viel von ihm zu sehen bekommen.

Als diese Bestimmungen im Sommer 1736 so weit fertig waren, wenngleich Schwierigkeiten wegen der pragmatischen Sanktion und anderer Punkte die endgültige Unterzeichnung noch viele Monate verzögerten, gürtete die Titular-Majestät Stanislaus ihre Lenden zur Abreise nach ihrer neuen Herrschaft oder Leibgedinge; verließ Königsberg, ging durch Preußisch-Polen, sicher diesmal, „unter Bedeckung von Generalleutant von Katte und fünfzig Kürassieren", und erreichte Berlin in der Mitte des Mai, unter rosigeren Aussichten als gewöhnlich. Er reiste unter dem Titel eines „Grafen" Soundso und stieg bei dem französischen Gesandten in Berlin ab: aber Friedrich Wilhelm behandelte ihn wie eine wirkliche Majestät, fast wie einen wirklichen Bruder; lud ihn zu sich in das Schloß, eilte ihm da, ich vergesse, wieviel Schritte über die Gebühr,

[1] Vertrag hierüber erst am 18. November 1738 unterzeichnet (Schöll II. 246).

entgegen und war die Gastfreundschaft und Freigebigkeit selber — und unter anderem haben sie jene Nacht und die übrigen Nächte „mehr als dreißig Pfeifen miteinander geraucht". Am 21. Mai 1736 [1] zog die Ex-Majestät Stanislaus wieder ihres Weges gen Frankreich — gen Meudon, einem ruhigen königlichen Schlosse in Frankreich — bis Luneville, Nancy und deren lothringische Paläste instand gesetzt sind. Dort findet er endlich eine Ruhestätte, der arme, unschuldige, schale Sterbliche, nach so vielem Hin- und Herschleudern; und da M. de Voltaire und andere von Bedeutung zuweilen den schmalen Hof dort belebt haben, so genießt der Titular-König Stanislaus noch immer eine Art Andenken unter Menschen.

Von Seiner preußischen Majestät sagten wir, daß, obschon man ihn von Berlin aus als wohl meldete, es doch nicht so war. In Wahrheit ist Seine Majestät nie wieder wohl gewesen. Von dieser Zeit an, er ist erst siebenundvierzig, blieb er fortwährend von gebrochener Leibesbeschaffenheit, immer mehr mit körperlichen Übeln belästigt; und seine Geschichte, persönlich und politisch, ist diejenige eines alten Mannes, der sein Leben endigt. Bis ans Ende rudert er standhaft, vernachlässigt kein Geschäft, läßt nichts aus dem Geleise kommen. Die Bauoperationen in Berlin gehen vor sich, angetrieben in diesen Jahren mehr als je von dem strengen Derschau, der die Aufsicht darüber hat. Da ist kein Mann von Geld oder Rang in Berlin, den Derschau nicht mit immer schwererem Bauzwang heimsucht, was als tyrannisch empfunden wird und ein immer lauter werdendes Murren unter den begüterten Klassen verursacht. In Potsdam ist Seine Majestät selbst der Bauherr und verschenkt die Häuser an Leute von Verdienst [2].

Auch kümmert er sich nicht weniger als sonst um die Armee, vielleicht beinahe mehr. Ja, zu einer Zeit, als man den alten Kurpfalz im Sterben glaubte, ist Friedrich Wilhelm daran, seine Truppen aufzustellen, bereit, für seine Rechte in Jülich und Berg einzustehen, da der Kaiser ihn offen verraten hat und in dieser Sache gegen ihn auf Frankreichs Seite getreten ist. Doch der alte Kurpfalz starb nicht, und es kam nicht zu Tätlichkeiten in Friedrich Wilhelms Zeit. Aber seine Geschichte ist für ihn auf der politischen Seite von nun an hauptsächlich ein Kommentar zu jenem „Wort", das er in Priort vernommen hatte, „das war, als wenn man mir einen Dolch im Leibe umgewandt hätte!" Mit dem Kaiser ist er entzweit: es entstehen unfreundliche, seitens Friedrich Wilhelms mitunter sarkastisch aufgenommene Vorgänge zwischen ihnen im Zusammenhang mit dem eben beendigten Krieg. Als sich z. B. Klagen erhoben über das

[1] Förster (I. 227), dem lockeren Pöllnitz (II. 478) folgend, datiert es auf 1735: ein Irrtum, der genau betrachtet bedeutender ist als die, welche sich Herr Förster in der Regel zuschulden kommen läßt, denn er ist kein schlecht unterrichteter oder ungenauer Mann — wennschon leider, was Methode (das heißt Mangel an sichtbarer Methode, Fingerzeig oder menschlicher Anordnung) betrifft, vermutlich der konfuseste aller Deutschen!

[2] Pöllnitz II. 469.

schlechte Betragen der Preußen auf ihren jüngsten Durchmärschen (schlechtes Betragen namentlich in Ländern, wo man ihre Werber belästigt hatte), stimmte der Kaiser einen schroffen, strengen Ton an, nicht besänftigend, sondern die Sache eher noch steigernd, und schloß mit einem strengen Verbot gegen das preußische Werben in sämtlichen kaiserlichen Gebieten. Und das nahm Friedrich Wilhelm sehr übel. Folgende Stelle stammt aus einem Brief von ihm an den Kronprinzen, den er schrieb, nachdem der erste Sturm seines Zornes sich ausgetobt hatte: „Daß das Verbot der Werbung in denen Erblanden nicht vorteilhaftig sei, bin Ich selbst versichert. Das ist der Dank für die gestellten zehntausend Mann und alle Deference, so ich für den Kaiser gehabt, und könnet Ihr daraus sehen, daß es nichts helfe, wenn man sich für denselben auch sakrifizierte. Solange man uns nötig hat, so lange flattiert man uns; sobald man aber glaubet, der Hilfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten [1]."

Ähnliches ereignet sich in bezug auf die Winterquartiere der Zietenschen Husaren. Die preußische Majestät hatte, wie wir uns erinnern, eine überzählige Schwadron zu dem letzten Feldzug am Rhein geschickt. Freilich lernten sie ihr Geschäft da, das wußte Friedrich Wilhelm; aber sie fochten auch für den Kaiser — und das war das, was der Kaiser von ihnen wußte. Einigermaßen zu seiner Verwunderung erhielt Friedrich Wilhelm im Laufe des folgenden Jahres von dem Wiener Kriegsamt eine kleine Rechnung von 10 284 Gulden zu seinen Lasten für die Winterquartiere dieser Husaren. Er bezahlte die kleine Rechnung sofort und begnügte sich mit der Bemerkung: „Ist mir von Herzen erfreulich, daß Ihro Kaiserliche Majestät Aerario mit diesen 6856 Talern dienen kann. Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß solche sich hunderttausendfach vermehren mögen, weil es sonsten dem obgedachten Aerario keinen sonderlichen Zuwachs machen dürfte [2]!"

In einer späteren Periode, während des unglücklichen Türkenkrieges, wollte der vor Geldnot verschmachtende Kaiser eine Million Gulden von dem Berliner Bankierhause Splittgerber und Daum borgen. Splittgerber und Daum hatten das Geld nicht, vermochten es nicht aufzubringen: „Leihen Sie uns unter deren Namen das Geld, Ew. Majestät", schlägt der Wiener Hof vor; „es wird drei Prozent Provision, sechs Prozent Zinsen absetzen bei vollkommener Sicherheit für die Rückzahlung!" Auf dieses schöne Anerbieten antwortet der König in einem Schreiben an Seckendorff junior: „Anlangend den Vorschlag, daß ich denen Bankiers Splittgerber und Daum mit einer Million Gulden zu Bestreitung des Vorschusses unter die Arme greifen möchte, so kann solches auf solche Weise nicht geschehen, weil ich nicht als ein Kaufmann auf Zinsen und Profit zu handeln gewohnt

[1] 6. Februar 1736; Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. partie S. 102.
[2] Brief an Seckendorff (senior): Förster II. 150.

bin. Wohl aber bin ich aus alter Freundschaft vor Ihro Kaiserliche Majestät erbötig und bereit, Deroselben zum Dienst, à fond perdu, sogleich zwei Millionen Gulden zu zahlen, wofern Sie mir die dem Feldmarschall", Ihrem Onkel, „bewußte billige Conditiones" (nämlich Erfüllung jenes nun schon recht alten Versprechens wegen Jülich und Berg!) „akkordieren wollen. Auf diesen Fall soll die Sache bald zustande kommen[1]!"

Mit einem Wort, Friedrich Wilhelm überwirft sich mehr und mehr mit dem Kaiser, wird mehr und mehr gewahr, was das für ein Kaiser ihm gegenüber gewesen ist. Königin Sophie verstummt in den Geschichtsbüchern; beide Majestäten mögen reuig, doch am besten vielleicht mit Stillschweigen den Jammer und die Ruinen überblicken, die dieser Kaiser ihnen gebracht hat. Friedrich Wilhelm hegt zwar keinen niedrigen Haß gegen den Kaiser: der gute Mann, er bemitleidet ihn mitunter; mitunter auch, bemerken wir, hat er einen Anflug echter Verachtung für ihn. Aber seine Gedanken nach dieser Seite hin, verbittert durch frühzeitiges Alter, sind im allgemeinen von tragischer Natur, nur unter Tränen aussprechbar, und auf dem Grunde der Tränen leuchtet ein Blitzstrahl, wenn er sich nach Fritz umblickt und sagt: „Hier steht einer, der mich rächen wird!" Friedrich Wilhelm, bis zuletzt eine breite, mächtige Erscheinung, wandelt von diesem Punkte an abwärts, heimwärts; auch der Kaiser, bemerken wir, bringt seine gewaltigen Spukjagden und Duelle mit Xanthippen rasch der Vollendung entgegen und wird in nicht langer Zeit zur Ruhe kommen. Bald werden wir mit diesen beiden Majestäten fertig sein.

Der Kronprinz hat durch sein verständiges gehorsames Benehmen in diesen vier Jahren zu Ruppin, entfernt von Papa, gleichsam seine Lehrjahre vollendet und durch diese letzte Inspektionsreise nach Preußen sozusagen sein Probestück mit ausgezeichnetem Erfolg geliefert. Er hat nun ausgelernt und ist berechtigt, jederzeit seinen Lehrbrief zu verlangen. Der ungeschlachte alte Meister kann nicht umhin, ihn für vollkommen befugt und berechtigt zu dem Versuche selbständigen Handelns ohne Beaufsichtigung zu erklären. Trotz all der unerhörten Wirren, die eine Zeitlang beinahe die Werkstatt in Brand steckten, ist eine heilvoll gelungene Lehrzeit daraus geworden! Mag er nun, theoretisch wenigstens, in den Betrieben der Kunst, Literatur, Geistesausbildung, drüben in Rheinsberg, noch immer in der alten Gegend — noch immer in gehöriger Entfernung von Papa, der sich mit ihm am besten in nicht unmittelbarer Berührung verträgt — seine Wanderjahre vollbringen und der neuen Häuslichkeiten und ausgedehnteren Freiheiten, die ihm da geboten sind, froh werden, bis eine gewisse Zeit herankomme, deren Nahen keiner von uns übereilen möchte.

[1] Förster II. 151 (ohne Datum dort).



Zehntes Buch

In Rheinsberg
1736—1740



Erstes Kapitel / Schloß Rheinsberg

Bei des Kronprinzen Vermählung vor drei Jahren, als ihm das Amt Ruppin zu seinem Einkommen angewiesen wurde, hörten wir auch von einer Residenz, die man für ihn einrichtete. Der Prinz hatte sich vernehmen lassen, daß sich aus Rheinsberg, einem alten Landschloß, das, umgeben von den dazu gehörigen Gütern, in dem Ruppiner Kreise lag und, wie es hieß, zu verkaufen war, wohl ein angenehmer Sitz schaffen ließe. Ein Wink, dem die gütige väterliche Majestät auf der Stelle Genüge leistete. Er gab alsbald Befehl zum Ankauf Rheinsbergs, schloß den Kauf nach einigen Monaten des Unterhandelns[1] zu günstigen Bedingungen ab — und beauftragte seinen Baudirektor, einen gewissen Kemeter, im Einverständnis mit dem Kronprinzen das verwitterte Schloß Rheinsberg zu einem Sitz, wie er einer jungen Königlichen Hoheit und seiner Gemahlin gefallen dürfte, umzubauen und zu erweitern.

Kemeter ist die ganze Zeit über damit beschäftigt gewesen. Er ist ein solider, geschmackvoller, aber maßhaltender Baumeister. Nun ist das Hauptgebäude vollendet oder nahe daran, und die Flügel und Nebengebäude schreiten stetig vorwärts; die Wohnung ist so weit fertig, daß die Königlichen Hoheiten sie beziehen können. Was sie diesen Herbst 1736 auch tun und damit ein förmliches häusliches Zusammenleben beginnen. Denn bisher war es oft unterbrochen worden: die Kronprinzessin hatte in ihrem Berliner Schloß oder auf ihrem Landhause in Schönhausen residiert, und ihr Gemahl wohnte gewöhnlich nicht mit ihr zusammen, wenn er nicht zur Karnevalszeit oder für kürzere Zeiträume auf Urlaub von Ruppin abwesend war. In Ruppin führte er bis jetzt eher ein Junggesellenleben oder das eines auf Geschäften abwesenden Ehemannes. Aber nun in Rheinsberg zünden sie das heilige Feuer des häuslichen Herdes an; „6. August 1736" ist das Datum dieses wichtigen Ereignisses. Sie haben ihren Hof um sich, Damen und Kavaliere, mehr, als wir vermuteten; sie haben die Ausstattung ihres Daseins hier nach einem gebührenden Maßstabe vorgenommen

[1] 23. Oktober 1733 Befehl erlassen — 16. März 1734 Kauf abgeschlossen (Preuß I. 75).

und stellen ihre Laren und Penaten in haushälterischer Weise auf. Majestät und die Königin kommen den folgenden Monat[1] auf Besuch zu ihnen heraus — auf dem heiligen Herde die erste wärmende Flamme anfachend und das Werk auf menschliche Weise krönend.

Somit hat eine neue Epoche für den Kronprinzen und seine Lebensgefährtin angefangen. Eine neue und sehr verbesserte. Sie dauerte, fortwährend sich verbessernd, bis in das vierte Jahr, und nur das Königtum, das zwar eine höhere Sphäre, aber eine weit weniger angenehme war, machte ihr ein Ende. Friedrichs glücklichste Zeit war diese zu Rheinsberg: die kurzen vier Jahre der Hoffnung, Sammlung, der Verwirklichung von Idealen. Ein Stück wirklicher Idylle kann man es nennen, das ihm vergönnt war in einer Lebenspilgerschaft, die im übrigen größtenteils aus gar widersprechenden und mitunter sehr grimmig aussehenden Realismen bestand. Er ist Herr seiner Arbeit, die ihm auferlegten praktischen Bedingungen sind ihm geläufig: sind die Bedingungen einmal erfüllt, die tägliche Arbeit geleistet, so lebt er den Musen, der geistigen Ausbildung, den geselligen Freuden und hat, wenn auch nicht ohne Ausbrüche schlechten Wetters — von dem Tabaksparlament vielleicht eher weniger als vormals und von der finanziellen Seite vielleicht eher mehr — eine sonnige Zeit. Auch seine unschuldig schale Frau scheint glücklich gewesen zu sein. Sie hatte den Reiz der Jugend, der Schönheit, dabei namentlich eine gesunde vollkommene Loyalität des Charakters und legte sich nicht „aufs Schmollen", wie man einmal von ihr befürchtete, sondern schickte sich gemütlich in die Dinge. Diese arme Kronprinzessin und nachmalige Königin hat in ihrem Alter oft vorübergehend auf rührende Weise der frohen Tage gedacht, die sie in Rheinsberg verlebte. Offene Klage wurde niemals von ihr gehört, aber jene Tage waren ohne Zweifel die besten ihres Lebens.

Rheinsberg, sagten wir, liegt in dem Amt Ruppin und steht gegenwärtig natürlich unter des Kronprinzen Verwaltung: das Städtchen Rheinsberg befindet sich zwei Meilen nördlich von der Stadt Ruppin — ist nicht ganz ein Drittel so groß wie das heutige Ruppin und viel angenehmer gelegen. Die Umgegend ist von behaglichem, nicht unmalerischem Charakter, fast als schön zu bezeichnen in jener Gegend von Sand und Moor. Seen sind im Überfluß darin, geackerte Felder, „Hügel" genannte Anhöhen und Gehölze mit ziemlichem Baumschlag — man liest von „Buchenalleen", von „hohen Lindenalleen" — eine Gegend nicht ohne Zierde, noch ehe der Prinz mit seinen Verschönerungen sich da niederließ. Viele Seen und Lachen sind da, wie überall rundumher; die zögernden Gewässer sammeln sich im ganzen Bezirk zu Netzen von kleinen Seen. Rheinsberg selber, Stadt und Schloß, liegt am Rande eines angenehmen Sees, des letzten eines solchen Netzes: dessen Summa oder Ausfluß, hier bereits

[1] 4. September 1736 (daselbst).

ein guter starker Bach oder Strom, der Rhin oder Rhein heißt und dem Ort den Namen gibt. Wir hörten von dem Rhin in Ruppin: er wird dort als eine Art Fluß betrachtet und ist es noch mehr vier Meilen weiter unten, wo er in die Havel fließt, auf dem Weg zur Elbe. Die Gewässer sind, wenn ich mich nicht irre, gelblich grau, nicht torfbraun: und hier an der Quelle oder dem Ausfluß aus dem Seenetz, wo Rheinsberg liegt, scheint die Gegend eine recht gute zu sein — hat genug malerische und sonstige Schönheit, um einfache Ansprüche zu befriedigen.

Der Ort ist uralt, hatte aber, bis der Kronprinz sich daselbst niederließ, nicht viel Leben in sich. Ich glaube, es sind jetzt Steingutfabriken, Glashütten da: Friedrich Wilhelm legte, gerade als der Kronprinz einzog, eine erste Glashütte dort an, die gut Wurzel faßte und zu des Kronprinzen Zeit an Bedeutung wuchs[1].

Rheinsberg liegt auf der östlichen oder südöstlichen Seite eines hübschen Sees, des Grinericksees (denn alle jene entlegenen Seen haben ihre Namen); das Schloß steht zwischen der Stadt und dem See. Es hat, man darf sagen, vier Fronten, denn es ist ein viereckiger Bau, um den ein nasser Graben vom See aus herumläuft, und hat einen geräumigen inneren Hof. Der Haupteingang ist auf der Stadtseite; an allen Seiten, vorn und hinten, ist das Gebäude aus Werksteinen aufgeführt. Steht da, hübsch an den See stoßend mit zwei Türmen, einem an jeder Ecke, die es auf dieser dem See zugekehrten Seite flankieren: blickt über Rheinsberg und dessen aus einem freundlichen, die Häuser verbergenden Laubdach emporsteigenden Kirchturm der aufgehenden Sonne zu. Nach der Stadt hin ist Platz für die geräumige Esplanade und sodann für die Stallungen und Wirtschaftsgebäude, die gut verdeckt sind und die Stadt noch mehr ausschließen. Bis auf den heutigen Tag hat Rheinsberg das Aussehen eines soliden achtbaren Baues: noch immer massiv, wetterdicht, obgleich längst von den Prinzlichkeiten verlassen — von Friedrich seit etwa zwölf Jahrzehnten schon und seit beinahe sechs Jahrzehnten von Prinz Heinrich, einem Bruder Friedrichs, der es nachher bewohnte. In neuester Zeit, höre ich, war die Rede davon, eine ausgedehnte Normalschule dahin zu legen; doch soll dieser vielversprechende Plan vorerst wieder beiseite gelegt worden sein.

Das alte Schloß, lange der Sitz der Bredows und anderer altadligen Familien, hatte inwendig gutes solides Mauerwerk und ringsum Obstgärten, Küchengärten, die Friedrich Wilhelms Architekten nicht brach liegen ließen, sondern vergrößerten und verschönerten. Das Ergebnis ihrer Kunst sehen wir: ein schönes Lustschloß mit allem Zubehör — und zu einem Kostenbetrag, der heute den Leser mit Staunen erfüllen würde. Viel ist uns bewundernswürdig, wenn wir über Rheinsberg nachforschen, was es gewesen, was es wurde und wie es geschaffen ward; aber nichts ist bewun-

[1] Beschreibung des Lustschlosses usw. zu Rheinsberg (Berlin, 1778). Verfasser ein „Leutnant Hennert", der seinen Gegenstand gründlich kennt.

dernswürdiger, als die Geringfügigkeit des Geldes, das es gekostet hat. Unserem staunenden Sinn kommt es vor, als ob der Schilling dortzulande der Guinee hier gleichkäme, und die Ursache, wenn wir danach fragen, ist nicht völlig schmeichelhaft: „Veränderung im Geldwert?" O nein, meine Leser! das ist kaum ein Viertel des Phänomens. Drei Viertel des Phänomens ist Veränderung in der Art und Weise des Umgehens mit dem Gelde — der Unterschied nämlich zwischen weisem und wahrhaftigem Wirtschaften und törichter, lügenhafter Verschwendung. Und dieser Unterschied ist gar groß und unendlich trauriger, als irgend jemand heutzutage glauben will! — Aber wir können auf diese Betrachtung nicht eingehen. Der Leser mag sie mit sich nehmen als eine beständige Begleitung bei allem, was er Friedrich Wilhelm oder Friedrich, seinen Sohn, nun oder zu irgendeiner Zeit schaffen sieht. Gottvergessene Verschwendung, was soviel heißen will wie Unordnung und Unredlichkeit und Verlust von mehr denn Geldeswert für alle Beteiligten — ein ekelhafter Anblick von menschlichen Wesen, Herren und Dienern, die zusammen wirken, als wären sie nicht menschlich: damit wird er in diesen auswärtigen Bereichen verschont bleiben; und in einem englischen Herzen dürften vielleicht Gedanken von heilsamer, wenn auch sehr trauriger Natur aufsteigen, wie die Zeiten nun einmal beschaffen sind.

Es würde den Leser nur ermüden, wollten wir dies kronprinzliche Schloß beschreiben, obwohl sich das durch verzweifeltes Erforschen unseres gesamten Materials allerdings mit inventarischer Genauigkeit tun ließe. Es gibt gestochene Ansichten von Rheinsberg und seiner Umgegend, die weiland in den Mappen von Sammlern zu prangen pflegten — die ich nicht gesehen habe[1]. Von dem Hause selber sind gestochene Aufrisse, Grundrisse leichter anzutreffen, begleitet von Beschreibungen, die nicht sehr aufschlußreich sind — ermüdend ins einzelne gehend und gleichsam dunkel durch das Übermaß darauf geworfenen Lichts. Der Leser erblickt im allgemeinen eine schöne symmetrische Masse von Gebäuden, in rechtwinkliger Form — etwa zweihundert Fuß mißt jede der beiden längeren Seiten, die nach der Stadt und nach dem See, etwa hundertunddreißig jede der zwei kürzeren oder hundertundfünfzig mit Einschluß der erwähnten Türme. Die Seite nach dem See jedoch — eine von den beiden längeren — besteht hauptsächlich aus der „Kolonnade", einer geräumigen Säulenhalle „mit Vasen und Statuen", die die Vorsprünge besagter Türme zusammenfaßt und alles hübsch vereinigt.

Über allen Zweifel ein stattlicher massiver Bau, durchaus von guten Verhältnissen. Die Architektur überall von heiter ernstem, solid anmutigem Charakter, ganz von bewährtem Werkstein; angemessene Vorsprünge mit krönenden Simsen und Statuen darauf, angemessene Architrave, Karniese und Kragsteine — kurz, angemessener Reichtum an Zierat ist da, aber nur angemessener. Tüchtige Bildhauer, tüchtige Maler, Künstler sind geschäftig

[1] S. deren Titel in Hennert.

gewesen, und es haben überhaupt alle die gefälligen schönen und alle die notwendigen und soliden Künste mit einer bemerkenswerten Treue zusammengewirkt, die sogar dem Auge des Beschauers bis zur heutigen Stunde wohltut. Die Höhe beträgt im allgemeinen etwa vierzig Fuß: zwei Stockwerke von reichlichen Verhältnissen; die überragenden Türme sind sechzig Fuß hoch. Der Umfang der äußeren Fassade ringsherum ohne den Säulengang beträgt fünfhundert Fuß und darüber: das wäre mit der Hinterseite tausend Fuß Zimmerfront — man stelle sich die Größe des Wohnraums vor, denn „all die Küchen und Wirtschaftskammern sind in den Souterrains", über denen die „linke Fassade" (die ein neuer Teil des Gebäudes ist) sich gemächlich erhebt. Die Fenster habe ich nicht gezählt, aber sie müssen hoch in die Hunderte steigen. Kein Ende des Wohnraums. Ja, in einem später aufgeführten abgetrennten Seitengebäude, das Kavalierhaus genannt, waren, wie ich entnehme, unter anderem „fünfzig Schlafzimmer" und „ein Theater". Und wenn ein englischer Herzog die Rechnungen für all das zu Gesicht bekäme, so würde sein Erstaunen außerordentlich und vielleicht einigermaßen schmerzhaft, aber auch heilsam für ihn sein.

In einem dieser Türme hat der Kronprinz seine Bibliothek: ein wunderschönes Zimmer — da fehlt nichts, was die Künste leisten konnten. „Das Plafond ist von Pesne gemalt", allegorische Genien und anderes mehr; man hat Aussicht auf Himmel, Erde, Wasser, alles in verschönertem Zustande, still wie im Elysium. Hier müssen wir uns die Korrespondenzen geschrieben denken, hier gingen das Dichten und die anderen literarischen Bemühungen vor sich. Hier oder hinabsteigend zu einem Gang ins Freie oder gedankenvoll in der Säulenhalle mit ihren Statuen und Vasen (wo man nicht nach dem Wetter zu fragen braucht) auf und ab wandelnd, beherrscht man den See mit seinen kleinen buschigen Inseln, „die Remusinsel" ist berühmt unter ihnen, und „hohe Buchenwälder" sind jenseits. Der See, sagen alle, ist sehr hübsch, nach Sonnenuntergang zu liegend — während vielleicht irgendein anderer kleiner See oder einsamer Weiher in der Wildnis in weiter Ferne „wie eine Schale geschmolzenen Goldes" in diesem anziehenden Momente sich dem Auge auftut. Was die Büchersammlung im Innern war, weiß ich nicht, kann es nur erraten.

Auch der Kronprinzessin Gemächer, die zu Hennerts Zeit[1] unverändert waren, sind sehr schön; man nehme das Vorzimmer als Beispiel: „Dieses schöne Gemach", von etwa zwanzig Fuß Höhe, „hat sechs Fenster, davon drei in dem Corps de Logis nach der Stadt und drei nach dem Schloßhof sehen. Das Licht, das durch diese Fenster fällt, wird durch die Spiegel, mit denen die Fensterzwischenräume ganz bedeckt sind, noch verstärkt und macht das Gemälde an der Decke des Zimmers, das von der Hand des berühmten Pesne ist, ungemein lebhaft. Auch hat dieser Künstler das Kolorit dieses Gemäldes so sanft und weich zu halten gewußt, daß die Lichtstrahlen in den

[1] 1778.

gemalten Wolken und in der Luft sich fortzupflanzen scheinen. Man sieht in den Wolken den Mars, wie er von den Liebesgöttern entwaffnet wird. Diese spielen mit seinen Waffen. Er streckt seinen Arm nach der Liebesgöttin aus, die ihn mit holder Miene anblickt, Liebesgötter breiten ein Gewand aus." Das ist Pesnes üppiges Werk an der Decke. — „Vergoldete und in flach erhabener Arbeit geschnitzte Gehänge von Waffen zieren die Wände dieses Zimmers, und zwei Gemälde von Pesne, die den höchstseligen König und Königin" (unsere guten Freunde Friedrich Wilhelm und seine Sophie) „in Lebensgröße darstellen, sind der Aufmerksamkeit wert. Über den vier Türen findet man in flach erhabener Arbeit die Profile des Hannibal, Pompejus, Scipio und Cäsar in Medaillons aufgestellt."

All das ist prächtig: aber all das ist nichts gegen eine andere Decke, in irgendeinem andern großen Saal, dem Musiksaal, wenn ich mich recht entsinne: da flieht die schwarze Nacht mit all ihren schädlichen Dünsten an einem Ende der Decke, während am anderen des Phöbus Rosse und die hellfunkelnden Pfeile des Tages hervorbrechen — mit Kupidos, Amoretten, Kriegsgöttern; auch Bacchus und seine Reben fehlen nicht, die alle schön dadurch aufwachen. Ein gar prächtiges Zimmer — als Musiksaal, oder ich weiß nicht als was, benutzt, und seine Decke fast ein Ideal, sagen die Kunstkenner. —

Endlose Gärten, Pavillons, Grotten, Eremitagen, Orangerien, künstliche Ruinen, Parke und Luftstücke umgeben diesen begünstigten Flecken und sein Schloß; nichts fehlt, was zur Einrichtung eines Prinzen gehört — außer Jagdhunden freilich, die diesem Prinzen niemals ein Bedürfnis waren.

Außer den alten ruppinischen Dienstpflichten, die ein beständiges Dahinreisen — Entfernung nur ein Morgenritt — mit einschließen, und gelegentlichen Kommissionen von Papa ist Friedrich Herr über seine Zeit und Beschäftigungen in diesem neuen Aufenthaltsort. Es gibt Reisen nach Potsdam, periodisches Erscheinen in Berlin, etwas Korrespondenz, um das Tabakskollegium in guter Stimmung zu halten. Aber Friedrichs Vorliebe ist Literatur und Philosophie: ein junger Prinz, dem es ernstlich darum zu tun ist, seinen Geist zu bilden und eine klare Kenntnis von der Welt, die so allwichtig für ihn ist, zu erlangen. Und er liest, studiert und denkt nach, ernsthaft und viel; seine Haupterholungen, wie es scheint, sind Musik und die Unterhaltung mit unterrichteten befreundeten Männern. In der Musik finden wir ihn besonders reich. Täglich zu einer bestimmten Stunde des Nachmittags wird Konzert gehalten, in welchem Prachtraum, das hat der Leser gesehen: und wenn man die für dies Fach angestellten Künstler aufzählen wollte (hohe Namen, noch unvergessen in der musikalischen Welt), so würde der Leser noch mehr staunen. Ich zähle deren zwanzig oder neunzehn und erwähne nur, daß „die zwei Brüder Graun" und „die zwei Brüder Benda" mit unter ihnen waren; und ich verschweige dabei vier andere Violinspieler von Ruf und einen „Klavierspieler, dessen Talente jedermann

bekannt sind"[1]. Der Prinz besitzt ein feines Gefühl für Musik: wirkt selbst in diesen harmonischen Vorträgen mit durchdringenden Adagios auf der Flöte mit und zieht ohne Zweifel, wenn er gehörig gegen Unsinn auf der Hut ist, jetzt und später Nutzen aus diesem Teile seiner Hilfsquellen.

Er hat Besuche bei vornehmen Leuten in der Umgegend zu machen; unterhält einen starken Briefwechsel von literarischer oder geselliger Natur. Da ist z. B. Suhm, der sächsische Gesandte, der übersetzt Wolfs Philosophie für ihn ins Französische und übersendet es heftweise, mit endlosen gegenseitigen Briefen darüber, die damals höchst anziehend waren, aber jetzt für den Leser tot sind. Der Kronprinz hat eine Poststation in Rheinsberg angelegt; irgendein ledernes Individuum kommt „zweimal die Woche aus dem Mecklenburgischen" gerumpelt „und geht über Fehrbellin" zur Beförderung seiner Korrespondenzen. Von seinen Besuchen in der Nachbarschaft werden wir dem Leser bald eine Probe geben, nur eine.

Es sind uns Listen von des Prinzen „Kavalieren und Hofstaat" erhalten, und man liest und liest wieder die langweiligsten undenkwürdigen Berichte darüber, kann aber mit dem besten Fleiße keinen bestimmten Begriff davon erhalten, wie sie tagtäglich in Rheinsberg beschäftigt waren — noch mehr sind uns in dem frugalen Haushalte ihre Besoldungen und ihr Unterhalt ein Mysterium. Da ist Wolden als Hofmarschall, unser alter Küstriner Freund; da ist Oberst Senning, der alte Marlborough-Oberst mit dem hölzernen Bein, der den Knaben Friedrich seine Exerzitien und Artilleriepraxis lehrte, ein wackerer gescheiter alter Herr. Da ist ein Monsieur Jordan, Exprediger, ein scharfsinniger preußischer Franzose, noch jung, der als „Lekteur und Bibliothekar" fungiert und von dem wir noch viel hören werden. „Intendant" ist Hauptmann (Exhauptmann) von Knobelsdorff, ein sehr verständiger kenntnisreicher Mann, den wir einmal in Bayreuth sahen; er ist seitdem in Italien gewesen und nun mit schönen Talenten für die Baukunst zurückgekehrt; er ist es, der nun den Ausbau Rheinsbergs übernimmt[2] und ihn im Verlauf der nächstfolgenden drei Jahre geschickt zustande bringt. Eine Kapelle von zwanzig Musikanten, Maler: Antoine Pesne unter anderen, Bildhauer: Glume und andere von Auszeichnung, und Hofkavaliere, wir wissen nicht in welcher Anzahl. — Wie wurde ein solcher Hof unterhalten, in harmonischer freier Würde, ohne Hapern in seinen Finanzen oder schäbige Klemme von irgendeiner Art? Der Prinz geriet allerdings in Schulden, aber nicht sehr tief, und es geschah hauptsächlich wegen der großen Rekruten, die er kaufen mußte. Seine Geldrechnungen sind mir nicht völlig bekannt: aber ich möchte zweifeln, daß sich seine Ausgaben (nach meiner Annahme) jemals auf 40 000 Taler im Jahre beliefen, und ich bin mehr und mehr gezwungen, wie der alte Cato

[1] Hennert S. 21.
[2] Daselbst S. 29.

darüber nachzudenken, welch ein herrliches Einkommen doch die Mäßigkeit ist!

Unter anderem finde ich, daß viele von den Kavalieren zu dem Goltzschen Regiment gehörten, was ganz offenbar eine Ersparnis bedeutete. „Rittmeister von Chasot", wie die Bücher ihn nennen (die Leser sahen ihn zu Prinz Eugen fliehen und kennen ihn von der Belagerung von Philippsburg her), ist jetzt noch nicht Rittmeister, steht aber bei der Ruppiner Garnison, ist Hofkavalier, „begleitete Friedrich auf seiner jüngsten preußischen Reise" und ist sehr gern gesehen, wenn er von Ruppin abkommen kann. Hauptmann Wylich, später ein General von Verdienst, der Leutnant Buddenbrock, der bei dem Prediger-Schabernack in Ruppin beteiligt war, nun aber von solchen Streichen abgelassen hat: alle diese gehören zu den Goltzischen. Oberst Keyserlingk, der nicht dazu gehört, noch überhaupt in aktivem Militärdienst hier steht, ist ein Freund aus alter Zeit, war ehemals als „Gesellschafter" bei dem Prinzen angestellt und geriet seinetwegen in der unglücklichen vorküstrinischen oder Fluchtepoche in Ungemach: eine der ersten Handlungen des Prinzen, nach Küstrin, als er seinen Pardon erhalten hatte, war, Verzeihung für diesen Keyserlingk zu erbitten; und nun hat er ihn hier und liebt ihn sehr. Er ist Kurländer, von guter Familie, dieser Keyserlingk — auch von guten Begabungen, von denen man sich eine Zeitlang große Dinge versprach, denn er trug alle Schulpreise davon und war das Wunder der Königsberger Universität. Aber sie erwiesen sich schließlich als Begabung n mehr von der vokalen Art und haben nur zu dem geführt, was wir hier sehen. Ein Mann, denke ich mir, mehr von schwunghafter Lebendigkeit als Tiefe oder Stärke des Geistes. Äußerst schwunghaft, geistreich, voll Witz und überströmender Herzlichkeit, ein treuherziger munterer Mann, sehr beliebt in der Gesellschaft ebenso wie beim Prinzen. Wenn wir bei Rheinsberg verweilten, würde Keyserlingk sehr hervorragen.

Major von Stille, zuletzt Generalmajor von Stille, wäre ebenfalls zu nennen: er ist beinahe zwanzig Jahre älter als der Prinz, ein verständiger, denkender Soldat (wohnte letzthin mit Erlaubnis der Belagerung von Danzig bei, um davon zu profitieren); ein Mann, der rauhem Dienste gewachsen ist, wenn erst die Zeit dazu kommt. Seine militärischen Schriften standen einst in gutem Ansehen bei Soldaten von Profession und geben noch immer einem nichtmilitärischen Leser eine günstige Meinung von Stille als von einem tüchtigen und verständigen Mann[1].

Von Monsieur Jordan und der literarischen Sippschaft.

Wie sich von selbst versteht, hat der Haushalt einen Prediger: einen hochwürdigen „M. Deschamps", der ihnen allen predigt — ohne Zweifel auf französisch. Friedrich hört den Deschamps niemals: er ist Sonntags

[1] Campagnes du Roi de Prusse — eine nachgelassene Schrift, dem Siebenjährigen Krieg vorhergehend.

immer drüben in Ruppin; und da, als zum Tagesdienst gehörig, „liest er selber der Garnison eine Predigt vor“. Liest schön, auf eine melodische gefühlvolle Weise, sagt Formey, der es versteht: „Selbst in seinen alten Tagen führte er gelegentlich“, wenn irgendein emeritierter Prediger wie Formey gerade bei ihm war, „schlagende Stellen aus Bossuet oder Massillon an“, mit einer Stimme und einem Blick, die Vollkommenheit auf der Kanzel gewesen sein würden, meint Formey[1].

M. Jordan, obgleich er „Lekteur (Leser)“ hieß, las ihm nicht vor, wie ich entnehmen kann, sondern führte die Aufsicht über die Bücher; er war redlich beflissen, sich auf allerhand literarische und quasi-literarische Weisen nützlich zu machen. Er stammte, wie sein Name besagt, aus einer französischen Refugiéfamilie, war eine neuere vielgeschätzte Erwerbung in Rheinsberg. Da er später Figur macht, ist es geraten, ihn ein wenig ins Auge zu fassen.

Jordans Eltern waren begüterte gottesfürchtige Geschäftsleute in Berlin; dieser Jordan (Charles Etienne, Alter jetzt sechsunddreißig) war ihr ältester Sohn. Es scheint, sie hatten ihn von seiner Geburt an, weil sie bloß ihre eigenen religiösen Gefühle dabei zu Rate zogen, zum Prediger des Evangeliums bestimmt; die übrigen Söhne, alle ebenfalls für geschickt gehalten, wurden zu weltlichen Berufen erzogen. Und nun predigte dieser arme Charles Etienne also, was an bestem Evangelium er eben besaß, ehrlich und redlich, sagen alle — wennschon niemals anders als mit einer Art Widerstreben seiner aus ihrem Lauf gezwungenen Natur. Er hatte geheiratet, war nacheinander Prediger auf zwei Landorten gewesen, als seine Frau starb und ihm eine einzige Tochter und ein durch das Ereignis tief betrübtes Herz hinterließ. Freunde oder vermutlich reiche Brüder hatten ihn unter diesen Umständen ins Freie hinausgedrängt: „Mach eine Reise, nach Holland, nach England; fühle die Winde wehen, sieh die Sonne scheinen, wie in vergangenen Zeiten: es wird dir gut tun!“

Jordan erlangte im Verlaufe seiner Reise Beruhigung über manche Dinge. Er sah ein, daß durch Mäßigkeit, durch verständige Wirtschaft mit einem kleinen Privatvermögen, das er bereits besaß, sein Töchterchen und er in Berlin Ruhe und die notwendige Nahrung und Kleidung haben könnten — und kurzum, er beschloß, daß er das Predigen ganz und gar aufgeben und sich bescheiden unter seinen Büchern dort niederlassen wolle. Was er auch tat. Er lebte auf diese Weise, als der Prinz, sich nach einer solchen Persönlichkeit umtuend, von ihm erfuhr. Und hier ist er nun in Rheinsberg, frisch und frank sich tummelnd, mit bescheidener Offenmütigkeit; wohlgelitten von jedermann, von seinem Herrn sehr wohl und immer besser, ja, Friedrich faßte eine wahre Achtung, Hochschätzung und sogar Freundschaft für ihn und pflegte viel Korrespondenz von einer freieren Art, als bei ihm gewöhnlich ist, mit dem kleinen Jordan, solange sie zusammen

[1] Souvenirs d'un Citoyen (2. Auflage; Paris, 1797) I. 37.

lebten. Jordans Tod, zehn Jahre später, war vermutlich das einzige namhafte Leid, das er während dieser letzten Periode seines Lebens jemals seinen Mitmenschen verursacht hat.

Ich finde ihn in Rheinsberg als eine kleine flinke Gestalt von südfranzösischem Aussehen geschildert, mit ungemein glänzenden Augen und einem allgemeinen Ausdruck von Anstelligkeit, Bescheidenheit, Verstand, Aufrichtigkeit: gute Vorzeichen, die eine nähere Bekanntschaft mit dem Manne angenehm bestätigte.

Deswegen fischte ich aus antiquarischen Katalogen und dem Meere der Vergessenheit einige seiner armen Schriften heraus, namentlich eine Voyage Littéraire[1], Tagebuch jener ersten Gesundheitsreise, die er machte, um sich die Wolken aus dem Gemüte wegwehen zu lassen. Eine Literarische Reise, die eine Art tragisches Gefühl erregt, da sie selbst tot ist und von Dingen handelt, die alle abgestorben sind. Von so vielen unsterblichen Schriftstellern, holländischen vornehmlich, weiß Jordan zu melden, daß sie in diesen und jenen Formen von Büchern, die für den Gelehrten wichtig sind, floriert haben oder bald florieren würden: ein laubreicher, blütenreicher Literaturwald, herrlich in dem damaligen Sonnenlicht. Heute nun ist er für Jordan und uns nicht nur welk, sondern ganz verschwunden, zusammengepreßt zu einer einzigen filzigen Torfmasse. Stelle dir vor, woraus dieser Torf gemacht ist, o berühmter oder unberühmter Leser, und ziehe eine Nutzanwendung aus Jordans Buch! Anderes Verdienst außer Klarheit und löblicher Kürze haben die Voyage Littéraire oder die sonstigen Büchlein Jordans heute nicht mehr. Einige wenige seiner vorhandenen Briefe an Friedrich sind seine einzigen Schriften, in denen noch etwas Leben übrig ist, und auch dies ist nur ein zufälliges Leben, nicht von Belang für ihn oder uns. Dryasdust sagt mir: „Der Abbé Jordan ist der einzige von den kronprinzlichen Kavalieren, der in der Stadt Rheinsberg nicht im Schlosse wohnt"; und wenn ich frage: warum? — so erfolgt keine Antwort. Vermutlich war wohl sein armes kleines Töchterlein mit ihm dort. —

Wir haben von Friedrichs Gefährten zu sagen, daß sie im allgemeinen ein intelligenter Schlag Menschen waren. Ein jeder Meister von irgend etwas und fähig, wenigstens darüber verständlich zu diskutieren. Redlichkeit und Loyalität des Charakters war unerläßlich; gute Laune und Witz, wenn er zu haben war, sehr begehrt. Es war niemand von glänzender Auszeichnung darunter, aber sie waren das Beste, was es gab, und damit ist alles gesagt. Man kann nicht sagen, daß Friedrich, als Prinz wie als König, außerordentlich erfolgreich in der Wahl von Gefährten war. Mit einer einzigen Ausnahme, auf die wir demnächst zu reden kommen werden, ist nicht einer unter ihnen, dessen wir uns heute nur um seiner selbst willen

[1] Histoire d'un Voyage Littéraire fait, en MDCCXXXIII, en France, en Angleterre et en Hollande (2de édition, à La Haye, 1736).

erinnern würden. Sie sind sämtlich Leute, von denen es langweilig ist reden zu hören, es sei denn ganz vorübergehend. Einen Menschen von glänzenden Talenten hatte er um sich, nur einen; keinen je von wirklich hohem und großem Geiste. Diese Sorte ist nicht leicht zu haben — selten hervorbringbar auf dem Boden dieser Erde! Und es ist auch nicht gewiß, wie Friedrich mit einem von dieser Sorte zurechtgekommen wäre oder er mit Friedrich — obgleich Friedrich es zweifelsohne versucht haben würde, hätte die Gelegenheit sich geboten. Denn er liebte Geist, wie nur wenige Menschen auf dem Throne oder neben dem Throne es je getan haben; und das wenige, was er davon um sich zu sammeln vermochte, erscheint mir oft als eine Tatsache, die eher tragisch als irgend etwas anderes ist.

Mit der äußeren Berliner Gesellschaftswelt steht Friedrich in wechselseitigen Beziehungen, die hie und da dunkel zum Vorschein kommen. Literarische Berühmtheiten, die gewöhnlich theologisches Gewand tragen, und alle Jünger der Philosophie, zumal solche von feiner Gesittung, sind sicher ihn anzuziehen und gewinnen reichliche Anerkennung in Rheinsberg oder bei Stadtbesuchen. Aber die Berliner theologische oder literarische, noch mehr die Berliner gesellschaftliche Welt jener Zeit bleibt, gleich einem versunkenen verschollenen Gegenstand, sehr dunkel in jenen alten Denkmälern, und, die Wahrheit zu gestehen, ist das, was wir an einzelnen Zügen davon besitzen, nicht dazu angetan, außerordentliche Anstrengungen zu weiterer Bekanntschaft hervorzurufen. Von dem ehrwürdigen Beausobre mit seiner Geschichte der Manichäer[1] und anderen gelehrten Dingen haben wir weiland in Tolands und der republikanischen Königin Zeit als von einem Licht der Welt gehört. Er ist nun ein achtzigjähriger Greis und schneeweiß geworden; sehr heiter, höflich, mit einem Anflug französischer Noblesse, vielleicht auch mit leichten Spuren der Eitelkeit. Der Kronprinz wünschte diesen Beausobre während eines seiner Besuche in Berlin zu sehen, verabredete eine Zusammenkunft in irgendeinem Zimmer des französischen Gymnasiums und wartete da auf den ehrwürdigen Mann. Der ehrwürdige Mann trat herein, heiter-stolz wie ein Märtyrer-Prediger des Wortes Gottes, zugleich auch mit etwas von einem alten Seigneur de Beausobre in ihm; im übrigen sanft wie Sonnenuntergang und wirklich mit dem Glanze schöner, nur etwas verdrehter Strahlen in seinem wackeren alten Geiste. „Was haben Sie in jüngster Zeit gelesen, Monsieur de Beausobre?" fragte der Prinz, um die Unterhaltung anzuknüpfen. „Ah, Monseigneur, ich bin soeben vom Lesen des erhabensten Schriftstückes aufgestanden, das wir besitzen." — „Welches denn?" — „Der Eingang des Evangeliums S. Johannis: Im Anfang war das

[1] Histoire critique de Manichée et du Manichéisme; schrieb auch Remarques etc. sur le Nouveau Testament, die einmal berühmt waren; Histoire de la Réformation, etc. Er ist Beausobre senior; es existierten zwei Söhne (einer davon in zweiter Ehe geboren, nachdem Papa 70 war), die ebenfalls schreibselig waren. — Vgl. Formey, Souvenirs d'un Citoyen I. 33—39.

Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." — Das verblüffte den Prinzen einigermaßen, berichtet Formey; er faßte sich aber sogleich wieder und holte aus dem alten Herrn ein gutes Gespräch heraus. Er schrieb ihm dann auch ein- oder zweimal[1] und gab ihm bei einer Gelegenheit Verse zu korrigieren, war überhaupt sehr achtungsvoll und aufmerksam gegen ihn.

Formey erzählt von einem anderen französischen Weisen, den der Prinz von Jugend auf persönlich gekannt hat, denn er pflegte im Schloß, wo er irgendeine Anstellung hatte, ein- und auszugehen. Dies ist ein gewisser La Croze, Professor, wenn ich mich recht entsinne, „der Philosophie", am französischen Gymnasium: ein erhabenes Ungeheuer von Gelehrtheit zu jener Zeit, jetzt vergessen von jedermann. Schlotterbauchig, kurzatmig, fähig zu Wutausbrüchen, zu Äußerungen von sehr grober Natur; eine ganz entschieden häßliche, monströse und eher stupide Art Mensch. Verstand zwanzig Sprachen, allerdings auf eine grobe und ungenaue Weise. Versuchte tiefe Diskurse im Hörsaal und anderswo, verrannte sich aber gewöhnlich in einem endlosen Anekdotenschwall, nicht immer von sauberer Natur; und nach zwei oder drei Worten stößt er allemal einen verzweifelten Seufzer aus, nicht vor Betrübnis, sondern wegen seiner Schlaffheit und seines Fettes. Formey gibt eine Schilderung von ihm, die nicht wert ist, noch einmal abgeschrieben zu werden. Derselbe Formey wurde sogar, als er eines Tages irgendwo in Berlin auf der Straße stand (er kann nicht daran zweifeln), von dem Kronprinzen im Vorbeigehen gesehen; „dieser fragte M. Jordan, wer das sei, und erhielt eine Antwort. Ist das nicht ein erquickliches Faktum? Weiter kam nichts danach — den achtbaren Expastor Formey, obwohl er stets mit der Feder bereit ist, braucht man, da er freilich von sehr schaler Natur ist, in Rheinsberg nicht.

Da ist ferner Monsieur Achard, ein anderer Prediger, suprem in seiner Art in den damaligen Berliner Kreisen, an den oder von dem ein paar Briefe existieren. Briefe ohne Wert, wenn sie nicht eine dunkle Andeutung enthielten, daß nämlich der Kronprinz nach eingeholter Erkundigung diesen supremen Achard über die Schwierigkeiten der Rechtgläubigkeit zu Rate gezogen[2] und ihm Texte oder einen Text, um darüber zu predigen, aufgegeben hat. Der supreme Achard überwand die Schwierigkeiten für seinen Aufklärung suchenden Prinzen nicht — der achtungsvoll klagt, daß „sein Glaube schwach sei", und uns über die Einzelheiten im Dunklen läßt. Dieser Vorfall mit Achard ist fast der einzige Fingerzeig, den wir über etwas haben, das ein wichtiges Kapitel hätte sein können: Friedrichs religiöse Geschichte in Rheinsberg. Der Ausdruck „schwacher Glaube" ist nach meiner Ansicht nicht spöttisch gemeint, sondern in freimütigem Bedauern

[1] Oeuvres de Frédéric XVI. 121—126. Daten sind sämtlich vom Jahre 1737, dem letzten von Beausobres Jahren.
[2] Ebendort S. 112—117, Datum März—Juni 1736.

und Besorgnis; vermutlich brachten ihm jene Rheinsberger Jahre viel schmerzhafte religiöse Gärung. Aber der alte „Gnadenwohl"-Handel hatte ihn gewitzigt, sich in seinen Äußerungen über diese Dinge in acht zu nehmen. Die Gärung mußte daher verdeckt vor sich gehen. Ihr Ergebnis ist genügend bekannt, obschon die Stadien des Prozesses in keinem Punkte überliefert sind.

Genug nun dieser Details. Äußerlich sowohl als innerlich ist keine Geschichte oder fast keine von dieser rheinsbergischen Periode vorhanden, denn die weitläufigen Aufzeichnungen bestehen wie gewöhnlich hauptsächlich aus chaotischem, fadem, dem Geist des Lesers undurchsichtigem Zeug. Es gibt übergenug Korrespondenz des Kronprinzen, die wenigstens größtenteils datiert ist: aber auch diese, die die Haupthilfsquelle hätte sein sollen, erweist sich als eine dürftige. Denn des Kronprinzen Briefe sind jetzt und später fast niemals von tiefer oder inniger Bedeutung und handeln überhaupt selten von Begebenheiten oder Tatsachen und noch seltener von anziehenden Tatsachen, von Tatsachen, die uns in jenem erloschenen Element klar faßlich sind.

Das Ding, wissen wir immer, ist da; aber die Anschauung des Dinges ist nur matt und mit Unterbrechungen zu haben. Dämmeriges leeres Zwielicht, in das hier und da ein flüchtiger Funken irgendwo hineinfällt — bei verzweifelter Ausdauer gelingt es endlich, Umrisse und Einzelzüge zu unterscheiden. — „Das Ding kann nicht immer ein Nichtding gewesen sein", denkst du! Umrisse, Züge — und vielleicht ist das am Ende auch die Hauptsache, und der Leser braucht gar nicht mehr.

Zweites Kapitel / Von Voltaire und dem literarischen Briefwechsel

Eine von Friedrichs großartigen Absichten in Rheinsberg, für ihn selbst im stillen die großartigste dort, die er mit beständiger Treue und Eifer verfolgt, ist jene, die Höhen des Musenberges zu erklettern, Meisterschaft und Jüngerschaft in Kunst und Philosophie zu erlangen — oder nennen wir es billigerweise das, was es im Grunde eigentlich war, die Absicht, sich mit hellem Wissen und hellem Glauben nach allen Seiten hin aufzuklären und zu stärken und irgendeine geistige Rüstung zu gewinnen, in der er den kommenden Aufgaben des werktätigen Lebens entgegentreten kann. Dies, fühlt er wohl, sei ein würdiger Gebrauch seiner Zurückgezogenheit in dem ruhigen Aufenthalt; und man muß zugeben, er bestrebt und bemüht sich darum mit großer Ausdauer, mittels all der Hilfsquellen, die ihm zu Gebote stehen, hier oder wo immer er sich nachher auch befand.

Hier in Rheinsberg hat er eine seiner allezeit fließenden Hilfsquellen, seine angenehmste, wenn nicht seine nutzreichste: in brieflichen Verkehr mit den vornehmsten Geistern seiner Zeit zu treten. Sofort nach seiner Niederlassung in Rheinsberg macht er sich daran, wie wir sehen werden, und verharrt dabei mit emsigem Fleiß. Seine Briefe an Rollin, Fontenelle und andere französische Lichter an dem damaligen Firmament sind vorhanden und könnten in namhafter Anzahl mitgeteilt werden. Aber wir lassen das besser. Es sind im wesentlichen die gewöhnlichen Briefe bei solchen Gelegenheiten: „Oh, erhabener Halbgott der Literatur, wie winzig ist fürstliche Vornehmheit im Vergleich mit einer Glorie wie der deinigen: du, der du hinter den Vorhang des Tempels trittst und hervorkommst mit strahlendem Antlitz!" — Worauf die Antwort lautet: „Hm, meinen Sie so, glücklichster, gnädigster, erlauchtester Prinz, umgeben von jedweder Bequemlichkeit und mit solchen Aussichten vor sich? Nun, schönen Dank jedenfalls — und, wie die irischen Bettler sagen, es mehre sich Ew. Gnaden Herrlichkeit!" Das ist wirklich fast alles, was besagte Sammlungen von Briefen ent-

halten, und außer der Voltaire-Korrespondenz etwa weist keine ein Zeichen dafür auf, daß auch nur die Möglichkeit tieferen Inhalts bestünde.

Sicherlich war damals kein Mangel an Männern der Literatur, von denen man in Rheinsberg wissen konnte, und der junge Prinz korrespondiert mit einer guten Anzahl von ihnen: der weltliche Machthaber begrüßt den geistigen aus der Entfernung — auf eine Weise, die für die damaligen Beteiligten sehr interessant war, jetzt aber ohne Interesse ist, es sei denn ein reflektiertes. Es ist dies ein sehr kalter und leerer Teil von Friedrichs Briefwechsel, der nur da ist, um zu bezeugen, was seine Bewunderung für literarisches Talent oder dessen großen Ruf war; für sich allein aber ist er gänzlich unbelehrend und wirkt erkältend auf die jetzt lebenden Gemüter. Die Mehrzahl jener französischen Lichter des damaligen Firmaments ist ausgegangen und total vergessen, oder aber man hat sie — wie Rollin und andere — als polierte Dummköpfe, Universitätsperücken und weitschweifige gewöhnliche Personen erkannt, die nichts als Vergessenheit verdienen. An Montesquieu — der noch nicht „Baron von Montesquieu" mit Esprit des Lois heißt, sondern „Monsieur de Secondant" mit (anonymen) Lettres Persanes, und der der Welt bereits als eine Person von scharfem, kühnem Blick bekannt ist — scheint Friedrich keinen Brief, jetzt oder späterhin, gerichtet zu haben. Keine Notiz von Montesquieu, noch auch von anderen, deren Abwesenheit ein wenig unerwartet ist. Es ist wohl hauptsächlich Unkenntnis schuld daran, denn sein Appetit war in jener Zeit durchaus nicht wählerisch. Allerdings traf er das Zentrum und geriet an den innersten Kern der französischen Literatur, als er sich im Jahre 1736, kaum noch eingewohnt in seiner neuen Behausung, an die glänzende Figur wandte, die uns seit langem als „Arouet junior" bekannt ist und die nun Monsieur de Voltaire heißt. Friedrichs erster Brief, womit er Voltaire zur Korrespondenz auffordert, ist vom 8. August 1736 datiert; und Voltaires Antwort — der rheinische Haushalt besteht erst im zweiten Monate — war vermutlich das lichteste Ereignis, das sich bis dahin dort begeben hatte.

Aus verschiedenen Rücksichten müssen wir diesen Voltaire viel schärfer betrachten und außerdem, da seine Beziehungen zu Friedrich und der Welt so vielfältig sind, versuchen, das wirkliche Bild des Mannes abzusondern von dem umwogenden Lärm und Wirrwarr, die in seinem Falle noch immer in beträchtlichem Maße fortdauern. „Voltaire war die geistige Ergänzung Friedrichs", sagt Sauerteig einmal; „das wenige, was an Nachhaltigem ihr armes Jahrhundert hervorbrachte, liegt hauptsächlich in diesen zweien. Ein schlafwandelndes Jahrhundert! Aber das wenige, was es t a t, müssen wir Friedrich, das wenige, was es d a c h t e, Voltaire nennen. Andere der Rede werte Frucht besitzen wir heute nicht von ihm. Voltaire und das, was auf den Voltaireschen Glauben ehrlich geleistet werden k a n n, ‚verwirklichter Voltairianismus': bekenne es, Leser, nicht in

allzu triumphierender Laune — ist das nicht so ziemlich das ganze geschichtliche Fazit des achtzehnten Jahrhunderts? Der Rest seiner Geschichte ist entweder purer Somnambulismus oder eine bloße Kontroverse über die Frage: ‚Verwirklichter Voltairianismus? Wie bald soll er denn verwirklicht werden? Doch wahrhaftig nicht auf einmal!' So daß Friedrich und Voltaire nicht nur durch Zufall allein Beziehungen zueinander haben. Sie sind in Ermangelung Besserer die zwei Originalmenschen ihres Jahrhunderts, die wichtigsten und in einem gewissen Sinne die einzigen Produkte ihres Jahrhunderts. Sie allein verbleiben uns als noch immer lebende Resultate daraus — so wie sie eben sind. Und der Rest sollte wirklich abziehen und verschwinden (wie er es jetzt tut); denn es sind nur Eintagsgeschöpfe, zeitgenössische Esser, Hascher nach Futter, Schwätzer gern gehörter Nachbetereien und verwandt nur mit den Speisekammern und Perücken ihrer Zeit, gar nicht verwandt mit dem Fortdauernden, wie diese zwei es waren." — Und mehr dergleichen von Sauerteig.

M. de Voltaire, der vormalige M. François-Marie Arouet, war zu dieser Zeit etwa vierzig Jahre alt[1], ein jetzt und später in hohem Grade hervorragender und seinen Mitgeschöpfen bedenklicher Mann. Klare Auskunft über ihn sollte heutigentags etwas Gewöhnliches sein, ist es aber unerwarteterweise nicht. Wieviel endlose Schreibereien und Biographien hat es nicht über diesen Mann gegeben, in denen man noch immer mit einer dem Gegenstand und dem französischen Genius in diesem Fache schuldigen trägen Befriedigung liest! Aber der Mann selber, seine Umgebung und das praktische Aussehen seines Lebens und seiner selbst: das alles ist dunkel von Anfang bis zu Ende, und vieles ist in einem zweideutigen unentzifferbaren Zustande für uns geblieben. Eine eigentliche Geschichte Voltaires, in der einleuchtend für menschliche Wesen entdeckbar wäre, was er war, in was für Elementen er lebte und was er gewirkt: eine solche Geschichte ist noch immer ein Problem für den Genius Frankreichs!

Seines Vaters Name ist uns bekannt, der Name von seines Vaters Beruf gleichfalls, aber die Natur dieses Berufs ist nicht klar, und noch weniger seines Vaters Charakter, ökonomische Verhältnisse, soziale oder geistige Physiognomie: da ist nicht die mindeste Möglichkeit geboten, sich auch nur das schwächste Bild von Art und Leben jenes merkwürdigen Mannes zu bilden, der sich der ganzen Welt dadurch namhaft gemacht hat, daß er den kleinen François in das Licht der Sonne erzeugte. Von Madame Arouet, wer oder was oder wie sie war, ist gar nichts bekannt. Ein menschlicher Leser, der beständig mit den Madames Denises, Abbé Mignots und rätselhaften Nichten und Neffen geplagt wird, hätte wenigstens wissen dürfen, welche Kinder außer François Madame Arouet hatte: ein für

[1] Geb. 20. Februar 1694, der jüngere von zwei Söhnen; Vater François Arouet, ein Notar des Châtelet, zuletzt Schatzmeister der Rechnungskammer; Mutter Marguerite d'Aumart von adliger Familie aus Poitou.

allemal, wieviel Kinder? Nenne sie, mit ihrem Geburtsjahr, Sterbejahr, nach den Kirchenregistern: sie alle hatten jedenfalls dies Stück Geschichte! Nein, nicht einmal soviel ist geschehen. Gütige Privatkorrespondenten antworten mir, nachdem sie sich danach umgetan: ein Register des Arouets finde sich nirgendwo. Sogar wenn du nach dem Namen Voltaire fragst, woher sein Ursprung, so erfolgt keine Antwort oder schlimmer als keine. — Die würdige „Geschichte" dieses Mannes, die eine der glänzenden Epopöen seines Jahrhunderts und der leuchtende Inbegriff und die Seele aller Geschichte sein könnte, die Frankreich damals gehabt hat, zu deren Abfassung aber fast ein französischer Halbgott nötig wäre, ist noch immer sehr fern. Für den vorliegenden Zweck wählen wir das aus, was da folgt von wohlbekannter Hand:

„Jugend Voltaires (1694—1725). — Französische Biographen haben den Arouetschen Haushalt sehr dunkel für uns gelassen; inzwischen können wir wahrnehmen, oder erraten, daß es in ökonomischem Betracht mittelmäßig damit stand, daß François der zweite von zwei Söhnen war, und daß der alte Arouet, ein solider, praktischer und vielleicht etwas hitziger alter Herr, von amtlicher juristischer Gewöhnung und Stellung, ‚Notar des Châtelet' und noch anderes, ihn für die juristische Laufbahn bestimmt hatte. Selbstverständlich genug für einen Sohn des Monsieur Arouet, der selber in den Gerichtshöfen vorwärtsgekommen war und hier am leichtesten für einen begabten zweiten Sohn Wege öffnen konnte. François arbeitete daher bei einem Advokaten, und seine Mitschreiber gewannen ihn sehr lieb — der amüsanteste Kerl von der Welt. Also machte er Rechtsstudien, wurde sogar Advokat, hatte aber nicht die mindeste Lust zum Advokatenwesen — gab sich der Poesie und anderen luftigen, gefährlichen spekulativen und praktischen Dingen hin, Familienexplosionen und Verweise hervorrufend, die ohne Wirkung auf ihn blieben. Ein junger, luftigen anstatt ernsthaften Beschäftigungen nachgehender Tor, dem immer mehr vor der Jurisprudenz graut. Zum Erstaunen und Ärgernis des M. Arouet senior. Das Jus, mit seinen Perücken und Pergamenten, nach hohen Ehren und tiefen Fleischtöpfen hinweisend, hatte keine Reize für den jungen Toren; er war nicht dazu zu bringen, Liebe zum Jus zu fassen.

Darauf entstanden Explosionen, wie angedeutet, Familienexplosionen von seiten des M. Arouet senior, so daß Freunde sich ins Mittel legen mußten. Es war ungewiß, was daraus werden würde. Ein verständiger Freund, ‚M. Caumartin', nahm den jungen Schlingel auf eine Zeitlang zu sich auf das Land und machte ihn da zufällig bekannt mit bejahrten Leuten, die tief in den Überlieferungen von Henri Quatre und den verwandten Themen steckten, was den Burschen stark erhitzte und gewaltige Pläne in seinem Kopfe erzeugte.

M. Arouet senior beharrte steif auf dem Jus, aber es wurde täglich unmöglicher. Madrigale, Dramen (nicht ohne Schauspielerinnen), satirischer Witz, zierliche Verse und allerhand abenteuernde Spekulation waren das, was dieser junge Mann mit Liebe betrieb und was ihn mehr und mehr beliebt machte, ihn sogar in die vornehmsten Kreise einführte und ihm da Anerkennung verschaffte als einem der aufgewecktesten jungen Köpfe, die man je gesehen habe. Das war natürlich geeignet, ihn in seiner Torheit zu bestärken und ihm andere Aussichten und Zufluchtshäfen zu eröffnen als die väterlichen.

Dergleichen Dinge, befremdend für den M. Arouet senior, waren damals beliebt; der nichtsnutzige Regent d'Orleans war auf den sublimen Louis XIV. gefolgt und hatte seltsame Dinge bei den vornehmen Leuten in Mode gebracht. Durchaus nicht dazu angetan, dem jungen Toren François förderlich zu sein, dachte M. Arouet senior;

und er ward in seiner Meinung noch bestärkt, als eine gereimte Schmähschrift (Les J'ai vu, wie man sie nannte[1]) auf die Regierung erschien und, wie ein geschicktes Ding der Art leicht tut, großes Aufsehen erregte, welche Schrift dem aufgewecktesten jungen Kopf in Frankreich, M. Arouets Sohne, zugeschrieben wurde. Er war allerdings nicht der Verfasser, aber man glaubte ihm nicht, als er die Autorschaft ableugnete, und er sah sich infolgedessen trotz seiner hohen Konnexionen unbarmherzig in die Bastille einlogiert. ‚Mag er sitzen', dachte M. Arouet senior, ‚und dort zur Besinnung kommen!' Er saß achtzehn Monate lang (Alter noch nicht viel über zwanzig), beschäftigte seine Muße im stillen nicht mit reuigem Insichgehen, sondern mit dem Verfassen eines Gedichtes auf seinen Henri Quatre. ‚Heldengedicht', nichts weniger, La Ligue, wie er es damals nannte, von dem er hoffte, daß die ganze Welt sich eines Tages darein verlieben würde — was auch eintraf. Ja, nach weiteren zwei Jahren hatte er ein Trauerspiel, Oedipe ist sein berühmter Name, verfaßt, das ‚achtundvierzigmal hintereinander aufgeführt wurde' (18. November 1718 war die erste Vorstellung). Das war genug, um jeden Kopf von solchem Alter schwindlig zu machen; das Jus durfte sogar von M. Arouet senior als hoffnungslos angesehen werden.

Versuchen wir ihn im diplomatischen Fache, entreißen wir ihn diesen schlimmen Gewöhnungen und Konnexionen, dachte M. Arouet nun und schickte ihn zu dem französischen Gesandten in Holland — auf Probe gleichsam und als zeitweilige Verbannung. Aber auch dies verfing nicht. Im Gegenteil, der junge Schlingel geriet wieder in allerlei Händel; geriet in Liebesintrigen — man bekommt Besuche von einer jungen Dame in Mannskleidern, die Mutter der jungen Dame verleitet dazu, und was noch alles — so daß der Gesandte froh war, ihn unverheiratet wieder heimzusenden, gleichsam mit der Signatur: ‚Zerbrechlich!' Die Mutter der jungen Dame aber gab seine Briefe in Druck, obwohl sie nicht im geringsten lesenswert sind. — Der alte M. Arouet scheint ihn nun aufgegeben zu haben; scheint ihm als einzige Abfindung ein kleines Jahrgeld ausgesetzt und zu ihm gesagt zu haben: ‚So geh denn deinen eigenen Weg, törichter Junior: der Ältere soll mein Sohn sein.' M. Arouet verschwindet hier fast gänzlich aus der Geschichte seines Sohnes François und muß, denke ich, nach wenigen Jahren gestorben sein. Der arme alte M. Arouet machte seine alten Augen zu, ohne die mindeste Ahnung, welch ein ungeheueres, ewig denkwürdiges Ding er unbewußt getan hat, indem er diesen François in die Welt schickte, um einen so universalen ‚trockenen Misthaufen einer verfaulten Welt' anzuzünden und auflodern zu lassen! François, mit seinem Vater gleichnamig, ward doch das Haupt der Familie, da auch der ältere Bruder binnen kurzem starb. Abgesehen von gewissen konfusen Nichten und Neffen, Sprößlingen der Schwestern, hatte François keinen ferneren Verdruß oder Trost aus dem väterlichen Haushalt gehabt. Da es vorläufig zwei seines Namens gab, schrieb er sich Arouet junior, ‚François Arouet l. j. (le jeune).

Wir sind alle Fürsten oder Poeten!' sagte er eines Abends bei Tisch, indem er nach rechts und links schaute, der aufgeweckteste Kopf von der Welt, ganz dazu geschaffen, der Phöbus Apollo solcher Kreise zu sein; und große Dinge liegen nun vor ihm. Der liederliche Regent Orleans, der höflichste, ausschweifendste der Menschen und sehr witzig, führt das Ruder, neben ihm Dubois, des Teufels Kardinal, und so viele andere glänzende Geister. Der luziferische Spiritualismus in Frankreich lichtet unter diesen Auspizien die Anker, freudig neuen Himmelsgegenden und Inseln der Seligen zusteuernd. Welche Hoffnungen darf François nicht hegen? ‚Hm!' antwortet M. Arouet senior beharrlich, solange er lebt. Halten wir eine oder zwei spätere Phasen, Epochen oder Wendepunkte in des jungen Mannes Laufbahn fest:

Erste Phase (1725—1728). — Der feingebildete Duc de Sulli (Jahr 1725,

[1] „Ich sah (J'ai vu)" diese Schandtat geschehen, „ich sah" jene andere — bis zur Zahl von einem oder zwei Dutzend — „und bin noch nicht zwanzig." Abdruck davon und Vermutung über die Autorschaft in Oeuvres de Voltaire I. 321.

Tag nicht angegeben) gibt in seinem Hotel ein Diner von der Art, wie er sie gewöhnlich gibt; und eine glänzende geistreiche Gesellschaft ist versammelt — der aufgewecteste junge Kopf in Frankreich ist natürlich mit dabei, mit seinen elektrischen Blitzen alles beleuchtend und die Tafel belustigend. Zum Ergötzen der meisten, aber nicht eines gewissen hypochondrischen, tückischen Duc de Rohan, eines Magnaten von hohem Range, großem Hochmut und sehr schlechter Aufführung in der Welt, den es ungeduldig macht, daß man einem gewöhnlichen bürgerlichen Menschen, Arouet junior, soviel Aufmerksamkeit schenkt. ‚Quel est donc ce jeune homme qui parle si haut, wer ist denn der junge Mensch, der so laut spricht?' ruft der stolze Herzog aus. ‚Monseigneur', blitzt der junge Mann elektrischerweise auf ihn zurück: ‚Es ist einer, der keinen großen Namen nachschleppt, aber dem Namen, den er hat, Respekt zu verschaffen weiß!' Man denke sich das mit einer durchdringenden, mächtig schallenden Stimme (voix sombre et majestueuse) gesprochen und von einem kurzen Blitzstrahl der Augen begleitet. Der Duc de Rohan stand in schwefelhafter Gemütsverfassung auf und ging seiner Wege. Das Datum? Du fragst den trägen französischen Biographen vergeblich — siehst nur, nach genauerer Untersuchung, daß der Vorfall wahr ist, und datierst ihn mit Mühe in den Sommer des Jahres 1725. Selbst der Vertrag von Utrecht war vielleicht, obschon all die Zeitungen und Zeitungskorrespondenten so gespannt Anteil daran nahmen, im Vergleich damit nur eine Posse zu nennen!

Ungefähr eine Woche später war M. Arouet junior wieder zu Tische bei dem Duc de Sulli, und es war eine feine Gesellschaft, wie das vorige Mal. Ein Bedienter meldet ihm leise, daß jemand nach ihm frage und ihn bitten lasse, hinabzukommen. ‚Kann nicht kommen', antwortet Arouet, ‚wie könnte ich, da ich hier Gast bin?' Der Bediente kehrt nach einigen Minuten wieder zurück: ‚Verzeihung, Monsieur, ich soll ausrichten, es sei eine wohltätige Handlung, um derentwillen man Sie hinabzukommen bittet!' Arouet legt Messer und Gabel nieder, geht augenblicklich hinab, um zu sehen, was es sei. Ein Wagen steht im Hof und daneben eine Mietkutsche: ‚Wolle Monsieur die Gewogenheit haben, eines dringlichen Falles wegen an die Wagentüre zu treten?' An der Türe des Wagens ergreifen ihn Hände am Kragen, halten ihn fest wie in einem Schraubstock; das teuflische Gesicht des Duc de Rohan ist inwendig sichtbar, der, nach der Mietkutsche blickend, irgendein ‚Voilà, wohlan!' ausspricht. Darauf öffnet sich die Mietkutsche, entlädt drei gemietete Raufkerle mit dem nötigen Werkzeug: schmähliche tatsächliche Peitschenhiebe treffen den Rücken des armen Arouet, der vergebens schreit und flucht; denn niemand ist in der Nähe. ‚So, genug', sagt Rohan endlich, und die tapfere herzogliche Schar fährt davon; der junge Arouet, mit zerrissenen Manschetten und verstörtem Haar, stürzt die Treppe wieder hinauf, in einer Stimmung, die man sich denken kann. Jedermann bedauert, ist untröstlich, entrüstet; niemand erbietet sich, ihm zur Rache zu verhelfen. ‚Monseigneur de Sulli, ist eine einem Ihrer Gäste angetane Schändlichkeit nicht eine Beleidigung gegen Sie selbst?' fragt Arouet. ‚Nun ja, vielleicht, jedoch' — Monseigneur de Sulli zuckt die Achseln und macht keinen Vorschlag. Arouet entfernt sich, natürlich in höchst lodernder Verfassung, um zu erwägen, was er vermöge eigener Kraft unter derartigen Umständen tun könne.

Wie sein Biograph Duvernet sagt, beschloß er, zwei Dinge zu tun: die englische Sprache und fechten zu lernen[1]. Er zog sich sechs Monate auf das Land zurück und

[1] La Vie de Voltaire par M** (à Genève, 1786, S. 55—57 oder S. 60—63 in der Umarbeitung des Buches. Der „M**" ist ein Abbé Duvernet, sonst von keiner sonderlichen Bedeutung. Er geriet später in Revolutionsungemach, entkam aber mit seinem Kopf und gab sein Buch neu heraus, etwas angeschwollen von neuen „Anekdoten" und republikanischem Wind, in diesem zweiten Fall, wo er sich T. J. D. V. — — — nennt (Paris, 1797). Ein vages, aber nicht dunkles oder lügenhaftes Büchlein, mit Spuren von wirklichem Blick darin — von einem, der Voltaire persönlich gekannt oder ihn zum mindesten gesehen und gehört hat.

vervollkommnete sich in diesen zwei Fächern. Als er darin vervollkommnet war, forderte er den Duc de Rohan förmlich heraus, indem er zugleich wohlerdachte Zwangsmittel anwendete, um Annahme seiner Herausforderung zu sichern. Rohan nahm sie, nicht ohne Schwierigkeit und Zwangsmittel im Theater oder anderweitig, an — nahm sie an, setzte aber auch seine Frau davon in Kenntnis. Das Resultat war, daß kein Messen der Degen stattfand; und Rohan, bloß in der öffentlichen Meinung entehrt oder keiner ferneren Entehrung dieser Art mehr fähig, ging frei aus, da eine bequeme Lettre de Cachet Arouet abermals in die Bastille gesteckt hatte. Dort wohnte Arouet sechs Monate lang zum zweitenmal, er, der Unschuldige, nicht der Schuldige, und stellte, wie sich wohl vermuten läßt, unzählige Betrachtungen über die Phänomene des menschlichen Lebens an. Sowie seine Haft vorbei war, machte er sich eilig auf nach England, schüttelte den Staub des undankbaren Frankreich von seinen Füßen und beschloß, auf alle Fälle seinen unglücklichen Namen zu ändern.

Smelfungus, die starre Leerheit der Biographen Voltaires anklagend, sagt, er habe nicht einen einzigen Franzosen, selbst vom Gelehrtenstande, angetroffen, der ihm sagen konnte, wo der Name Voltaire herkam. ‚Eine petite terre, kleines Familiengut', sagten sie und ließen ihn weit und breit durch Topographien vergeblich jagen. Andere antworteten: ‚Volterra in Italien, irgendeine Beziehung zu Volterra' — und schienen sogar zu wissen, daß dies nur Albernheit sei. ‚Im ewig plaudernden, ewig druckenden Paris ist es also wie in Timbuktu, das weder druckt, noch etwas zu drucken hat?' ruft der arme Smelfungus aus! Er sagt uns endlich, der Name Voltaire sei ein bloßes Anagramm von Arouet l. j. — Du versuchst es: A. R. O. U. E. T. L. J. = V. O. L. T. A. I. R. E. und siehst alsbald, dem Smelfungus dankbar verbunden, ein, daß er diese kleine Sache für dich ins reine gebracht hat, und daß du forthin ewig darüber schweigen kannst.

Das Anagramm Voltaire, dergestalt düster in der Bastille ausgedacht, kann als ein weltberühmtes, weithin tönendes äußeres Resultat der Rohanschen Unverschämtheit und Pöbelhaftigkeit betrachtet werden; aber es ist nicht des Nennens wert neben dem inneren wesentlichen Resultat der Verbannung Voltaires nach England in diesem Stadium seiner Laufbahn. England war voll Konstitutionalität und Freidenkerei. Die Tolands, Collins, Wollastons, Bolingbrokes waren noch am Leben. Ein freies Land, wahrlich. England, nimmt man verwundert wahr, hat ein eigenes königlich republikanisches Wesen; etwas Römisches ist darin, von der Pairie bis zum Plebs, seltsam und absonderlich dem Auge des M. de Voltaire. Die Wissenschaften blühen: Newton lebt noch, schneeweiß mit achtzig Jahren, der ehrwürdige Greis; Lockes Evangelium des gesunden Menschenverstandes ist in vollem Schwunge, ist sogar für die gebildeten höheren Stände von dem unvergleichlichen Mister Pope in Verse gesetzt. In der Wissenschaft, in der Religion, in der Politik: erstaunliche ‚Freiheit' ist allenthalben gestattet, oder man nimmt sie sich! Niemals hat es freieren Anstrich des Denkens gegeben. Und (was für M. de Voltaire ein angenehmes Moment dabei ist) es ist Freidenken mit Krause und Manschetten an den Händen und Ringen an den Fingern — noch nicht die entfernteste Ahnung von dem hemdlosen Sansculotte-Zustand, der ihm bevorsteht! So floriert die englische Freiheit, als M. de Voltaire da ankommt.

Einem unter solchen Umständen eben aus der Bastille kommenden Menschen wohnt ein von harten Leiden zum Ernste getriebener und durch bittere Vergleiche und Erinnerungen aufgebrachter Geist inne. Es war, als wenn der Geist dieses Voltaire sorgfältig gepflügt und geeggt worden wäre, damit er mit der äußersten Gier und Erzeugungskraft jede Saat empfange, die England für ihn enthielt. Das war ein merkwürdiges Zusammentreffen eines Menschen mit den Umständen. Es erhob sich die Frage: Soll dieser Mensch sich zu einem Hofpoeten entfalten, klassische Dramen, Spottgedichte, witzige Verse, wilde geistige und praktische Herrlichkeiten schaffen, wie sie noch nicht da waren, während Prinzen und Prinzessinnen ihn als offenbar göttlich anerkennen und mit Bestrickungen an dem armen Handwerk als seiner Lebens-

aufgabe festgekettet halten? Diese Frage erhält eine verneinende Antwort. Nein, der Mensch Voltaire ist nicht nur da, um euren ‚trockenen Misthaufen‘ von einer Welt oder die glücklichen Hähne, die darauf scharren, zu verherrlichen und glücklich zu machen, sondern um Blitze hineinzuschießen und ihn eines Tages in Flammen zu setzen! Das war eine wichtige Alternative von wahrhafter Weltbedeutsamkeit für die armen jetzt lebenden Geschlechter: und sie wurde, wie man annehmen darf, zum guten Teil durch die Reise nach England entschieden. Solcher Art ist mitunter der Nutzen eines liederlichen Rohan in dieser Welt; denn die Götter schaffen Werkzeuge für alle Arten von Dingen.

M. de Voltaire (denn der Arouet wird nun abgelegt und kommt nicht wieder vor) kam nach England — wann? Verließ England — wann? Wehe über alle lässigen Biographen, die keine dauernden Grundsteine legen, sondern mit der Luft fechten! — Ich finde endlich zweifellos, daß er im Jahre 1726 nach England kam[1]: und er selber sagt uns, daß er es ‚im Jahre 1728‘ verließ. Brachte also beiläufig zwei Jahre im ganzen dort zu — das letzte Regierungsjahr Georgs I. und das erste Georgs II. Aber bloße Leerheit und sichtbare Finsternis herrscht in allen seinen Biographien über diesen Abschnitt seines Lebens, der vor allen anderen der Erforschung wert wäre: man suche nicht nach Nachricht darüber; kein Mensch hat danach geforscht, schwerlich wird künftighin jemals ein hinreichend dazu befähigter Mensch danach forschen. Aus Andeutungen in gewissen Briefen jener Zeit entnehmen wir, daß er in ‚Maiden-Lane Coventgarden‘ wohnte oder eine Zeitlang in einem jener alten Häuser dort logierte, die noch in Maiden-Lane stehen: für welche Tatsache wir dankbar sein wollen. Seine eigenen Briefe jener Periode sind mitunter aus ‚Wandsworth‘ datiert. Bolingbroke kommt auch vor; aber dieses Wandsworth ist nicht Bolingbrokes Sitz, der in Battersea war, sondern der eines gewissen Eduard Fawkener, eines Mannes, der dem jungen Voltaire bewundernswert erschien, heutzutage aber im menschlichen Andenken erloschen oder wenigstens ziemlich erloschen ist. Er war, wie es scheint, ein Levante-Kaufmann gewesen und durfte nichtsdestoweniger in gebildeten und sogar in politischen Kreisen mitsprechen, was dem jungen Voltaire sonderbar vorkam. Dieser Fawkener wurde später, wenn ich mich nicht irre, Sir Edward Fawkener und eine Art ‚Sekretär des Herzogs von Cumberland‘ — ich denke, es ist derselbe Fawkener; ein äußerst undenkwürdiger Mann nun, denkwürdig höchstens dieses jungen Franzosen wegen, gegen den er gastfreundschaftlich war. Fawkeners und Bolingbrokes Namen sind vielleicht die einzigen, die in Voltaires Briefen aus dieser englischen Periode vorkommen. Über diese Periode herrscht überhaupt in den französischen Biographien völlige Dunkelheit, mit einer halb unfreiwilligen Andeutung, daß sie eigentlich hätte aufgehellt werden sollen, und daß es auch geschehen wäre, wenn es nicht so schwer gewesen wäre.

Wir wissen aus anderen Quellen, daß er mit vielen Leuten in England und unter anderem mit allerhand wichtigen Leuten bekannt war: man weiß von Billetten an Pope in Voltaireschem Englisch, von einem Besuche Voltaires bei Congreve, von Billetten sogar an Leute wie Lady Sundon im Innern des Palastes. Dem aufgewecktesten Kopf in der Welt fehlte es in jener Zeit politischer Allianz und ausgebreiteter Privatverbindungen zwischen Frankreich und England nicht an Empfehlungen an die vornehmsten Kreise. Und er war ganz der Mann dazu, das alles auszubeuten, im trivialen wie im tieferen Sinne. Konnte es wohl seiner Verbeugung vor der göttlichen Prinzessin Karoline und ihrem Gefolge an zierlicher Ehrerbietung oder irgend sonst Erforderlichem mangeln? Gewandtes rechtes Wort am rechten Ort, beflügelt mit sogenanntem esprit: das war des Mannes überlegenes Talent, in dem er bis ans Ende seinesgleichen nicht hatte. Ein gar geistvoller, blitzschneller junger Mann, der bald weithin bekannt wurde und der geneigt war, sich allseitig angenehm zu

[1] Kam aus der Bastille mit dem Befehl, Frankreich zu meiden, „29. April“ des besagten Jahres (Oeuvres de Voltaire I. 40 Anm.).

machen. Im übrigen wurde, wie man sehen kann, seine Verwunderung wachgehalten, eine Verwunderung, die in seinen Umständen sich leicht zur Bewunderung hinneigt. Die stereotype Figur des Engländers, allezeit ein und dieselbe, die in Voltaires Werken vorkommt, ist in dieser Hinsicht beachtenswert. Ein derber, mürrischer Geselle, viel ertragend und an sich nicht schlecht, verdrießlich, ohne zu klagen, sonderbar unüberwindlich in seinem natürlichen Stoizismus dastehend, verschlossen, jedoch hier und da mit seltsamen Blitzstrahlen der Rede in ihm, etwas, das über Lachen und artikulierte Logik hinausgeht und die wortkarge Quintessenz dieser beiden ist; sie nennen es in ihrer Redeweise ‚Humor'. Dies ist so ziemlich das Gegenteil von Voltaires eigener Persönlichkeit und ihm daher um so willkommener; er hat es allezeit mit einer Art Spott, aber mit sichtbarer Liebe dargestellt. Welche Vortrefflichkeiten sind nicht in England, dachte Voltaire: vor allem keine Bastille! Newtons Philosophie vernichtete die Wirbel des Descartes für ihn; Lockes Toleranz ist sehr sublim (namentlich, wenn alles ungewiß und du in der Minorität bist); sodann Collins, Wollaston und Konsorten — hier gibt es keine ruchlosen Jesuiten, stark in ihrer lügenhaften übelriechenden Stupidität, verächtlichste aller Geschöpfe, aber die gefährlichsten Werkzeuge, um die Freiheit des Gedankens zu hemmen! Der illustre Mister Pope, Dichter des Versuchs über den Menschen, ist ganz sicher bewundernswürdig, desgleichen Perikles Bolingbroke und viele andere. Sogar Bolingbrokes starklackiertes Messing gilt seinem jungen französischen Freunde für Gold. — Durch all diese Bewunderungen und Übertreibungen hindurch ist der Fortschritt des jungen Mannes gewissem sehr ernsten Wissen und Wirken entgegen begreiflich genug.

Ich finde, daß Voltaire in England mit noch einem anderen Manne, der in den Biographien erwähnt werden sollte, Bekanntschaft gemacht hat: mit einem Deutschen, Herrn Fabrice, einem von mehreren Brüdern des Namens Fabrice oder Fabricius — von dem wir bereits erwähnten, daß er in Bender war, und daß Voltaire Charles Douze aus seinem Gedächtnisse herausgepickt hat. Es ist Fabrice, der den sterbenden Georg I. in seinen Armen hielt, als sie jene Nacht im Galopp nach Osnabrück fuhren — er bedarf keiner abermaligen Erwähnung. Folgendes gehört mehr zur Sache.

Über seinen mannigfaltigen Studien in England vergaß Voltaire das der Ökonomie nicht: sein Gedicht La Ligue — unrechtmäßigerweise vor drei Jahren unter diesem Titel gedruckt (ein gewisser Desfontaines, ein hungriger Exjesuit, war der Übeltäter)[1], nahm er nun zu seinem eigenen Nutz und Frommen wieder zur Hand, wusch es von Flecken rein, taufte es Henriade, unter welchem Namen es noch immer weltbekannt ist — und druckte es; gab es hier in England im Jahre 1726 auf Subskription heraus. Es war eines der ersten Dinge, die er unternahm. Eine sehr glänzende Subskription: Prinzessin Karoline stand an der Spitze, und die vornehmen Reichen beteiligten sich stark, was ihm eine unbekannte, aber sehr ansehnliche Summe von Tausenden von Pfund Sterling einbrachte und nicht nur die Weltberühmtheit, sondern auch das Vermögen des M. de Voltaire begründete. Denn der Ruf des ‚neuen Epos', wie man diese Henriade nannte, verbreitete sich bald nach allen Ländern. Und als dieser Ruf und andere für ihn tätige Einflüsse den Weg zur Heimkehr für ihn eröffnet hatten, nahm Voltaire diese Summe von Tausenden von Pfund Sterling mit sich, legte sie in irgendeiner Stadtlotterie oder sonst einem gewinnbringenden Wertpapier, das damals in Paris an der Tagesordnung war, wohlberechnet an, wodurch sich der Betrag sogleich verdoppelte. Alsdann spekulierte er damit im Kornhandel, in Tuchlieferungen, Specklieferungen, Geschäften nach der Berberei, in allerhand wohlgewählten Geschäften — denn er war einer der gewiegtesten Finanziers, von denen man weiß. Von dem Tage an hat es ihm niemals an reichlichen Geldmitteln gefehlt, was er für sehr zweckdienlich für einen Schriftsteller erachtete, namentlich in Zeiten von Jesuiten und anderem Trübsal. ‚Du brauchst bloß aufzupassen', pflegte er zu sagen, ‚was für Wertpapiere, öffentliche Anleihen, Anlagen im Felde des Agio

[1] 1723: Vie, par T. J. D. V. (das heißt „M**" in der zweiten Form) S. 59.

ausgeboten werden; wenn du einige Urteilskraft darauf verwendest, ist es leicht, da Gewinne zu machen. Machen nicht die Dümmsten der Sterblichen dort Gewinste, nur dadurch, daß sie ihre gespannte Aufmerksamkeit darauf richten?'

Voltaire verdiente fast nichts mit seinen Schriften, die er gewöhnlich verleugnen und als falsche untergeschobene Schändlichkeiten anklagen mußte, wenn irgendein lüsterner Buchhändler, in dessen Pfad er das schmackhafte Zeug als Köder niedergelegt hatte, sich dazu herbeiließ, seine Ohren an den Profit der Herausgabe zu wagen. Aber durch sein schönes Finanztalent hatte er ein ansehnliches Vermögen zusammengebracht. Er wußte so geschickt darüber zu disponieren, daß er in aller Herren Länder Hilfsquellen besaß, und keine erdenkliche Kombination konfiszierender Jesuiten und finsterer fanatischer Beamten ihn außer Brot setzen konnte, wohin er auch immer zu entwischen gezwungen sein mochte. Er war ein Mann, der die Tatsachen ins Auge faßte, was ihm zum Lobe gereicht. Der gemeine Haufe nennt das Geiz, wie das seine Art ist: aber M. de Voltaire ist überzeugt, daß Wirkungen auf Ursachen folgen, und daß es einem vereinsamten Ismaeliten, der seinen Weg durch die heulenden Wildnisse und verwirrten gefräßigen Bevölkerungen dieser Welt dahinjagt, wohl gezieme, Geld in der Tasche zu haben. Er starb im Besitze eines Einkommens von etwas über 40 000 Talern jährlich, vermutlich soviel wie 20 000 Pfund heutzutage, war der reichste Literat, von dem man gehört hat, und ebensosehr der merkwürdigste in einigen anderen Beziehungen. Aber wir müssen die zweite Phase seines Lebens" (in der Friedrich ihn nun sieht) „und die Weise betrachten, wie sie aus dieser ersten erwuchs.

Zweite Phase (1728—1733). — Als Voltaire gleichsam ruhig siegreich heimkehrte, als Träger eines solchen Talentes und mit solcher Anerkennung seines Talentes und seiner selbst durch ein benachbartes Volk und die ganze Welt, da wurde er in seinen alten aristokratischen Kreisen und vom gebildeten Frankreich überhaupt warm aufgenommen; und nun, 1728, in seinem zweiunddreißigsten Jahre, dürften wohl bestimmte Aussichten von hinlänglich königlicher Art in der Literatur und anderweitig sich vor ihm eröffnen. Er zögert auch gar nicht, voranzugehen, zu erobern und zu genießen. Er treibt Literatur mit Erfolg, verliebt sich in vornehme Frauen, ermuntert die Dürftigen und Bedrückten, verdunkelt und tritt die allzu Hochmütigen im Notfall mit Füßen. Er feiert die arme Adrienne Lecouvreur, die Schauspielerin — Freundin unseres armen Freundes, des Comte de Saxe, die treulich ihre ganze Börse für ihn ausleerte, 40 000 Livres auf einmal, damit er sein Glück mit Kurland versuche und zusehe, ob er sich in jene mit der geschwollenen Backe dort verlieben könne, was sich als unmöglich erwies. Feiert Adrienne, sagen wir, und begräbt sie sogar unter dem Schutz der Nacht: bereit, sich unglücklicher Weibspersonen von Verdienst anzunehmen, insbesondere der Komödiantinnen. Er hat überhaupt viel mit dem Theater zu tun; und dies war, wie man wohl sehen kann, die Kanzel oder eigentliche Predigerbühne des gebildeten Frankreichs in jenen Jahren. Vers und Prosa von allerlei Gattung schüttet er mit erstaunlicher Schnelle und Grazie aus: Güsse leichten Schaumes, vom Augenblick erzeugt, während allezeit irgendeine Strömung ernsten Unternehmens, Siècle de Louis Quatorze oder ähnliches, tiefer unten arbeitete. Denn er ist ein gar fleißiger, geschwinder, nicht ausruhender Mensch und studiert und lernt erstaunlich in einem so geräuschvollen Dasein. Siegreich genug in mancherlei Hinsicht. Niederlage in der Literatur ist ihm niemals begegnet. Seine schnell aufeinanderfolgenden Dramen, rasche, glänzende Stücke, werden glänzend von der nicht amtlichen Welt aufgenommen und hätten den langweiligen Crébillon und die herrschenden schläfrigen Potentaten der Poesie entthronen müssen — was aber vorläufig ihr Ergebnis erst bei dem breiten Publikum ist, noch nicht in den höchsten höfischen Zirkeln — ein Mangel, den man sehr verdammt und beklagt.

Zahlreiche Feinde, wie sich das schon von selbst versteht, von neidischer giftiger Art erstehen: dies ist ein anderer, immer breiter werdender Schatten in dem Sonnen-

schein. In der Tat bemerken wir, daß er neben den inneren Hindernissen und Betrübnissen zwei äußerer Art hat: es lauern Löwen auf seinem Pfade und auch Hunde. Löwen sind der Erzbischof von Mirepoix und gewisse andere finstere heilige Väter oder mächtige orthodoxe amtliche Personen. Obschon Voltaire seine Heterodoxie (die allerdings nur die Orthodoxie der gebildeten Privatzirkel war) noch nicht erklärt hat, entnehmen diese schon aus der Henriade und deren Gerede von ‚Toleranz', Abscheu vor ‚Fanatismus' und Ähnlichem mehr als genügend, was seine eigentliche ‚Doxie' ist und wie gefährlich er, keine bloße stumme Standesperson, sondern ein sprechender Geist mit geflügelten Worten, werden könnte — und sie behelligen und erschrecken ihn stark durch ihr Gebrüll aus der Ferne. Dieses Brüllen bringt natürlich keine Überzeugung mit sich; und da Töten nicht erlaubt ist, so kann es einen sprechenden Geist im Innern nur zu tieferen Weisen des Irrglaubens reizen. Das sind die Löwen auf seinem Pfade: Bestien, die sich guter Absichten bewußt sind, aber von Voltaires Gesichtspunkt aus, wie man gestehen muß, eine höchst unliebliche Physiognomie darbieten. ‚Licht ist besser als Finsternis, sollte ich meinen', meditiert Voltaire; ‚Macht des Denkens besser als Ohnmacht! Ist der Ane de Mirepoix (Esel von Mirepoix) [1], der sich anmaßt, so gegen mich aufzutreten, vor dem Richterstuhl des Rhadamanthus etwas anderes als überschwengliche Dummheit zu überschwenglicher Unverschämtheit gesellt?' Voltaire wird immer heterodoxer und reift gefährlichen Kundgebungen entgegen, obwohl er an sich zu halten sucht.

Die Hunde auf seinem Wege dagegen sind all die charakterlosen neidischen Personen von der schriftstellerischen Zunft, die sein Erfolg gekränkt hat; überhaupt alle unredlichen Personen, die einen Bissen dadurch gewinnen können, daß sie nach ihm beißen: und ihr Name ist Legion. Man muß zugeben, ein so häßliches Hundepack (‚infâme canaille' mochte er sie wohl nennen) hat kaum jemals einen Menschen belästigt. Sie sind nicht bezahlt und aufgehetzt, wie ärgerlicher Verdacht eingeben könnte; aber sie werden insgeheim etwas beschützt von der Mirepoixschen oder orthodoxen beamteten Klasse. Ein schändlicher Exjesuit Desfontaines, Thersites Fréron — das sind einige dieser unzähligen elenden Hunde, deren Namen und Werke ausgelöscht werden sollten und deren einziger Anspruch auf Erinnerung der ist, daß der Reiter so oft ungehalten vom Pferde sprang und ihnen Stillschweigen einzupeitschen suchte. Vergebliches Bemühen. Der Einzelhund flieht heulend, feig flehend und versprechend, aber die übrigen bellen alle mit neuen Kräften, und selbst jener fängt sofort wieder an. Es ist ein böses Reisen in diesen Waldungen mit solchen Löwen und solchen Hunden. Und dann sind auch die dünn ausgestreuten menschlichen Wesen (so dürfen wir sie zum Kontrast nennen, Leute von Rang meistens) nicht immer das, was sie sein sollten. Die vornehmen Schlösser, die man in dieser wüst-heulenden Einöde antrifft, erweisen sich mitunter im wesentlichen als Räubernester — und es gibt auch Armidapaläste und göttlich aussehende Armidas, wo dein Schicksal schließlich noch schlimmer ist.

‚Que le monde est rempli d'enchanteurs,
je ne dis rien d'enchantresses!'

Man denke sich den einsamen Ismaeliten, wie er, wenn auch noch so gut beritten, durch solch eine Wildnis dahinwandert, Löwen, Hunde, menschliche Räuber und Armidas rings um ihn her, er selber allein, unbefreundet unter der Sonne — man könnte sogar Mitleid mit ihm haben, obgleich das nicht das Gefühl ist, das er

[1] Ein armseliger Scherz Voltaires, unaufhörlich auf diesen Bischof oder Erzbischof angewandt — in dessen Person man allgemein einen ziemlichen Finsterling zum Feuille des Bénéfices (Amt für die Ernennung der Bischöfe, Beratung des Königs in kirchlichen Dingen usw.) erhoben sah; er unterschrieb sich in dieser Eigenschaft Anc. (keineswegs „Ane", sondern „Ancien, weiland") de Mirepoix — oft genug Voltairen zum wütenden Ärgernis.

von uns erwartet oder das ihm bisher, selbst aus der jetzigen Entfernung, zuteil wird.

Eins der schönsten Wesen vornehmsten Ranges — wir hoffen, es ist keine Armida — dem Voltaire um diese Zeit begegnete, war eine Madame du Châtelet: ausgezeichnet vor all den übrigen durch eine Liebe zur Mathematik und den exakten Wissenschaften, wäre es auch sonst durch nichts anders. Sie war noch jung, unter dreißig; der Mann der Literatur noch unter vierzig. Mit ihrem Gemahl, dem sie ein Kind oder ein paar Kinder gebracht hatte, war keine förmliche Entzweiung vorgefallen, aber sie lebten jedes für sich und kümmerten sich nicht viel umeinander, was durchaus kein seltener Fall zu jener Zeit war. Monsieur geht dem Soldatenhandwerk, geht Liebschaften in Garnison und anderwärts nach; Madame, in entsprechender Laune, sorgt für sich in den hohen Kreisen der Gesellschaft, denen er und sie angehörten. Gar lästige, unfruchtbare Kreise für eine Person von Gedanken, wie beide, sie und M. de Voltaire, sich gleich bei ihrer ersten Bekanntschaft emphatisch einander eingestanden. Aber gibt es denn keine Hilfe?

Madame hat die exakten Wissenschaften und die Philosophie in Büchern untersucht: aber wieviel reizender, wenn diese als ein menschlicher Philosoph zu dir kommen, wohlgebildet, großherzig und der geistreichste Mann der Welt. Die junge Dame war nicht regelmäßig schön, aber sie war sehr pikant, strahlend, kühn, verstand noch andere Dinge als die exakten Wissenschaften und konnte ziemlich kokett und einnehmend sein. Ist sie doch sogar schon einmal mit ein paar kühnen vornehmen jungen Frauen eines Abends nach der abgelegenen Wohnung des geistreichen M. de Voltaire gelaufen und hat ihm seinen trüben Abend erhellt[1]. Dann habe ich sie auch bei öffentlichem Gedränge miteinander gesehen, gezwungen, auszusteigen, unter Gefahr für Madames Diamanten, weil eine Stauung der Wagen entstanden war und man einen halben Tag lang nicht von der Stelle konnte. Kurzum, sie werden immer vertrauter miteinander, schließlich bis zum äußersten Grade. Der Welt spottend, danken sie dem Himmel, daß sie sich gegenseitig unentbehrlich seien. Können wir nicht aus diesem schnöden Wespennest von Paris weg, dachten sie, um uns selbst und unseren Büchern zu leben?

Madame war von vornehmer Abkunft, eine geborene Breteuil, war aber ziemlich arm und ihr Mann ebenfalls. Ein altes ihnen gehörendes Château namens Cirey steht in einem ganz angenehmen kleinen Tal in der Champagne, ist aber so verfallen, öde und leer, daß man es nicht bewohnen kann. Voltaire, der jetzt ein begüterter Mann ist, gibt das nötige Geld her; Madame und er, in süßer Harmonie, verabreden die Pläne: Cirey wird instand gesetzt oder es werden wenigstens einzelne Teile zu einem Boudoir der Götter hergerichtet, ohne Rücksicht auf Kosten; so etwas Geschmackvolles, etwas Prächtiges hat man noch gar nicht gesehen; und die zwei begeben sich dahin, um in Frieden die Wissenschaften, exakte und andere, zu studieren, die ihnen immer belieben. Sie werden von dem Pariser Publikum mit wenig hörbarer Rüge als Liebespaar betrachtet. — Auch der gefügige Gemahl, der gelegentlich sogar in Cirey einkehrt, wenn ihn sein Weg da vorüberführt, stößt sich gar nicht daran und nimmt mit den Sachen, wie er sie vorfindet, vorlieb, ohne unter die Oberfläche zu blicken[2]. Denn mit den zehn Geboten steht es um jene Zeit im gebildeten Frankreich sehr eigentümlich. Diese unerlaubte idyllische Lebensform war die Lebensform Vol-

[1] Einer von Voltaires Briefen.

[2] Vgl. (wer neugierig ist) Madame de Grafigny: Vie Privée de Voltaire et de Madame du Châtelet (Paris, 1820). Wirkliche Briefe, geschrieben von der armen Grafigny während ihres sechsmonatigen Obdaches, Winter und Frühling 1738 bis 1739, in Cirey; beengt da in mancherlei Hinsicht — unter anderem großen Mangel an Feuerung erduldend. Derbe praktische Briefe, die für uns, meist unbewußt und wie ein wahrer Spiegel, Glänzendes und Filziges, Schattenseite und Lichtseite des Lebens in Cirey, wie sie es erfahren hatte, aufzeichnen. Achtzig Jahre nachher unter obigem Titel herausgegeben.

taires seit 1733 gewesen" — beiläufig drei Jahre nun, da Friedrich und wir zuerst Bekanntschaft mit ihm machen. „Sie dauerte noch über ein Dutzend Jahre länger: eine unerlaubte Ehe in ihrer Art und freilich auch den Zufällen einer solchen ausgesetzt. Wir werden vielleicht künftig einmal selber in den Cireyschen Haushalt einblicken und — Der Verfasser dieses Werkes hofft das nicht!

Madame gesteht, daß es während der ersten zehn Jahre im ganzen sublim gewesen sei, ein vollkommenes Eden auf Erden, wenn auch dann und wann stürmisch[1]. Nach zehn Jahren fing es an, entschieden trüber zu werden, und im Verlauf von ein paar weiteren Jahren wurde es unleugbar augenfällig, daß M. de Voltaire ‚mich nicht mehr so wie ehemals liebte' — in Wahrheit, wenn Madame es hätte sehen können, war Voltaire alt geworden, hatte seine Zähne verloren und was dem mehr ist. Er bekümmerte sich überhaupt um nichts mehr so sehr wie ehemals, was eine erschreckliche Entdeckung war und allmählich Resultate zur Folge hatte.

Die Menge der literarischen Produkte, die die beiden in dieser mit flüchtigen Besuchen nach Paris abwechselnden und durch vielfältige Korrespondenzen wachgehaltenen Zurückgezogenheit zu Cirey hervorbrachten, war groß und vermischten Inhalts. Madame betätigte sich vornehmlich auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften, Newtonschen Abhandlungen, Preisschriften und dergleichen; sie schuf wirklich tüchtige und scharfsinnige Stücke, die längst gänzlich vergessen sind. Voltaire schrieb ernste Tragödien, Geschichte, leichte Skizzen und tiefe Abhandlungen. — Die Spottlust wird immer unbändiger in ihm; die satirische Ader ist in Prosa und Vers erstaunlich ergiebig und wird immer heterodoxer, wie man bemerken kann. Die Belästigungen durch die Kirchlichen oder die Löwen im literarischen Wald, noch mehr durch das tolle Hundepack, sind mannigfaltig und unablässig. Und man bemerkt mit Genugtuung, mit welcher verzweifelten Spannung, Aufmerksamkeit und Heftigkeit Madame alle seine Interessen und alles, was ihn berührt und ihm zukommt, Großes und Kleines, bewacht. Mit all ihrer Kraft springt sie in M. de Voltaires Wagschale, gleich unbekümmert um Vorausgegangenes oder Folgen. Mit der Unerschrockenheit einer erzürnten Gluckhenne fliegt sie Bullenbeißern ins Gesicht, um jedes kleinste M. de Voltaire gehörende Federchen zu verteidigen. Voltaire erwidert dies, wie es ihm geziemt, mit beredter Dankbarkeit, mit Versen an die göttliche Emilie und mit Geschenken, den hübschesten Versen und Geschenken von der Welt; und er rühmt die göttliche Emilie fleißig ihr selbst und dritten Personen gegenüber.

Eine feurige, ätherische, anmutig dominierende und zuletzt etwas xanthippische weibliche Gestalt ist diese göttliche Emilie. Ihr Temperament, eher strahlend als hold, war zuweilen keines von den geduldigsten; und auch M. de Voltaire war absolut kein Hiob, wenn man ihm in die Quere kam. Ich habe vernommen, daß ihre häusliche Harmonie gewaltigen Windstößen ausgesetzt war — wir wollen hoffen, in langen Zwischenräumen — daß ‚Teller' in Gegenwart von Bedienten, wirkliches Porzellan oder Metall, wohl von einem Ende der Tafel an das andere geflogen sind; ja, es werden ‚Messer' erwähnt (wenn auch nur als in oratorischer Aktion gebraucht); und man hat Voltaire mit seiner düstern und majestätischen Stimme sehr laut ausrufen hören: ‚Ne me regardez tant de ces yeux hagards et louches, starre mich nicht so mit deinen verstörten und schielenden Blicken an!' — wobei also schieres Gellen blasser Wut die Szene beherrschte. Aber wir hoffen, daß so etwas nur einmal im Vierteljahr oder noch seltener geschah, worauf dann die Elemente für eine Zeitlang sich aufklärten. Wenn ein vereinsamter Literat eine Phönixgluckhenne gewonnen hat, die sich seiner annimmt und für ihn Göttern und Menschen dergestalt ins Gesicht fliegt, sollte er dankbar sein.

Vielleicht werden wir dereinst gleichsam persönlich in Cirey mit unseren Lesern einblicken" — nicht mit dem Verfasser dieses Werkes oder seinen Lesern! — „Das ge-

[1] Lettres Inédites de Madame la Marquise du Châtelet; auxquelles on a joint une Dissertation (usw. von ihr): Paris, 1806.

wonnene Bild wird die Erwartung des Lesers übertreffen. Eine erträgliche unerlaubte Ruhestätte, soweit das Unerlaubte erträglich sein kann, für einen einsamen Mann der Literatur, der sich auf das Unerlaubte einläßt. An Beistand, Liebe oder dem schmeichelnden Bild von diesen fehlt es keineswegs; Windstöße schwachen Temperaments sind nicht häufiger als in den meisten rechtmäßigen Haushaltungen ähnlicher Art. Madame hat um diese Zeit einen raschen Zelter, ‚Rossignol (Nachtigall)‘ ist sein Name, und galoppiert feenartig durch die gewundenen Täler, da sie eine eifrige Reiterin ist und sich schön zu Pferde ausnimmt. Voltaires Studierzimmer ist ausgelegt mit — die Grafigny weiß was alles — lauter Porzellanziegeln, vergoldeten Skulpturen, Marmorplatten und was es nur an Geschmack und Kostbarkeiten gibt: ein Studierzimmer, würdig des Phöbus Apoll von Frankreich, soweit Madame es machen konnte. Er trinkt Kaffee mit Madame in der Galerie, mittags gegen zwölf Uhr. Sein Schlafzimmer, entnehme ich ausdrücklich[1], blickt auf einen fließenden Bach, dessen leises Rauschen sich angenehm anhört.“

Genug, genug. Wir können sehen, was für eine Art Voltaire es war, an den der Kronprinz sich nun schriftlich wendet, und welch ein leuchtender Gegenstand aus der fernen Einsamkeit der Champagne auf den eifrigen, der Bewunderung noch so fähigen jungen Mann herüberscheint. Das Musterepos: Henriade, die Mustergeschichte: Charles Douze, erhabene Tragödien: César, Alzire und andere, die heute noch, wenn auch mit weniger Enthusiasmus, bekannt sind, blühen frisch in Friedrichs Gedächtnis und Herzen, eine Literatur, wie sie kein Mensch je zuvor gesehen hat. — Und im Hintergrund hat Friedrich ein unbestimmtes Gefühl, als ob in diesem Menschen etwas Größeres als alle Literaturen stecke: eine Reform des menschlichen Denkens selber, ein neues Evangelium, gute Nachricht oder Gottesbotschaft, durch diesen Menschen. — Friedrich hat nicht den mindesten Verdacht, wie die Welt ihn mit Entsetzen hat, daß es ein neues Dysangelium oder eine Teufelsbotschaft böser Nachricht sei! Für ihn ist es ein hinlänglich erhabener Voltaire, hinlänglich strahlend drüben in Cirey. Allen Ländern ein sichtbarer, die östlichen steilen Höhen erkletternder Phöbus Apoll, mit Pfeilen himmlischen „neuen Lichtes“ in seinem Köcher — dazu angetan, manchen großen scheußlichen Python, Bauch zu oberst, in seinem angestammten Schlamm zu strecken und die arme Welt hoffentlich von ihren drückenden Alpen und Sumpfschlangen einigermaßen zu befreien. —

Und so beginnt von dieser Epoche an ein lebhafter Briefwechsel zwischen Friedrich und Voltaire, der, mit einigen Unterbrechungen von bedeutsamer Art, durch ihr ganzes beiderseitiges Leben dauert und einen hervorstechenden Zug in beider Biographien ausmacht. Die Welt redete und redet noch viel davon und ist nun endlich im Besitz einer vollständigen, für emsige Leser zu dunkler Verständlichkeit erläuterten Sammlung der Briefe[2]. Es ist durchaus nicht der teuflisch gottlose Briefwechsel, für den man ihn hielt, wahrlich das Gegenteil, auf beiden Seiten — aber

[1] Voltaires Briefe.

[2] Preuß, Oeuvres de Frédéric (XXI. XXII. XXIII. Berlin, 1853) verdrängt die faulen französischen Herausgeber mit seiner Ausgabe.

er ist leider für die lebende Generation sehr langweilig geworden. Nicht ohne inneren Wert; im Gegenteil, wenn man mit Anspannung liest und das Erloschene wieder belebt, funkelt er bedeutend mit epistolarischer Anmut und Lebendigkeit; und auf alle Fälle enthält er noch Stellen von biographischem und anderem Interesse: aber der eigentliche Inhalt, damals so neu und glänzend, ist an und für sich völlig alltäglich, aller Welt Eigentum seitdem geworden und langweilt den Leser nun sehr. Keine Doktrin oder Ansicht darin, die man nicht mit klarem Glauben oder klarem Nichtglauben hundertmal gehört hat und lieber nicht wieder hören möchte: das gewöhnliche Schicksal philosophischer Originalitäten in dieser Welt. Als ein biographisches Denkmal ist er einer sehr genauen Durchsicht wert, wenn man an Friedrich oder Voltaire interessiert ist: feine bedeutsame Winke und Züge, oft allerdings fast verschwindend, kommen reichlich in diesem Briefwechsel vor, in dem Freimütigkeit und Wahrhaftigkeit unter anmutigen Formen (seltsam zu sagen!) in der Regel vorherrschen. Als eine Beleuchtung zweier denkwürdiger Charaktere und ihres Jahrhunderts, die uns zeigt, unter welchen Bedingungen der Philosoph Platon des achtzehnten Jahrhunderts und sein Tyrann Dionysius korrespondieren und wie sie miteinander verkehren, wird er lange eine Art von Interesse für die Menschheit behalten. Im übrigen enthält er wenig für uns.

In Friedrichs Geschichte war es ohne Zweifel ein wichtiges Moment, daß gleichzeitig mit ihm, zwanzig Jahre älter als er, ein Voltaire lebte. Wie ganz anders wäre nicht auch Friedrich mit einer anderen Welttheorie als der Voltaireschen gewesen! Aber die Theorie, die Voltaires Namen trägt, war eigentlich nicht Voltaires Schöpfung, sondern nur von ihm ausgesprochen und verkündet worden. Sie lag fertig da, so daß jeder sie finden konnte, und hätte von einem wie Friedrich wohl nicht gänzlich verfehlt werden können. Vielleicht übertreiben wir also die Einwirkungen Voltaires auf ihn, wenn sie auch ohne Zweifel bedeutend waren. Bedeutend, aber nicht diesem ausdrücklichen Briefwechsel entsprungen, der sich überhaupt selten um didaktische Punkte dreht; entsprungen vielmehr aus Voltaires gedruckten Werken, wo sie ja für alle Welt offen dalagen. Sicher genug ist es allerdings, daß Voltaire zu dieser Zeit Friedrichs Hauptdenker in der Welt war und all sein Lebtag blieb: der private Hauptprediger, -prophet und -priester dieses werktätigen Königs — besser war es bei dem armen Friedrich um einen geistigen Trismegistus in der Welt nicht bestellt! Auf der praktischen Seite wuchs Friedrich sehr bald über ihn hinaus — war ihm vielleicht bereits weit voraus, weil er viel mehr Wahrhaftigkeit des Charakters und einen Verstand besaß, der von weit besserem Schrot in seinen stillen Teilen war und auch durch harte Erfahrungen gelernt hatte, Schatten von Wesen zu unterscheiden. — Er lernte allmählich sogar, im Praktischen gelegentlich mit viel Geringschätzung auf ihn herabzublicken. Aber in allen Wandlungen seiner Stimmung gegen Voltaire betrachtet ihn Friedrich, wie wir wahr-

nehmen, als den offenbar ersten spekulativen Geist und hegt keinen Zweifel, daß, was Denken und Sprechen anlangt, die Natur niemals seinesgleichen geschaffen habe. Das darf als ein bemerkenswerter Zug in Friedrichs Geschichte angesehen werden und gibt Veranlassung zu Vorgängen zwischen Voltaire und ihm, die in der Folge viel Lärm machen werden.

Mittlerweile lassen wir hier, treu, wenn auch in gedrängter Form, den Anfang des Briefwechsels folgen: den ersten Brief daraus und die erste Antwort. Zwei Stücke, die einst auf beiden Seiten licht wie Sommersonnenaufgang waren, nun aber sehr trüb geworden sind und der Kondensation und Abkürzung durch Auslassung des Unwesentlichen sehr bedurften — so langatmig sind sie, so erloschen und beinahe öde für uns! Den sublimen „Wolf", seine „Philosophie", und wie er mit dieser vor langer Zeit aus Halle vertrieben worden ist, nun in Marburg glänzt, seine „Philosophie" und er erhaben unter der Menschheit: diese und andere vergessene Ereignisse wird des Lesers Phantasie in einem gewissen geringen Maße neu zu beleben suchen:

An M. de Voltaire in Cirey (von dem Kronprinzen).

„Berlin, 8. August 1736.

Monsieur, — Obgleich ich nicht die Genugtuung habe, Sie persönlich zu kennen, so sind Sie mir doch nichtsdestoweniger durch Ihre Werke bekannt. Es sind dies Geistesschätze, wenn ich mich so ausdrücken darf, die den Leser, so oft er hineinblickt, jedesmal neue Schönheiten entdecken lassen. Ich glaube darin den Charakter ihres geistreichen Verfassers erkannt zu haben, der unserem Zeitalter und der menschlichen Natur Ehre macht. Sollte jemals der Streit über die Frage wieder entbrennen, ob die Verdienste der Neueren oder die der Alten größer sind, so würden die großen Männer der Neuzeit es Ihnen, nur Ihnen allein, zu verdanken haben, daß die Schale sich zu ihren Gunsten neigt. In Ihnen vereinigen sich mit der herrlichen Eigenschaft des Dichters unzählige andere mehr oder weniger damit verwandte. Nie zuvor hat ein Poet Metaphysik in rhythmischen Wohlklang gegossen: Ihnen war die Ehre vorbehalten, der erste zu sein.

Dieser in Ihren Schriften dargelegte Geschmack an Philosophie veranlaßt mich, Ihnen ein übersetztes Exemplar der Anklage und der Verteidigung des Herrn Wolf zu senden, des berühmtesten Philosophen unserer Zeit, der, weil er Licht in die dunklen Stellen der Methaphysik gebracht hat, grausam der Irreligion und des Atheismus beschuldigt wird. Das ist das Los großer Menschen; ihr überlegener Genius setzt sie den vergifteten Pfeilen der Verleumdung und des Neides aus. Es ist für mich eine Übersetzung der Abhandlung über Gott, die Seele und die Welt" — Übersetzung verfaßt von einer Exzellenz Suhm, wie angedeutet worden — „von der Feder desselben Verfassers in Arbeit, die ich Ihnen senden will, wenn sie fertig ist, und ich bin überzeugt, daß die Stärke des Beweisgrundes in all seinen Sätzen und deren strenge geometrische Anordnung Sie frappieren wird.

Ihre Güte und Bereitwilligkeit gegenüber allen, die sich den Künsten und Wissenschaften widmen, lassen mich hoffen, daß Sie mich von der Zahl derer nicht ausschließen werden, die Sie Ihrer Belehrungen würdig finden — so nämlich möchte ich Ihren brieflichen Verkehr nennen, der jedem denkenden Wesen nicht anders als nutzreich sein kann. — —

Schönheiten ohne Zahl finde ich in Ihren Werken. Ihre Henriade entzückt mich. Das Trauerspiel César zeigt uns durchgeführte Charaktere; die Gesinnungen

darin sind herrlich und großartig, und man fühlt, daß Brutus entweder ein Römer oder ein Engländer ist. Ihre Alzire vereint mit den Reizen der Neuheit — — —

Nichts, Monsieur, wünsche ich so sehr, als alle Ihre Schriften zu besitzen", auch die noch nicht im Druck erschienenen. „Bitte, Monsieur, teilen Sie sie mir ohne Rückhalt mit. Sind unter Ihren Manuskripten welche, die Sie vor den Augen des Publikums geheimzuhalten wünschen, so verpflichte ich mich, darüber das tiefste Geheimnis zu wahren. Ich weiß leider, daß Fürstentreue heutzutage ein Gegenstand von geringer Achtung ist; nichtsdestoweniger hoffe ich, daß Sie zu meinen Gunsten eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen werden. Im Besitze Ihrer Werke würde ich mich reicher dünken als in dem aller vergänglichen Glücksgüter. Denn diese nimmt derselbe Zufall, der sie gewährt, wieder weg: Ihre Werke kann man sich durch das Gedächtnis aneignen, so daß sie für uns so lange dauern wie dieses selbst. Da ich weiß, wie schwach das meinige ist, verwende ich die höchste Sorgfalt auf die Auswahl dessen, was ich ihm anvertraue.

Wäre die Dichtkunst noch das, was sie war, ehe Sie erschienen, ein Ableiern langweiliger Idyllen, fader Eklogen, nichtssagender Reime, so würde ich ihr für immer entsagen"; aber in Ihren Händen wird sie veredelt: ein tonreicher „Lehrgang der Moral, würdig der Bewunderung und des Studiums der Gebildeten (des honnêtes gens). Sie" — mit einem Worte, „Sie begeistern jeden Ihrer Leser mit dem Ehrgeiz, Ihren Fußtapfen nachzufolgen. Aber wie oft habe ich zu mir selbst gesagt: ‚Malheureux, wirf eine Last, die deine Kraft übersteigt, von dir! Man kann einen Voltaire nicht nachahmen, ohne selbst ein Voltaire zu sein!'

In solchen Augenblicken habe ich gefühlt, wie klein jene Vorteile der Geburt sind, jener Weihrauch der Größe, womit Eitelkeit uns trösten möchte! Das hat wenig oder eigentlich gar keinen Wert. Die Natur schafft, wenn es ihr beliebt, eine große Seele, ausgerüstet mit der Fähigkeit, die Künste und Wissenschaften weiterzubringen, und den Fürsten steht es zu, die edlen Mühen zu belohnen. Ach, möchte doch der Ruhm sich meiner bedienen, um Ihre Erfolge zu krönen! Meine einzige Furcht dabei wäre, daß dieses Land, wenig fruchtbar an Lorbeeren, unfähig sein möchte, deren genug zu liefern.

Wenn mein Geschick mir das Glück verwehrt, Sie besitzen zu dürfen, möge mir wenigstens die Hoffnung vergönnt sein, eines Tages den Mann zu sehen, den ich so lange aus weiter Ferne bewundert habe, und Ihnen mündlich zu versichern, daß ich — mit all der Hochachtung und Wertschätzung, die allen denen gebühren, die, der Fackel der Wahrheit als Führerin folgend, ihr Streben dem Publikum widmen — bin, Monsieur, Ihr ergebener Freund

FREDERIC, P. R. von Preußen [1]."

Auf welchem Weg und wie dieser Brief befördert wurde, kann ich nicht sagen. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß diese Friedrich-Voltaireschen Briefe — die vielleicht an beiden Enden ihres Laufes für Kontrebande angesehen werden konnten — nicht mit der Post gehen, sondern durch französische Gesandte in Preußen, durch Hamburger Kaufleute und andere sichere unterirdische Kanäle. Voltaire antwortet mit Enthusiasmus und ohne Zweifel ungesäumt im Verlauf von drei Wochen:

An den Kronprinzen in Rheinsberg (von Voltaire).

„Cirey, 26. August 1736.

Monseigneur. — Ohne alles Gefühl müßte ich sein, wenn ich nicht von dem Schreiben, womit Ew. Königliche Hoheit mich zu beehren geruht haben, unendlich ergriffen wäre. Meine Eigenliebe fühlt sich allzusehr dadurch geschmeichelt: aber meine

[1] Oeuvres de Frédéric XXI. 6.

Liebe für die Menschheit, die ich allezeit im Herzen genährt habe, und die, ich darf es sagen, den Grund meines Charakters ausmacht, hat mir ein tausendfach reineres Vergnügen gewährt, als ich entdeckte, daß es einen Prinzen in dieser Welt gibt, der als Mensch denkt, einen philosophischen Prinzen, der die Menschen glücklich machen wird.

Alle Menschen — erlauben Sie mir, das auszusprechen — sind Ihnen verpflichtet für die Mühe, die Sie darauf verwenden, durch gesunde Philosophie Ihre zum Befehlen geborene Seele zu bilden. Wahrhaft gute Könige sind immer nur jene gewesen, die, wie Sie, damit angefangen hatten, sich zu unterrichten, das Gute zu lieben, Verfolgung und Aberglauben zu verabscheuen. Jeder Fürst, der so denkt, vermag seinen Landen das goldene Zeitalter wiederzugeben. Und warum suchen so wenige Fürsten diesen Ruhm? Sie fühlen es, Monseigneur: die Ursache ist, daß fast alle mehr an ihre Fürstlichkeit als an die Menschheit denken. Sie werden gerade das Gegenteil tun — und wenn dereinst der Tumult der Geschäfte und die Ruchlosigkeit der Menschen einen so göttlichen Charakter nicht ändern, so werden Sie von Ihrem Volke angebetet und von der ganzen Welt geliebt werden. Philosophen, die dieses Namens wert sind, werden Ihre Staaten besuchen, Denker werden sich um einen solchen Thron drängen, wie die geschickten Handwerker nach der Stadt, wo ihre Kunst gesucht wird. Die berühmte Königin Christine verließ ihr Königreich, um die Künste aufzusuchen; herrschen Sie, Monseigneur, und die Künste werden zu Ihnen kommen.

Mögen Ihnen nur niemals die Wissenschaften durch die Zänkereien der Gelehrten verleidet werden! Denn diese sind als Menschen meistens nicht besser als die Hofleute, mitunter ebenso hab- und ränkesüchtig, falsch und grausam wie diese" und noch lächerlicher in ihrem Treiben. „Und wie traurig ist es für die Menschheit, daß sogar jene, die sich die Ausleger der Himmelsgebote nennen, die Theologen, oft die gefährlichsten von allen sind! Dem Stande nach Botschafter des göttlichen Wesens, sind sie jedoch mitunter Leute von obskuren Ideen und verderblichem Betragen und ihre Seele ist ebenso aufgeblasen von Finsternis, voll Galle und Hochmut, wie sie leer an Wahrheiten ist. Jedes denkende Wesen, das ihnen nicht zustimmt, ist ein Atheist, und jeder König, der sie nicht begünstigt, der Verdammnis anheimgefallen. Selbst dem Throne gefährlich und doch in sich bedeutungslos", überläßt man sie am besten sich selber: dann sinken sie bald in ihr Nichts zusammen — — —

Ich kann Ew. Königlichen Hoheit nicht genug danken für das Geschenk des Büchleins über Monsieur Wolf. Ich achte metaphysische Ideen als Blitzstrahlen mitten in tiefer Nacht. Mehr, denke ich, ist nicht von der Metaphysik zu hoffen. Es hat nicht den Anschein, daß man den Urgrund der Dinge jemals ergründen wird. Die Mäuse, die in etlichen Löchern eines unermeßlichen Gebäudes nisten, wissen nicht, ob es ewig ist, wer es baute und weshalb er es gebaut hat. Solche Mäuse sind wir, und der göttliche Baumeister, der das Weltgebäude schuf, hat meines Wissens niemals irgendeinem von uns sein Geheimnis verraten. Wenn irgend jemand beanspruchen kann, richtig zu raten, so ist es M. Wolf". Schön ist es von Ew. Königlichen Hoheit, daß Sie einen solchen Mann protegieren. Und schön finde ich es auch, daß Sie mir sein Hauptwerk senden wollen, wie Sie gütigerweise versprachen! „Der Erbe einer Monarchie, der aus seinem Palast einem fernen Einsiedler Belehrung sendet! Geruhen Sie, mir die Freude dieses Buches zu gewähren, Monseigneur.

Was Ew. Königliche Hoheit von der Poesie denken, ist richtig: Verse, die den Menschen keine neuen und ergreifenden Wahrheiten lehren, verdienen nicht gelesen zu werden." Was meine armen Verse anlangt — „die Henriade ist immerhin das Werk eines ehrlichen Mannes und insoweit würdig, vor einem philosophischen Prinzen Gnade zu finden.

Ich will Ihren Befehlen gehorchen, Ihnen meine ungedruckten Stücke zu senden. Sie sollen mein Publikum sein, Monseigneur; Ihre kritischen Bemerkungen werden mein Lohn sein: es ist ein Preis, den wenige Souveräne bezahlen können. Ihrer Verschwiegenheit bin ich sicher: Ihre Tugend muß Ihrem Wissen entsprechen. Ich würde es allerdings als ein höchst kostbares Glück schätzen, wenn ich kommen dürfte, um Ew. Königlichen Hoheit meine Aufwartung zu machen. Man reist nach Rom, um Gemälde und Ruinen zu sehen: ein Prinz wie Sie ist ein seltener Gegenstand und einer längeren Reise wert! Aber die Freundschaft" (der göttlichen Emilie nämlich), „die mich in dieser Zurückgezogenheit hält, erlaubt mir nicht, diesen Ort zu verlassen. Sie denken gewiß wie Julian, der große vielverleumdete Mann, der sagte: Freunde sollten stets Königen vorgezogen werden.

In welcher Ecke der Welt ich immer mein Leben beschließen sollte, meine Wünsche, seien Sie dessen versichert, Monseigneur, werden beständig mit Ihnen sein — das heißt mit eines ganzen Volkes Glück. Mein Herz wird sich zu Ihren Untertanen zählen, Ihr Ruhm mir ewig teuer sein. Ich werde wünschen: Mögen Sie allezeit sich selber und andere Könige Ihnen gleich sein! — Ich verbleibe, mit tiefstem Respekt, Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

VOLTAIRE [1]."

Nachdem der Briefwechsel einmal begonnen war, ging er frisch voran und wurde bald, da er rings Nahrung fand, zu einem hellen kleinen häuslichen Feuer, wonnesam den Händen und Herzen beider Parteien. An Übereinstimmung der Meinungen über wichtige Dinge fehlt es nicht, noch auch an Emphase in deren Äußerung. Die gegenseitige Bewunderung, die sehr hoch steigt — hoch und innerlich auf Friedrichs Seite, und auf Voltaires hoch, wenn auch teilweise äußerlich — ermangelt durchaus nicht der Emphase des Ausdrucks: Überschwenglichkeiten, gemildert durch geschickteste Kunst, gehen hin und her. Voltaires unsterbliche Manuskripte lesend, bekennt Friedrich bald mit Erröten, daß er selber nur ein armer Lehrling in diesen Dingen sei. Voltaire, als er die prinzlichen Erzeugnisse zu Gesichte bekommt, ist voller Bewunderung und Aufmunterung, verbessert auch ein wenig, grammatische Solöcismen hauptsächlich; ein wenig, keineswegs viel. Aber es ist ein Zweig der Beschäftigung, der größer wird, nun und fernerhin beinahe die einzige wirkliche Betätigung, die Voltaire in diesem prächtigen Briefwechsel für sich finden kann. Denn, „oh, welch ein Kronprinz, heranreifend zur Wonne der menschlichen Natur und zur Erfüllung des Traumes der Weisen: die Philosophie auf dem Throne!" Und auf der anderen Seite: „Oh, welch ein Phöbus Apollo, den östlichen Himmel erklimmend, die Nachtalpe verjagend — die Erde mit strahlenden Perlen besäend, zum guten Anfang!" — In welchem schönen Duett, man muß es sagen, der Prinz merklich der ehrlichere Sänger ist, weil er innerhalb seines Stimmenumfangs und aus vollem Herzen singt, während der Phöbus sich mit der Kunst bekannt zeigt und in verführerischen Modulationen dann und wann über seine Höhe hinaustrillert. Man muß auch eingestehen, daß sich Friedrich wenig betören läßt. Er zeigt sich löblich gleichgültig gegen solchen Sirenengesang — ist vielleicht mehr an Schmeichelei gewöhnt und weiß aus

[1] Oeuvres de Frédéric XXI. 10.

Erfahrung, wie wenig Mehl sich aus solcher Spreu machen läßt. Voltaire, in einem undankbaren Frankreich, brüstet sich natürlich viel mit einer solchen Anerkennung von seiten einer aufgehenden Sonne des Auslands; und obgleich er der wesentlich Ältere ist, scheint viel eher ihm der Kopf ein wenig schwindlig zu werden.

Zierliche Geschenke gehen nach Cirey — Nippsachen aus Gold und Bernstein für Madame oder vielleicht ein bernsteinernes Tintenfaß für Monsieur: unschätzbar in Cirey wie Göttergeschenke. Später einmal geht ein ausdrücklicher Botschafter nach Cirey: der witzige Oberst Keyserlingk, witzig aber erfahren, den wir einmal in Rheinsberg erwähnten. Er soll hingehen und mit eigenen Augen sehen, da sein Herr es nicht darf. Welch ein Botschafter dort; ein Gesandter von einem Stern zum andern! Keyserlingks Bericht in Rheinsberg ist nicht mitgeteilt; aber wir haben den der Grafigny, der wahrscheinlich der unparteiischere ist. Keyserlingks Gesandtschaft erfolgte Ende des folgenden Jahres[1] und findet viel zierliche Erwähnung in diesen Briefen.

Friedrich hat den Namen Keyserlingk mit „Cäsarion" übersetzt — und ich hätte erwähnen sollen, daß er in Rheinsberg viel in diesem Stile mit Namen und auch mit Dingen spielt und viel lustigen Symbolismus und Gewölk sinnreich um die soliden Tatsächlichkeiten seines Lebens dort herummalt. Namentlich hat er einen „Bayardorden", wie er ihn nennt, eine Ritterbrüderschaft von zwölf seiner auserlesensten Freunde gebildet, deren Namen alle geändert werden; „Cäsarion" ist einer davon. Zierliche Wahlsprüche und mimische Handlungen passender Art fehlen nicht; sie sind nicht gänzlich Mummerei, sondern mit etwas Wirklichkeit gewürzt, um sie einem ernsten jungen Gemüte zusagend zu machen. Denn bei der Auswahl wurde streng vorgegangen, ausgezeichnetes Verdienst und Betragen waren feste Bedingung, und wirklich haben sich mehrere dieser Bayardritter in der Folge als namhafte Kämpen der Tat erwiesen — zum Beispiel Hauptmann Fouqué, von dem wir schon in den dunklen Küstriner Tagen gehört haben. Dies ist ein erwähnenswerter Zug in dem Rheinsberger Leben und dem Charakter des jungen Prinzen zu dieser Zeit: das Wissen darum erfreut uns, wenn es sich nun auch in unserer Entfernung nicht mehr der Mühe verlohnt, auf das einzelne einzugehen.

Der Friedrich-Voltairesche Briefwechsel enthält viel Weihrauch; eine gehörige Portion wird rheinsbergischerseits der „göttlichen Emilie" gespendet, Voltaires quasi-bessere oder -schlimmere Hälfte, die allezeit auf ihre göttliche Weise nach Rheinsberg antwortet, begierig nach weiterer Bekanntschaft dort. Die du Châtelets hatten einen sehr hartnäckigen, vielleicht über hundert Jahre alten Prozeß in Brabant mit dem „Hause Honsbrouck"[2]. Dies, wenn man von anderen Ursachen, z. B. Flucht aus französischen Gefahren und dergleichen, absieht, brachte Voltaire und seine Dame oft nach jener

[1] 3. November 1737 (wie wir aus dem Briefwechsel entnehmen).
[2] Lettres Inédites de Voltaire (Paris, 1826) S. 9.

Gegend und erregte gelegentlich Hoffnungen auf eine Zusammenkunft mit Friedrich, die sich nicht verwirklichten. In praktischerem Stile bittet ihn Voltaire: „Könnte nicht Ew. Königliche Hoheit vielleicht die Gnade haben, mit einer oder der anderen jener richterlichen Allongeperücken zu reden und sie ein wenig aufzurütteln!" Was Friedrich, glaube ich, auf irgendeine passende Weise tat. Glücklich entschieden für Voltaire ward dieser Prozeß auf eine oder die andere Weise — 1740, nehmen wir an, aber die Zeit ist nicht angegeben — und Friedrich hatte ein neues Anrecht, hätte es eines neuen bedurft, auf Madames anbetungsvolle Gesinnung. Aber die vorgeschlagene Zusammenkunft mit Madame ließ sich nie ins Werk setzen, nach nicht, als Friedrichs Hände frei waren. Ja, ich entnehme endlich, daß Friedrich bei sich beschlossen hatte, sie solle nicht stattfinden; Madame ist augenscheinlich ein unbequemes Element für ihn, einen jungen Mann, dem es nicht an Einsicht und Urteilskraft gebricht, und der Spreu von Mehl zu unterscheiden weiß! Voltaire und er werden zusammenkommen, zusammenkommen und auch scheiden, und es wird Auftritte zwischen ihnen geben. Der Leser wird von diesem Briefwechsel dort wieder hören, wo er ein biographisches Interesse hat. Wir müssen ihn uns von jetzt ab als ein Hauptlebenslicht für das junge Gemüt in Rheinsberg denken, ein lustiges neues Feuer, fast ein Altarfeuer, das die Alltagsdämmerung dort für ihn erhellt.

Von einem andern, dem jungen Gemüte schön leuchtenden Briefwechsel dürfen wir fast nichts sagen: dem Briefwechsel mit Suhm. Suhm, der sächsische Minister, dessen gelegentlich erwähnt wurde, ist ein alter lieber und hilfreicher Freund des Kronprinzen: er ist es, der nun jene Wolfschen Übersetzungen macht, wovon Voltaire kürzlich eine Probe sah. Er übersetzt den ganzen Wolf für den jungen Mann. Der junge Mann, begierig, die beste gangbare Philosophie kennenzulernen, hatte versucht, Wolfs bedeutendstes Buch zu lesen, fand es aber zu abstrus in Wolfs Deutsch. Deshalb übersetzt Suhm und schickt es ihm in klarem Französisch, ein Heft nach dem andern, mit Erläuterungen, während der junge Mann sich alle Mühe gibt, es zu verstehen und zu bewundern — dankbar, aber nicht allzu erfolgreich, wie man sehen kann. All dies bildet den Stoff des berühmten Briefwechsels mit Suhm, einen Stoff, mit dem etwas zu tun zu haben heutzutage kein Mensch mehr ertragen kann.

Suhm ist auch in den finanziellen Schwierigkeiten, die sich ziemlich häufig einstellen, behilflich und erwirkt Vorschüsse, Anleihen zu bequemen Bedingungen von der Zarin und anderen Höfen — was eine äußerst delikate Operation ist, gefahrvoll, wenn man in Potsdam dahinterkäme. Deshalb haben Suhm und der Prinz eine versteckte Sprache dafür und reden immer vorgeblich von „Verlegern" und „neuen Bänden", wenn sie Leiher und Bankieranweisungen meinen. All diese Anleihen wurden, wie ich hoffen will, eines Tages ebenso pünktlich wie jenes Darlehen Georgs II. in „Rollen neuer Goldstücke" zurückgezahlt. Wir brauchen nicht an dem heilsamen

Zauber und der Wonne eines so intimen Briefwechsels für den Kronprinzen zu zweifeln, und in der Tat tritt seine wirkliche Liebe zu dem liebenswürdigen Suhm ebenso wie die Liebe Suhms zu ihm gar schön in diesen Briefen hervor: aber im übrigen kann man sie heutzutage nicht ohne Langeweile, sogar Unbehaglichkeit lesen, und sie sind eine bloße biographische Reminiszenz geworden. — Was den Grafen von Manteuffel, einen dritten literarischen Korrespondenten, angeht, so mag nachstehende Notiz aus einem deutschen Kommentator genügen:

Manteuffel war Sachse von Geburt, lange Minister Augusts des Starken, überwarf sich aber mit August, angeblich wegen irgendeines schwachen Frauenzimmers, und hatte sich vor wenigen Jahren nach Berlin zurückgezogen. Hier glänzt er in den fashionablen philosophischen Kreisen, arbeitet vielleicht unterderhand auch ein wenig als Freiwilliger im politischen Fache mit, denn er ist ein sehr eifriger, strebsamer Herr. Hoch von Wuchs, ‚vollkommen schön mit sechzig Jahren‘ [1]; ein großer Anhänger Wolfs, der Philosophie und mitunter auch der theologischen Wissenschaft. Schreibt fließendes, elegantes Französisch in einem sanft schneidenden, etwas zu allwissenden Stile. Vornehme Gesittung läßt sich an ihm wahrnehmen, aber nichts von der edlen Loyalität, angeborenen Höflichkeit und frommen Lichtheit Suhms. In einem seiner Briefe kommt nachfolgende ein wenig impertinente Stelle vor, dadurch veranlaßt, daß Friedrich, der sich eben in Rheinsberg niedergelassen hatte, im Vorbeigehen der ‚Menge des schönen Geschlechts‘, mit dem er dort verkehre, Erwähnung getan hatte:

„Berlin, 26. August 1736 (an den Kronprinzen). — Ich bin überzeugt, daß Ew. Königliche Hoheit all das aufs vortrefflichste zu leiten und es so zu machen wissen werden, daß das schöne Geschlecht darüber entzückt sein wird, sich mit Ihnen in Rheinsberg zu befinden, und Sie nicht weniger darüber, daß Sie jenes Geschlecht dort haben. Aber erlauben Sie mir, Königliche Hoheit, an dieser Stelle zu wiederholen, was ich mir einmal hier in Berlin die Freiheit nahm zu sagen: Nichts in der Welt würde den gegenwärtigen Interessen Ew. Königlichen Hoheit besser zustatten kommen als ein von Ew. Königlichen Hoheit gezeugter Erbe! Vielleicht daß die mußevolle Bequemlichkeit, womit Ew. Königliche Hoheit sich nun in Rheinsberg diesem Geschäfte widmen können, von besserer Wirkung sein wird, als all die bisherigen flüchtigen und vorübergehenden Besuche in Berlin waren. Wenigstens wünsche ich es von ganzem Herzen. — Ich bitte um Verzeihung, Monseigneur, daß ich mich so in alles einmische, was Ew. Königliche Hoheit betrifft“ — in Wahrheit bin ich ein etwas unverschämter, unruhiger Mensch, mit überflüssigem Schwung in Wesen, Denken und Äußerungen, und werde mit der Zeit noch einmal von meinem gegenwärtigen Korrespondenten aus dem Lande verwiesen werden. — „Der ich allezeit“ mit der gehörigen Überschwenglichkeit „bin Manteuffel [2].“

Friedrichs Antwort hierauf ist dazu angetan, gewissen außerordentlichen Pamphletierereien, die einmal sehr geschwätzig in der Welt waren, den schmutzigen Mund zu verstopfen und insbesondere den Herrn Dr. Zimmermann und seine armselige Pfütze von Verleumdungen und Salbadereien, die er in jenem Nachgehen der Physiologie unter obszönen Umständen zusammengebracht hat, zum Schweigen zu bringen —

„Das ist das einzige gute Resultat, das ich aus der Manteuffelkorrespondenz gezogen habe“, fährt unser deutscher Freund fort. — Falls der

[1] Formey: Souvenirs d'un Citoyen I. 39—45.
[2] Oeuvres de Frédéric XXV. 487. — Friedrichs Antwort: Rheinsberg, 23. September (das. 489).

Leser aber jene Zimmermannschen oder sonstigen Pamphletierereien und Mutmaßungen niemals zu Gesicht bekommen hat, so mag er dankbar diesen Auszug mysteriös und überflüssig für ihn sein lassen.

Im ganzen machen wir uns einen Begriff davon, wie umfangreich Friedrichs literarischer und sonstiger Briefwechsel war, und wir stellen uns vor, welch ein Ereignis in Rheinsberg der Durchgang jener Post „von Fehrbellin nach dem Norden", mit ihrem Felleisen „wöchentlich zweimal", in jenen Jahren gewesen sein muß.

Drittes Kapitel / Der Kronprinz macht einen Morgenbesuch

Donnerstag, den 25. Oktober 1736, fuhr der Kronprinz mit dem Leutnant Buddenbrock und einem oder zwei Bedienten hinüber ins Mecklenburgische, nach einem Dorfe und durchlauchtigen Schloß namens Mirow, in der Absicht, einen kleinen Akt nachbarlicher Höflichkeit dort zu erfüllen, bei welchem Anlasse der heutige Leser ihn vielleicht nicht ungern begleitet. Es sind nur vier oder fünf Stunden Wegs in nördlicher Richtung, da Rheinsberg hart an der Grenze liegt. Wohl eine ganz angenehme Morgenfahrt, während die Oktobersonne auf die stille Heide und auf die farbenreichen Gehölze herabscheint.

Mirow ist ein Leibgedinge für einen der Mecklenburg-Strelitzer jüngeren Zweige, und Mecklenburg-Strelitz ist selbst ein jüngerer Zweig gegenüber Mecklenburg-Schwerin, von dem und seinem tollen Herzoge wir in vergangener Zeit soviel gehört haben. Mirow und selbst Strelitz sind in keiner sehr glänzenden Verfassung, doch wir werden sie selber gleichsam wie mit Augen schauen. Und namentlich der englische Leser muß von jenen Mirowschen Leuten Notiz nehmen, da sie ihn vielleicht etwas angehen, wenn er das auch nicht weiß. Der Kronprinz berichtet an Papa in satirischer Laune nicht untreffend und mit viel mehr Freiheit, als es in jenen rheinsbergischen Briefen von ihm gewöhnlich der Fall ist:

An Seine preußische Majestät (von dem Kronprinzen).

„Rheinsberg, 26. Oktober 1736.

— Gestern bin ich nach Mirow gewesen. Um meinem allergnädigsten Vater eine Idee von dem Ort zu geben, so kann ich die Stadt zum Höchsten mit Großen-Kreutz vergleichen; das einzige Haus drinnen, das man ein Haus nennen kann, ist nicht so gut, als das Priesterhaus dorten. Ich ging also fort nach dem Schloß, welches ohngefähr wie das Gartenhaus in Bornim ist, rings herum aber ist ein Wall, und ein alter Thurm, der schon ziemlich verfallen ist, dienet dem Hause zum Thorweg.

Wie ich an die Brücke kam, so fand ich einen alten Strumpfstricker, als einen Grenadier verkleidet, mit der Mütze, Tasche, und das Gewehr bei sich stehen, um ihn desto weniger an seiner Arbeit zu hindern. Als ich heran kam, so frug er: Wor ich her käme und wor ich hin wollte? Worauf ich ihm antwortete: Ich käme

vom Posthaus und ginge über die Brücke. Worauf der Grenadier ganz entzürnet nach dem Thurm lief, woselbsten er eine Thür aufmachte und den Corporal herausrief. Dieser war eben aus dem Bette aufgestanden und hatte aus großer Eile sich nicht die Zeit genommen, sich weder die Schuhe anzuziehen, noch sich die Hosen zuzumachen, und frug uns ganz verstöret: Wor wir hin wollten und wie wir der Schildwache begegnet hätten? Ohne ihm aber nur einmal zu antworten, gingen wir unsere Wege nach dem Schlosse zu.

Dieses hätte ich mein Tage für kein Schloß angesehen, wenn nicht zwei Laternen vorne an der Thüre wären gepflanzet gewesen, und daß nicht zwei Kraniche Schildwache davor gestanden hätten. Ich kam ans Haus heran, und nachdem ich wohl eine halbe Stunde an die Thüre geklopft hatte, so kam eine ganz alte Magd, die wohl aussahe, als wenn sie des Prinzen Mirow seines Vaters Amme gewesen wäre; und als die gute Frau fremde Gesichter zu sehen kriegte, so war sie dermaßen erschrocken, daß sie uns die Thüre vor der Nase zuschmiß. Wir klopften wieder, und als wir sahen, daß nichts zu thun war, gingen wir nach dem Stall, dar uns doch ein Knecht sagte, der junge Prinz mit seiner Gemahlin wäre nach Neu-Strelitz, zwei Meilen von dort, und die Herzogin seine Mutter, welche in dem Hause wohnet, hätte ihm, um Staat zu machen, alle ihre Leute mitgegeben, also, daß ihr die alte Magd alleine übrig blieb.

Es war noch frühe, also dachte ich, ich könnte nicht besser thun, als von der Gelegenheit zu profitiren, so kriegte ich Strelitz auch zu sehen. So nahmen wir Postpferde und waren zu Mittage dar. Neu-Strelitz ist eigentlich nur ein Dorf, dar nur eine Straße ist, welche Kammerjunker, Kanzellisten und Domestiquen bewohnen, wor ein Wirthshaus drin ist. Ich kann es meinem allergnädigsten Vater nicht besser beschreiben, als die Straße in Gumbinnen, wenn man nach dem Rathhause gehet, ausgenommen, daß kein Haus abgeweißet ist. Das Schloß ist schön und lieget an einem See mit einem großen Garten, so wie die Situation von Rheinsberg.

Die erste Frage, so ich that, war nach dem Prinzen Mirow; so sagten sie mir, er wäre eben nach einem Orte gereiset, der heißet Kanow und liegt nur eine halbe Meile von Mirow. Buddenbrock, welcher dorten" (in Neu-Strelitz) „bekannt ist, schaffte mir bei einem Kammerjunker was zu essen; dar denn der Böhme auch hinkam, welcher vor diesem Adjutant unter meines allergnädigsten Vaters Regiment gewesen ist, welcher mich gar nicht wieder gekennet, als ich es ihm gesagt, wer ich wäre. Selbiger hat mir erzählet, daß der Herzog von Strelitz schön nähen könne"; gewissermaßen zum Schneider bei Ew. Majestät befugt, wäre das Schicksal nicht grausam gewesen, und „daß er schöne Casaquins nähete. Dieses machte mich curieux ihn zu sehen, und ließen wir uns als Fremde präsentiren, welches mir auch so gut anging, daß mich keiner kennete. Ich kann ihn meinem allergnädigsten Vater nicht besser beschreiben, als den alten Stahl" (berühmten alten Arzt in Berlin, der voriges Jahr starb, dessen Physiognomie dem heutigen Leser unbekannt ist), „mit einer dicken blonden Abbé-Perücke; es ist ein Herr, der sehr blöde ist; sein Hofrath Altrock saget ihm, um so zu sagen, Alles was er reden soll." Er ist etwa fünfzig Jahre alt, dieser arme Herzog; befaßt sich in Ruhe mit Nadelarbeit, inmitten all des Tumultes aus Schwerin und der übrigen Welt.

„Wie wir uns verabschiedet hatten, so fuhr ich gleich weg nach Kanow, wor ich ungefähr um sechs Uhr hinkam. Es ist ein pures Dorf, und das Lusthaus des Prinzen nichts anders, als ein ordinaires Jägerhaus, wie alle Heideläufer haben. Ich kehrte bei dem Müller ein und ließ mich durch die Magd anmelden: worauf ich durch den Haushofmeister in der Mühle complimentirt wurde, und mit demselbigen nach der Residenz mich begab, worselbsten die ganze Mirow'sche Familie versammelt war. Seine Mutter ist eine geborene Prinzessin von Schwarzburg, und noch die klügste von allen, die dorten zugegen waren" — ist noch unter sechzig, die gute alte Mutter, der es am Herzen liegt, daß ihr armer Sohn standesmäßig er-

scheine, wenn er bei reicheren Durchlauchten Besuche abstattet. „Seine Tante", Mutters Schwester, „war auch dorten. Die Frau Gemahlin ist klein, des Prinzen von Hildburghausen, von den Kaiserlichen, seine Nichte; sie war schwanger, scheint aber sonsten eine gar gute Prinzessin zu sein.

Das Erstere, womit ich entretenirt wurde, war das Unglück, welches dem besten Koch geschehen wäre, welcher mit sammt dem Wagen, welcher Provisions sollte bringen, umgefallen wäre und sich den Arm gebrochen, und die Provisions wären dadurch alle zu nichte gegangen. Ich ließ mich insgeheim danach erkundigen, so war nicht ein wahr Wort daran. Endlich ging man zur Tafel, dar es denn auch gewiß schien, als wenn denen Provisions nebst dem Koch ein Unglück geschehen wäre, denn gewiß, in denen Drei Kronen in Potsdam" (die faulste Kneipe wohl, dem satyrischen Tone nach) „ist viel besser Essen, als dorten.

Der Discours über der Tafel war nichts, als von allen den deutschen Fürsten, so nicht recht klug sind" — zu welchen, wie Ew. Majestät bekannt, Mirow selber gehören soll! „Da war Weimar[1], Gotha, Waldeck, Hoym, und wie die Häuser alle heißen, auf dem Tapet — und nachdem sich der gute Herr recht sehr besoffen hatte, stunden wir auf, und hat er mir, mit seiner ganzen Familie, versprochen, mich zu besuchen. Kommen wird er gewiß, wie ich ihn aber los werden werde, das weiß Gott.

Ich bitte meinen allergnädigsten Vater unterthänigst um Vergebung der ich" usw.[2]

Das verwitterte Mirow, mit seinen Bewohnern auf diese Weise satirisch geschildert, erregt höchstens als Bild von durchlauchtigen Hoheiten, die in schläfriges Dasein geraten sind, ein wenig Aufmerksamkeit in dem trägen Geiste, und dieses wenige ist eher wohlgefällig verächtlich als wirklich nutzreich. Eine Tatsache jedoch sollte ein momentanes Interesse auch in englischen Lesern entzünden: Der junge närrische Herr in diesem verfallenen Schloß ist niemand anders als unserer „Alten Königin Charlotte" nachmaliger Vater, eine Art Stammvater von uns, so wenig wir das ahnen könnten. Englische Leser werden ihn darum mit einer gespannten Neugierde beobachten, wenn er den Gegenbesuch in Rheinsberg abstattet, was innerhalb vierzehn Tagen geschieht:

An Seine preußische Majestät (von dem Kronprinzen).

„Rheinsberg, 8. November 1736.

— und bedanke mich sehr für die Gnade, so mein allergnädigster Vater gehabt hat, mir Schwäne zu schicken. Meine Frau ist auch ungemein erfreuet gewesen über das schöne Präsent, so mein allergnädigster Vater ihr geschickt hat. Der General Praetorius", dänischer Gesandter, mit dessen Hof man sich eben entzweit hat, „ist gestern hier gekommen und hat Abschied von uns genommen; es scheinet, als wenn er sehr ungern weggehet.

Heute Nacht um drei Uhr so wecken mich meine Leute auf und sagen mir, es wäre eine Stafette an mich mit Briefen gekommen" — von Ew. Majestät oder Gott weiß von wem! — „Ich stehe sofort eiligst auf, und als ich den Brief erbreche — so ist er vom Prinzen Mirow, welcher mir schreibt, daß er heute Mittag hier sein würde. Ich habe mich wohl was geärgert, habe aber doch das

[1] Wilhelmines Bekannter, durch ihre Vermittlung nicht ohne Schwierigkeit vermählt mit einer überflüssigen bayreuthischen Schwägerin (Mémoires de Wilhelmine II. 185—194), Großvater von Goethes Freund, ist aber nicht gerade „nicht klug", hat nur gelegentlich sozusagen einen Floh im Ohre. Verhält es sich vielleicht ebenso mit den übrigen dieser Durchlauchten, die hier auf böse Zungen geraten sind?

[2] Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. partie S. 104—106.

Lachen nicht lassen können über die eilende Stafette, so er mir eine Meile weit geschicket. Hier habe ich Alles angestellt, um ihn zu empfangen, als wäre es der Kaiser selbst, und hoffe ich Materie zu haben, meinen allergnädigsten Vater mit künftiger Post gewiß lachen zu machen." — Künftige Post geht in einer halben Woche!

An Seine preußische Majestät (von dem Kronprinzen).

„Rheinsberg, 11. November.

— — Des Prinzen von Mirow Visite ist gar zu curieuse gewesen, auf daß ich nicht meinem allergnädigsten Vater alle Umstände davon berichte. Ich habe in meinem letzten Schreiben meinem allergnädigsten Vater gemeldet, wie daß der General Praetorius bei uns gekommen wäre, so fand sich selbiger eben bei mir, wie ich mit dem Prinzen von Mirow in die Kammer kam; so fing der General Praetorius an: ‚Voilà le prince Cajuca!'[1] und das so laut, daß es alle Leute höreten. Kein Mensch konnte das Lachen lassen, und hatte ich alle Mühe, daß ich es so drehete, daß er nicht böse wurde.

Kaum war der Prinz im Hause, daß man mir sagen kam, daß, dem armen Prinz zum Unglück, der Prinz Heinrich", der böse Markgraf, „gekommen wäre — welcher ihn denn dermaßen aufzog, daß wir Alle gedacht, todt vor Lachen zu bleiben. Er wurde immer gelobet und absonderlich über seine schöne Kleidung, sein gutes Air und seine ungemeine Leichtigkeit im Tanzen. Ich habe auch gedacht, es würde kein Aufhören des Tanzens werden.

Den Nachmittag, um ihm den Rock zu verderben, so haben wir im Regen nach dem Vogel geschossen; er wollte wohl nichts sagen, aber man konnte doch sehen, daß er sich um den Rock sehr hatte. Den Abend so kriegte er einige Gläser in den Kopf und wurde recht lustig, sagte, wie er nothwendig wegen Staats- und considerabler Angelegenheiten wieder nach Hause müßte, welches aber doch bis in die Nacht um zwei Uhr verschoben wurde. Ich glaube, daß er sich des Tages darauf nicht mehr wird viel zu erinnern wissen.

Der Prinz Heinrich ist nach seinem Regiment und der General Praetorius nach Berlin gereiset. — Der ich mich" usw.[2]

Diese Strelitzer, sagten wir, sind ein jüngerer Zweig des tollen Schweriners, und das arme Mirow ist wieder ein jüngerer der Strelitzer. Es ist offenbar eine sehr wenig wohlhabende Residenz. Gegenwärtig ist es Witwensitz der Witwe des verstorbenen Strelitz hochseligen Andenkens. Hier hat die durchlauchtige Frau seit achtundzwanzig Jahren mit ihrem einzigen Kinde, einem Knaben, gelebt, der nun — wir sehen zu welch einer Mannheit — herangewachsen ist; sie ist eine geborene Schwarzburg, der „gescheiteste Kopf unter ihnen allen". Achtundzwanzig Jahre im verwitterten Mirow: so lange ist jener schneidernde Herzog, ihr ältester Stiefsohn (Kind einer früheren Gemahlin), das Oberhaupt von Mecklenburg-Strelitz gewesen, beschäftigt mit seiner Nadel, oder wir wissen nicht wie — gegenwärtig aber offenbar aufs Schneidern beschränkt. Es war nur noch ein anderer Sohn da, eben der Sohn dieser gescheiten Dame, zwanzig Jahre jünger — der „Prinz von Mirow", den wir nun sehen. Karl Ludwig Friedrich heißt er, Alter nun über achtundzwanzig. Er ist seit seinem dritten Monat, als der arme durchlauchtige Vater starb („Mai 1708"), mit Mama

[1] Spottname aus einem längst verschollenen Roman.
[2] Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. partie S. 109.

in Mirow gewesen und erhielt das, was dort an Erziehung zu haben war — nicht mit allzu großem Erfolg, wie es scheint. Vor zehn Jahren, „1726", schickte ihn Mama auf Reisen nach Genf, Italien, Frankreich. Er sprach auch in Wien vor, erhielt eine Oberstleutnantscharge im kaiserlichen Dienst, fand aber keinen Gefallen daran, gab es bald wieder auf und kehrte heim, um so dahinzuleben, vielleicht auch, um sich eine Frau zu suchen, da er Aussichten auf die Nachfolge in Strelitz hatte. Denn der durchlauchtige Halbbruder ist kinderlos; ist seine Schneiderei in der Welt erst beendet, dann wird unser Prinz von Mirow regierender Herzog. Aus diesem Grunde hat er voriges Jahr geheiratet. Die kleine Ehegemahlin hat ihm bereits ein Kind gebracht, eine Tochter, und es ist (wie Friedrich bemerkt) ein anderes unterwegs, wenn alles gut geht. Mangel an Töchtern haben sie nicht, auch Söhne kommen später. Nach acht Jahren wird die kleine Charlotte geboren, die mit der Zeit Mutter von England wurde, sehr zu ihrem und unserem Verwundern [1].

Der arme Mann erlebte es nicht, Herzog von Strelitz zu werden; er starb 1752, als die kleine Charlotte acht Jahre alt war, und der Schneider-Herzog überlebte ihn um einige Monate. Der kleinen Charlotte Bruder folgte alsdann und regierte bis 1794. Nach ihm kam ein zweiter Bruder, der Vater der jetzigen durchlauchtigen Strelitze, der ebenfalls genealogisch namhaft ist. Denn von ihm stammte eine noch berühmtere Königin: Luise von Preußen, die, anders als Tante Charlotte, schön anzusehen war und sich in Napoleons Zeit als eine Heldin bewährte, wozu Tante Charlotte niemals berufen war. Beide, Tante und Nichte, waren Frauen von Verstand, von Biederkeit und Anstand; entschieden mehr als gewöhnliche Königinnen. Und was ihre frühere Armut betrifft, lächerlich, wie sie dieser Goldklumpengeneration vorkommen mag, so dünkt es mir, daß sie ihr Wohltaten zu verdanken haben, die der Goldklumpengeneration und ihren Königinnen mehr not tun, als sie glauben.

Doch genug von diesem Prinzen von Mirow, den Friedrich zufällig für uns ausgegraben hat, und von dem es in der Tat weiter keine Geschichte für oder wider zu erzählen gibt. Das Publikum traute ihm offenbar nicht zu, daß er das Pulver erfunden habe. Und dennoch, wer weiß, ob nicht gerade in seiner Einfalt etwas dem bösen Markgrafen, von dem er sich so aufziehen ließ, weit Überlegenes lag? Armer niedergedrückter sterblicher Bruder, der du in der dösigen Sphäre dort so friedselig schlafwandelst und keine Klagen laut werden läßt!

Er fuhr fort, wennschon bald mit weniger Enthusiasmus und zuletzt sehr selten, bei Friedrich während dieser Rheinsberger Zeit einzukehren. Patriotische englische Leser mögen auch die paar übrigen Spuren hinnehmen, ehe wir ihn seiner dösigen Sphäre zurückgeben. Hier folgen sie, genau zusammengefegt aus jenem Briefwechsel Friedrichs mit Papa:

[1] Geb. (in Mirow) 19. Mai 1744, verheiratet (London) 8. September 1761, starb 18. November 1818. (Michaelis II. 446; Hübner T. 195; Oertel S. 43, 22.)

„Rheinsberg, 18. November 1736. — berichte unterthänigst, daß der Prinz von Mirow wieder nebst seiner Mutter, Frau, Tante, Hofdamens, Cavaliers und der ganzen Menage bei mir angekommen ist, so daß ich dachte, daß es die Flucht Aegyptens vorstellen solle. Ich bin bange, daß man die guten Leute anjetzo nicht wird können los werden, indem sie mir versichert haben, daß sie gern öfters kommen wollen!"

„Rheinsberg, 1. Februar 1737." Theilen wir dies in natura als eine Probe von des Kronprinzen Rechtschreibung mit.

„Der Printz von Mihrau ist vohr einigen thagen hier gewessen und haben wier einige Wasser schwermer in der See ihm zu Ehren gesmissen, seine Frau ist mit einer thoten Printzesin nieder geKomen. — Der General schulenburg ist heute hier gekomen und wirdt morgen" —

„Rheinsberg, 28. März 1737. — Prinz von Mirow ist gestern hier gewesen und hat hier mit uns nach dem Vogel mit der Büchse geschossen: er kann nicht gut sehen und schießt immer durch" (sic) „ein Fernglas."

„Ruppin, 20. Oktober 1737. Der Prinz von Mirow ist vorigen Freitag bei uns gewesen und hat sehr schwadronirt; unter anderm hat er verzählet, daß ihm die Kaiserin eine Dose geschenkt hätte von Porzellan, und wie ich ihn genauer danach frug, so hatte er sie in Wien gekauft [1]."

Und somit mag er dort schlafwandeln, bis die zwei Königinnen, wie geflügelte Psychen, eine nach der anderen aus ihm hervortauchen.

Friedrichs Briefe an seinen Vater werden von preußischen Herausgebern als „sehr anziehende Briefe" geschildert, was dem fremden Leser allerdings etwas seltsam klingt. Briefe, die sich nur schwer völlig verstehen lassen und, wenn verstanden, ziemlich unbedeutend sind. Sie handeln von erhaltenen und gemachten Geschenken, „Schwänen", „Schinken", und den unsäglichen Danksagungen dafür, von Rekruten, die soundso viel Zoll groß sind, von den Besuchen, die dagewesen; sie versichern uns, „daß keine Krankheit im Regimente ist", oder sagen ausdrücklich wieviel. Sie enthalten also durchaus geringfügige Tatsachen, nichts von Spekulation, aber von zeremoniellem Gamaschenwesen sehr viel. Wir wissen bereits, unter welchem Alpdruck Friedrich an seinen Vater schrieb! Die Haltung des Prinzen, aufrichtig, ehrerbietig und kindlich, wiewohl gezwungen, einen unaussprechlichen Grad hiervon vorzutäuschen, während er sich doch im ganzen unter Bergen von drückender Beschwerlichkeit dahinquält, aber loyal sein Gleichgewicht behält — diese Haltung erlangt in diesen Briefen zuletzt stillschweigend eine Art Schönheit für die besten unter den Lesern. Aber dies ist beinahe ihr einziges Verdienst. Den bei weitem menschlichsten der Briefe, den vom ersten Besuch in Mirow, hat der Leser nun gesehen, und er mag uns recht dankbar dafür sein, daß wir ihm nicht mehr davon zeigen [2].

[1] Briefe an Vater S. 71 (caret in Oeuvres), S. 85—114. — S. das. 6. November 1737 eine matte Spur von einem Besuch und 25. September 1739 eine noch mattere, die letzte, die sich vorfindet.

[2] Friedrich des Großen Briefe an seinen Vater (Berlin, 1838). Durch passende Auslassung an Umfang verkleinert und in der Orthographie verbessert, aber mit wenig sonstiger Erläuterung für einen Fremden: in Oeuvres XXVII. 3. partie S. 1—123 (Berlin, 1856).

Viertes Kapitel / Tagesneuigkeiten

Während diese Mirow-Besuche im besten Gange sind, sonst manches in Rheinsberg in behaglichem Fortschritte ist und Friedrichs erstes Jahr daselbst eben zu Ende geht, kommt aus England die Nachricht von ausgebrochenem Hader zwischen der britannischen Majestät und seinem Prinzen von Wales. Die Irrungen haben nun einen Höhepunkt erreicht, so daß sogar die Zeitungen davon sprechen; die aufgehende Sonne ist in dem unruhigen Lande zu wenig unter der Gewalt der untergehenden!

Prinz Fred von England kam nicht zur Rheinkampagne, wie wir sahen; er erlangte einige Zulage in seinem Einkommen, einen eigenen Haushalt und schließlich eine Frau, wie er gebeten hatte: eine Sachsen-Gothaische Prinzessin, die, da er die unvergleichliche Wilhelmine nicht erreichen konnte, dem Prinzen Fred willkommen war. Sie ist guter Hoffnung diesen Sommer 1737, eine sehr junge Frau noch; das Resultat fällig — wann? Da das Resultat möglicherweise Erbe der britischen Nation wird, so hätte eine gute Berechnung der Zeit da sein sollen! Aber wie es scheint, hatte niemand so recht seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet. Oder falls Fred und Gemahlin, wie sich annehmen läßt, es taten, so hatte Fred der väterlichen Majestät keine Kunde davon gegeben — „väterliche Majestät, allezeit so unwirsch gegen mich, mag sich selbst danach umsehen." Sicher ist, daß Fred und Gemahlin Anfang August 1737 draußen in Hampton Court[1] sind, daß der mögliche Erbe binnen kurzem fällig und keine Vorbereitung dazu getroffen ist. Am 11. August abends, draußen im einsamen Hampton Court, stellen sich bei der armen jungen Mutter Wehen ein; weder Kanzler noch Erzbischof sind da, um Zeugen der Geburt zu sein, sogar kaum der mindeste ärztliche Beistand und gar kein politischer. Fred schickt aus Aufregung oder Vorbedacht kein Stafetten im gestreckten Galopp nach den nötigen Personen und Erfordernissen, sondern ließ anspannen und fuhr nach dem alten, unvorbereiteten St.-James-Palast in London, mit seiner armen Frau in eigener Person, unangemeldet, unvorbereitet! Dort wurde sie nichtsdestoweniger dieselbe Nacht glücklich entbunden, glücklich, wie durch ein Wunder.

[1] Königliches Lustschloß in der Nähe von London.

Die Krisis hätte auf der offenen Heerstraße eintreten können: ist je eine solche Unvorsichtigkeit dagewesen! Veranlaßt, will ich glauben, durch Freds jähe Aufregung in dem unvorbereiteten Moment, der unvorbereitet war, weil Papa ihn seit langem des Sprechens entwöhnt und entmutigt hatte. Ein Anflug von Bosheit mochte freilich mit dabei sein. Papa zweifelt nicht, daß das Ganze absichtliche Bosheit war. „Wäre der mögliche Erbe der britischen Nation zu Schaden oder auf der offenen Heerstraße zur Welt gekommen, als Folge meiner Zwiste mit diesem schlechten Fred, in welch eine Verlegenheit wäre ich geraten!" denkt Papa und ist seitdem in einem permanenten Sturm der Wut, so daß selbst die Zeitungen, die Kaffeehäuser und das Volk alle laut davon reden.

Papa, so fügte es sich, sah Freds Antlitz niemals wieder. Die verständige Mama, Königin Karoline, konnte nicht umhin, der armen jungen Mutter, sobald es sich schickte, einen Besuch zu machen. Beim Weggehen, als Prinz Fred sie pflichtgehorsamst an ihren Wagen geleitete, fand dieser ein Gedränge von Leuten und Pöbel vor St. James und kniete hier auf der Straße mit seinen feinen seidenen Hosen unbekümmert um den Kot nieder, um „einer Mutter Segen zu erbitten" und um zu zeigen, welch ein Sohn er trotz der obwaltenden leidigen Mißhelligkeiten doch sei! Mama warf einen stummen Blick, der Bände gemischten Inhalts enthielt, auf ihn, fuhr hinweg, und auch sie sah Fred nimmer wieder. Ich fürchte, dieses Hinknien in den Kot spricht gegen Prinz Fred, aber ich weiß es nicht genau, und es liegt mir auch wenig daran[1]. Welch ein Lärm in England um gar nichts! Welch ein geräuschvolles Land, Ew. preußische Majestät! die törichte „aufgehende Sonne" läßt sich da nicht von der untergehenden oder scheinenden im Zaum halten, da die Oppositionsparteien ihn unter den Konstellationen wie ein recht tolles Objekt herumkegeln!

Aber in ein paar Monaten kommt eine schlimmere, der preußischen Majestät schwer auf das Herz fallende Nachricht aus England: die Nachricht, daß Königin Karoline selbst tot sei[2]. Sie starb, wie sie gelebt hatte, mit vieler Standhaftigkeit des Geistes, mit holdem, bescheidenem Mute und geduldigem Tragen, ruhig dahinsinkend unter der Last lange ruhig verborgengehaltener stiller Leiden, die aber nun zu schwer geworden sind, denn die ihnen bestimmte Ruhe ist nun nahe. Der kleine Georg flennte viel, war sehr bewegt und erregt, und sein armes, närrisches kleines Gemüt arg mitgenommen. Die sterbende Karoline empfahl i h n dem Walpole und riet Seiner Majestät, wieder zu heiraten. „Non, j'aurai des maîtresses (Nein, ich werde mir Mätressen halten)!" schluchzte Seine Majestät leidenschaftlich. „Ah, mon Dieu, cela n'empêche pas (das hindert nicht)!" antwortete sie, die Sache aus langer Erfahrung kennend. Es liegt etwas Stoisch-Tragisches in der Geschichte Karolinens mit ihrem eingebil-

[1] Lord Hervey: Memoirs of George the Second, II. 362—370, 409.
[2] „Sonntag abend, 1. Dezember (20. November) 1737." Das. S. 510—539.

deten, grillenhaften kleinen König. Selten hat ein törichter Gatte eine so weise Gattin gehabt. „Tot!“ dachte Friedrich Wilhelm, zurückblickend durch die Wirbelwinde des Lebens nach sonnigen, jungen, fern genug liegenden Szenen: „Tot!“ — Walpole fährt fort, den kleinen König zu leiten, aber nicht lange, da England selber gegen ihn aufsteht. Jenkins’ Ohr liegt, soviel ich weiß, in Baumwolle aufbewahrt, und es sind tolle entzündbare Schichten in der Nation, die imstande sind, gewaltig zu explodieren.

Aus den östlichen Regionen sind unsere Zeitungen voller Begebenheiten: ein Türkenkrieg ist dort im Gange. Rußland und Österreich bieten ihre Kräfte gegen den Türken auf. Die Russen waren kaum mit ihrer polnischen Wahlrauferei fertig, als sie sich zu einem Strauß mit dem Türken entschlossen, der ihnen allezeit ein besonderer Dorn im Auge ist, seit jenem „Vertrag am Pruth“ und Peters arger Schlappe dort. Münnich marschierte unmittelbar aus Polen durch die Ukraine, hatte es auf die Krim und blutige Händel in jener Gegend abgesehen. Dieser Feldzug von 1737 ist bereits sein zweiter Feldzug dort; es hat an blutigen Händeln nicht gefehlt. Voriges Jahr erstürmte er die Linien von Perekop, riß die Krim auf, nahm Asow, er oder Lacy, der unter ihm war, nahm vieles. Dieses Jahr ging sein Anschlag auf Otschakow. Er nimmt Otschakow, ein feuriges Ereignis, das in all den Zeitungen zu Rheinsberg und anderswo hell lodert. Will der Leser folgende abgekürzte Meldung davon von einem Augenzeugen annehmen?

„Otschakow, 13. Juli 1737. Vorgestern kam Feldmarschall Münnich, seinem Plane gemäß, vor Otschakow an“ — einer befestigten türkischen Stadt in dem Winkel zwischen dem Schwarzen Meere und der Mündung des Dnjepr — „in der Absicht, es zu belagern. Belagerungsgeschütz, Material jeder Art, das er frühzeitig genug den Dnjepr hinabgeschickt hatte, sollte bei Otschakow für ihn bereit sein. Aber die Flottille war durch Untiefen und Wasserfälle aufgehalten worden; nicht ein Boot war angekommen, und kein Mensch konnte sagen, wann sie ankommen würden. Mittlerweile ist hier nichts zu haben, die Türken haben alles bis auf die Erdoberfläche abgebrannt; kein Grashalm für die Kavallerie im Umkreis von drei bis vier Stunden, auch kein Stecken Holz für die Genietruppen; kein Loch als Schutz, und der Boden so hart, daß man keine Schanzen aufwerfen kann. Münnich sieht ein, daß er nichtsdestoweniger einen Versuch machen müsse.

Zu seiner Rechten, am Seestrand, findet Münnich einige Überbleibsel von Gärten, Zäunen; scharrt so etwas Ähnliches wie ein Schutzdach da zusammen (indem fünftausend oder sogar zehntausend Schanzgräber jene ganze erste Nacht durch, 11. Juli, verzweifelt daran arbeiten, mit nur halbem Erfolg) und fängt am Morgen mit den Geschützen, die er hat, zu feuern an. Das Feuer der Türken ist dem seinen sehr überlegen: seine Unternehmung ist so gut wie verzweifelt, wenn die Dnjeprflottille nicht bald kommt. Am 12. Juli dauert das Feuern den ganzen Tag und die ganze Nacht fort, die Türken wüten gewaltig. Etwa eine Stunde vor Tagesanbruch bemerken wir, daß es inwendig brennt: ‚Hölzerne Häuser, die wir anzündeten, haben die Stadt in Brand gesetzt‘ — und, gelobt sei der Himmel, das Löschen scheint ihnen nicht zu gelingen. Münnich rückt in verschiedenen Abteilungen aus; er gedenkt, etwas zu versuchen, hätte er nur das geringste Ingenieurgerät. Er hofft verzweifelnd, daß der drinnen noch immer sichtbare Brand ihm zustatten kommen werde.

Im Zentrum von Münnichs Linie befindet sich ein General Keith, ein beson-

nener handfester Schotte, den wir näher kennenlernen werden. Münnich selber steht auf der Rechten. Könnte man es nicht mit Stürmen versuchen, jedenfalls das Löschen verhindern? ‚Vorrücken auf Flintenschußweite, General Keith!' befiehlt Münnichs Adjutant heransprengend. ‚Ich stehe bereits eine gute Weile in dieser Nähe', antwortet Keith, auf seine getöteten Leute zeigend. Der Adjutant kommt zum zweitenmal: ‚Vorrücken auf halbe Flintenschußweite, General Keith, und jedes Schutzdach aufgeben!' Keith tut es; läßt zugleich dem Feldmarschall Münnich vorstellen, wie viele Leben dadurch nutzlos geopfert würden: ‚Feldmarschall Münnich will einen Sturm versuchen und hofft, General Keith wird ihn nach Kräften unterstützen!' ‚Vorwärts denn!' antwortet Keith, dringt hart an das Glacis vor, findet einen zwölf Fuß breiten nassen Graben vor und hat keinen Stecken Sturmgerät. Keith hält hier zwei Stunden aus; seine Leute, immerfort unter Feuer, versuchen dies und jenes, um hinüberzukommen; Münnichs Sturm gelingt nicht besser — bis endlich Keiths Leute und alle anderen solchen Dings überdrüssig werden und in großer Verwirrung aus der Schußweite heraus zurückweichen. Münnich hält sich für verloren. Und in der Tat, sagt Mannstein, hätten die Türken in diesem Moment einen Ausfall gemacht und uns verfolgt, sie hätten uns nach Rußland zurückjagen können. Aber die Türken machten keinen Ausfall. Und der Brand in der Stadt ward nicht gelöscht, im Gegenteil — und um neun Uhr vormittags flog ihr Pulvermagazin in die Luft und tötete siebentausend von ihnen [1]."

So wurde Otschakow doch eingenommen. Bedingungen: nur das Leben, und alle übriggebliebenen Türken räumen die Stadt, an „zwanzigtausend Einwohner, jung und alt", darunter. — Eine lodernde, halb widersinnige Begebenheit, von der man in preußischen militärischen Kreisen liest, die General Keith eines Tages besser kennenlernen werden.

Russischer Krieg mit den Türken: das bedeutet zugleich, vermöge alter Abmachungen, dreißigtausend Mann kaiserliche Hilfstruppen für Rußland. Wie aber kann der Kaiser, jüngst erst so arg mitgenommen, dreißigtausend Mann auf einen so fernen Zug schicken und vollzählig erhalten? Nach reiflicher Erwägung meint der Kaiser, daß es doch besser sei, offen auf eigene Rechnung mit dem Türken anzubinden und zu versuchen, selber etwas in dem Spiel zu profitieren. Der Kaiser erklärt dem Türken den Krieg, und, was für Friedrich Wilhelm und die Berliner Zirkel noch interessanter ist, Seckendorff wird zum Feldherrn ernannt. Feldzeugmeister, nun Feldmarschall Seckendorff, mag Neid dazu sagen, was er will, marschierte diesen Sommer nach der unteren Donau, wird Widdin belagern, heißt es, an der Spitze einer großen Armee (auf dem Papier beinahe hundertfünfzigtausend, leichte und schwere Truppen). Er ist also wirklicher Oberbefehlshaber, wennschon dem Namen nach unser edler, junger Freund, Franz von Lothringen, den Befehlshabertitel führt und Seckendorff, wie das mitunter so Brauch ist, nur auf ihn achtgeben soll. Wird Widdin belagern, heißt es. So ist der arme Kaiser beraten worden. Sein weiser alter Eugen ist nun tot [2]. Ich fürchte, seine Ratgeber — ein etwas junger Feldzeugmeister, Prinz von Hildburghausen, ist der Hauptgünstling unter ihnen — gehören nicht zu den weisesten. Sie sind sämtlich Protestanten,

[1] Mannstein S. 151—156.
[2] † 30. April 1736.

wie wir sehen, diese seine begünstigten Hildburghausens, Schmettaus, Seckendorffs; und Wien ist ein erzorthodoxer papistischer Hof — und da ist ein Hofkriegsrat, der schon manchen General durch zu vieles Einmischen in seine Sachen ruiniert hat! Alles zusammengenommen wird Seckendorff seine Schwierigkeiten haben. Hier ist eine Szene an der unteren Donau, verschieden genug von jener fast gleichzeitigen zu Otschakow. Die österreichische Armee ist in Kolitz, einen oder zwei Märsche jenseits von Belgrad:

„Kolitz, 2. Juli 1737. Da die Armee heute nicht auf dem Marsch war, sondern Rasttag hielt, ging der Großherzog Franz ins Gehölz auf die Jagd. Beim Herumstreifen verirrte er sich, kam am Abend nicht zurück, und als es Nacht wurde und der Generalissimus nicht erschien, geriet der Generalissimus adlatus (diesen Titel hatte man Seckendorff gegeben) in Unruhe. Der Generalissimus adlatus läßt alle seine Trommler und Trompeter ausrücken: sie sollten in einer Postenkette tiefer und tiefer in die umliegenden Wälder vordringen und dabei nach vorgeschriebener Melodie und mit aller Kraft trommeln und trompeten, in immer weiterem Kreise, bis man den Großherzog finde. Als dies glücklich geschehen war, machte ihm Seckendorff Vorhaltungen und tadelte ihn wohl, wie einige sagen, etwas zu heftig, weil er aufgeregt war" — die Stimme etwas in Alto näselnd und mit der Zunge dabei anstoßend — „so daß der Großherzog sich beleidigt fühlte und auffahrend wegging. Er sah den Feldmarschall von der Zeit an immer scheel an"[1], verließ ihn nach kurzer Zeit ganz und gar und marschierte lieber mit Khevenhüller, Wallis, Hildburghausen oder irgendeinem der Untergeneräle. Mit Widdin wird es wohl kaum wie mit Otschakow gehen und den Österreichern diesen Sommer kaum so gut wie den Russen.

Pöllnitz behauptet im Tabaksparlament und in gewissen, diesen neuen Feldmarschall töricht angaffenden Berliner Kreisen allezeit, daß Seckendorff keine Seide spinnen werde, worauf Se. Majestät eifrig widerspricht — Se. Majestät und einige kurzsichtige, dem Seckendorff noch günstige Individuen[2]. Genau eine Woche nach jener absonderlichen Trommel- und Trompetenoperation an dem Herzog Franz stirbt der letzte Mediceer in Florenz[3]; und der erlauchte Franz, der das allerdings noch nicht weiß, ist laut getroffener Übereinkunft Großherzog von Toskana: eine Sache, die hauptsächlich für ihn selbst und für Frankreich von Belang ist, denn letzteres hatte ihm in Sachen Stanislaus und Lothringen während des kurzen Zwischenzustandes ein großes Stück Geldes jährlich zu zahlen.

Wieder einmal von Berg und Jülich, und außerdem von Luiscius mit dem einen Rasiermesser.

Diese entfernten Begebenheiten sind für Seine preußische Majestät von viel geringerem Interesse als die pfälzische Sache, die Nachfolge in Kleve-Jülich, die soviel näher liegt. Es liegt Sr. Majestät sehr am Herzen, daß der Gegenstand erledigt werde, friedlich, wenn möglich. Kaiser, Reich und die anderen vermittelnden Mächte vermitteln immerfort; aber wann werden

[1] S. Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau (von seinem Sohn; Berlin, 1806) I. 27.
[2] Pöllnitz: Memoiren II. 497—502.
[3] 9. Juli (Fastes de Louis XV. S. 304).

sie entscheiden? Dieses Jahr segnet der alte Bischof von Augsburg, ein Bruder des älteren Kurpfälzers Karl Philipp, das Zeitliche; nichts steht nun zwischen uns und dem Ereignis selbst, als nur Karl Philipp. Eine Entscheidung, wenn sie friedlich sein soll, müßte schnell sein! Friedrich Wilhelm schickte vergangenen Januar den gewandten Degenfeld, der ehedem in London war, mit den versöhnlichsten Anerbietungen an den alten Karl Philipp, bei dem er noch ist. „Will euren Sulzbachern einen Teil abgeben", ließ er sagen; „will mich mit einem Teil statt des Ganzen begnügen, das mir gehört, wenn verbriefte Pergamente Kraft haben. Will alles tun um des lieben Friedens willen!" Diesen Worten gegenüber bleibt der alte Kurpfälzer, der närrische alte Herr, beharrlich taub, antwortet unbestimmt, allezeit verneinend, aber auf höfliche Weise, und drängt Se. Majestät gewaltsam zu äußersten Maßnahmen hin. „Wir hassen den Krieg, können uns aber Unrecht auch nicht gefallen lassen, Ew. Durchlaucht", denkt Friedrich Wilhelm, „müssen denn wirklich die achtzigtausend eisernen Ladstöcke in Anwendung kommen?" Die halsstarrige Durchlaucht bleibt taub, und Friedrich Wilhelms Unterhandlungen, dort in Mannheim, drüben in Holland und über Holland mit England, ganz zu schweigen von Kaiser und Reich, die nahe zur Hand sind, werden während der nächsten zwei Jahre sehr gespannt und sehr ernst in dieser Sache. Mit den unaussprechlich unanziehenden Details soll der Leser verschont bleiben.

Das Ergebnis ist, daß diese vermittelnden Mächte Sr. Majestät nicht förderlich sein wollen, nicht einmal die Holländer, mit denen er besonders befreundet ist; ja, im dritten Jahre wird es verhängnisvoll klar, daß die vermittelnden Hauptmächte, der Kaiser und Frankreich, eher auf das politisch Bequeme als auf die Forderungen der Gerechtigkeit achten und geradezu Kurpfalz begünstigen. Durch förmlichen Vertrag unter sich[1] kommen Frankreich und der Kaiser überein, „daß die Sulzbacher vorläufigen, provisorischen Besitz beim Ableben der jetzigen Durchlaucht erhalten und zwei Jahre unbehelligt bleiben sollen, bis das Recht zwischen Sr. preußischen Majestät und ihnen entschieden haben werde". Zwei Jahre, das Recht soll entscheiden — und wir wissen, wieviel der Besitz bei einem Rechtsstreit ausmacht! Das war Sr. Majestät am Ende doch zu viel. Sr. Majestät dunkle Zweifel und Erwägungen angesichts solcher Begegnung durch seinen Kaiser und andere gestalteten sich nun im stillen, wie es scheint, düster zu dem festen Vorhaben, es mit den eisernen Ladstöcken zu versuchen, sobald der alte Kurpfalz gestorben ist: mit achtzigtausend Mann in die klevischen Lande zu marschieren und die Sulzbacher oder andere ankommende Gäste auf diese Weise zu bewillkommnen. Glücklicherweise starb der alte Kurpfalz nicht in Sr. Majestät Zeit, überlebte Se. Ma-

[1] „Versailles, 13. Januar 1739" (Orlich, Geschichte der Schlesischen Kriege I. 13); Mauvillon II. 405—446 usw.

jestät mehrere Jahre, so daß die Sache anderen Händen anheimfiel und fast ein Jahrhundert später ganz gut erledigt wurde.

Von gewissen Zwisten mit dem Städtchen Herstal, einem preußischen Städtchen (Teil der oranischen Erbschaft, weiland König Pipins Stadt, was aber jetzt nichts mehr zu bedeuten hat) in der Nachbarschaft des Bischofs von Lüttich, einem höchst unbedeutenden Ort im übrigen, wollen wir hier nichts sagen, da ihre eigentliche Behandlung und Austragung in ein späteres Stadium fällt. Friedrich Wilhelm hatte viel auszustehen von der Störrigkeit des lumpigen kleinen Herstal und von dem hochfahrenden Auftreten des Bischofs von Lüttich, der es noch unterstützte — namentlich bei einem Werbefall, der sich dort zutrug und die Spannung auf die Höhe trieb[1]. Auch der Kaiser zeigte sich verletzend hochfahrend zugunsten des Bischofs — wofür alle beide, Kaiser und Bischof, mit der Zeit ihren Lohn erhielten. Aber Se. preußische Majestät wollte wegen so einer Lumperei die Welt nicht in Brand stecken und ließ es so in einem ärgerlichen Zustand in der Schwebe. Es wird bemerkt, daß diese Art Dinge mehr als sonst Seine nun sieche Majestät beschweren. Hypochondrische Anfälle, Abdankungspläne stellen sich häufiger ein. „Alles schief gegangen!" rief er wohl aus, wenn irgendein kleiner Windstoß in Werbedingen oder dergleichen sich erhob. „Man könnte nach Venedig gehen und da leben, wäre man das Zeug nur erst los[2]!" Und sein tief gekränktes schallendes Brummen über des Kaisers Benehmen bricht von Zeit zu Zeit aus, wiewohl er den Kaiser meist auch bemitleidet, da er ihn in seinem Türkenkrieg und anderweitig so arg mitgenommen sieht.

Bei diesem pfälzischen Handel war es, daß Herr Luiscius, der preußische Gesandte in Holland, in Bedrängnis geriet. Von ihm ist eine von Voltaire leicht hingeworfene Porträtskizze vorhanden, die ihn den Lesern denkwürdig gemacht hat. Dieser „dicke König von Preußen", sagt Voltaire, war ein schrecklicher Geizhalz, gewaltig unlieblich in seinem Verfahren mit der Menschheit.

„Er hatte einen Minister im Haag, namens Luiscius, der sicherlich von allen Ministern gekrönter Häupter der am schlechtesten bezahlte war. Dieser arme Mann hatte, um sich zu wärmen, einige Bäume im Garten von Honslardik, der damals dem Hause Preußen gehörte, fällen lassen. Darauf empfing er Depeschen von dem Könige mit der Nachricht, daß er ein Jahr von seinem Gehalt verwirkt habe. Luiscius brachte sich in der Verzweiflung mit dem vermutlich einzigen Rasiermesser, das er hatte (seul rasoir qu'il eût), Schnitte in den Hals bei. Ein alter Bedienter kam ihm zu Hilfe und rettete ihm unglücklicherweise das Leben. In späteren Jahren habe ich Seine Exzellenz im Haag getroffen und ihm gelegentlich am Tore der Vieille Cour (des alten Hofs), eines dem König von Preußen gehörenden Palastes, wo dieser arme Gesandte ein Dutzend Jahre gelebt hatte, ein Almosen gegeben. Man muß zugeben,

[1] „Dezember 1738" ist die Krisis des Werbefalls (Heldengeschichte II. 63), „17. Februar 1739" des Bischofs schroffes Auftreten darin (das. 67), das des Kaisers „10. April 1739".

[2] Förster (Stelle verloren).

die Türkei ist ein Freistaat im Vergleich mit dem Despotismus, den Friedrich Wilhelm übte[1]."

Das ist allerdings eine witzige Skizze, geschickt hingeworfen, wie kein anderer als Voltaire es konnte, „rund wie Giottos O", mit einem einzigen Strich vollbracht. Die schlichte Tatsache aber besteht nur in folgendem: Luiscius, der preußische Resident, nicht durch Gehalt oder sonstwie ausgezeichnet, war im Verlauf der Unterhandlungen einmal von seinem Hofe bedeutet worden, er dürfe auf eine gelegentliche unamtliche Weise, wenn es förderlich erscheinen sollte, den hohen Persönlichkeiten dort die Hoffnung oder Andeutung machen, daß der König keinen wirklichen Krieg wegen jener kleve-jülichschen Nachfolge im Schilde führe. Denn er ist ein friedliebender König und bringt seine Nachbarn und Menschheit ungern in Verwicklung. Luiscius, anstatt einen wie zufälligen Wink auf irgendeine feine passende Weise fallen zu lassen, war mit einer bündigen Erklärung herausgerückt und gab den Hochmächtigkeiten die freimütige Versicherung, daß es keinen Krieg geben würde, was niemals ganz Sr. Majestät eigentliche Meinung war und jetzt vielleicht eher in das Gegenteil umschlug. Man mußte den Luiscius desavouieren, der zu seiner Rechtfertigung seine Instruktionen vorzeigte, aber nur Verweise erhielt wegen eines solchen schwerfüßigen, plumpen, der Diplomatie mit ihren Filzschuhen so unähnlichen Verfahrens — und, kurzum, es wurde ihm seiner Unfähigkeit wegen das diplomatische Amt entzogen, und man betraute ihn mit der Verwaltung gewisser oranischer Güter, Fragmenten der oranischen Erbschaft, die Se. Majestät dort noch besitzt. Dies Mißgeschick fiel dem Luiscius, der wohl nicht zu den stärksten Geistern gehörte, schwer auf das Gemüt. Auch mit der Verwaltung der oranischen Güter wollte es ihm nicht recht gelingen; im Gegenteil, er verfiel abermals in Irrtümer, zog sich derbe Verweise zu wegen unverständiger Maßnahmen dort — wegen „Bäumefällens", Bäumepflanzens, oder was es immer war — und dies brachte eine solche Wirkung auf Luiscius hervor, daß er den Versuch machte, sich den Hals abzuschneiden, der verwirrte Sterbliche; er ward nur durch das Herbeistürzen anderer in der Operation aufgehalten. „Allein, kaum war der Schnitt, den er sich beigebracht hatte, wieder geheilt", sagt Pöllnitz, „als ihm die nämliche Lust zum zweitenmal ankam. Er war wiederum so glücklich, ein Hindernis anzutreffen, und von der Zeit an ließen ihn seine Anverwandten nicht aus den Augen." Majestät schrieb dem verstörten Geschöpf trostreiche Verzeihungen „und versicherte ihm eine Pension", eine zureichende, dürfen wir hoffen, und nicht übertriebene, „deren er im Haag bis an sein Ende genossen hat". Dies sind die schlichten Tatsachen, nicht genau für uns datiert ,aber im übrigen vollkommen klar[2].

[1] Oeuvres de Voltaire (Vie Privée, die nun Mémoires heißt) II. 15.
[2] Pöllnitz II. 495, 496 — das „zweite Mal" scheint im „Juni 1739" gewesen zu sein (Gentleman's Magazine jenes Monats S. 331).

Voltaire logierte in späteren Jahren auf seinen Ausflügen nach Holland mitunter in jenem alten leeren Palast, Vieille Cour, im Haag, wo er den öden verlassenen Zustand der Dinge anmutig feiert, düstere geräumige Säle mit blassen Vergoldungen, vergessene Bibliotheken, „verschleiert unter den größten Spinneweben von Europa", im übrigen ein ungemein ruhiger Ort, bequem für einen schriftstellernden Menschen und nebenbei nichts kostend. Ein Sohn dieses Luiscius, ein wackerer Junge, war, wie sich ferner ergibt, gelegentlich Voltaires Famulus dort; er empfahl ihn eifrig dem neuen König von Preußen, der nicht taub dafür war. Dies nun nennt man im Schwunge satyrischen Witzes flüchtig: „einer preußischen Exzellenz Almosen geben", einer Exzellenz, die nun nicht mehr exzellent, sondern pensioniert und verrückt ist; und der Leser sieht ein, daß Luiscius vermutlich mehr als ein Rasiermesser besaß, obwohl auch eins genügt hätte, als er die rasche Tat beging! Friedrich beschäftigte den jüngeren Luiscius, ohne daß uns ein weiteres Resultat davon bekannt wäre, und scheint den ältern Luiscius für einen abgeschmackten Gesellen gehalten zu haben, der keiner ferneren Erwähnung wert ist. „Er entfloh aus dem Klevischen (vermutlich aus irgendeinem Narrenhause dort) vor mehr als einem Jahre, höre ich, und was bedeutet es auch, wo ein solcher Narr endigt[1]?"

[1] Voltaire, Oeuvres (Brief an Friedrich, 7. Oktober 1740) LXXII. 261; Friedrichs Antwort (unrichtig datiert) das. 265 und Preuß XXII. 33.

Fünftes Kapitel / Besuch in Loo

Während die pfälzische Frage so stand und Luiscius so schwerfüßig dabei diplomatisierte, dünkt es Sr. Majestät, daß eine Reise nach Holland, um die dortigen Verwandten zu besuchen und gelegentlich ein Wörtchen mit den Hochmächtigkeiten wegen der Pfalz zu sprechen, nicht schaden könne. Die Reise wird beschlossen, der Kronprinz soll mitgehen. Sommer 1738: es ist ein kurzer Besuch ohne alle Umstände, soll nur drei Tage dauern — ein bloßer Nachtrag zu den in den angrenzenden klevischen Landen abgehaltenen Musterungen, so daß die Zeitungsschreiber nichts davon merken. Und so wurde es auch ausgeführt. Es war des Kronprinzen erster Besuch in Holland und einer der wenigen berichtbaren Punkte seines Rheinsberger Lebens; nicht ganz ohne Denkwürdigkeiten für ihn und uns.

Am 8. Juli 1738 begab sich die Musterungsgesellschaft auf den Weg nach Wesel. Den ganzen Juli hindurch hielt man die Musterungen in jenen klevischen Landen ab und machte dann einen Ausflug hinüber nach Schloß Loo in Geldern, wo ein Prinz von Oranien, der als ein Anverwandter seiner preußischen Majestät gelten kann, und eine noch näher verwandte Prinzessin — Tochter Georgs von England, leibliche Nichte Sr. preußischen Majestät — dieser ausgezeichneten Ehre gewärtig sind. Den Prinzen von Oranien haben wir bereits einmal auf einen Augenblick gesehen, bei der Belagerung von Philippsburg vor vier Jahren, als der Verkauf von Chasots Pferd so gut ausfiel. „Geht doch nichts über den Verkauf von Pferden an Leute, die gut diniert haben", flüstert er damals dem Chasot zu, seit welcher Zeit wir nichts von Sr. Hoheit gehört haben.

Er ist kein schöner Mann, hat einen krummen Rücken und entsprechende Züge, ist aber von schnellem, aufgewecktem Naturell, und es fehlt ihm nicht an Verstand und guter Laune. Der väterliche Georg, erzählen die Frau Basen, habe, als diese Heirat aufs Tapet kam, die Prinzessin gewarnt, sie würde ihn sehr häßlich finden. „Und wenn ich auch einen Pavian an ihm finden sollte —!" habe jene geantwortet, da sie St. James' herzlich müde war. Und meines Wissens kommen sie auch ganz

gut miteinander aus. Sie ist Georgs II. älteste Prinzessin — nächstältere Schwester unserer armen Amalie, die uns einmal so interessant war! Was der Kronprinz von all dem dachte, ist mir nicht bekannt, aber die Bücher melden, die arme Amalie „trug ihr Körbchen" und trug namentlich des Prinzen Miniaturbild all ihre Lebtage, deren viele waren, auf dem Herzen. Sie ward sehr beleibt, eine etwas schlampige Erscheinung von Natur und Ausstaffierung, „Augenlider wie Oberlippen" z. B.; aber als das Leben entfloh, fand man noch das Miniaturbild an seiner alten Stelle, ruhend auf dem alten Herzen nach etwa sechzig Jahren. O Zeit, o Söhne und Töchter der Zeit! —

Sr. Majestät Empfang in Loo war von der Art, wie er ihn liebt — herzlich, ehrenvoll, ohne Zeremonien; es waren drei angenehme Tage, die er da hatte. Angenehm auch für den Kronprinzen, wie überhaupt die ganze Reise es wohl war. Papa fand in ihm mit stiller Befriedigung einen gescheiten Menschen, viel „ernster" als früher. „Hm, Ihr wißt nicht, was für Dinge in dem Fritz stecken!" murmelte Se. Majestät mitunter in diesen späteren Jahren, und in seinen Augen war dann ein schönes Leuchten.

Loo selbst ist ein prächtiges Schloß: „Loo, beim Dorfe Appeldoorn, ist ein von Backsteinen regelmäßig aufgeführtes Gebäude, welches schön ausgeschmückte Zimmer, einen sehr schönen Garten und rundumher vortreffliche Alleen von Eichen und Linden hat[1]." Hier lustwandelt unser Kronprinz angenehm während dieser drei Tage — und ein frohes Ereignis, entnehme ich, begegnete ihm hier: das Eintreffen eines Briefes von Voltaire. Der Brief, den er erwartet hatte, war ihm von Wesel nachgefolgt, und er beantwortet ihn hier in diesem Backsteinschlosse, inmitten der prächtigen Alleen und Gärten[2].

Ohne Zweifel ein frohes Ereignis, die Alltäglichkeit der Dinge erleuchtend wie mit plötzlich hervorbrechendem Sonnenstrahl in gauem Wetter. Das entlockt ihm eine hörenswerte Nachricht, eine Nachricht aus dem Empyreum! Poesie und Prosa, heroische Gefühle und Meinungen werden zwischen dem einzigen der Weisen und dem Paragon der Prinzen frei ausgetauscht, wie entzückend für beide! Literarische Arbeiten, bemerken wir, werden auf beiden Seiten lebhaft betrieben: in Cirey der Discours sur l'Homme („der sechste Discours" kommt in diesem Paket in Loo an, sicherlich ein unsterbliches Stück Gesang), und auch Rheinsberg ist nicht müßig. Rheinsberg bringt reichlich Verse hervor, und was für Verse! — und in Prosa, sehr ernsthaft, einen „Antimachiavell", der bald darauf die damalige Welt erfüllte, wenn er auch heute wieder recht still geworden ist. Und in Paris, wie Vol-

[1] Büsching: Erdbeschreibung (1767) IV. 68.
[2] Oeuvres XXI. 203 der Brief „Cirey, Juni 1738"; das. 222 die Antwort darauf „Loo, 6. August 1738".

taire mit einem Tusch ankündigt, „ist des M. de Maupertuis treffliches Buch Figure de la terre[1] erschienen". M. de Maupertuis ist von den Polargegenden und der Messung der Erde dort zurück: er ist das erhabenste Wunder in der Pariser Gesellschaft gegenwärtig. Könnte er nicht eines Tages vielleicht eine Akademie der Wissenschaften in Berlin für Ew. königliche Hoheit errichten oder erneuern? gibt Voltaire bei dieser Gelegenheit zu hören; und Friedrich, wie wir sehen werden, merkt es sich. Eine Stelle in des Kronprinzen Antwort lautet wie folgt, fixiert uns zugleich das Datum dieses Besuchs in Loo:

„Loo in Holland, 6. August 1738. — Ich schreibe aus einem Ort, wo einmal ein großer Mann lebte" (Wilhelm III. von England, unser holländischer Wilhelm), „es ist jetzt das Schloß des Prinzen von Oranien, über dessen Tage der Dämon des Ehrgeizes sein unseliges Gift ausschüttet. Er könnte der glücklichste Mensch sein und wird in seinem schönen Palast hier, inmitten seiner Gärten und eines glänzenden Hofes, von Verdruß aufgezehrt. Das ist wahrlich schade, denn er ist ein Prinz von unendlichem Witz (infiniment d'esprit) und hat achtbare Eigenschaften." Nicht Statthalter, leider, das ist es, wo der Schuh drückt: die Holländer sind auf republikanischem Wege und wollen gegenwärtig keinen Statthalter haben. Da ist nicht zu helfen in unseren schönen Gärten und Eichen- und Lindenalleen.

„Ich habe mit der Prinzessin viel über Newton gesprochen" — über Newton, aber kein Wort über Amalie, denn das ist nicht statthaft! „Von Newton kamen wir auf Leibniz und von Leibniz auf die verstorbene Königin von England," Karoline, die vor kurzem das Zeitliche gesegnet hat, „die, wie der Prinz mir sagte, es mit Clarke hielt" in jener wichtigen theologischen Kontroverse, die für die Menschheit nun tot ist. — — Und von Jenkins und seinem Ohr hat die Prinzessin nichts gesagt? Das wird doch jetzt gerade ein spannendes Phänomen in England! Aber die Leser müssen sich ein wenig gedulden.

Schade, daß wir diese zwei Briefe nicht ausführlich geben können, da fast kein Leser dazu zu bringen wäre, sie zu verstehen oder sich etwas daraus zu machen, wenn er sie verstünde. So grausam verfährt die Zeit mit diesem Voltaire-Friderizianischen Briefwechsel und mit manchen anderen, die einst so rosig, sonnig waren und nun fahl verblichen sind, nur von Herausgebern erforschbar! An und für sich, das können wir sehen, war der Friedrich-Voltairesche Briefwechsel bezaubernd; er floriert gegenwärtig sehr als zunehmender geistiger Austausch, und die gegenseitige Bewunderung ist nun sehr hoch gestiegen. Es ist aufrichtige Bewunderung auf beiden Seiten, am meisten prinzlicherseits, und sie wird übertrieben geäußert auf beiden Seiten, am meisten voltairischerseits.

[1] Paris, 1738: Maupertuis' „Messung eines Grades" in dem äußersten Norden, 1736—1737 (um nachzuweisen, daß die Erde dort abgeflacht ist). Lebhafte Erzählung, ein wenig gebärdenreich, aber von angemessener Kürze. Das einzige Buch jenes große Maupertuis, das der menschlichen Natur heutzutage noch lesbar ist.

Der Kronprinz wird Freimaurer. Monsieur de Bielfeld hält eine feierliche Rede.

Seine Majestät, sagten wir, verbrachte drei angenehme Tage in Loo, frei und angezwungen, wie mit Freunden, über öffentliche und sogar über private Angelegenheiten sich unterhaltend. Er läßt sich nicht „Majestät" titulieren bei diesem Anlasse, aber daß er es ist, wird in Loo von den vornehmsten Persönlichkeiten der Republik, die sich zur Aufwartung reichlich einfinden, gut in Erinnerung gehalten. Auch gab es Besprechungen der jülisch-bergischen Frage, des eigentlichen Zweckes dieser Reise, mit den Hochmächtigkeiten, sehr ernsthafte Privatbesprechungen mit einigen von ihnen; aber sie fruchteten nichts, und es würde nicht die Mühe lohnen, davon zu berichten, wäre uns der Inhalt auch bekannt. Eigentlich bleibt die Reise selbst hauptsächlich nur wegen eines an sich sehr geringfügigen Umstandes erwähnenswert, und dann wegen eines anderen, gleichfalls nicht wichtigen, der aus diesem folgte. Der geringfügige Umstand ist der, daß Friedrich im Verlauf dieser Reise Freimaurer ward, und die unwichtige Folge war, daß er bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft mit einem gewissen Bielfeld machte, der später ein Buch über ihn schrieb, das einstmals viel gelesen wurde, obgleich es niemals sehr lesenswert war, und das auch hie und da noch mit Vorsicht angeführt werden kann[1]. Der geringfügige Umstand des Freimaurerwerdens, wie er in Bielfeld und vielen ihm nachgeschriebenen Büchern zu lesen ist, trug sich folgendermaßen zu.

Unter den Tischgästen in Loo an einem der drei Tage war ein Graf von der Lippe-Bückeburg, ein Herr mit kleinem Ländchen, aber großen Grübeleien, dessen Ländchen an der Weser liegt, was holländische Verbindungen mit sich bringt, und dessen Spekulationen sich schwärmerischerweise über das ganze Universum erstrecken. Der war Mittagsgast, und bei Tisch kam die Rede auf die Freimaurerei, einen Gegenstand von phantastischer Beschaffenheit, der sich in jenen Jahren zu allererst in England entzündet oder neuentzündet hatte, nun auch in Deutschland und anderen Ländern herumschwebte und ein neues Himmelslicht sein wollte, kein Sumpfmeteor phosphoreszierenden Wasserstoffs, der im muffigen Trüben glimmt. Seine Majestät erklärte ihn kurz und bündig für letzteres, für ein törichtes mephitisches Irrlicht, Narrenpossen und Kinderspiel, was sonst? Der geistreiche Bückeburg, selber Freimaurer, ein vierzigjähriger Mann zu dieser Zeit, der sich mit hohen Dingen von donquichotischem Gepräge trug, wagte eine Verteidigung und war dabei so ehrerbietig, beredt, gewandt und geistreich, daß er, wenn nicht Se. Majestät, doch wenigstens den Kronprinzen gewann, der für hohe Dinge leichter zu begeistern war. Der Kronprinz nahm nach aufgehobener Tafel Se. Erlaucht von Bückeburg auf die Seite, besprach den Gegenstand weiter, drückte seine Bewunderung, seine Zustimmung und schließlich seinen

[1] Monsieur le Baron de Bielfeld: Lettres Familières et Autres, 1763 — die zweite Auflage, 2 Bände, à Leide, 1767, ist die hier benutzte.

Wunsch aus, in die Heldenbrüderschaft aufgenommen zu werden. Nichts konnte Sr. Erlaucht willkommener sein. Und so ward in aller Stille zwischen ihnen verabredet, daß Se. Erlaucht die nötige Anzahl mystischer Brüder von Hamburg kommen lassen und sich mit ihnen zu des Prinzen Rückreise bereit halten solle — vielleicht in Braunschweig, die Nacht vor der Messe, die wir besuchen müssen. Dort solle der Kronprinz zum Freimaurer gemacht werden[1].

So lautet Bielfelds seitdem immer wiederholte Meldung, die in der Hauptsache richtig ist, außer, daß sich jene Tisch- und Gesprächsszene gar nicht in Loo abspielte, wie es sich nun herausstellt, sondern in des Grafen unmittelbarer Nachbarschaft während jener klevischen Musterungen stattfand, „vermutlich in Minden, 17. Juli"; und alles war fest verabredet, noch ehe man nach Loo kam[2]. Bielfelds Bericht von dem anderen Vorgang in Braunschweig ist, da Bielfeld selbst Zeuge und Teilnehmer war, weniger Irrtümern, wenigstens von der unfreiwilligen Art, ausgesetzt und dürfte, soweit wir wissen, in allen Teilen richtig sein.

Er sagt (indem er es unter vorsichtige Sternchen verschleiert, die nun genügend entzifferbar sind): Seine Erlaucht von Lippe-Bückeburg hatte sechs Brüder von der Hamburger Loge verschrieben, von denen wir nur einen Grafen von Kielmannsegge, einen Baron von Oberg, beide aus Hannover, und Bielfeld selbst, einen Kaufmannssohn aus Hamburg, nennen; diese nebst „Kielmannsegges Bedientem als dienendem Bruder" — da der Bediente gleichfalls Maurer war und die Regel Gleichheit der Menschen vorschrieb — sollten die Ehre haben, den Kronprinzen aufzunehmen. Sie kamen, wie verabredet, am westlichen Tor von Braunschweig am 11. August an, die preußische Majestät war noch nicht da, traf aber pünktlich am andern Tag ein. Es ist Meßzeit; allerlei Handelsleute, Tabulettkrämer, Marktschreier sind versammelt, auch viel benachbarter Adel, wie das noch Brauch war. „Soviel leichtes Gepäck?" beanstandeten die Zolleinnehmer am Tor, ließen sich aber durch einen zugesteckten Dukaten beschwichtigen. Darauf fuhren wir nach „Korns Hotel" (wenn das heute noch jemandem bekannt sein sollte) und warteten da geduldig. Das Hotel war nichts Besonderes, sagt Bielfeld, aber man konnte sich schon damit abfinden. Das Schlimmste ist, er entdekt einen neben ihm logierenden hannöverschen Bekannten, den nichts als eine dünne Bretterwand von ihm scheidet: wenn er uns behorchen sollte! —

Die preußische Majestät mit Gefolge kommt unter Kanonendonner am Sonntag, dem 12., an und gedenkt bis Mittwoch (drei Tage) bei ihrem

[1] Bielfeld I. 14—16; Preuß I. 111; Preuß: Buch für Jedermann I. 41.
[2] Oeuvres de Frédéric XVI. 201: Friedrichs Brief an Se. Erlaucht, „Comte de Schaumburg-Lippe" nennt er ihn; datiert „Moyland, 26. Juli 1738". Moyland, ein gewisses Schloß Sr. Majestät nahe bei Mörs im Klevischen, wo Seine Majestät oft zu halten pflegte, und wo (was dem Leser viel merkwürdiger sein wird) der Kronprinz und Voltaire sich zwei Jahre später zum erstenmal trafen.

hohen Schwiegersohn und ihrer Tochter hier zu verweilen. Graf Lippe macht seine Aufwartung bei Hofe, sonst keiner von uns; er verabredet insgeheim mit dem Prinzen: „Dienstag nacht, Vorabend der Abreise Sr. Majestät, da soll es vor sich gehen, in Korns Hotel, ziemlich spät!" Demgemäß wird in der bestimmten Nacht, 14.—15. August 1738, die Garderobe aus den leichten Koffern ausgepackt; Jachin und Boaz sind aufgestellt, und alles ist in Bereitschaft, während der dienende Bruder (Kielmannseggs Bedienter) mit blankem Schwert gegen Profane Wache hält. Was unsern hannöverschen Nachbar auf der andern Seite der Bretterwand betrifft, sagt Bielfeld, so besuchten wir ihn heute nach Tisch einer nach dem andern und taten ihm einer nach dem andern mit vielen Gläsern Bescheid, so daß er seit Stunden betrunken hingestreckt liegt, er wäre nicht imstande, einen Kanonenschuß zu hören. Und bald nach Mitternacht schleicht sich der Kronprinz herein, begleitet von einem Hauptmann Wartensleben, der ebenfalls Kandidat ist. Darauf werden die mysteriösen Zeremonien mit beiden, mit dem Kronprinzen zuerst, ohne Unfall und auf die übliche Weise vorgenommen.

Bielfeld konnte das Benehmen des Kronprinzen, seine Klarheit, seinen Verstand, seinen ruhig glänzenden Geist nicht genug bewundern, wie er so „unerschrocken" war und „sich in den kritischen Momenten so anmutig zu fassen wußte". Äußerst genial von Aussehen und so jung, er sieht sogar noch jünger aus, als er ist, ausnehmend schön, obschon kurz von Statur. Gesichtsbildung und Züge ganz bezaubernd, schönes braunes Haar (beau brun) in nachlässiger Fülle, „seine großen blauen Augen haben zugleich etwas Strenges, Sanftes und Gütiges". Ein würdiger Freimaurer in der Tat. Es ist aber ratsam, daß er sich jetzt ein wenig spute, damit Papa nicht vor ihm abreise! Bielfeld hielt eine kurze, vorbereitete Anrede, mit der der Prinz zufrieden gewesen zu sein scheint. Dann nahm man mit maurerischem Händedruck vorläufig Abschied voneinander, und der Kronprinz und Wartensleben waren zeitig genug auf ihren Posten zurück, um zugleich mit Sr. Majestät abzureisen.

Seine Majestät kam am Sonntag, kehrt am Mittwoch ohne Aufenthalt heim und hat hoffentlich eine angenehme Zeit hier während dieser drei Tage gehabt. Tochter Charlotte und ihr durchlauchter Gemahl, gut mit ihren Untertanen, gut miteinander, sind in gutem Gedeihen, haben bereits zwei kleine Kinder, das ältere ein Knabe, den wir schon erwähnt haben. Des Knaben Name ist Karl, sein Alter jetzt drei Jahre, munter, sehr gescheit, meinen die liebenden Eltern. Er wird allerhand Dinge in der Welt mit der Zeit vollbringen, wird die Französische Revolution angreifen und von ihr schließlich auf dem Felde von Jena zerschmettert werden! Das ist das Schicksal des kleinen Karl, der lustig hier herumspringt, jetzt noch so sonnig und natürlich!

Auch Karls Großmutter, die durchlauchte Herzoginwitwe, Friedrichs eigene Schwiegermutter, sahen natürlich Se. Majestät und Friedrich hier.

Wackere jüngere Söhne von ihr sind herangewachsen, der regierende Herzog ist hübsch bedacht auf die Förderung dieser Nachgeborenen des Hauses. Hier ist der Prinz Ferdinand z. B., der sich eben vorbereitet, auf Reisen zu gehen. Er reist in einem Monat ab[1]: ein wackerer, biederer junger Geselle, der in zwanzig Jahren einmal Chathams Oberbefehlshaber sein und sich mit den Franzosen messen wird. Ein Bruder von ihm, der nächstältere, ficht nun für seinen Kaiser gegen die Türken, nicht mit Lust unter solchen Seckendorffs und Kriegsministern. Ein noch älterer, der älteste von allen diesen Jüngeren, Anton Ulrich, ist seit einigen Jahren drüben in St. Petersburg mit sehr hohen Aussichten. Er soll die dortige mecklenburgische Prinzessin (Tochter des unaussprechlichen Herzogs) ehelichen und eines Tages so gut wie Zar aller Reußen sein. Wenig zu seinem Nutzen, arme Seele! — Dies ist das Aussehen des braunschweigischen Hofes während dieser drei Tage königlichen Zuspruchs zur Meßzeit, soweit es der Historiker erkennen kann, und mag dazu dienen, die maurerische Handlung, die der Kronprinz soeben drüben in Korns Hotel mitgemacht hat, für uns zu datieren.

Was die Handlung selbst betrifft, so ist an dieser Aufnahme an und für sich kein Übel, aber es erscheint geraten, sie sorgfältig vor Papa verborgen zu halten. Papas gute Meinung von dem Prinzen ist im Verlauf dieser Reise merklich gestiegen: „So vernünftig, ernsthaft, nicht wie ehemals unter den Weibsleuten herumflatternd" — und welch ein Stoß wäre dieser Vorgang in Korns Hotel, wenn er Papa zu Ohren käme! Der arme Papa, er muß von angeberischen Zuträgern vieles hören, ist in Sorge wegen Voltaire, wegen irrgläubiger Ansichten und hat bei einem Anlasse kürzlich den Kronprinzen durch Stafette von Rheinsberg zu sich nach Potsdam beschieden, damit er da „das Abendmahl nehme", als Stärkung gegen Voltaire und den Irrglauben! Denkt es euch, menschliche Leser! — Wir wollen noch nachfolgende, die maurerische Handlung mehr oder weniger illustrierende Umstände beifügen und damit das geringfügige Geschäft beendigen.

Der Hauptmann Wartensleben, Mitempfänger der Mysterien in Braunschweig, ist jüngster Sohn aus zweiter Ehe des alten, nun verstorbenen Feldmarschalls Wartensleben und folglich Onkel oder Halbonkel des armen Leutnants Katte, obschon er einige Jahre jünger ist, als Katte jetzt sein würde. Welche Erinnerungen knüpfen sich nicht im stillen an Wartensleben! Er ist Hauptmann der Potsdamer Riesen, ein wenig, und zwar nicht unverdientermaßen, vertraut mit dem Kronprinzen; er folgt wenige Monate später dem Wolden, den ein Schlagfluß getötet hatte, als Hofmarschall in Rheinsberg nach. Von Bielfeld erscheint ein Buch, das oberflächlich anführbar ist; von keinem andern der Brüder oder ihrer Tat in Korns Hotel erfolgt (darf man sagen) irgend etwas. Der Kronprinz trieb ein oder zwei

[1] Mauvillon (fils, Sohn desjenigen, den wir sonst hier anführen): Geschichte Ferdinands Herzogs von Braunschweig-Lüneburg (Leipzig, 1794) I. 17—25.

Jahre gelegentlich in Rheinsberg oder anderswo seine Maurerei, war aber niemals eifrig damit, und sehr bald nach seinem Regierungsantritt gab er sie ganz und gar auf: „Kinderspiel und ignis fatuus hauptsächlich!" Eine königliche Loge wird in Berlin begründet, zu deren Patron der neue König sich hergab; aber er hat sie nicht ein einziges Mal betreten, und nur sein Porträt (ein recht gutes, das dort noch zu sehen ist) präsidierte bei den Mysterien dieses Instituts. Ein harmloses, aber allzu „irrlichterisches Feuer", bloße Flammenzirkel, für Kinder in die Luft gezeichnet, wir wissen wie! —

Mit dem Lippe-Bückeburg erfolgte einiger Briefwechsel, lebhaft genug von seiten Sr. Erlaucht, aber er stockte bald prinzlicherseits. Ja, in privater Poesie finden wir den Lippe schon zwei Jahre nach dieser braunschweigischen Szene sprichwörtlich als Narrenmusterbild benutzt[1]. Ein windiges phantastisches Individuum — auch von Finanzschwierigkeiten überhäuft! Lippe fuhr fort zu schreiben, aber „nur Sekretäre antworteten ihm nun" aus Berlin. Ein Sohn von ihm, Sohn und Nachfolger, ebenfalls etwas donquichotisch, aber namhaft in der Artilleriepraxis und anderweitig, wird später noch vorkommen.

Auch Bielfeld mit seinem Buche ist nicht von Belang für Friedrich oder uns. Bielfeld besitzt ebenfalls eine Ader des leichten luftigen Schwätzens, liebt Voltaire und philosophische Dinge oberflächlich; er ist mit den Künsten der Gesellschaft, namentlich der Schmeichelkunst, bekannt und möchte sich gar zu gern dem Kronprinzen angenehm machen, da er begierig ist, in der Welt emporzusteigen. Sein Vater ist ein Hamburger Kaufmann, „Siegellackfabrikant", dem es nicht an Geld gebricht. Der Sohn ist auf Schulen, Hochschulen, unter Hofmeistern und Artisten gewesen und schwadroniert auf diesem Fuße mit französischem esprit im Munde und Spitzenmanschetten an den Ärmeln. Er ist noch unter dreißig, blendend genug, gerieben genug, ein beträchtlicher Geck, wie man noch wahrnehmen kann. Er gelangte vorübergehend in Friedrichs Nähe, wie wir sehen werden, und hoffte sein Herz da zweckmäßig verkauft zu haben; er ward auch später mit leichteren Geschäften betraut, wobei sich aber zeigte, daß er zu ernsten nicht taugte. Nach Verlauf einiger Jahre erhielt er den Barontitel und verkaufte sein Herz profitabler an irgendeine Witwe oder Fräulein, mit der er sich nach Sachsen zurückzog. Dort lebte er auf einem Gute, das er sich gekauft hatte, hinfort ein Fremder in Preußen.

Sein Buch (Lettres Familières et Autres, die sämtlich Friedrich zum Gegenstande haben), das 1763, als Friedrichs Ruhm auf seinem Höhepunkte stand, herauskam und viel gelesen wurde, wird noch immer von Geschichtsschreibern unbefangen als Quelle angeführt. Aber man braucht nur wenige Seiten darin gelesen zu haben, um einzusehen, daß diese

[1] „Taciturne, Caton, avec mes bons parents,
Aussi fou que la Lippe avec les jeunes gens."
Oeuvres XI. 80 (Discours sur la Fausseté, geschrieben 1740).

„Briefe" niemals durch eine irdische Post gegangen sind, daß sie ein späterer Einfall sind, aus unklarer Erinnerung und Imagination in der Zurückgezogenheit auf jenem schönen sächsischen Landgute abgefaßt — leidige, geisterhafte „Reisen des Anacharsis" und nicht lebendige Worte von einem Augenzeugen! Sie dürfen keineswegs unbefangen, sondern nur sparsam und unter Vorbehalt angeführt werden. Sie sind voll kleiner Unrichtigkeiten, unrichtiger Daten, Irrtümer, voll kleiner Erdichtungen sogar und unmöglicher Anmaßungen. Der törichte Sterbliche, daß er sein bißchen Wissen gerade in dieser Form aufzeichnen mußte! Denn der Mann ist trotz seiner Spitzenmanschetten und Gebärden nicht ohne Scharfblick oberflächlicher Art; er hätte uns wohl diesen Dienst leisten können (das war eigentlich, wie es scheint, seine einzige Mission auf Erden, wofür die Natur ihm Kost und Logis hienieden gewährte); aber da die Spitzenmanschetten ihm bis in die Seele drangen, hat er sich verleiten lassen, ihn falsch zu leisten! — Bielfeld und Bielfelds Buch, wie sie eben sind, scheinen die einzige Errungenschaft zu sein, die Friedrich von der Freimaurerei erlangte. Weiter ist heute kein Ergebnis jenes Abenteuers in Korns Hotel, des krönenden Ereignisses der Reise nach Loo, mehr wahrnehmbar.

Seckendorff wird in Grätz einlogiert.

Feldmarschall Seckendorff sitzt, nach unerhörtem Ringen mit dem Türkenkrieg und dem Wiener Hofkriegsrat, seit drei Wochen — wo meint der Leser? — auf der Festung Grätz zwischen den Bergen von Steiermark als Staatsgefangener, der nicht so bald loskommen wird! Seckendorff führte im Jahre 1737 „solch ein Heer an Stärke, Mut und Ausrüstung ins Feld", sagen die Wiener, „wie noch nie zuvor eines gegen den Türken marschierte"; und man muß zugeben, sein schlechter Erfolg war auch beispiellos. Es war nicht gänzlich seine Schuld, nicht hauptsächlich seine, höchstens insofern, als er sich überhaupt auf die Sache unter den gegebenen Bedingungen unbedacht einließ. Aber die Wahrheit ist, jene erste Szene, die wir von ihm sahen — ein Heer, das trompetend und trommelnd in den Wald gedrungen war, um seinen Oberbefehlshaber zu suchen — kennzeichnete den ganzen Feldzug. Ein vortreffliches Heer, aber ohne eigentlichen Befehlshaber, befehligt zu gleicher Zeit von einem Hofkriegsrat in Wien, von einem Franz Herzog von Toskana, von Feldmarschall Seckendorff und von Untergeordneten, die ungehorsam gegen ihn waren. Ohne Zutun des Türken und seiner ordnungslosen Wildheit zerfiel es darum in kurzer Zeit von selbst. Es streifte umher, bald dahin, bald dorthin. Die Marschpläne änderten sich dauernd, weil der Anführer hauptsächlich das Chaos war; und so rieb es sich in sumpfigen, überschwemmten Gegenden, in Hunger, heißem Wetter, angestrengten Märschen auf. Die Wolken chaotischer Türken, die sich endlich sehen ließen, hatten ein leichtes Spiel. Ein

solcher Feldzug wie dieser Seckendorffsche des Jahres 1737 sei noch gar nicht dagewesen, sagte die Menschheit. Der gegenwärtige, der Feldzug von 1738, in jenen Gegenden, unter einer andern Hand, ist freilich noch fauler, und der Feldzug von 1739, unter wieder einer andern, wird der faulste von allen sein! Dem Kaiser Karl und seinen Österreichern will es in diesem Türkenkrieg nicht glücken wie den Russen, die freilich einen General haben, der seiner Aufgabe gewachsen ist: Münnich, einen berufenen Meister in der Kunst, mit Türken und Kriegsministern fertig zu werden. Den eigentlichen Vater des russischen Kriegswesens nennen ihn die Russen noch heute [1].

Der Feldzug von 1737, in dem nun Wolken chaotischer Türken mit gezückten Säbeln herumschwärmen, war noch nicht zu Ende, als Seckendorff unter höflichem Vorwand nach Wien zurückberufen und das Kommando einem anderen übertragen wurde. In der Nähe von Wien, in den letzten Tagen des Oktober 1737, bedauerte ein auf den Feldmarschall harrender Beamter, ihm ankündigen zu müssen, daß er, Feldmarschall Seckendorff, unter Arrest sei, Hausarrest in seinem Quartier auf dem Kohlmarkt, wo ein Hauptmann und zwölf Musketiere mit aufgesteckten Bajonetten ihn ganz im stillen bewachen sollen, bis der Hofkriegsrat über einen oder den andern Punkt zufriedengestellt sei. „Hm!“ näselte er, während mir seine Stirn Schieferfarbe anzunehmen scheint und die grauen Augen stark glimmen. Seitdem, an die zehn Monate etwa, hat Seckendorff, auf dem Kohlmarkt eingesperrt, mit dem Hofkriegsrat, der über „sechsundachtzig“ verschiedene „Punkte“ zufriedengestellt sein will und endlose Winkelzüge unsern klarsten Antworten entgegenstellt, um sein Leben gekämpft. Und die Jesuiten predigen obendrein: „Ein Ketzer, geborener Feind Christi und seines Kaisers! wozu also das Ausfragen?“ Und die Heiden toben, und alle Menschen blecken die Zähne auf so unerquickliche Weise.

Als die Untersuchung beendigt ist, erfolgt kein Spruch, viel weniger aber eine Freisprechung; der Hauptmann und die zwölf Musketiere, von denen drei sogar mit aufgesteckten Bajonetten im Schlafzimmer stehen, bleiben auf ihrem Posten. Eines Abends, 21. Juli 1738, trifft glorreiche Nachricht von dem Kriegstheater — aber erst spät abends, weil die kaiserliche Majestät auf die Jagd gegangen war — in Wien ein, trompetend, Fahnen wehend: „Großer Sieg über die Türken!“ So nennt man irgendein lumpiges Scharmützel, das vorgefallen ist, und ganz Wien bricht in Jubel aus, und der Pöbel wird sehr laut. Der Pöbel rottet sich auf dem Kohlmarkt zusammen, wirft die Seckendorffschen Fenster ein und hätte den Seckendorff kaltgemacht, wäre nicht frisches Militär angekommen,

[1] S. Mannsteins Darstellung von Münnichs Kriegsweisen gegen die Türken (Methoden und Kunstgriffe ruhiger Disziplin in geringer Stärke kontra heftige Wildheit in großer) und Berenhorst (Betrachtungen über die Kriegskunst, Leipzig, 1796), eine Autorität ersten Ranges.

das sogar gezwungen war, zu feuern und einen oder zwei zu töten. „Der Haushauptmann und seine zwölf Musketiere taten ihr möglichstes; Seckendorff und seine ganze Dienerschaft hatten sich bewaffnet": „Jarnibleu" zum letztenmal! — Dies geschah, während der Kronprinz in Wesel war, in festem Schlaf vermutlich, und Loo und das freimaurerische Abenteuer vielleicht prophetisch in seinen Träumen blinkten.

In derselben Nacht, um zwei Uhr, kündigt ein Beamter dem Seckendorff an, daß er aufwachen und nach Grätz abgehen müsse. Und eine Stunde später (früh 3 Uhr) rollt der Beamte mit ihm hinweg, fährt den ganzen Tag durch und liefert seinen Gefangenen in Grätz ab. — „Kein Zimmer war da in Bereitschaft, der Gefangene mußte eine Stunde im Wagen warten", bis man die nötigen Maßnahmen getroffen hatte. Wandnachbarn des armen Feldmarschalls in dieser Festung hier waren „ein Goldkoch, der den Verstand verloren hatte, und ein schon einunddreißig Jahre lang wegen irgendeines Liebeshandels eingesperrter irischer Stückhauptmann, der ebenfalls nicht ganz klug war. Ihr Lärm zur Nachtzeit störte den Feldmarschall sehr[1]." Ein menschliches Moment ist noch in seinem Lose, seine alte Gräfin. Die treue alte Dame hält auf dem Kohlmarkt und in Grätz fest zu ihm, teilt seine Gefangenschaft, wenn es einmal sein muß, helfend, tröstend, wie nur ein treues Weib es kann — und die Hoffnung ist nicht gänzlich entschwunden.

Der rauhe alte Marschall, er ist nun ein Sechziger, hat einen solchen Feldzug wie diesen von 37, auf den 38 folgte, noch nie durchgemacht! Dort sitzt er und wird uns bei Lebzeiten des jetzigen Kaisers nicht mehr behelligen. Friedrich Wilhelm ist erstaunt über diese plötzliche Drehung von Fortunas Rad und trauert redlich wie um einen alten Freund; sogar der Kronprinz findet Seckendorff ungerecht bestraft, uns es ist ihm trotz allem, was vorgefallen ist, doch fast leid um ihn.

Das Ohr des Jenkins taucht wieder auf.

Wir müssen folgende Auszüge aus den englischen Zeitungen nachtragen, die allerdings schon fast vier Monate alt sind:

„London, 1. April 1738. Im englischen Unterhause und noch viel mehr im englischen Publikum gibt es seit vierzehn Tagen wütendes Debattieren. Das ganze Haus, als Komitee konstituiert[2], verhört Zeugen, hört Rechtsanwälte. Der Gegenstand ist die Xanthippe von Spanien und ihr Verfahren in Westindien — irgendwo macht sie durch ihr Verfahren der Menschheit stets etwas zu schaffen! Wie Engländer und andere in jenen Meeren betroffene Fremde von den Spaniern behandelt werden, haben die Leser gehört, haben es sogar zufällig gesehen, und es ist eine allen Nationen schmerzlich bekannte Tatsache. Eine Tatsache, welche die Eng-

[1] Seckendorffs Leben II. 170—277. Vgl. Schmettau S. 27—59.
[2] Wenn ein Gegenstand in Detail zu untersuchen ist, sitzen die Parlamentshäuser „als Komitee", wo dann die Formen lockerer sind, wo namentlich jedes Mitglied wiederholt das Wort nehmen kann. Ein solches Komitee heißt „Committee of the whole House, Komitee des gesamten Hauses." D. Übers.

länder wenigstens sich nicht länger gefallen lassen wollen. Walpole und die Leute im Amt möchten gern die Sache vertuschen, aber das westindische Interesse, die City, alle Handels- und Schiffahrtsinteressen sind ernstlich erbittert. Das Komitee des gesamten Hauses ,unter dem Vorsitze des Aldermanns Perry' hat nicht Ohren genug, die Unmasse von dargebotenen Beweisen anzuhören; das langsame Publikum fängt sogar an, gespannt zu werden. Dies hatte etwa zwei Wochen gedauert, als — was sollen wir sagen? — das Ohr des Jenkins zum zweitenmal wiederauftauchte und wichtige Wirkungen hervorbrachte!

Wo Jenkins die ganze Zeit über gewesen war — standhaft umhersegelnd, standhaft zähe Tauenden, mit einem Schluck Rum angefeuchtet, kauend, uneingedenk vergangener Mühsale, jedoch insgeheim ,allezeit sein eingebüßtes Ohr in Baumwolle aufbewahrend' (mit einer Art bärenhafter Pietät oder irgendeinem anderen stummen Gefühl), das weiß nun kein Sterblicher. Aber allen Sterblichen ist es offenkundig, daß er zu dieser Zeit daheim in London war: zweifelsohne ein ausgezeichnetes Mitglied der Wappinger[1] Gesellschaft, der vielerduldende Jenkins. Und Zeugen, vermutlich nicht einer, sondern viele, hatten ihn diesem Komitee als ein schlagendes Beispiel genannt. Das Komitee befiehlt, wie noch heute in seinen rhadamanthischen Protokollen zu lesen ist: ,Die Jovis 16. Martii 1737—1738, daß der Kapitän Robert Jenkins unverzüglich vor dem Parlament erscheine'; und dann spezieller, ,17. Martii' — da, wie wir vermuten, spitzfindige Einwendungen ministeriellerseits gemacht wurden — ,daß der Kapitän Robert Jenkins nächsten Dienstag morgens erscheine'[2]. Der nächste Dienstag ist 21. März — 1. April 1738 nach unserem modernen Kalender — und ohne Zweifel erscheint Jenkins an diesem Tage und erzählt jenen gewaltigen, uns bereits bekannten Vorgang vor sieben Jahren in der Einfahrt zum Golf von Florida, zeigt auch sein in Baumwolle eingewickeltes Ohr vor und setzt alle (außer den Ministern) durch diesen Anblick in Flammen."

Die Minister und Leute im Amt, wie das ihr Brauch im Drang der Debatte ist, suchten zu leugnen und in ihren nichtsnutzigen Zeitungen anzudeuten: Jenkins habe sein Ohr wohl nicht so fern von Hause und auch nicht umsonst eingebüßt, wie noch in den Geschichtsbüchern zu lesen ist[3]. Nichts als Verleumdungen, ist unsere heutige Ansicht. Jenkins' Aussage war ohne Zweifel etwas emphatisch, aber es ist kein Grund da, im wesentlichen seine oder des Sachverhalts Wahrheit in Frage zu stellen. Und so, nach siebenjährigem unbemerkbaren Brennen auf der dicken Haut des englischen Publikums, brennt die Jenkinssche Angelegenheit zufällig durch und macht England brüllen, so weh tut der Schmerz. Kein offizieller kalter Umschlag kann ihn lindern, sondern er wird im Lauf der folgenden neunzehn Monate immer schlimmer. Und kurzum — doch wir wollen nicht vorgreifen!

[1] Wapping bei London, der Sammelplatz der Matrosen und Schiffer. D. Übers.

[2] Journale des Hauses der Gemeinen, XXIII. (in diebus).

[3] Coxe, Tindal (XX. 372) usw.

Sechstes Kapitel / Das letzte Jahr in Rheinsberg; Reise nach Preußen

Die Idylle von Rheinsberg, von der — außer in skizzenhafter Andeutung — keine Geschichte gegeben werden kann, dauerte weniger als vier Jahre und geht nun unerwartet bald zu Ende. Ein angenehmer arkadischer Sommer in Friedrichs Leben, wenn es auch an gelegentlichen Mißtönen, an Schauern schlechten Wetters in dem allgemeinen Sonnenschein nicht gefehlt hat. Papa, seither immer in schwankendem Gesundheitszustand, wird unter seinen schweren Lasten schwieriger an Leib und Gemüt und verfällt mitunter in eine sehr düstere Gemütsverfassung, berückt durch böse Leute und Vorgänge, worauf wir hier nicht näher einzugehen brauchen[1]! Aber der Kronprinz hat gelernt, mit all dem fertig zu werden; all das ist vorübergehender Natur, und eine heitere lange Zukunft scheint in Rheinsberg vor ihm zu liegen — erheitert namentlich durch das literarische Element, das in diesem Jahre 1739 reger als je ist. Ausgezeichnete Besucher von literarischer Richtung kehren in Rheinsberg ein, der Voltairesche Briefwechsel fließt sehr lebhaft. Friedrichs eigene Muse ist ergiebig, und mancherlei entsteht in Prosa und Vers, er denkt sogar daran, einiges davon drucken zu lassen. Kurz, das literarische Interesse ist dieses Jahr in Rheinsberg sehr sichtbar im Steigen. Die Biographie vergißt gern die Literatur, die dort gepflegt wird (wozu sie ihre Gründe hat), muß aber endlich doch unter den Phänomenen des Jahres einige Notiz davon nehmen.

Dem jungen Prinzen selber, der, wie seine Türschwelle ankündigte, „der stillen Ruhe pflegte"[2], und dem eigene Tätigkeit nur innerhalb gewisser Schranken vergönnt war, glänzte diese Beschäftigung mit der Literatur die ganze Zeit über als das große Licht seines Daseins in Rheinsberg, die Ergänzung und der Ersatz für alle übrigen Beschäftigungen oder mangelnden Beschäftigungen dort. Für Friedrich selbst war sie damals von hohem, ja, von überwiegendem Interesse, sie ist aber für seine modernen Biographen blaß und leer geworden, ein Ding, das lieber zu meiden als

[1] S. Pöllnitz II. 509—515; Friedrichs Brief an Wilhelmine („Berlin, 20. Januar 1739" in Oeuvres XXVII. 3. partie S. 60—61) usw.

[2] „Frederico tranquillitatem colenti" (unten, S. 479).

zu suchen ist, so daß der Gegenstand, wie Friedrich ihn empfand, sehr verschieden ist von jeder Beschreibung, die man von ihm geben kann. Ach, wir haben es ja schon gesagt, und es ist eine dauernde Wahrheit, daß Friedrichs Literaturdinge, seine ausgezeichneten literarischen Besucher und Unternehmungen, die einmal funkelnagelneu glänzten, alt geworden sind wie ein Meßgewand und der heutigen Menschheit eher zur Qual gereichen. Gewissenhafte Leser, die sich dies verschwundene Rheinsberger Leben besonders in diesem Punkte vergegenwärtigen wollen, müssen es sich etwas sauer werden lassen.

Als biographische Denkmäler geben diese Poesien und Schriften des jungen Mannes ein recht hübsches Zeugnis von ihm, sind aber sonst ohne größeren Wert. Sie sagen uns, wenn wir sie recht betrachten, daß vermutlich ein praktisches Talent und praktischer Verstand von der höchsten Art vorliegt, während auf der spekulativen und namentlich auf der poetischen Seite niemals etwas Bedeutendes herauskommen dürfte. Das ist auch gar nicht erst versucht worden. Dieser junge Mann gibt sich durchaus nicht mit Grübeln ab, und seine Neigungen sind das Gegenteil von sentimental. Hier ist keine krankhafte oder andere Selbstbetrachtung, keine Rührung oder Klage, kein melodisches Kundgeben an das Publikum, wie gewaltig das Gemüt bewegt sei. Es ist, in flüchtiger, flüssiger Form, andeutend, daß es Wahrheit und keine Fabel ist, hochherziges Emporstreben für die Welt und für dich, hochherziger Stolz, Verachtung des Unedlen, des Finstern, Lügenhaften — mit einem Wort, es ist eine schnell zugreifende, tapfere, *stahl*glänzende Art Seele, die, wenn anderes dem entspricht, sehr für einen König und gar nicht für einen Dichter paßt. Kein Zweifel, er hätte es auch in der Literatur zu etwas bringen können, hätte Bücher schreiben und irgendeinen Stempel eines wahrhaftigen, mehr oder weniger siegreichen Geistes auch in diesem seltsamen Bereiche zurücklassen können. Aber dann hätte er sich dem Schreiben hingeben müssen, wie er sich dem Regieren hingab; in flüchtigem Stile hingeworfen, sehen wir, was daraus geworden ist.

Es ist sicher, Friedrichs Ruf wird heutzutage durch seine Schriften beeinträchtigt. Dadurch, daß er *nicht* nichts geschrieben hat, steht er tiefer in den Augen der Welt. Das scheint ein hartes Urteil zu sein — wiewohl es vielleicht am Ende doch in der Natur der Sache liegt. „Niemand heutzutage", sagt mein armer Freund, „hat den mindesten Begriff von der sündhaften Vergeudung, die im Sprechen, sei es mit der Feder oder mit der Zunge, liegt. Es wäre vermutlich besser gewesen, wenn König Friedrich keine Verse geschrieben hätte, ja, ich weiß nicht einmal, ob Davids Psalmen dem Königtum Davids zuträglich waren!" Was wahrer sein mag, als es scheint. Schöne Strebungen, edle Gesinnungen und Vorsätze werden für sehr schön gehalten, aber es ist aus verschiedenen Gründen gut, lieber schweigsam damit zu sein, sie ungeäußert zu lassen, außer in wirk-

licher Betätigung — so sehr laufen sie Gefahr, selbstbewußt zu werden. Die meisten Dinge reifen nur unter dem Boden. Und es ist eine traurige, aber ganz gewisse Wahrheit: je mehr du von einem edlen Vorsatz sprichst, insbesondere, wenn es mit schönen Worten und zur Bewunderung der Zuhörer geschieht, um so weniger besteht Aussicht, daß du je eine Tatsache in deinem armen Leben daraus machen wirst. — Wenn Rheinsberg und sein Mangel an großzügiger Betätigung die Ursache von Friedrichs Versemachen war, so wollen wir Rheinsberg dafür nicht loben! Aber die Wahrheit ist, Friedrichs Verse kamen ungemein leicht aus ihm hervor und waren keine tiefe Sache, sondern eine seichte in jedem Sinne. Sie waren für ihn nicht viel mehr als nach Herzenslust reden oder in lebhaften Weisen auf der Flöte phantasieren. Sein ganzes Leben hindurch regten ihn von Zeit zu Zeit große oder kleine Anlässe zur Äußerung in Versen an, die er leicht hervorbrachte — man darf das weder in Rheinsberg noch später sehr ernst nehmen.

Pines Horaz und der Antimacchiavell.

In den jüngsten Monaten hatte Friedrich ein namhaftes Projekt gefaßt, das ein Wort an dieser Stelle erfordert. Haben die Leser je von „John Pine, dem berühmten englischen Kupferstecher“, gehört? John Pine, ein Mann von gelehrter Bildung, von Geschicklichkeit mit seinem Grabstichel, verfertigte Tapeten des Sitzungssaales der Lords und andere Dinge, die daheim und in der Fremde einen Namen hatten; aber seine besondere Leistung, die ihn in Rheinsberg empfohlen hatte, war eine Prachtausgabe des Horaz. Der treffliche alte Flaccus war da gleichsam zur Vollkommenheit gebracht, durchweg mit Vignetten, klassischen Einfassungen, symbolischen Randverzierungen mit gutem Geschmack und Genauigkeit ausgestattet, der Text selbst gestochen: alles von dem vortrefflichen Grabstichel Pines[1]. Diese Ausgabe war voriges Jahr erschienen, berühmt in der ganzen Welt, und später sollte, wie das Gerücht besagte, ein auf gleich vortreffliche Weise ausgestatteter Virgil nachfolgen.

Der Pinesche Horaz und auch ein Teil des Pineschen Virgil sind noch in den Bibliotheken der Liebhaber zu finden und ohne Zweifel den interessierten Personen bekannt, aber von uns anderen sehr vergessen. Friedrich schien das Pinesche Werk, mit damals nagelneuem Interesse geprüft, ein bewundernswürdiger, dem klassischen Genius dargebrachter Tribut, und in ihm stieg der Gedanke auf: „Haben wir hier nicht durch des Himmels Segen einen lebendigen Genius, klassisch wie jene antiken Römer und gleichen Tributs würdig?“ Friedrichs Idee war die: da Voltaire offenbar der erste der Dichter sei, so müsse sein bestes Gedicht, die Henriade, wie Flaccus gestochen werden, Text und alles, mit Vignetten, Einfassungen, klassischen Randzeichnungen, schön symbolisch und genau,

[1] „London, 1737“ (Biographie Universelle XXXIV. 465).

von dem vortrefflichen Grabstichel Pines. Diese Idee hatte der junge Heldenverehrer trotz seiner Finanzschwierigkeiten zu verwirklichen beschlossen, und er war eben jetzt seit seiner Rückkehr von Loo damit beschäftigt. „Welch schöner Enthusiasmus", rufen einige Leser aus, „und für einen solchen Halbgott!" Leider, ja; für Friedrich war er der beste Halbgott, den es damals gab, und Friedrich hegte niemals Zweifel über ihn.

Im übrigen konnte diese heroische Idee doch nicht verwirklicht werden, und es freut uns, daß wir nichts weiter mit Pine oder der Henriade zu tun zu haben brauchen. Briefe wurden mit Pine gewechselt, und man gab sich einige Mühe damit; Pines hohe Preise waren kein Hindernis, aber Pine war mit seinem Virgil beschäftigt. Er hatte vielleicht sogar wenig Lust zur Henriade; „könnte erst in sieben Jahren damit anfangen", so daß man die Sache fallen lassen mußte, und es wurde nichts daraus als eine kleine Dissertation, eine einleitende Abhandlung des Prinzen, die noch gedruckt in Voltaires[1] und in Friedrichs Werken zu finden ist. Preuß sagt, sie ward „den 10. August 1739" vollendet, und dieses kleine chronologische Faktum mit der daran hängenden obigen Heldenverehrungsgeschichte soll meinen Lesern und mir genügen.

Aber da ist noch ein anderes literarisches Projekt in Arbeit, das auch zur Ausführung kam. Es ist in diesem Jahre sehr der Erwähnung wert, da die ganze Welt, als sie es im nächsten Jahre erblickte, in ein allgemeines Tedeum ausbrach. In dieses Jahr fällt nämlich, was jedenfalls für Friedrich als Schriftsteller ein großes Ereignis ist, der Druck seines ersten Buches und emsiges Schreiben an ihm, in der Absicht, es drucken zu lassen. Das Buch ist jener „berühmte Antimachiavell", jene ewig preiswürdige Widerlegung von Machiavells Fürst, worüber sich eine solche Unmasse von Voltairekorrespondenz vorfindet, die nun, ebenso wie das Buch selbst, allen Lesern so nichtig ist. Dies war die auserlesene Seelenbeschäftigung Friedrichs, die Blume des Lebens für ihn in Rheinsberg während des Jahres 1739. Es gelangte erst im Frühjahr 1740 zum wirklichen Druck, und heraus kam es erst im Herbst, als bereits eine große Veränderung in Friedrichs Titel und Umständen eingetreten war. — Aber wir können wohl hier gleich das wenige sagen, was sich für moderne Leser darüber sagen läßt.

Vor Jahren beim Lesen dieses schlechten Buches des Machiavell ward der Kronprinz, wie das allen rechtschaffenen Gemütern, insbesondere Herrschern oder Lehrlingen der Herrschkunst notwendig ergehen muß, wenn sie ein solches Buch lesen wollen, von dessen Schlechtigkeit, Falschheit, Verabscheuungswürdigkeit betroffen, und er kam allmählich, während er mittlerweile unterderhand Voltaires Meinung herauszufischen suchte, auf den Gedanken, den Machiavell zu widerlegen. Und er widerlegte ihn auch, so gut er konnte. Er schrieb nämlich seine eigene ernsthafte Widerrede gegen solche unbegründete schädliche Doktrinen nieder, arbeitete es mehr und mehr zu einer klaren logischen Fassung aus, bis es zu einem kleinen Bändlein anschwoll, dessen Herausgabe — so vortrefflich war es, so wichtig für die Menschheit — Voltaire und die Freunde

[1] Oeuvres XIII. 393—402.

ihm dringend anrieten. Und so ward es auch herausgegeben. Es wird nächsten Sommer (1740) unter Voltaires sorgsamer Aufsicht gedruckt, denn der Prinz hat endlich eingewilligt, und Voltaire übergibt das Manuskript, geheimnisvoll, doch unter Andeutung der Verfasserschaft, einem holländischen Buchhändler, einem gewissen van Duren im Haag, der begierig genug ist, solch eine Ware zu drucken[1]. Voltaire selbst — so hingebend ist seine Freundschaft, besonders wenn man holländische Prozesse anhängig oder andere Geschäfte in der Gegend hat — übernimmt die Korrektur, bezieht den ‚Alten Hof' (das preußische Schloß, Vieille Cour genannt, im Haag, wo ‚Luiscius', bildlich gesprochen, ‚ein Almosen' von uns erhalten kann) und korrigiert, ändert, korrespondiert hier fleißig mit dem Prinzen und mit van Duren. Korrigiert und ändert immerzu, bis van Duren meint, er verderbe es für den Absatz. Van Duren beschließt bei sich, das Originalmanuskript aufzubewahren und eine Ausgabe von diesem nur mit solchen Verbesserungen, wie sie ihm gutdünken, zu veranstalten. Ein verräterischer Schritt seitens dieses Maultiers von Buchhändler, denkt Voltaire; aber der Mann beharrt starr dabei. Endloser Briefwechsel nach rechts und links erfolgt, unerträglich langweilig für jeden Leser. Und, in Summa, folgenden Herbst erschien — nun, da der Kronprinz nicht mehr Kronprinz war, sondern durch einen höheren Titel hervorragte — nicht nur ein Antimachiavell, sondern ein Paar oder ein Trio von Antimachiavellen, ‚gedruckt im Haag', abgedruckt ‚in London' oder anderswo, deren verworrene Bibliographie für uns sehr bedeutungslos geworden ist. Zuerst erschien der Voltairesche Text, autorisierte Ausgabe, Ende September 1740; dann kam, wenige Wochen darauf, die van Durensche und dann vermutlich eine dritte, die die beiden andern zusammenfaßte und die Varianten als Anmerkungen beifügte. — Kurz, ich weiß nicht, wie viele Ausgaben, Übersetzungen, Drucke und Abdrucke herauskamen, da eine solche Botschaft aus den oberen Regionen viel Aufsehen erregte und alle Welt begierig war, sie in jeder Form zu lesen.

Was Friedrich selbst anlangt, der natürlich öffentlich nichts von dem Antimachiavell sagt, so verleugnet er privat gegen Voltaire alle diese Ausgaben und beabsichtigt eine neue, eigene, die die echte Ware sein soll, setzte aber seine Absicht nie ins Werk um, weil ihm ganz andere Arbeit in den kommenden Monaten bevorstand. Aber welch eifrigen Anteil die Welt an dem Gegenstand nahm, davon kann sich kein heutiger Leser einen Begriff machen. In der schrecklichen Kompilation, Heldengeschichte genannt, die wir zuweilen anführen, befinden sich, ausgezogen aus den damaligen ‚Bibliothèques' (der Nouvelle Bibliothèque und einer anderen: glänzende Zeitschriften jener Periode, die nun völlig tot sind), zwei ‚Kritiken' über den Antimachiavell, die den modernen Leser mit Staunen erfüllen: solch ein Domine dimittas, angestimmt ob einer solchen Ware! — Doch diese Details sind jetzt unter jedem anderen als dem nur biographischen Gesichtspunkt reichlich unwichtig.

Ja, wahrlich! Des Kronprinzen Antimachiavell, in letzter korrekter Ausgabe, ist nun klar gedruckt[2], und nach all jenem Wirrwarr von Ausgaben und Gegenausgaben kann ihn jeder von uns in wenigen Stunden

[1] Hier, aus Friedrichs Briefen an Voltaire zusammengestellt, ist die Chronologie der kleinen Unternehmung:

1738, 21. März, 17. Juni, „Machiavell ein verderblicher Mensch", meint Friedrich. „Sollte er nicht von jemandem widerlegt werden?" meint er (Datum unbekannt).

1739, 22. März, Friedrich gedenkt es selbst zu tun. Hat es getan, 4. Dezember — „ein Buch, das gedruckt werden sollte", sagen Voltaire und die literarischen Besucher.

1740, 26. April, das Buch an Voltaire für den Druck übergeben. Druck ist vollendet und das Buch erscheint „Ende September", als eine große Veränderung an Friedrichs Titel und Stellung eingetreten war.

[2] Preuß Oeuvres de Frédéric VIII. 61—163.

lesen. Aber, ach, fast keiner von uns wird das mit dem mindesten Interesse oder mit irgendwelchem Nutzen tun! So verschieden ist die Gegenwart von der Vergangenheit in allen Dingen und namentlich in solchen Dingen! Es sind jetzt (1860) hundertundzwanzig Jahre vergangen, seitdem der Antimachiavell erschien. Man hatte den Anblick von einem, der selber ein König war (denn die mysteriöse Tatsache war dem van Duren und jedermann wohl bekannt), und der hervortrat, um mit Überzeugung zu behaupten, daß das Königtum nicht eine Sache des Advokatenlugs sei, die unter dem Schutze Beelzebubs getrieben werden müsse, sondern eine Sache der menschlichen, unter ganz anderem Schutze zu übenden Wahrhaftigkeit bedeute. Eigentlich sei ein König vielmehr der „erste Bediente seines Volkes" (domestique nennt es Friedrich einmal). Dies ging, sehr natürlich, über die damaligen, an solche Sprache nicht gewöhnten Völker wie das Grauen eines neuen Tages auf und wurde mit solchem Händeklatschen bewillkommnet, wie es nun nach so manchem, was in der Welt gekommen und vergangen, unglaublich ist. Ach, in diesen hundertundzwanzig Jahren hat man es so leicht gefunden, zu sprechen und zu versprechen. Die wirklichen Heldenkönige alter Zeit pflegten zu schweigen, und die scheinheroischen werden uns nur um so hoffnungsloser, je mehr sie sprechen und versprechen! — Dieser Antimachiavell Friedrichs ist eine klare deutliche Abhandlung: sie widerlegt oder bekämpft zum mindesten herzhaft Abschnitt für Abschnitt die unglaubhaften Sophistereien des Macchiavell. Ja, er läßt in uns, wenn wir unsere Aufmerksamkeit genügend anstrengen, das erquickliche Gefühl zurück, daß Seine Königliche Hoheit aus Überzeugung und redlich vom Herzen in der Sache spricht. Aber das ist auch alles, was wir heutigentags daraus gewinnen. Eine für die jetzige Menschheit überlebtere Abhandlung wäre wohl nicht leicht zu finden.

Vielleicht wird die Menschheit überhaupt der ganzen Frage überdrüssig. Den Macchiavell selbst liest man jetzt nur aus Zwang. „Was nützt das Streiten mit jemandem, der an Macchiavell glauben kann?" fragt die Menschheit oder könnte sie wohl fragen. Und sie meidet, außer für editorische Zwecke, jeden Antimachiavell, ungeduldig, des Giftes wie des Gegengiftes zugleich sich zu entledigen. Was hat die Welt nicht für eine Plage mit dem kleinen Nicolo Macchiavelli und seinem verkehrten kleinen Büchlein gehabt — schade beinahe, daß die „Widerlegung" nicht von einem Friedrich Wilhelm übernommen werden konnte, der seine Runden in jener Zeit gehalten hätte. Die Friedrich-Wilhelmsche Methode wäre kürzer und bündiger gewesen als die Friedrichsche! Hoffen wir jedoch, daß das Ding nun praktisch so ziemlich erledigt ist. Und was jene andere Frage betrifft, ob der Signor Nicolo in diesem verkehrten kleinen Büchlein es ernsthaft gemeint habe oder ob er es nur ironisch geschrieben habe, mit einer ernsthaften entgegengesetzten Absicht: die Entscheidung dieser Frage wollen wir jederzeit gern Leuten überlassen, die viel Muße in der Welt haben! —

Die Veröffentlichung des Antimacchiavell war an und für sich nicht von Bedeutung in Friedrichs Geschichte, sie hätte aber dennoch ebensogut oder besser unterbleiben dürfen. Er hatte ein schönes Programm abgefaßt und unnötigerweise für das Publikum auf den Straßen anschlagen lassen — und später erhoben sich von seiten dieses Publikums, wie das nicht ausbleiben konnte, Vergleiche zwischen Programm und Leistung, verächtliches Schreien, hauptsächlich von urteilsschwachen Leuten. „Ist der König denn ein Antimacchiavell? Pfui!" Aber darüber möchten wir, wenngleich auch Voltaires Stimme in aufgebrachten Momenten mit darunter vernommen wurde, nichts sagen. Ein Leser, der mit eigenen Augen sieht, wird nachgerade selber urteilen. Und hiermit genug von dem Antimacchiavell. Das Schreiben des Antimacchiavell und das Pläneschmieden über die Pinesche Henriade dauerten alle beide dieses Jahr 1739 hindurch und noch länger. Auf Grund dieser zwei Beispiele können sich die Leser ein genügend klares Bild von diesem literarischen Jahr machen.

Friedrich abermals in Preußen. Besuch in der Stuterei zu Trakehnen. Ein tragisch-großes Ereignis naht heran.

Im Juli dieses Jahres ging der Kronprinz mit Papa auf die preußische Musterungsreise[1]. Solches Begleiten auf Musterungsreisen, Beweis seines guten Vernehmens mit Papa, ist nun Sitte geworden. Es sind angenehme Ausflüge, die nicht anders als zugleich auch belehrend sein können. Diesmal ging alles aufs schönste für ihn. Umherreisend in den grasreichen Gegenden, im goldenen Sommer, hatte er wieder einmal eine ungewöhnlich schöne Zeit — und ihm wurden zwei ganz besondere Freuden bereitet. Die erste war ein Anblick der Emigranten, unserer salzburgischen und anderer, in ihrem blühenden Zustande drüben in Litauen. Köstlich anzusehen, wie die Öde wieder aufblüht, wie emsige Leute mit ihrer Gewerbetätigkeit, ihrem stetigen frommen Ackerbau alles grün und fruchtbar machen; Pferdekoppeln, Viehherden, wogende Kornfelder gibt es da — eine wahre „Schmalzgrube" jener nördlichen Gegenden, wie das Land seitdem genannt worden ist[2]. Wir wollen des Kronprinzen eigene Worte über diesen Gegenstand wiedergeben; sie sind in einem manchen Lesern vielleicht bereits bekannten Briefe von ihm an Voltaire enthalten, und man kann bemerken, daß er ziemlich eingehend und in heiterer Zufriedenheit mit aller Welt aus jenen Gegenden schreibt.

„Insterburg, 27. Juli 1739 (Kronprinz an Voltaire). — Preußisch-Litauen ist ein Land, dreißig deutsche Meilen lang und zwanzig breit; es ward im Anfang dieses Jahrhunderts von der Pest verwüstet, und es sollen dreimalhundert-

[1] „Abgereist 7. Juli" (Oeuvres XXVII. 1. partie 67 Anm.).
[2] Büsching: Erdbeschreibung.

tausend Menschen durch Seuche und Hungersnot umgekommen sein." Verwüstet durch Pest und die Nachlässigkeit des Königs Friedrich I., bis mein Vater, als er erst freie Hand hatte, es persönlich in Augenschein nahm und sich ernstlich daran machte.

„Seit jener Zeit", seit etwa zwanzig Jahren, „hat der König keine noch so großen Kosten gescheut, um seine heilsamen Pläne gelingen zu lassen. Zuerst traf er Anordnungen voller Weisheit und baute wieder auf, wo nur immer die Pest das Land wüste gelegt hatte: Tausende von Familien aus den fernsten Gegenden Europas", siebzehntausend Salzburger zu guter Letzt, „ließ er kommen; das Land bevölkerte sich wieder, Handel und Gewerbe fingen an wiederaufzublühen, und nun herrscht in diesen fruchtbaren Gebieten mehr Überfluß als je.

Es leben über eine halbe Million Einwohner in Litauen; es sind mehr Städte da, als je zuvor, mehr Herden als ehemals, mehr Wohlhabenheit und Fruchtbarkeit als in irgendeinem anderen Teile Deutschlands. Und das alles verdankt man einzig dem Könige allein, der nicht nur Befehle gab, sondern auch der Ausführung vorstand. Er war es, der die Pläne ersann, und er selber sorgte dafür, daß sie in die Tat umgesetzt wurden; und er sparte weder Sorge noch Mühe, noch ungeheure Schätze, noch Versprechungen und Belohnungen, Glück und Leben dieser halben Million denkender Wesen zu sichern, die ihm allein ihren Besitz und ihr Wohlergehen verdanken.

Ich hoffe, dieses Detail langweilt Sie nicht. Ihre Humanität muß sich ebensosehr auf Ihre litauischen wie auf Ihre französischen, englischen, deutschen und anderen Brüder erstrecken — und zwar um so mehr, da ich zu meinem nicht geringen Erstaunen durch Dörfer gekommen bin, wo man nichts als französisch sprechen hört. — Ich fand etwas so Heroisches in der großmütigen und mühsamen Weise, in welcher der König sich anstrengte, diese Wüste bewohnt, fruchtbar und glücklich zu machen, daß es mir schien, die Kenntnis der Umstände einer solchen Wiederherstellung müßte Ihnen gleiche Gefühle verursachen.

Adieu. Ne m'oubliez pas, mon cher ami [1]."

Dies ist eine der für den Kronprinzen und uns angenehmen Szenen in jenen grasreichen Gegenden. Und nun haben wir zu erwähnen, daß ihm eines Tages, etwa vierzehn Tage später in Königsberg, bezüglich gewisser königlicher Stutereien in besagten litauischen Gegenden eine noch lebhaftere Genugtuung zuteil ward, eine Genugtuung von persönlicher Art. Das königliche Landgestüt, das aus diesem Grunde so unschätzbar ist, heißt Trakehnen und liegt südlich von Tilsit im oberen Tale des Pregel. Es ist eine sehr ansehnliche Stuterei „mit sieben dazugehörigen Vorwerken", sagen die Bücher, und sämtlich „im vollkommensten Stande"; doch das brauchen sie kaum hinzuzufügen, da Friedrich Wilhelm der Herr darüber ist. Die königliche Gesellschaft war also in Königsberg auf der Rückreise von jenen entlegenen Landen, als Friedrich Wilhelm eines Tages ganz nebenbei zu seinem Sohne sagte: „Ich schenke dir das Gestüt, du mußt zurückgehen und danach sehen" — worüber Fritz für den Moment ganz verstummte.

Denn es bringt ein Einkommen von 10—12 000 Talern jährlich, ist eine willkommene neue Quelle in unserm verarmten Budget und zugleich ein unleugbares Zeichen von Papas wohlwollender Gesinnung gegen uns, was noch kostbarer ist. Fritz bedankte sich, beredt mit Blicken und beredt mit

[1] Oeuvres XXI. 304, 305.

Worten, als er wieder zu sich kam. Er ist in der Tat sehr stolz auf sein Geschenk und rühmt es Wilhelmine, Camas und anderen gegenüber, die ein Recht darauf haben, so etwas zu wissen. Ein großartiges, nützliches Geschenk und großartig von Papa dargereicht mit drei Geschäftsworten, als wäre es ein geschenktes Stück Wildbret: „Ich schenke dirs, Fritz!" Ein Ding, das unvergeßbar ist. „Im Grunde war Friedrich Wilhelm nicht geizig" (kein Geizhals, nur ein Mann, der Verschwendung gewaltig haßte, wie es der gemeine Haufe nicht vermag), „nicht geizig", sagt Pöllnitz einmal, „er machte freigebige Geschenke und dachte nicht wieder daran". Dieses Trakehner Geschenk war vielleicht auch schon von einem Hauch des nahenden Fatums angeweht: „Bald werde ich tot und nicht mehr imstande sein, dir etwas zu schenken, mein armer Fritz!" Dem Prinzen und uns erscheint es gar schön als ein edles Ergänzen des inneren Menschen Friedrich Wilhelms. Der Prinz kehrte auf dies erfreuliche Geschäft nach Trakehnen zurück, besorgte da das Nötige und reiste nach etlichen Tagen seinen eigenen Weg heim — hoch zufrieden mit dieser preußischen Musterungsreise, wie wir uns denken können.

Da war jedoch eine trübe Sache, obschon Friedrich noch nicht wußte wie trübe, mit dieser Musterungsreise verbunden: der neue Krankheitsanfall, den Seine Majestät erlitt. Von Pöllnitz, der die Reise mitmachte, besitzen wir die Einzelheiten darüber. Bei Seiner Majestät letzter arger Krankheit vor fünf Jahren, als alles hoffnungslos schien, hatten ihm die Chirurgen Linderung, ja, sogar Genesung verschafft, indem sie die bösen Säfte durch einen Einschnitt in Fuß oder Bein in Masse abzogen. Infolge der jetzigen Strapazen brach diese alte Wunde wieder auf, was Sr. Majestät natürlich hinderlich war und nicht vernachlässigt werden durfte, wie dies vermutlich mit der Ursache geschehen war. Ein herbeigerufener Feldscher, sagt Pöllnitz, heilte ihm die Wunde in nicht ganz zwei Tagen wieder zu und erklärte, daß alles wieder gut sei, obwohl es, wie man wohl annehmen kann, in Wirklichkeit gefährlich schlimmer war als zuvor. „Hier ist alles wohl", schreibt Friedrich; „der König ist unpaß gewesen, ist aber nun wieder völlig hergestellt" (tout à fait remis)[1].

Darauf folgte vieles Mustern und anstrengendes Geschäft in Königsberg, das trakehnische Geschenk und die Abreise des Kronprinzen nach Trakehnen. Unmittelbar hierauf wendete sich der König heimwärts, und der Kronprinz sollte ihn erst in Berlin wieder treffen. Seiner Majestät erster Haltpunkt war Pillau, wo wir schon gewesen sind. In Pillau oder den Tag darauf in Danzig bemerkte Pöllnitz eine Veränderung in Sr. Majestät Laune, die bisher auf dieser ganzen Reise sehr sonnig gewesen war. In Danzig bemerkte es Pöllnitz zuerst, aber es wurde schlimmer bei jedem neuen Halt, da unangenehme, verschlimmernde Vorfälle dazukamen, und in Berlin war es am allerschlimmsten — und Seine arme Majestät ge-

[1] „Königsberg, 30. Juli 1739", an seine Gemahlin (Oeuvres XXXVI. 6).

langte leider niemals wieder zu Sonnenschein in dieser Welt! Hier ist Pöllnitzens Bericht von der Heimreise:

„Bis dahin“, bis Pillau und Danzig, „war der König auf der ganzen Reisa bei vorzüglich guter Laune gewesen, aber in Danzig verließ ihn die Fröhlichkeit und stellte sich auch nicht wieder ein. Er kam nachts um zehn Uhr hier an“ (Mittwoch, den 12. August etwa), „schlief die Nacht über und reiste den andern Morgen früh um fünf Uhr wieder ab. Er machte diesen Tag nur sechs Meilen und blieb in Lupow“ (an der pommerschen Küstenstraße) „beim Herrn von Grumbkow“ (des verstorbenen Grumbkows Bruder), „dem Präsidenten der pommerschen Kammer. Von Lupow ging er bis auf ein schlechtes Dorf nicht weit von Belgard“, sechzehn Meilen weiter — das letzte Dorf der Hauptstraße, Belgard liegt ein wenig zur Linken ab an einer Seitenstraße — „und blieb die Nacht daselbst.

Den folgenden Morgen musterte er in Belgard das Dragonerregiment von Platen und war sehr übel damit zufrieden. Jedermann, der Kenntnis von der Taktik hatte, mußte auch gestehen, daß nie ein preußisches Regiment so schlecht manövriert hatte. Die Angst und Verwirrung kam noch dazu; der König tat zwar alles mögliche, um die Ordnung wiederherzustellen. Er entfernte sich dreimal, um den Offizieren Zeit zu lassen, sich wieder zu fassen, aber es war alles vergebens. Der König mäßigte sich wider seine Gewohnheit außerordentlich und wollte seinen Unwillen öffentlich nicht zeigen. Er setzte sich wieder in den Wagen und fuhr mit dem Fürsten von Anhalt“, dem Alten Dessauer, „und von Winterfeldt“, Hauptmann im Riesenregiment, dem jetzigen Generalmajor von Winterfeldt [1], wieder ab, ohne das Mittagessen beim General von Platen einzunehmen, da er doch sonst dies immer bei den Chefs der Regimenter, die er musterte, zu tun pflegte. Dem Prinzen Wilhelm und seinem übrigen Gefolge befahl er indessen, beim General in Belgard zu Mittag zu essen, und wir ließen es uns auch recht wohl schmecken“ — wennschon der arme Platen, wie man sich denken kann, erhitzt ausgesehen haben muß. „Da aber der Prinz den König gern wieder einholen wollte und nicht wußte, wo er ihn treffen sollte, so mußte man sich schnell expedieren.

Wir fanden den König nebst dem Fürsten von Anhalt und dem Herrn von Winterfeldt in einem Dorfe vor einer Scheune sitzen und eine Pastete verzehren, die der Fürst von Anhalt mitgebracht hatte; aber er war wegen dessen, was er den Morgen gesehen hatte, bei höchst übler Laune. Den folgenden Tag“, Samstag, „machte er dreißig Meilen und kam den Abend um zehn Uhr in Berlin an. Man erwartete ihn erst am folgenden Morgen, so daß er sein Zimmer verschlossen fand. Die Königin war in Monbijou und gab ihren Kindern einen Ball; alles dieses vermehrte seine üble Laune [2].“

Niemand, anfangs nicht einmal die Ärzte, achtete viel auf diese neuen Anfälle von Unpäßlichkeit, die abwechselnd gingen und kamen und sich der Umgebung hauptsächlich als „veränderte Gemütsbeschaffenheit“, tiefere oder weniger tiefe Düsterkeit „übler Laune“ zeigte. Aber die traurige Wahrheit ist die, daß Se. Majestät niemals seinen Sonnenschein wieder erlangte. Von Pillau an trat er langsam in die Schatten der totalen letzten Finsternis ein, und all sein Reisen und Mustern in dieser Welt war zu Ende. Zehn Monate nachher wußten Pöllnitz und andere besser Bescheid, was es war! —

[1] Generalmajor seit 1743, von hohem Ruhme; fiel im Kampf, 7. September 1757.
[2] Pöllnitz II. 534—537.

Siebentes Kapitel / Letztes Jahr in Rheinsberg: Durchzug Baltimores und anderer Personen und Dinge

Friedrich war nicht lange von Trakehnen und Preußen zurückgekehrt, als der tägliche Lauf der Dinge in Rheinsberg durch glänzenden und gelehrten Besuch erleuchtet wurde. Einige dieser Gäste, unter ihnen ein gewisser Signor Algarotti, bedürfen vorübergehender Erwähnung. Algarotti, der ein bleibender, lichtspendender Freund oder Trabant für den Prinzen wurde und in kommenden Jahren viel um ihn war, erschien um diese Zeit zum erstenmal auf der Szene — unerwartet und, wie es sich gerade fügte, von Osten kommend.

Algarotti ist den heutigen Lesern ein ermüdender Schriftsteller geworden, einer jener Leute, deren man sich halb und halb erinnert, deren Bücher gelesen sein wollen, aber dann die Mühe des Lesens nicht verlohnen. Abhandlungen von ernsthafter Art Über die Oper, allen Ernstes den möglichen „sittlichen Nutzen" der Oper darlegend und Chatham zugeeignet, und Neutonianismo per le Donne (Astronomie für Damen): schon die Titel solcher Dinge sind verhängnisvoll entscheidend für uns, und wir können, ohne oder mit Anstrengung, den Glanz nicht wiedererwecken, den Algarotti und seine Schriften in den Augen der zeitgenössischen Welt hatten.

Algarotti war eines reichen venetianischen Kaufmannes Sohn, von gleichem Alter mit dem Kronprinzen. Er tat sich schon in seinen Studien in Bologna und anderweitig hervor, hatte Gedichte (Rime), hatte namentlich besagten Newtonianismus für die Damen geschrieben und als dessen Verfasser in Paris hochgeachtet seit drei oder vier Jahren geglänzt. Er war befreundet mit Voltaire und seiner göttlichen Emilie und ein willkommener Gast zu Cirey, war befreundet mit der gebildeten Welt überhaupt, die damals, die göttliche Emilie an ihrer Spitze, sich bemühte, den Newton zu verstehen und orthodox in diesem Bereich der Dinge zu sein. Auch mit seinen Poesien trat Algarotti mehrmals hervor, mit gelehrten philosophischen Schriften und sonst mancherlei, in allen Stücken ein heller Kopf, methodisch klar und kurz gefaßt in seiner Eigenart. Dabei war er ein Mann von feiner Gesittung, der die Macht zu gefallen besaß und sich

ihrer bediente: ein Mann der in der Gesellschaft schön glänzte und dort sanft, aber unerschütterlich in seinem Auftreten war, der sich unbefleckt von der Welt und ihren Widersprüchen zu erhalten wußte — im ganzen wirklich von beträchtlicher Klugheit.

Er ist gewissermaßen vom Bielfeldschen Schlag: ein Kaufmannssohn wie Bielfeld, aber ein venetianischer, kein Hamburger, und auch in seiner Natur von besserem Schrot als Bielfeld. Er konzentrierte sich mit mehr Ernst auf seinen Beruf und brachte es weiter damit als Bielfeld, obgleich beider Beruf am Ende doch auf eins hinauslief. Ach, unser „Schwan von Padua" (so ward er mitunter genannt) segelte bloß grandios plätschernd ohne Ziel umher — ebenso wie es, nur weniger majestätisch, die Schwanengans von der Elbe tat! Es wird einem schwer, seine Bücher zu lesen. Es findet sich kein Licht über Friedrich darin, das uns reizen könnte. Besseres Licht als das Bielfelds und viel davon hätte darin sein können, aber er mied aus Vorsicht wie aus Stolz dergleichen Gegenstände. Er kommt dem Schöpfertum und der Genialität in seinen Schriften sehr nahe, erreicht sie aber nie. Es ist Dilettantismus, der in diesen Fächern ernst und emsig geworden ist. — Nun, dem jungen Friedrich und der damaligen Welt war er schön, wenn er es auch uns nicht mehr ist. Der junge, jetzt siebenundzwanzigjährige Algarotti ist seit vier Jahren in der Welt herumgereist, berühmt wegen seiner feinen Gesittung und seines Newtonianismus für die Damen.

Er kam im Geleite Baltimores, „eines englischen Mylords", der von Potsdam selbst empfohlen war, nach Rheinsberg. Der Signor hatte jetzt und später viel Verkehr mit Engländern. Wo ihn Baltimore zuerst getroffen hatte, weiß ich nicht; aber sie sind miteinander in Rußland gewesen, Baltimore ist zwölf Jahre älter. Und nun, auf ihrer Rückreise nach England, kehren sie bei schönem Herbstwetter in Rheinsberg ein und fesseln den Kronprinzen beträchtlich, doch so, daß Baltimore in diesem wie in anderen Stücken die Hauptrolle spielt. Der Besuch dauerte fünf Tage[1]; man unterhielt sich viel und über vielerlei — besprach die Herausgabe des Antimachiavell: Algarotti soll ihn in England drucken lassen, Algarotti soll den Pine und dessen Stechen der Henriade in Bewegung setzen — Projekte, von denen keines zur Ausführung kam. Der Leser kann sich vorstellen, was für herrliche fünf Tage das waren. Hier bringen wir in des Kronprinzen eigenen Worten einige flüchtige Andeutungen, die uns genügen mögen:

Rheinsberg, 25. September 1739 (Kronprinz an Papa). — — „daß nichts Neues bei dem Regiment vorgefallen ist und wir wenig Kranke haben. — Hier ist der englische Mylord durchpassiert" (er verweilte fünf Tage; trotzdem nennen wir es Durchpassieren und übergehen den Algarotti, da Baltimore die Hauptperson ist). „Er geht nach Hamburg, um da wieder zu Schiff nach England zu reisen.

[1] 20.—25. September 1739 (Oeuvres de Frédéric XIV. xiv).

Weil ich gehört, daß mein allergnädigster Vater haben wollte, daß ihm Höflichkeit geschehen solle, so habe ich ihm soviel angetan, wie ich gekonnt habe. Der Prinz von Mirow ist auch hier gewesen" — unser alter Strelitzer Freund.

Von Baltimore sonst nichts an Papa. Aber an einen anderen Korrespondenten, den guten Suhm (der gegenwärtig in Petersburg ist und sehr unser Vertrauen genießt, da er immer bereit ist, Anleihen für uns zu vermitteln, Wolf zu übersetzen, kurz, alles zu tun, was immer verlangt wird), findet sich tags darauf folgende Stelle:

Rheinsberg, 26. September 1739 (an Suhm). „Wir haben Mylord Baltimore und den jungen Algarotti hier gehabt, alle beide Menschen, die durch ihre Kenntnisse die Hochachtung aller gewinnen müssen, die sie sehen. Wir sprachen viel von Ihnen" (Suhm), „von Philosophie, von Wissenschaft und Kunst, kurz von allem, was der Geschmack gebildeter Leute in sich schließt [1]."

Und dann an einen anderen etwa zwei Wochen später:

Rheinsberg, 10. Oktober 1739 (an Voltaire). „Wir haben Mylord Baltimore und Algarotti hier gehabt, die sich auf dem Rückweg nach England befinden. Dieser Mylord ist ein sehr verständiger Mann, der viel weiß und mit Ihnen denkt, daß Kenntnisse den Adel nicht herabsetzen, noch hohen Rang erniedrigen. Ich bewunderte das Genie dieses Engländers, wie man ein schönes Gesicht durch einen Schleier bewundert. Er spricht sehr schlecht Französisch, doch hört man ihm gern zu, und das Englische spricht er so schnell aus, daß es unmöglich ist, ihm zu folgen. Er nennt einen Russen ‚ein mechanisches Tier'. Er sagt, ‚Petersburg sei das Auge, mit dem Rußland nach zivilisierten Ländern blicke; beraubte man es dieses Auges, so würde es wieder in die Barbarei versinken, aus der es sich kaum erhoben hat [2].' — — Der junge Algarotti, den Sie kennen, gefiel mir über die Maßen. Er versprach, daß er" — doch, versprechen oder nicht, Baltimore ist gegenwärtig die Hauptfigur.

Augenscheinlich eine originelle Art Figur für uns, cet Anglais. Und in der Tat ist bereits eine gereimte Epistel an Baltimore fertig: Epître sur la Liberté (eine Abschrift geht in demselben Brief an Voltaire), die gleichfalls vom 10. Oktober datiert ist. Sie fängt an:

„L'esprit libre, Mylord, qui règne en Angleterre" —

und obgleich sie voll schöner aufrichtiger Sentiments über Menschenwürde, papistischen Aberglauben, Newton, Locke und anzustrebenden Kulturfortschritt in Preußen ist, würde sie doch kein Leser heutzutage ertragen können.

Was Baltimore in Beantwortung der Epître sagte, ist uns nicht bekannt, vermutlich nicht viel. Offenbar hat er Friedrich niemals wieder gesehen oder gesprochen. Drei Wochen später schreibt Friedrich in einem Briefe an Algarotti: „Ich bitte Sie, meine freundschaftlichen Grüße an Mylord Baltimore zu bestellen, dessen Charakter und Denkungsart ich wahrhaft schätze. Ich hoffe, er wird nun meine Epître über die englische Gedankenfreiheit erhalten haben [3]." Und somit geht Baltimore seiner Wege, hinfort schweigend in der Geschichte — obwohl sich Friedrich seiner bis in späte Zeiten als einer Art typischer Figur erinnert zu haben scheint, wenn ihm England in den Sinn kam.

[1] Oeuvres de Frédéric XVI. 378.
[2] Oeuvres de Frédéric XXI. 326, 327.
[3] 29. Oktober 1739, an Algarotti in London (das. XVIII. 5).

Was Bielfeld in und um Rheinsberg sah.

Unmittelbar nach diesen feinen Besuchern kamen auf Einladung ein paar von den Korns-Hotel-Leuten, maurerische Freunde, deren einer Bielfeld war, dessen zierliche Anrede und gutes Benehmen den Prinzen bei jenem Anlaß günstig für ihn einnahmen. „Baron von Oberg" war der andere, ein hannoverscher Baron: derselbe, der in den Krieg ging und zwanzig Jahre später ein „General von Oberg" war? Derselbe oder ein anderer, es geht uns wenig an. Auch der Besuch interessiert uns wenig oder gar nicht, außer daß Bielfeld, da er von schreibseliger Natur ist, als Augenzeuge davon berichtet haben will. Eine ehrliche Aufzeichnung dessen, was ein menschliches Wesen in Rheinsberg und in der Berliner Umgegend zu jenem Zeitpunkt wirklich sah, hätte für die Menschheit Wert gehabt, aber Bielfeld hat die fingierte Form angenommen und so ziemlich für uns verdorben, was an eigentlicher Aufzeichnung dabei ist. Übertreibung, Gestikulation, phantastische Ungewißheit quälen den Leser und vergönnen ihm nur dort die Freude, zu glauben, wo noch ein anderes Zeugnis neben dem Bielfelds vorliegt.

In Berlin fielen Bielfeld die schönen schnurgeraden Straßen, Lindenalleen, auf; Brücken, Statuen sehr schön, großartige Esplanaden, dazu Militärexerzitien und Paraden, wie sie noch nicht dagewesen waren. Er ward auch viel zu Tische gebeten, findet Gefallen an diesem und jenem (alles mit vorsichtigen *** angedeutet) — findet besonders viel Gefallen an Truchseß von Waldburg und seiner wunderlichen Junggesellenwirtschaft und der Art, wie er unter seinen Mitgeschöpfen diniert und plaudert oder studierend unter seinen militärischen Büchern und Papierhaufen sitzt. Aber es ist alles ein lockeres, fernes Skizzieren im Stile Anacharsis des Jüngeren und läßt keinen nachhaltigen Eindruck zurück.

Nach Rheinsberg, der Stadt und dem Schlosse, kommend, passiert er die Esplanade, den Graben, sieht, was uns bekannt ist, das schöne viereckige Schloß zwischen seinen Waldungen und Gewässern — und fast nichts, das uns nicht bereits bekannt ist; höchstens die Weise, wie die Brücke über den Graben erleuchtet wird, ist uns neu: „Die Brücke", sagt er, „ist mit sieben Statuen versehen, die die sieben Planeten vorstellen, jede mit einer Glaslaterne in der Form eines Globus in der Hand" — was sich bei Nacht hübsch ausnimmt. Das Haus ist nun vollendet, Knobelsdorff seines Erfolges froh, Pesne und andere mit den letzten Pinselstrichen an einigen sublimen Deckengemälden beschäftigt. Über dem Tor am Eingang ist die Inschrift: Frederico Tranquillitatem Colenti (Friedrichs stiller Ruhe geweiht). Die Gärten, Spazierwege, Einsiedeleien, Grotten sind sehr geräumig und schön aber noch nicht ganz vollendet — werden es vielleicht nie werden. Ein Bacchustempel, irgendwo in den labyrinthischen Gehölzen, ist eben in Arbeit: „zwölf Satyrn in Riesengröße als Karyatiden, gekrönt mit

einer umgekehrten Punschschale, die die Kuppel bildet"; es ist des erfinderischen Knobelsdorff sinnige Idee. Knobelsdorff ist von ernstem Aussehen; ernst, jedoch wohlwollend und voll ehrlichen Scharfsinns, das echte Bild gesunden Verstandes, meint Bielfeld. Monsieur Jordan ist wohlgestaltet, wenngleich von kleiner Statur; angenehmer Gesichtsausdruck, Augen sehr lebendig, dunkle Gesichtsfarbe; die starken Brauen und der Bart sind schwarz[1].

Oder hat der Leser etwa von „Monsieur Fredersdorf" gehört, der zu dieser Zeit erster Kammerdiener ist? Fredersdorf wird in kommenden Jahren sozusagen Privatkassierer, Hausfreund und häusliches Faktotum werden und eine Hauptrolle spielen. „Ein großer, wohlgebildeter Mann", viel „stiller Verstand, Feinheit, Gewandtheit, ein überaus geschickter Mensch", meint Bielfeld (jetzt oder zwanzig Jahr nachher), dem wir glauben können[2]. Er war ein Geschenk vom General Schwerin, dieser Fredersdorf: vormals ein gemeiner Soldat in Schwerins Regiment in Frankfurt an der Oder — auch ein vortrefflicher Flötenbläser unter anderem. Schwerin, der sich auf Menschen verstand, schickte ihn Friedrich in der Küstriner Zeit, in der Hoffnung, daß er auf der Flöte und sonst noch zusagen würde, was in hohem Grade der Fall wurde. Bielfelds Bericht sieht, das müssen wir aufrichtig gestehen, wie ein späteres Denkprodukt aus, aber der Leser kann immerhin davon profitieren.

Was den Kronprinzen und die Prinzessin anlangt, so reichen Worte nicht aus, ihre huldreichen Vollkommenheiten, ihr artiges leutseliges Wesen, ihre unbefangene Einfachheit auszudrücken — Bielfelds Worte geben uns allerdings einen angenehmen schattenhaften Begriff von der Kronprinzessin:

„Edel und hochgewachsen, Hals, Hände und Füße könnten einem Maler zum Muster dienen; Hautfarbe von feinster Art, Züge desgleichen, Nase freilich etwas klein und spitzig, aber in ihrer Art vortrefflich; Haar von schönster Flachsfarbe, glänzend wie eine Flut von Sonnenstrahlen, wenn der Puder weg ist. Eine menschliche, naive Prinzessin; selbst kleine Nachlässigkeiten der Toilette oder dergleichen, wenn sie wirklich einmal vorkommen, stehen ihr gut, so natürlich sind sie. Spricht wenig, aber immer sinnig, auf eine schlichte, heitere und verständige Weise. Tanzt wunderschön; ihr Herz (sagt mir ihr Kammermädchen) ist himmlisch — und ‚es gibt vielleicht keine lebende Fürstin, die schönere Diamanten besitzt.'

Von der Kronprinzessin ist ein wie auf Spinnwebe gezeichneter angenehmer Schatten obigen Inhalts da. Aber von dem Kronprinzen läßt sich aus dem, was Bielfeld sagt, nicht das mindeste denkbare Bild machen — es ist bloße Spinnwebe, auf die sorgfältig ein Nichts gemalt ist. Aber auch die Porträts der übrigen ziehen nicht durch Ähnlichkeit an. Hier ist Oberst Keyserlingk z. B., der witzige, in Friedrichs Kreis genugsam berühmte Kurländer, der nach Cirey gesandt wurde und sonst allerhand leistete: er „kommt stürmend herein wie Boreas im Ballett", Jagdflinte an der Schulter und „im Schlafrock", was noch wunderlicher ist; reißt Bielfeld, den er eben zum erstenmal gesehen hat, mit sich fort auf sein Zimmer, damit er ihm Gesellschaft

[1] Bielfeld (abgekürzt) I. 45.
[2] Das. S. 49.

leiste, während er selbst sich ankleidet, und hier, mit Kapriolen und Luftsprüngen, wenn nicht gar mit Burzelbäumen zur Begleitung, „plaudert er von Pferden, Mathematik, Malerei, Architektur, Literatur und Kriegskunst“. Dieser Herr war früher einmal Oberst in Friedrich Wilhelms Armee, ist nun ein Vierziger und hat manches Leiden durchgemacht; wir hoffen, das Bielfeldsche Porträt von ihm ist nicht getroffen — sonst würden wir uns allerdings glücklich schätzen, daß wir niemals die Ehre seiner Bekanntschaft gehabt haben. Überhaupt ist der kronprinzliche Haushalt im allgemeinen, wie Bielfeld ihn mit lobrednerischen Schnörkeln malt, nicht anziehend oder ergiebig für den modernen Beschauer, was ohne Zweifel teilweise die Schuld des Malers ist. Er gibt Details über die Art und Weise, wie sie dinieren, Kaffee trinken, Konzerte geben — und beschreibt einmal ein gelegentlich von dem Prinzen mit Absicht angestiftetes Trinkgelage, das vermutlich großenteils erdichtet, wenngleich nicht schlecht gemacht ist. Wenn man aus diesen erdichteten Skizzen das Glaubliche und Tatsächliche strenge heraussichtet, bleibt nicht viel übrig; aber das wenige, was sie übriglassen, ist von günstiger und angenehmer Natur.

Bielfeld machte auch privatim einen Besuch in Potsdam: sah die Riesen exerzieren und machte dort Bekanntschaft mit gewichtigen Hauptleuten dieses Regiments (sämtlich mit *** angedeutet). Unter den *** erkennen wir leicht Hauptmann Wartensleben (von der Korns-Hotel-Operation) und Winterfeldt, einen noch gewichtigeren Hauptmann, den wir vor kurzem erst mit Seiner Majestät an einem Scheunentor in Pommern kalte Pastete zu Mittag essen sahen. Von den Riesen oder ihrem Leben in Potsdam ist Bielfelds Wort nicht hörenswert — unterdrückenswert vielmehr — da seine Kenntnis davon so gering und auf so phantastische Weise zur Schau getragen ist. Folgenden flüchtigen Anblick hatte er von Seiner Majestät eigener Person, was etwas wert für uns ist — da augenscheinlich eine Tatsache zugrunde liegt. „Nach der Kirchenparade“ an einem Herbstsonntag nachmittags (Tag ungewiß, da Bielfelds Datum erdichtet und sogar unmöglich ist) fuhr der König hinaus nach Wusterhausen, „wo es ungemein viel Wildbret gibt“, und Bielfeld erblickte ihn:

„Ich sah Seine Majestät also nur im Vorbeigehen. Dem Porträt nach muß er in seiner Jugend ein gefälliges Äußere gehabt haben; doch ist auch nicht eine Spur davon geblieben. Seine Augen sind zwar schön, aber sein Anblick ist fürchterlich; die Farbe seines Gesichts schattiert in Rot, Blau, Gelb und Grün“ — keine liebliche Gesichtsfarbe; „der dicke Kopf steckt tief in den Schultern; die ganze Figur ist kurz und gedrängt [1].“

Geht also an jenem Nachmittag, „Oktober 1739“, nach Wusterhausen hinaus. Wie niedergedrückt Se. Majestät ist, so traurig ausgebaucht und entstellt von der Wucht der Zeit und ihres Druckes: auch seine Gedanken sind vermutlich von schwerbeladener dunkler Natur! Der alte pfälzische Streit ist ihm schief gegangen, die Pfalz und so manches andere in der Welt — die Welt überhaupt geht wahrscheinlich bald zu Ende für ihn; ihre letzten Schatten breiten sich düster, großartig und traurig über ihn aus! —

Der türkische Krieg endigt, der spanische Krieg beginnt. Eine Hochzeit in Petersburg.

Die neueste in Potsdam eingetroffene Neuigkeit in diesen Tagen besagt: der Kaiser hat seinen unheilvollen Türkenkrieg beendigt; war gezwungen, ihn zu endigen, da plötzlicher Zusammensturz und zuletzt gleichsam panischer Schrecken über seine unglücklichen Generäle dort hereinbrach. Herzog Franz war heißbegierig, aus dem Dinge herauszukommen, ebenso

[1] Bielfeld S. 35.

General Neipperg und andere; und nun, am 2. September 1739, sind sie, wie Leute, die aus einem brennenden Hause springen, da herausgekommen. Der Türke erhält sogar Belgrad, großer Gebiete weiter östlich nicht zu gedenken, und er bekommt Belgrad, ohne einen Schuß zu feuern. Ja, der Türke ließ sich kaum abhalten, den kaiserlichen Botschafter (einen General Neipperg, Herzog Franzens alten Hofmeister und Hauptvertrauten, von dem wir an anderer Stelle mehr hören werden), dessen Paß bei dieser Gelegenheit nicht ganz in Ordnung war, zu hängen! — Niemals hat es einen schimpflicheren Frieden gegeben, aber auch niemals schlechtere Kriegführung, die planlos und unbeständig war, auf jedem Schritt in nichts zusammensinkend — was nicht besser wird durch Einsperrungen in Grätz und noch härtere Behandlungen von Einzelpersonen. „Hat denn alles Glück mich verlassen, seit Eugen starb?“ sagte der Kaiser und griff hastig nach diesem türkischen Frieden, froh, ihn durch französische Vermittelung und unter jeder Bedingung zu erlangen.

Ist dieser Kaiser nicht jämmerlich um seine entlegenen Besitzungen gekommen? Neapel ist fort: der spanische Bourbon sitzt in unserem Neapel; recht wenig hat man uns in Italien gelassen. Und nun hat uns sogar der Türke kleingeschlagen; zupft übermütig an unserer kaiserlichen Nase — droht unseren Neipperg aufzuhängen und dergleichen. Wenn nicht Anna von Rußland wäre, deren gewaltige Peitsche schwer auf diesen Türken fällt, so könnte er fast wieder nach Wien gelangen, so ohnmächtig sind wir! Ein bemitleidenswerter Kaiser — den Friedrich Wilhelm, wie wir sehen, auch ehrlich bemitleidet. Ein Kaiser, der in den letzten Jahren sehr heruntergekommen, sehr beschimpft worden ist, der so lange diplomatisierend und Kriege führend ein gewaltiges Lebensspiel gespielt hat und nun außer dem Schatten der pragmatischen Sanktion nichts hat, womit er sich zur Ruhe begeben kann.

Die Russen protestierten verwundert gegen solch einen türkischen Frieden kaiserlicherseits. Aber da war nicht zu helfen. Ein Bundesgenosse ist fort, der Kaiser hat diesen westlichen Zipfel des Türken fahren lassen, und „Thamas Kouli Khan“ (auch Nadir Schah genannt, berühmter orientalischer Schläger und Schlächter jener Zeit) steht nicht länger auf dem östlichen Zipfel, sondern ist, wie es scheint, „in Indien eingedrungen“. Die Russen — denen auch das Geld ausgeht — schließen „etwa einen Monat später“ selber Frieden, indem sie Asow und fast all ihre Eroberungen zurückgeben und den Ruin des Türken bis auf eine passendere Zeit verschieben.

Der Krieg im Osten ist also vorüber; aber ein anderer im Westen, England gegen Spanien (Spanien, dem Frankreich hilft), ist im Beginnen. Der Leser erinnert sich doch, wie vergangenes Frühjahr Jenkins' Ohr lärmend wieder auftauchte? Hier folgen, durch Sylvanus Urban selber[1], zwei unmittelbare Einblicke ein Jahr später, die uns zeigen, was seitdem in der Sache vorgegangen ist:

[1] Pseudonym des Redakteurs der Monatsschrift Gentleman's Magazine.
D. Übers.

„London, 19. Februar 1739. Die Munizipalität" — die eben „den Grundstein zum neuen Stadthaus legt" (das nun in unserer Zeit sehr schwarz aussieht) und andere Dinge tut, die uns wenig angehen — „gab heute nacht einen Maskenball in der Gildhalle. Es ging sehr glänzend her: aber unter den vielen spaßhaften und launigen Charaktermasken erregte am meisten Aufmerksamkeit ein Spanier, der sich ‚Ritter vom Ohre' nannte; als Wahrzeichen dieses Ordens trug er auf der Brust die Form eines Sterns, dessen Spitzen in Blut gefärbt waren und in dessen Mitte ein Ohr gemalt war mit dem Wort JENKINS in großen Lettern als Umschrift. Über seiner Schulter hing, anstatt des Bandes, ein großer Strick, den er verschiedenen als englische Seeleute gekleideten Personen vorhielt, die sehr vor ihm zu erschrecken schienen, auf die Knie fielen und sich die Taschen von ihm durchwühlen ließen; war dies geschehen, so entließ er sie trotzig mit Strickschlägen. Mehrere von den Seeleuten hatten ein blutiges Ohr von ihren Köpfen herabhängen, und an ihren Hüten las man die Worte: Ohr für Ohr, an anderen: Keine Durchsuchung oder kein Handel, und dergleichen Sprüche mehr[1]." Die Feuersbrunst dauert also augenscheinlich an und wird sich schwerlich durch ministerielle Geschicklichkeit wieder dämpfen lassen! —

London, 19. März 1739. Gewaltige Debatte im Parlamente über die ‚spanische Konvention', Übereinkunft zur Abhilfe, die man kürzlich von Spanien erlangt hat: Soll man die Übereinkunft billigen oder nicht billigen? „Hundert Mitglieder waren heute früh schon vor sieben im Hause der Gemeinen, und vierhundert hatten ihre Sitze um zehn Uhr eingenommen, was eine unerhörte Sache ist. Der Prinz von Wales" Fred in eigener Person, „war bis nachts zwölf auf der Zuhörergalerie und ließ sich sein Mittagessen schicken. Sir Robert Walpole erhob sich: ‚Herr Sprecher! Sir, die unendliche Mühe, die man es sich hat kosten lassen, um Leute aus allen Ständen und Rängen in der Nation aufzuwiegeln — Aber es sei mir erlaubt'" — ehrenwerten Herren einen kalten Umschlag aufzulegen. Was er wirklich mit Geschicklichkeit und Verstand tut. Frankreich und die übrigen seien so stark, behauptet er, England so unvorbereitet, der Kaiser in einer so üblen Lage, ‚Krieg wahrscheinlich wegen des pfälzischen Disputs' (unseres Freundes Friedrich Wilhelm): ‚Wo soll England Bundesgenossen hernehmen?' — und ähnliches stundenlang. Ein ganz vernünftiger kalter Umschlag, der aber keine Wirkung tat."

Denn „William Pitts" (so schreiben sie den Namen des künftigen großen Chatham) war beredt auf der andern Seite: „Verzweifelnde Kaufleute", „Stimme Englands", und so fort. Und alle Welt war in entflammtem Zustande. Und Mister Pulteney[2] rief aus: Pfalz? Bundesgenossen? „Wir bedürfen keiner Bundesgenossen; die Leidensgeschichte des Herrn Kapitän Jenkins wird allerorten Freiwillige für uns erwecken"! Und in Summa — nach weiteren acht Monaten des Feilschens und Auflegens kalter Umschläge mußte Walpole im Namen Englands Spanien den Krieg erklären[3], da sich die öffentliche Stimmung in dieser Sache nicht dämpfen

[1] Gentleman's Magazine, Jahrgang 1739, S. 103. — unsere Daten, wie immer, sind N. S.

[2] William Pulteney, später Earl of Bath, ein einflußreiches Mitglied der Whigpartei; zuerst ein eifriger Anhänger, dann einer der gefährlichsten Gegner des Ministers Walpole. — In einer früheren Periode „hatte er sich stark an einem sehr unprofitablen und gewagten Darlehen beteiligt, das damals die Whigpartei insgeheim für den Kaiser besorgte, um diesen zu ermuntern, daß er dem Toryministerium seine Mitwirkung für den Abschluß des Utrechter Friedens versage." D. Übers.

[3] 3. November (23. Oktober) 1739.

lassen wollte. Krieg, und nicht eher Frieden zu schließen, „bis unser unzweifelhaftes Recht" auf die Befahrung der Ozeane dieses Planeten der spanischen Majestät nachhaltig klar geworden ist.

Das war die Wirkung eines aus bärischer Pietät oder sonstigen Gefühlen in Baumwolle aufbewahrten kleinen Ohres. Ist nicht Jenkins' Ohr ganz gehörig wieder aufgetaucht? Es hat einen Krieg angezündet und ist dazu angetan, andere Kriege anzuzünden und die ganze Welt in Brand zu stecken — wie sich in der Folge nur zu sehr herausstellen wird! Das Ohr des Jenkins ist ein absonderliches Ding; hätte zu einem Gestirn erhoben werden können wie das Haar der Berenike und andere kleine Tatsachen, die mythisch geworden sind, wäre das englische Volk von poetischem Naturell gewesen! Doch vorläufig genug davon. —

Diesen Sommer heiratete in Petersburg Anton Ulrich seine erlauchte mecklenburgische Prinzessin, Erbin aller Reußen: „14. Juli 1739" — drei Monate vor jener Fahrt nach Wusterhausen, die wir kürzlich sahen. Der kleine Anton Ulrich, Nachgeborener von Braunschweig, Friedrichs Schwager — ein auffallend kleines Männlein im Vergleich mit solch riesigem Schicksal, denkt Friedrich, wiewohl der Fall nicht ohne Beispiel sei[1]!

„Anton Ulrich ist nun fünfundzwanzig", sagt eines meiner Notizbücher: „ein junger Herr von schmächtiger Statur, hervorragendem Mute in der Schlacht, aber etwas blöde und schüchtern, der in der Petersburger Gesellschaft seine Not gehabt hat, bis der Triumph kam — und der noch ferner seine Not haben wird. Folgendes sind die Stadien von Anton Ulrichs Glückseligkeit:

Winter 1732—1733. Man ließ ihn nach Petersburg kommen (wo seine erlauchte Tante, die deutsche Kaiserin, und Kaiser Karls Diplomaten die Anregung dazu gegeben hatten), in der Absicht, daß er sich um die Neigung der oftgenannten jungen mecklenburgischen Prinzessin, Erbin aller Reußen, bewerben möge. Februar 1733 kam er zu diesem Zwecke an — findet durchaus keinen Beifall bei der mecklenburgischen Prinzessin, bei der Zarin Anna oder bei sonst irgend jemandem dort: was soll man mit einem so unbehaglichen kleinen Geschöpf anfangen? Man gibt ihm eine Oberstenstelle bei den Kürassieren: ‚Exerziere da und ertrage!'

Frühling 1737. Viel ertragend, emsig exerzierend seit vier Jahren, zieht er dieses Jahr in den Türkenkrieg unter Münnich — gefällt Münnich sehr bei Otschakow und anderswo; Münnich berichtet im Kriegsministerium große Dinge von ihm. Und so — da die erlauchten Wiener, mit denen man in diesem Türkenhandel in Kompagnie ist, sich nun aufs neue regen — ermutigt man den kleinen Ulrich, vorzugehen. Er geht vor, hält förmlich um seine mecklenburgische Prinzessin an und

14. Juli 1739 heiratet er sie — das glücklichste Männlein in ganz Rußland und ein Mensch mit dem riesigsten Schicksal, wenn es gut geht. Das Jahr darauf stellte sich auch ein Sohn und Erbe ein, den sie seinem russischen Urgroßvater zu Ehren Iwan nannten. Sollen wir die weiteren Glückseligkeiten Anton Ulrichs hier beifügen oder eine andere Gelegenheit dazu abwarten?"

Wollen lieber damit warten. Dies ist alles und mehr als alles, was Seine preußische Majestät, an jenem Nachmittag nach Wusterhausen hinausfahrend, davon zu wissen bekam oder zu wissen brauchte! —

[1] Ein Brief von ihm an Suhm, wo von Franz von Lothringen und diesem Anton Ulrich die Rede ist.

Achtes Kapitel / Tod Friedrich Wilhelms

In Wusterhausen gibt es diesen Herbst Wild wie gewöhnlich, aber wenig oder kein Jagdvergnügen für den König. Er muß größtenteils düster das Zimmer hüten, dem Rascheln der fallenden Blätter, dem herankommenden trüben Winter mit seinem Wind und Regenwetter zuhören. Die Freuden des Weidwerks nahen sich ihm nur als ein Gerücht von außen: für ihn gibt es kein lustiges Sauhetzen, Hirschjagen mehr — das ist wie anderes vorüber.

Anfang November kam er nach Berlin; dort ging es ihm zunächst schlechter und dann wieder besser — er versuchte, aber auf eine matte gelähmte Weise, den Karneval mitzumachen, wie er es gewohnt war. Eines Abends fuhr er zu einer Assemblee bei dem General Schulenburg: er kam fröstelnd, schauernd nach Hause; man konnte ihn die ganze Nacht über nicht erwärmen. Es war die letzte Assemblee, die Friedrich Wilhelm je besucht hat [1]. Generalleutnant Schulenburg, derselbe, der als Präsident des Kriegsgerichts den jungen Friedrich zum Tode verurteilte und nachher die drei Briefe über ihn schrieb, in die wir einmal einblickten, illuminiert sich auf diese Weise in der Berliner Gesellschaft — Karnevalszeit 1740, Wetter bitterkalt. Hopfenstange Schulenburg, die magere Tante, Exmätresse Georgs I., drüben in London, ist nun tot, wenn ich mich nicht irre. Lebt sie noch, ist mirs auch recht! Zum zehnten Male läßt mich mein Gedächtnis im Stich bei dem menschlich Unerinnerungswürdigen, das freilich selbst Bedientenseelen vielleicht vergessen sollten, und ich will es auf sich beruhen lassen. Der tapfere Generalleutnant wird noch ein-, höchstens zweimal vor uns erscheinen und dann nimmer wieder. Er gab die letzte Assemblee, der Friedrich Wilhelm beiwohnte.

Der arme Friedrich Wilhelm ist in Wahrheit sehr krank; wirft sich den ganzen Tag auf dem Bette und außer dem Bette herum — in langweiliger Abwechslung zwischen Bett und Rollstuhl — leidet sehr arg; und in diplomatischen Kreisen trägt man sich wieder mit schlimmen Gerüchten. Von dieser Erkältung bei Schulenburg an taten die Arzneimittel keine Wirkung mehr, sagt Pöllnitz: wenn er sich etwas erholte, war es die Wirkung der

[1] Pöllnitz (II. 538), der kein Datum angibt.

Natur und nur vorübergehend. Er verrichtet täglich mit Pünktlichkeit seine Amtsgeschäfte; vielleicht sind dies die besten zwei Stunden, die er in den vierundzwanzig hat, denn die Zeit liegt schwer auf ihm. Seine alten Generäle sitzen um sein Bett herum, plaudernd, rauchend, wie es vor fünf Jahren war; sein Fiechen und seine Kinder sind viel um ihn, aus und ein gehend: die schwerbeladenen, langwierigen Stunden rollen ab, wie sie können. In der Regel ist eine Art beständiges Tabakskollegium, und der alte Flans, Camas, Hacke, Pöllnitz, Derschau und die übrigen sind abwechselnd allezeit anwesend; der königliche Patient darf nicht allein bleiben, nicht ohne Gesichter, die er gern hat: andere Generäle hinwiederum, schätzbar in ihrer Art, haben eine Physiognomie, die dem Patienten widerwärtig ist, und müssen sich hüten, hereinzukommen — „bei ihrem Anblick wird jeder Schmerz schmerzhafter"! — denn der arme König ist von poetischem Temperament, wie wir des öfteren gesagt haben. Die Freunde werden aufgemuntert, zu rauchen, insbesondere aber die Unterhaltung im Gange zu erhalten: wenn er zuweilen einschläft und sie hören auf zu plaudern, wacht er durch das Stillschweigen wieder auf.

Am schlimmsten ist er nachts daran, sein Schlaf ist schlecht: und neben seinen harten körperlichen Leiden fällt die Langeweile schwer auf ein so rastloses Gemüt. Er kann malen, kann schnitzeln, meißeln: er hat einen Tisch quer über seinem Bett, mit Schreinerwerkzeug, Leimtiegeln, wo er seine kleinen Tischlerarbeiten verfertigt: das Gespräch muß dabei immer fortgeführt werden — oft in der Nacht hört man sein Klopfen unten auf dem Schloßplatz[1], und Berliner Bürgersleute stehen still und horchen auf, mit mancherlei Gedanken mitfühlenden oder unbestimmten Charakters: „Hm, wehe, Ihro Majestät: ach Gott, der blasse Tod klopft mit unparteiischer Hand an die Hütten der Armen und die Paläste der Könige!" — Der hochwürdige Propst Roloff, ein frommer biederer Mann und Prediger, hat wohl bereits schon dann und wann geistlichen Rat erteilt; spätere Unterredungen mit Roloff sind uns ausdrücklich aufbehalten, denn von Zeit zu Zeit drängt sich dem König der Gedanke auf, daß er es mit dem Tod zu tun habe.

Die Königin und die Kinder, bisher zumeist Hoffnung, wenngleich auch Furcht hegend, leben in großer Unruhe und Erregung. Der Kronprinz kommt oft von Rheinsberg herüber; er darf nicht zu oft kommen oder sich auch nur zu viel erkundigen: seine liebevolle Sorglichkeit könnte für eine Sorglichkeit von anderer Art aufgenommen werden! Es ist sicher, daß es ihn nicht drängt, König zu werden, den Aufenthalt der Musen zu verlassen und das Königsgeschäft zu beginnen; sicher ist auch, daß er seinen Vater liebt, vor dem Gedanken, *ihn* zu verlieren, schaudert. Und doch drängen sich auch wieder Spuren entgegengesetzter Gedanken ein, die das kindliche Herz mit einer Art Grauen zurückstößt, „hinab, ihr ruchlosen Gedanken"! — Im ganzen, bemerken wir, weiß er die Krisis sich fernzuhalten, nährt

[1] Pöllnitz II. 539.

den Glauben, daß wirkliche Gefahr noch ferne sei. Sein Benehmen, soweit aus seinen Briefen und anderem Zeugnis hervorgeht, ist liebenswürdig, gescheit, natürlich, durchaus das eines menschlich fühlenden Sohnes unter so schwierigen Umständen. Der arme Papa ist schwer beladen: helfen wir ihm seine Lasten tragen — hoffen wir, daß die Krisis noch in weiter Ferne ist! —

Einmal an einem günstigen Abend, vermutlich im Anfang des April, als ihm war, als ginge es ihm besser, entschloß sich Friedrich Wilhelm, sich anzukleiden und wieder einmal ein förmliches Tabaksparlament zu halten. Blicken wir durch Pöllnitzens Augen, der mit dabei war, hinein in das letzte Tabaksparlament:

„Eine zahlreiche Gesellschaft: Schwerin, Hacke, Derschau, sämtliche Chefs und Kommandeurs der Berliner Garnison sind anwesend; der alte Kreis ist vollständig — gesellige menschliche Unterhaltung wieder einmal und brennende Pfeifen, wie es dem Könige angenehm ist. Er raucht zwar diesmal nicht selber, nimmt aber lebhaften Anteil an der Unterhaltung und zeigt viel gute Laune. Auf einmal tritt der Kronprinz herein, direkt von Rheinsberg[1]: ein unerwartetes Vergnügen. Bei seinem Anblick steht der ganze Raucherkreis in der Überraschung auf und macht ihm eine Verbeugung. Das Gesetz des Tabakskollegiums will, daß man vor niemandem aufstehe; und man ist aufgestanden. Was das kranke Herz seltsam schmerzhaft berührte. ‚Hm, die aufgehende Sonne?' denkt er; ‚man übertritt das Gesetz für die aufgehende Sonne. Aber ich werde euch zeigen, daß ich noch lebe!' und zornig ruft er seine Bedienten und läßt sich hinausrollen, ohne auf Beteuerungen und Entschuldigungen zu achten.

Hacke mußte ihm folgen; aber er kehrte augenblicklich zurück mit des Königs Befehl: Wir sollen alle das Schloß verlassen und nicht wieder darin erscheinen! Feierliche, ehrerbietigste Botschaft an Se. Majestät war weniger als fruchtlos; sie mußten, so abgefertigt, ihrer Wege gehen, und als am folgenden Tage Pöllnitz, wie gewöhnlich, in das Zimmer des Königs gehen wollte, zupfte ihn ein Gendarm am Rocke: ‚Kein Zutritt!' Und es dauerte Tage, ehe die Sache, unter ernsten Beteuerungen einerseits und schauderhaften Verweisen andererseits, wieder ins Gleichgewicht kam[2]." Man denke sich den Kronprinzen, denke sich die arme kranke Majestät und stelle sich vor, was für eine Zeit man dort hatte!

Mit dem eintretenden Frühlingswetter schien er wieder aufzuleben; gegen Ende des April ließ er sich nach Potsdam bringen, jedermann glaubte ihn in der Besserung begriffen, und das Publikum hielt die Krisis der Krankheit für vorüber. Er selber wußte es anders. Es war am 27. des Monats, als er abreiste; er sagte: „Lebe wohl, Berlin, in Potsdam will ich sterben!" Die Maiblumen kamen spät, das Wetter war veränderlich, unfreundlich für den Kranken: dieser Winter 1740 war ein unerhört strenger gewesen, er erstreckte sich bis in den Sommer hinein und erzeugte viel Not von allerlei Art — wovon die Überlieferung überall noch zu erzählen weiß. Friedrich Wilhelm hörte Klagen über Mangel unter dem Volke, Mahnungen, seine Kornmagazine (die er allezeit gegen Unfälle dieser Art auf-

[1] 12. April 1740? (Oeuvres XXVII. 1. partie S. 29) Pöllnitz gibt kein Datum an.
[2] Pöllnitz (abgekürzt) II. 540.

gespeichert hat) zu öffnen, aber noch zauderte er und verweigerte es, da er sich nicht selbst danach umtun konnte und Betrug fürchtete.

Im übrigen kämpft er zwischen Tod und Leben, im allgemeinen davon überzeugt, daß das Ende rasch herannahe. Er läßt den Oberprediger Roloff nach Potsdam kommen, hat einige merkwürdige Unterredungen mit Roloff und mit zwei Potsdamer Geistlichen, von denen wir Berichte besitzen. In ihnen wie in seinem ganzen Tun und Lassen zu dieser gewichtigen Zeit tritt die mächtige derbe Mannesnatur sehr lebendig zutage; er ist stark in seiner Einfalt, in seiner Wahrhaftigkeit. Friedrich Wilhelms Wunsch ist, von Roloff zu erfahren, was er in der andern Welt für Aussichten habe — denn diese andere Welt ist für Friedrich Wilhelm nicht weniger gewiß als Potsdam und die Riesengrenadiere, und es ist ihm klarer als je zuvor, daß er dort seine Königswürde ablegen und nicht besser als ein nackter Bettler vor dem Allmächtigen dastehen wird. Roloffs Voraussage ist nicht so ermutigend, als der König erhofft hatte. Hat doch wahrlich dieser König „niemals fremdes Gut weggenommen oder danach gelüstet; ist seinem Ehegelöbnis treu geblieben trotz schrecklicher Beispiele allenthalben; hat an die Bibel geglaubt, Prediger geehrt, die Kirche fleißig besucht und zu beobachten gestrebt, was er als Gottes Befehle erkannte?" Roloff, ein unerschrockener frommer Mann, beantwortete alles dies mit besonnenen Worten und Kopfschütteln. „Habe ich denn gefehlt, habe ich je Ungerechtigkeit geübt?" Roloff erwähnt des Herrn von Schlubhut, des untreuen Beamten, der in Königsberg ohne Urteil gehängt worden ist. „Ohne Urteil wohl, aber war etwa ein Zweifel da, daß ihm nicht recht geschehen? Ein öffentlicher Dieb, der eingesteht, die Steuern, die er zu verwalten hatte, gestohlen zu haben, und sich übermütig erbietet — als wäre das alles — das Geld zu erstatten, und der da sagt, es sei nicht Manier, einen Edelmann zu hängen!" Roloff schüttelt den Kopf: Zu gewalttätig, Ew. Majestät, und nach Tyrannei schmeckend. Der arme König muß Reue zeigen.

„Nun — weiß Er noch etwas? Heraus damit, besser jetzt als zu spät!" — Viel Bedrückung, Bauzwang in Berlin — „Bedrückung? war es nicht wie zu ihrem Vorteil, so zum Vorteil Berlins und des Landes? Ich hatte sonst kein Interesse dabei. Derschau, wie ist es damit?" und Se. Majestät wendete sich zu Derschau. Denn all die rauchenden Generäle und andere sind noch immer anwesend, und Se. Majestät will auch nicht einwilligen, sie zu entlassen und mit Roloff allein zu sein: „Was ist da zu verbergen? Es sind lauter ehrliche Leute, sie können hier bleiben." Derschau, dessen Gewalttätigkeiten bei dem Bauwesen sogar uns nicht unbekannt sind, antwortet mit eherner Stirn: es sei alles richtig und in Ordnung, nichts Ungerades in seinen Bauoperationen. Roloff schüttelt den Kopf dazu: „Eine offenkundige Sache, Herr General." — Der Herr General, mit noch ehernerer Stirn, erbietet sich, alles zu beweisen; Roloff schüttelt noch immer strenge den Kopf. Hm! — Und da ist sodann das Vergeben der Feinde;

Ew. Majestät ist gehalten, allen Menschen zu vergeben; wie könnten Sie sonst Vergebung verlangen? „Nun ja, ich will vergeben, ich vergebe; Fiechen, hörst du, schreib es deinem Bruder (dem unversöhnlichsten aller Wesen), sobald ich tot bin, daß ich ihm vergeben habe, in Frieden mit ihm gestorben sei." — Besser, Ihre Majestät schriebe sogleich, bemerkt Roloff. — „Nein, wenn ich tot bin", beharrt der Natursohn — es ist doch sicherer so[1]! Ein nicht zu spaltender, knorriger, mächtiger Block von Mannheit und Einfalt und Aufrichtigkeit, wie man ihn selten unter den heutigen Söhnen Adams, unter den gekrönten Söhnen beinahe niemals zu sehen bekommt. Beim Abschied sagte er zu Roloff: „Er schont meiner nicht. Er tut seine Pflicht als ein guter Christ und ehrlicher Mann[2]."

Roloff, entnehme ich, hatte verschiedene Gespräche mit dem König und verweilte zu diesem Zweck mehrere Tage in Potsdam. Die obigen Mitteilungen stammen aus dem Seckendorffschen Nachlaß (waren vermutlich vom jüngeren Seckendorff ausgekundschaftet worden) und sind bloß „Mai" datiert. Von den zwei Potsdamer Predigern, deren einer der reformierte Hofprediger Cochius ist, gab jeder für sich Aufzeichnungen von Gesprächen und Umständen heraus[3], die, soweit sie uns angehen, ähnlichen Inhalts sind und denselben derben Natursohn zeigen, der mit seiner ganzen Sehkraft in die nahe Ewigkeit hineinblickt und auf eine menschliche und nicht unmenschliche Weise in den Fluten der Zeit versinkt. „Wa, wa, welch großer Gott ist das, der die Kraft der stärksten Könige zerbricht[4]!"

Der Zustand des armen Königs ist sehr ruhelos, täglich schwankend; er hat keine Geduld im Bette, schläft sehr schlecht, ist auf, wenn es nur immer möglich ist, läßt sich in seinem Rollstuhl herumfahren, sogar ins Freie: sieht eine Zeitlang so kräftig aus, als könne er noch monatelang leben, und versinkt dann wieder in ohnmächtige Schwäche, wie wenn ihm nur noch wenige Minuten blieben. Friedrich korrespondiert von Rheinsberg aus insgeheim mit dem Doktor Eller und hat sonstige Freunde in Potsdam, deren geheime Nachrichten er mit vieler Spannung liest[5].

[1] Sie schrieb demgemäß („nicht imstande, ohne viele Tränen zu schließen") einen ehrlichen verständigen Brief (wenn auch von mittelmäßiger Orthographie), „Berlin, 1. Juni 1740" — liegt nun im Staatsarchiv: „Royal Letters" vol. XLIV. Prussia, 1689—1777.

[2] Notata ex ore Roloffi („in dem Seckendorffschen Nachlaß gefunden", kein Datum als „Mai 1740") in Förster II. 154, 155; in einer fragmentarischen Gestalt, ergänzt in Pöllnitz II. 545—549.

[3] Cochius, des Hofpredigers, Bericht von seinen Unterredungen (die erste am „Freitag, dem 27. Mai 1740, vormittags um 9") nebst darauffolgendem Bericht von Oesfeld (Kaplan der Riesen), der den Cochius gewöhnlich begleitete — sind enthalten in Seyfart, Geschichte Friedrich des Großen (Leipzig, 1783—1788) I. (Beilage) 24—40. Seyfart war Regimentsauditor in Halle; sein Werk, zuverlässig wenn auch stupide, besteht fast gänzlich aus allerhand Beilagen und Notizen, die lobenswert genau und oft kurios sind und wie die meisten Bücher kein Register für einen unglückseligen Leser haben.

[4] Worte des sterbenden Frankenkönigs Chlothar. D. Übers.

[5] Brief an Eller, 25. Mai 1740 (Oeuvres XVI. 184).

Am Donnerstag, dem 26. Mai, trifft ein Eilbote von Eller oder den Potsdamer Freunden in Rheinsberg ein: er solle schnell kommen, wenn er seinen Vater noch lebend sehen wolle! Der Schritt mag auch Gefahr haben, doch Friedrich, von einer Welt von Gefühlen getrieben, ist am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang unterwegs. Seine Reise kann man sich vorstellen; Ähnliches begegnet allen Menschen. Endlich angekommen, bemerkt Friedrich, als er rasch um eine Ecke des Potsdamer Schlosses biegt, in der Ferne einen Haufen Menschen: es ist sein Vater in seinem Rollwagen — nicht sterbend, sondern im Freien, der Grundsteinlegung eines Hauses beiwohnend. Das Haus ist für einen gewissen Philipps bestimmt, einen sauertöpfigen Engländer in seinen Diensten, der nicht die beste Zunge, selbst nicht der Majestät gegenüber, besitzt, aber in der Behandlung englischer und anderer Pferde hierzulande nicht seinesgleichen hat und daher ein Haus verdient, ehe wir sterben. Sehen wir an diesem schönen Maitag den Anfang dazu machen! Über Philipps, der tief in Friedrichs Zeit hinein lebte und grobe Reden (in gemischtem verständlichen Dialekt) ausstieß, wenn man ihn in seinem Stallwesen oder sonstwie behelligte, habe ich weiter keine Nachricht erhalten können: dem Manne lag nichts daran, in der Geschichte aufgezeichnet zu werden (ein sehr kleiner Dienst für einen Menschen), es lag ihm daran, ein schmuckes Haus zu bekommen und seine Pferde gut zu besorgen; der glückliche Philipps!

Sobald Friedrich Wilhelm seinen Sohn von weitem erblickte, streckte er die Arme nach ihm aus; der Sohn sank kniend an seine Brust, und sie umarmten sich weinend. Mein Vater, mein Vater; mein Sohn, mein Sohn! Es war eine Szene, dazu angetan, alle Anwesenden und selbst den Philipps zu Tränen zu rühren. — Die Aufregung schadete dem siechen Könige vermutlich, man mußte ihn sogleich wieder in sein Zimmer bringen, da seine scheinbare Stärke schon wieder verschwunden und das Bett der einzige Aufenthalt für ihn war. An demselben Freitag diktierte er einem seiner Minister (Boden, der immer zur Hand war) die Instruktionen für seine Bestattung, ein ungeschlachtes, charakteristisches Stück, das dem Leser vielleicht bekannt ist, zu lang und zu ungeschlacht, um hier wiedergegeben zu werden[1].

Man soll ihn in seiner Uniform mit militärischem Anstand begraben; die Potsdamer Grenadiere sollen die Eskorte bilden, dreimal feuern (gut feuern, „nicht plackern"), so und so oft die Kanonen lösen — und nicht viel Lärm und prunkvolle Zeremonie machen: Schlichtheit und Anstand wünscht der Bewohner dieses eichenen Sarges, wie es seine Art war, als er Eigentümer größerer Räume gewesen. Der Sarg, den er längst anfertigen ließ und im Schlosse bereitstehen hat, ist von starker Tischlerarbeit, mit ledernen Riemen und anderen Verbesserungen; er sieht sich ihn von Zeit zu Zeit an und tröstet seine wilde Phantasie mit diesem Anblick: „In diesem Bette

[1] Abschrift davon in Seyfart (ubi supra) I. 19—24; in usw.

will ich recht ruhig schlafen", hörte man ihn sagen. Das Bild seines Begräbnisses, bemerken wir, ist in ihm von lebendigster Anschaulichkeit, der schaffenden Einbildungskraft eines Defoe gleichkommend. Alles wird gesehen, ist bis auf die geringste Kleinigkeit angeordnet: der Sarg soll von dem und dem zu der und der Tür hinausgetragen werden; dies Bataillon soll sich hier anschließen, jenes dort, „das Gewehr umgekehrt unter dem linken Arm"; gespielt werden soll die Melodie von: „O Haupt voll Blut und Wunden", denn dies Trauerlied gefiel Sr. Majestät, der sich in seiner Art auf Musik verstand und sie liebte. Der gute Naturmensch: ein stummer Poet, wie ich immer sage; gar stumm, aber wahr — sein Wert groß und ungekannt in diesen geschwätzigen Zeiten. An ebendiesem Freitag ward Cochius zuerst geholt; Cochius und Oesfeld sind „etwa um neun Uhr" bei ihm.

Während der nächstfolgenden drei Tage (Samstag bis Montag) hielt Friedrich Wilhelm, wenn es sein Husten und seine vielen Leiden erlaubten, lange geheime Unterredungen mit seinem Sohne, weihte ihn augenscheinlich in die Staatsgeheimnisse ein, belehrte ihn über Personen und Dinge, über alles, was er am nützlichsten für ihn erachtete. Welche Lehren er ihm gab, ist uns unbekannt; die Art und Weise, in der sie aufgenommen wurden, hat dem alten Manne Freude gemacht: man hörte ihn, wohl öfter als einmal, wenn die Generäle hereingerufen wurden und die Unterredung eine Weile unterbrochen wurde, sagen: „Aber tut mir Gott nicht viel Gnade an, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben hat?" Und die grimmig mitfühlenden Generäle gaben wohl ihren Beifall zu erkennen, suchten ein wenig zu plaudern, konnten wenigstens rauchen und freundlich dreinblicken, bis der König zur Fortsetzung der Belehrung seines Nachfolgers Kraft genug hat. Alles übrige war so gut wie abgemacht für ihn, nur dies eine war noch zu tun übrig geblieben. Wenn das einmal geschehen ist (beendigt Montag nacht), warum nicht ganz und gar abdanken und mit Muße, sei es in einem Tage oder in einem Monat, sterben, da nun nur dies allein noch zu tun übrig ist? Friedrich Wilhelm beabsichtigt es so.

Sein Zustand war auch weiterhin schwankend, ungewiß, unruhig. Man hörte ihn Gebete murmeln; mitunter sagte er wohl: „Betet, betet!" und mehr als einmal in tiefem Tone: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht!" Dieser wilde Natursohn findet, in Leben und Tod, in Gericht und Ewigkeit hineinblickend, daß diese Dinge gar groß sind. Auch folgendes ist ein charakteristischer Zug. Er ließ sich oft das Lied: „Warum sollt' ich mich denn grämen" vorsingen oder sang es mit, denn er hatte einen besonderen Wohlgefallen daran; aber allemal bei den Worten: „Nackend werde ich auch hinziehen", sagte er mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit: „Das ist nicht wahr, ich werde in der Uniform begraben werden": laßt uns exakt sein, da wir nun einmal dabei sind! worauf man dann mit dem Singen fortfuhr. „Der verstorbene Graf

Alexander von Wartenberg" — Hauptmann Wartenberg, den wir kennen — „pflegte dies zu erzählen[1]."

Dienstag, den 31. Mai, „früh um ein Uhr", ward Cochius wieder gerufen. Er fand den König in sehr frommer Stimmung, aber in großen Schmerzen und in Furcht, sie möchten noch lange dauern. Cochius betete mit ihm, redete ihm erbaulich zu. „Ich habe mein Gedächtnis verloren", sagte der König; „ich bin nicht mehr imstande zu beten, ich habe alle meine Gebete vergessen." — „Gebet besteht nicht in Worten, sondern in Empfindungen und Gedanken", sagte Cochius und beruhigte den schwer beladenen Mann, so gut er konnte. „Lebt wohl", sagte Friedrich Wilhelm endlich, „wahrscheinlich sehen wir uns in dieser Welt nicht wieder." Darob brach Cochius in Tränen aus und begab sich weg. Um vier war der König wieder aus dem Bette, wünschte seinen jüngsten Buben, der die Masern hatte, aber in der Besserung war, zu besuchen: „Du armer kleiner Ferdinand, lebe denn wohl, mein Knäblein!" Dies ist der Vater jenes geistreichen Louis Ferdinand, der bei Jena umkam und von dem Berlin in gewissen emanzipierten Kreisen noch immer mit Bedauern spricht. Er, jener Louis Ferdinand, besaß schöne Eigenschaften, schwärmte aber weit ab in die Bereiche des Radikalismus, der romantischen Liebe, des Champagners und ward an der Schwelle von Jena verzweifelt fechtend niedergehauen — vielleicht zu seinem Glücke.

Aus dem Zimmer des kleinen Ferdinand läßt sich Friedrich Wilhelm in das Gemach der Königin Sophie rollen. „Fiechen, o mein Fiechen, steh auf! Heute sterbe ich; du mußt heute bei mir bleiben!" Die gute Frau steht auf: ich weiß nicht, ob dies das erstemal war, daß sie so geweckt wurde, aber es erwies sich als das letztemal. Der König hat beschlossen, als erstes abzudanken, und alle Würdenträger und Gesellschafter des Krankenzimmers, darunter Pöllnitz, werden nicht lange nach Sonnenaufgang herbeigerufen, um Zeuge davon zu sein. Pöllnitz kam, nachdem er sich eilends angekleidet hatte, um fünf Uhr an: auf einem der Gänge sieht er den Räderstuhl und den armen kranken König; bleibt stehen, um ihn vorüberfahren zu lassen: „Es ist vollbracht, sagte der König, als er mich im Vorbeifahren bemerkte: er hatte seine Nachtmütze auf und war mit einem blauen Mantel bedeckt." Man brachte ihn in sein Vorzimmer; hier soll sich die Gesellschaft versammeln, viele sind schon da.

Von diesem Zimmer kann man den Marstall übersehen. Friedrich Wilhelm befiehlt, daß man die Pferde herausbringe: Fürst von Anhalt-Dessau, mein ältester Freund, Oberst Hacke, mein treuester Generaladjutant, wählt euch jeder ein Pferd, das beste, das ihr entdecken könnt, es ist mein letztes Geschenk an euch. Der Dessauer zeigt schweigend mit stumm dankender Geberde auf das erste beste Pferd. „Sie nehmen gerade das schlechteste", sagte Friedrich Wilhelm, „nehmen Sie doch dieses, das ist gut, ich stehe dafür!" Der finstere Alte Dessauer dankt schweigend; sprachloser

[1] Büsching (im Jahre 1786): Beiträge IV. 100.

Schmerz liegt auf dem strengen Schießpulvergesicht, und er scheint sogar mit Tränen zu kämpfen. „Nicht doch, mein Freund", sagte Friedrich Wilhelm, „wir müssen alle der Natur unsere Schuld bezahlen."

Als nun die Generäle, die Königin, Friedrich, Minister Boden, Minister Podewils und sogar Pöllnitz sämtlich versammelt waren, gibt Friedrich Wilhelm vor der Versammlung eine Erklärung von beträchtlicher Länge ab, die der Major Bredow (da des Königs Stimme zu schwach ist) Wort für Wort laut wiederholt[1], damit alle hören mögen: „Daß er zugunsten seines guten Sohnes Friedrich die Regierung niederlege, daß auswärtige Höfe davon in Kenntnis zu setzen seien, daß ihr alle meinem Sohne treu sein möget, wie ihr es mir waret" — und was sonst noch dazu gehört. Darauf antwortet der besonnene Podewils, daß vor allen Dingen eine Urkunde über diesen hohen Akt ausgefertigt werden müsse — ist diese erst unterzeichnet, so tritt die hohe königliche Verfügung in allen Stücken in Kraft. Ach, ehe Podewils ausgesprochen hat, wird der König ohnmächtig und zu Bett gebracht: es ist kaum wahrscheinlich, daß eine Abdankungsurkunde nötig sein wird.

Noch kam Steigen und Sinken; saures schwankendes Abmühen, wie der arme König an diesem Vormittag der letzten Ruhe entgegenkämpft. Er war wieder am Fenster, als die Wachtparade aufzog, er sah sie zum letztenmal aufmarschieren[2]. Darauf neuer Rückfall, neues Schwanken. Es war elf Uhr, als Cochius wieder gerufen wurde. Der König lag stumm und scheinbar noch immer bewußtlos im Bette; Cochius betet inbrünstig und mit lauter Stimme, damit der sterbende König ihn verstehen und mitbeten könne. „Nicht so laut!" sagte der König, indem er zu sich kam. Er hatte sich erinnert, daß es die Jahreszeit sei, da seine Bedienten neue Livreen erhielten; sie sollten heute in ihren neuen Röcken vor ihm erscheinen: „O Eitelkeit! o Eitelkeit!" rief Friedrich Wilhelm beim Anblick des betreßten Plüschs aus. „Betet für mich, betet für mich; meine Hoffnung ist im Erlöser!" sagte er oft. Seine Schmerzen, seine Schwäche sind groß; das Tauwerk eines gar zähen Herzens reißt stückweise entzwei. Einmal forderte er einen Spiegel, das ist sicher — der ungeschlachte wilde Mann, Naturmensch bis ans Ende. Man brachte den Spiegel. Was er beim Anblick seines Gesichtes gesagt hat, wird uns verschieden gemeldet: „Nicht so abgemagert, als ich mir eingebildet hatte", lautet Pöllnitzens Bericht und ist der wahrscheinlichste — obwohl er vielleicht verschiedenes sagte: „Ein häßliches Gesicht, schon so gut wie tot"; und er setzte das Beschauen mehrere Augenblicke fort[3]. Ein schauerliches, absonderliches Ding.

„Fühl Er meinen Puls, Pitsch", sagte er, als er den Oberchirurg seiner Riesen erblickte: „Sage Er mir, wie lange ich noch zu leben habe." —

[1] Pöllnitz II. 562.
[2] Pauli VIII 280.
[3] Pöllnitz II. 564; Wilhelmine II. 321.

„Leider ists bald aus“, antwortete Pitsch. — „Sage Er nicht leider; aber woraus schließt Er das?“ — „Der Puls bleibt ganz zurück!“ — „Das ist nicht möglich“, sagte er, indem er den Arm aufhob: „Wie könnte ich die Finger so bewegen, wenn der Puls schon zurückgetreten wäre?“ Pitsch blickt traurig standhaft darein. „Herr Jesu, dir lebe ich; Herr Jesu, dir sterbe ich; du bist im Leben und Tode mein Gewinn.“ Das waren die letzten Worte, die Friedrich Wilhelm in dieser Welt gesprochen hat. Er fiel wieder in eine Ohnmacht. Eller gab dem Kronprinzen ein Zeichen, die Königin wegzuführen. Kaum waren sie aus dem Zimmer, so hatte sich die Ohnmacht zum Tod vertieft, und Friedrich Wilhelm, ausruhend von all seinen Mühen, schlief mit den Ursöhnen Thors.

Kein Berserker unter ihnen, glaube ich, auch Odin selber nicht, war von echterem menschlichen Schrot und Korn — ich muß gestehen, sein Wert für mich in diesen leidigen Zeiten ist selten und groß. Betrachtet sie die üblichen Komödianten, Papinischen Digestors, wüterischen Scharlatane und andere Arten „Könige“, die allein erlangbar sind für die gesunkenen Bedientenbevölkerungen einer dem Mammon und der Anbetung ihres eigenen Bauches hingegebenen Ära, was würde eine solche Bevölkerung nicht für einen Friedrich Wilhelm geben, damit er sie ein wenig auf dem Wege vom Orkus zurück führe? „Würde geben“, habe ich geschrieben; doch ach, es hätte heißen müssen: „sollte geben“. Was sie geben „würde“, liegt für mich trotz Wahlurnen nur allzu traurig auf der Hand: eine beständige, furchtbare Wahrheit von den Tagen des Barabbas an abwärts und aufwärts! — Dienstag, den 31. Mai 1740, nachmittags zwischen eins und zwei, starb Friedrich Wilhelm (Alter zweiundfünfzig am nächstkommenden 15. August). Am selben Tage ward sein Sohn Friedrich in Berlin ausgerufen; auswattierte Herolde, begleitet von Trompetengeschmetter und dergleichen, taten, was bei solchen Anlässen herkömmlich ist.

Samstag, den 4. Juni, wird des Königs Leichnam öffentlich ausgestellt; ganz Potsdam kann kommen und schauen. Er liegt da, in seiner Uniform, in seinem eichenen Sarg, auf erhöhtem Gerüst mitten im Zimmer; anständige Leichendraperien, Lampen, Kränze, Banderolen schmücken das Zimmer und ihn: zu seinen Füßen auf einem schwarzsamtenen Taburett liegen die ritterlichen Wahrzeichen, Helm, Handschuhe, Sporen, und auf ähnlichen Taburetts zur Rechten und Linken seine militärischen Ehrenzeichen, Hut und Schärpe, Schwert, Standarte und was sich sonst gehört. Schweigend ringsum sitzen neun hohe militärische Veteranen: Buddenbrock, Waldau, Derschau, Einsiedel und noch fünf andere, die wir zu nennen unterlassen. Schweigend sitzen sie da. Ein schauerlicher ernster Anblick beim Scheine des Lampenlichts, wenn man aus der Junisonne hereintritt. Viele kamen, den ganzen Tag hindurch; blickten noch einmal auf das Antlitz, das verschwinden sollte. Punkt zehn Uhr nachts wird der Sarg geschlossen; zwölf Potsdamer Hauptleute tragen ihn auf ihren Schultern, vierund-

zwanzig Korporäle mit Wachsfackeln, vierundzwanzig Feldwebel mit umgekehrten gesenkten Hellebarden, einige Generäle, die befohlen sind, und sehr viele freiwillige folgten; diese nehmen die eigentliche Bestattung vor — tragen den Leichnam in die nahe Garnisonkirche, wo Geistliche warten, und setzen den eichenen Sarg und alles in einen marmornen Sarg dort in einem Seitengewölbe bei, das Touristen bekannt ist[1]. Es ist das Ende der Woche, und die wirkliche Bestattung ist geschehen — beschleunigt aus Ursachen, die sich erraten lassen.

Kindliche Pietät beabsichtigt keineswegs, einen geliebten Vater um das spartanische Zeremoniell zu bringen, das er sich für seine Todesfeier erdacht hat: nichts weniger als das. Kindliche Pietät will es pünktlich erfüllen; will nur noch das Mögliche an musikalischer und sonstiger Pracht hinzufügen, um ihre Liebe noch mehr zu bezeugen. Und so geschieht fast drei Wochen nachher, am 23. des Monats, mit Hilfe Dresdener Künstler, lateinischer Kantaten und sonstigen (zwar nicht unverzeihlichen, aber doch nicht ganz passenden) Pompes das schuldige Leichenbegängnis, in dem kein Leichnam, sondern ein Wachsbild gegenwärtig war — und die hinterlassene Instruktion ward in allen Punkten, auch den die Potsdamer Grenadiere betreffenden, in strenger Gemäßheit erfüllt. In allen Punkten, selbst bis auf das große Leichenmahl und das Austrinken des „besten Fasses Rheinwein, welches ich in meinem Keller habe". Ade, o König.

Die Potsdamer Grenadiere feuerten ihre drei Salven (ohne zu „plackern", wie ich zu glauben Ursache habe, sondern gut), erhielten ihren Leichentrunk und das ihnen bestimmte Trinkgeld: es war der letzte Dienst, der in dieser Welt von ihnen gefordert wurde. Noch an demselben Abend wurden sie aufgelöst, alle viertausend auf einmal, und hörten auf, als Potsdamer Grenadiere zu existieren. Obersten, Hauptleute und alle anderen als würdig bekannten Offiziere wurden befördert oder wenigstens versetzt. Von den Gemeinen wurde eine Minderzahl, von nicht unmenschlicher Größe und tüchtige Soldaten, in ein neues Regiment auf dem gewöhnlichen Fuße formiert: die stupide schlotterfüßige acht Fuß große Masse ließ man ihres Weges gehen, wohin sie immer wollten, oder bei geringer Pension dahinvegetieren; der irische Kirkmann und einige wenige andere, die nicht schiefbeinig oder ohne Kopf waren, wurden als Heiducken in den königlichen Palästen angestellt und sollen sich als solche stattlich ausgenommen haben.

Hier sind noch zwei Dinge, die sich aus dem Meere nichtssagenden Zeuges herausfischen lassen, und über die der Leser nachdenken kann, bis die folgenden Bücher sich auftun.

Als der letzte Atem aus Friedrich Wilhelm entflohen war, eilte Friedrich auf sein Zimmer, saß da völlig in Tränen, zurückblickend durch den Schlund der Vergangenheit auf einen solchen Vater, der ihm nun für immer entrückt war. Alles war traurig und weich im Mondlicht der Erinnerung — der

[1] Pauli VIII. 281.

dahingeschiedene Teure gänzlich im Recht, wie wir es nun ansehen, wir gänzlich im Unrecht! — dies, wie es sich zeigt, war des Sohnes feste Meinung. Sieben Jahre später schließt Friedrich die durchaus mit loyaler Bewunderung geschriebene Geschichte seines Vaters mit diesen Worten: „Die häuslichen Verdrießlichkeiten dieses großen Fürsten haben wir mit Stillschweigen übergangen: angesichts der Tugenden eines solchen Vaters muß man gegen die Fehler der Kinder einige Nachsicht haben[1]." Völlig in Tränen sitzt er nun, brütend über diese traurigen Dinge.

Nach einer kurzen Weile wagt sich der Alte Dessauer, der eben nach Dessau abreisen will, herein zu dem Kronprinzen, der nicht mehr Kronprinz ist; „umarmt seine Knie", bietet weinend sein Beileid, seinen Glückwunsch dar — hofft zugleich, daß seine Söhne und er ihre bisherigen Stellen behalten werden, und daß er, der Alte Dessauer, „dieselbe Autorität wie unter der vorigen Regierung haben werde". Bei dieser letzten Klausel blitzen Friedrichs Augen tränenlos, seltsam olympisch auf. „In Ihren Stellen gedenke ich keine Änderung zu machen; aber was die Autorität anlangt, so weiß ich von keiner als der, die dem Könige als Souverän innewohnt!" Was gleichsam dem Alten Dessauer den Atem benahm und ihn mit einem schmerzhaften Gemisch von Gefühlen, unter welchen Staunen nicht fehlte, wieder heimschickte.

Zu einer späteren Stunde desselben Abends begab sich Friedrich nach Berlin, wo er mit großem Jubel begrüßt wurde. Er schlief da, nicht ohne bunte Träume, wie man sich vorstellen kann, und beim Erwachen am folgenden Morgen war der erste Laut, den er vernahm, der Zuruf des Regiments Glasenapp, das unter seinen Fenstern dem neuen Könige den Eid schwor. Er sprang in einem Sturme von Gemütsbewegung aus dem Bette, lief verstört hin und her, wild weinend: Pöllnitz, der in das Vorzimmer trat, fand ihn in diesem Zustand, „halb angekleidet, mit aufgelöstem Haar, in Tränen und wie außer sich". „Dieser Jubel sagt mir nur, was ich verloren habe!" rief der neue König. — „Er ist von unsäglichen Leiden befreit", bemerkte Pöllnitz. — „Es ist wahr, er litt; aber er lebte: und jetzt —[2]!"

[1] Oeuvres I. 174 (Mém. de Brandebourg; vollendet um 1747).
[2] Ranke (II. 46, 47), aus gewissen noch ungedruckten Fragmenten Pöllnitzscher Memoiren.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes



Sechstes Buch.

Das Doppelheiratsprojekt und der Kronprinz treiben im Sturme. 1727—1730.

Siebentes Buch.

Furchtbarer Schiffbruch des Doppelheiratsprojektes. Februar—November 1730.

Seite

Achtes Buch.

Der Kronprinz begnadigt. Leben in Küstrin. November 1730—Februar 1732.

Neuntes Buch.

Letzte Stufe der Lehrjahre Friedrichs. Leben in Ruppin. 1732—1736.

Zehntes Buch.

In Rheinsberg. 1736—1740.



Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig